

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band

auf das Jahr 1810.



Göttingen,
gedruckt bey Heinrich Dieterich.

Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1810

by unknown author

Göttingen; 1810

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library. Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 3. May 1810.

Berlin.

P. L. M. an

System und Grundsätze des Königl. Preussischen Churmarkischen ersten Oberforstmeisters Carl Philipp von Kropf bey Vermessung, Eintheilung, Abschätzung und Cultur der Forsten. 1807. Bey Decker. 2 $\frac{1}{2}$ Alphabet in Octav. Zwar kein vollständiges System der Forstwissenschaft, aber gewiß eines der vortrefflichsten Bücher, welche seit vielen Jahren über diese Wissenschaft erschienen sind. Vielleicht ist keine Schrift, woraus man die Schwierigkeiten, die Widersprüche und die bisherigen Mängel des Forstwesens mit größerer Ueberzeugung erkennt, als aus dieser. Man ist in vielen wesentlichen Theilen desselben noch ungewiß. Was einer mit Berufung auf seine Erfahrung behauptet, widerlegt ein anderer eben so angesehener Schriftsteller mit seiner Erfahrung. Sogar Forstordnungen, welche mit vieler Ueberlegung gemacht sind, werden in der Praxis für unthunlich oder schädlich befunden, und müssen abgeändert oder widerrufen, oder wenigstens, zum Besten der Waldungen, nicht befolgt werden. Es ist wahr, daß

die Mannigfaltigkeit des Clima, des Bodens, der Lage, der Bedürfnissen und vieler anderer Nebenumstände Ausnahmen von den doch auf guten Gründen gebaueten Regeln machen; aber es ist zu beklagen, daß diese Ausnahmen noch nicht einmahl sich haben vollständig angeben und bestimmen lassen, welches jedoch schon bey manchen andern practischen Wissenschaften, z. B. Medicin, Jurisprudenz, größten Theils möglich geworden ist. Desto dankbarer muß man den Unterricht solcher Männer, zu denen der Verfasser gehört, annehmen. Er, dessen Vorfahren, wie die Vorrede meldet, die vornehmsten Forstbedienungen gehabt haben, der selbst von Jugend auf die besten Practiker benutzt hat, und früh beym Forstwesen, und zwar in mehren Ländern, angefetzt worden, hat, nicht ohne Kenntniß der Hülfswissenschaften, welche er allen Lehrlingen empfiehlt, mit beständiger Aufmerksamkeit, mit Scharfsinn und ohne Vorurtheile, seine und Anderer Beobachtungen und Versuche benuset, und sich auf solche Weise zu einem zuverlässigen Lehrer dieser mühsamen Wissenschaft gebildet. Sein Unterricht bezieht sich inzwischen hauptsächlich auf die Forsten der Brandenburgischen Staaten, also vornehmlich auf die Cultur der Kiefern, Birken, Erlen, auf den Anbau der so genannten Sandschellen, wiewohl auch der übrigen Baumarten, auch der ausländischen, zwar nicht so ausführlich, aber doch gründlich, gelehrt ist. So liegt auch überall die Preussische Forstverwaltung zum Grunde, deren Geschichte hier mit eben so vieler Bescheidenheit, als Freymüthigkeit, geschildert ist. Auch von den dabey gebräuchlichen Rapporten, Vorschlägen, Tabellen, sind Formulare, oft mit Verbesserungen, gegeben worden. Ueber die Burgsdorffschen Schriften findet man hier eine scharfe, aber nicht ungegründete, Critik.

Das Ansehen, welches sich dieser Mann so bald mit wenigen Kenntnissen, und noch weniger Erfahrung, zu verschaffen wußte, ist wohl die Ursache, daß Niemand die Irrthümer und Widersprüche in seinen Schriften, welche sicherlich von Vielen erkannt sind, bey seinem Leben gerügt hat. Von seinen Schicksalen liefert man S. 18 Nachrichten. — Eine vollständige Zergliederung des Buchs würde zu viel Raum fodern; also nur Einiges zur Probe. Anstatt, daß in manchen Schriften die Abschätzung der Waldungen so zuverlässig als ein mathematischer Beweis gelehrt wird, so gesteht der Verf. aufrichtig, daß alle dazu angegebene Mittel bey großen Forsten zwar mühsam und kostbar sind, aber wegen der mannigfaltigen Umstände und unbestimmlichen Zufälle die Wahrheit kaum ungefähr angeben können. Auf Vermessung, Eintheilung und Abschätzung der Forsten sind in den Preussischen Staaten (mit Ausnahme der Schlesiſchen und Fräntischen Provinzen) in 27 Jahren, von Trinitatis 1778 bis dahin 1806 verwendet worden 287,827 Thaler; ohne daß dadurch eine nur einiger Maßen richtige Abschätzung wäre erhalten worden. (Bekanntlich findet man das ganze Verfahren weitläufig beschrieben in Anweisung zur Taxation der Forsten von Zennert, Berlin 1791, 95 S. in Octav, von welchem Schriftsteller man hier S. 70 Nachricht lesen kann.) Aus manchen einzelnen Forstörtern sind 6000 Klafter Holz mehr gehauen worden, als nach der Abschätzung darin seyn sollten, und in manchem Ellernbruch wäre, wenn auch alles auf einmahl zu Klaftern geschlagen wäre, überhaupt nicht so viel zu erhalten gewesen, als derselbe jährlich nach der Abschätzung liefern sollte. Alsdann, wann geschlossene, ganz bewachsene, Forsten in Gehäute eingetheilt seyn werden, wird man so kostbare Anstalten nicht

mehr nöthig haben, und erst alsdann wird es möglich seyn, den Kaufwerth eines Forstes ungefähr zu bestimmen. Berlin und Potsdam brauchen jährlich, ohne das Holz, was aus Privat-Forsten eingeführt wird, und ohne die Steinkohlen und den Torf, 261,000 Klafter von 108 Cubiffuß. Es sey nicht rathsam, Ober- und Unterholz jedes besonders anzuziehen. Auch sey es nutzbar, Eichen zwischen Kiefern zu haben, wenn der Boden dazu geschikt ist; alsdann wüchsen jene schneller und langschäftiger, als wenn sie unvermischt neben einander ständen. Ohne die dafür angeführte Erfahrung zu bestreiten, kann man doch den einen Grund, wegen der verschiedenen Nahrung verschiedener Baumarten verweigern. Nur auf diesem beruhet auch wohl die Behauptung S. 187, daß es zuträglich sey, Laub- und Nadelholz vermischt anzubauen, wiewider doch andere Practiker wichtige Gegengründe angeben. Gute Vorschriften zur Einsammlung und Ausfüng der Birken und anderer Samen. In den oben genannten 27 Jahren sind im Preussischen (ohne Schlesien und Francken) 1,246,338 Thaler zur Cultur verwendet worden, ohne die von den Unterthanen geleisteten Frohnen zu rechnen. Gute Bemerkungen über die Nachtfrost, welche im frühen Herbste viel schädlicher, als im Frühjahre sind. Warnung wider die zu frühe Einsammlung der Kienzapfen; sie soll wenigstens nicht vor der Mitte des Decembers anfangen, und vor Ende des Februars geendigt seyn. Im April sind die meisten schon samenleer. Die von Burgsdorf empfohlne Strauchegge zum Umwenden der ausgeworfenen Kienzapfen taugt nichts; damit würden sie nur in Haufen zusammengesetzt; es müßte mit Besen oder zusammengebundenen Sträuchen von Tagelöhnern geschehen. Zum Ausklegen sind nach Angabe des Verf. Darren

erbauet worden, von welchen hier Risse, Beschreibungen und Berechnungen der Kosten und der Vortheile beygebracht sind. Letztere hat man so groß befunden, daß befohlen worden, solche Darren auch für die Pommerschen und Neumarktschen Forsten zu erbauen. Die gedarrreten Zapfen werden zur Feurung, sogar nach Berlin, verkauft. Die Asche sey vorzüglich zu Seife und zur Wäsche. Die Ausrodung der Stubben mit Schießpulver sey zu kostbar und zu gefährlich. Der Grundsatz des großen Königes: Menschen sind besser, als Bäume, hat vornehmlich die Eichenwaldungen, wegen ihres guten Bodens, aufgerieben, und zur neuen Anbauung dieser besten Baumart schickt sich der dortige Boden nicht. Was jedoch noch möglich seyn möchte, ist hier gelehrt worden. Lerchen dauern nicht in dem Kieferboden, obgleich sie in den ersten Jahren, wenn sie noch nicht die untern Erdschichten erreicht haben, schnell wachsen. *Q. rubra* scheine in gutem Eichenboden zu gedeihen; nicht so die andern Americanischen Arten. *R. pseudoac.* leide zu sehr vom Winde, Wilde und Frost. S. 435 Bestätigung des Schadens des Getreides von den Verberitzen; sogar sind denen, welche sie auf Befehl angebauet hatten, nach angestellter Untersuchung Entschädigungen erteilt worden. Die inländischen Baumarten, mit der Sorgfalt gepflegt, welche ausländische erhalten, geben allemahl größern Gewinn, als letztere. S. 476 ein ungünstiger Bericht von den so sehr gepriesenen Anpflanzungen zu Tegele. Die Rosskastanien dienen dort schon lange zum Futter für Rindvieh, Schafe und Wild. Anweisung zur Urbarmachung der Sandschellen (des Fluasandes), die aber auch polemisch ist. So bedenklich das Aufpflügen in solchem Boden zu seyn scheint, so muß man doch gehen, daß es, wenn es nach der vorgeschriebenen

Vorsicht geschieht, allerdings dazu dienen kann, den Sand mit der unter ihm liegenden Erdschichte (falls sie nicht tief liegt) zu mischen. Ueber die Frage: ob die Huthberechtigten durch einen Theil des Waldes abgefunden werden können, sind hier von geschickten Männern Gutachten geliefert. Hr. v. Kr. verneint sie mit Gründen, welche das Uebergewicht zu haben scheinen. S. 837 unter welchen Umständen das Verkohlen vortheilhaft sey. Zuletzt noch eine Abbildung und Beschreibung des von v. Zanthier vorgeschlagenen Ofens zum Verkohlen, und die vom Verf. erfundene Verbesserung, welche jedoch noch nicht versucht worden. Dabey würde nicht wenig Pich, Theer, Kienöhl und Holzsäure zu erhalten seyn. Zu dem hier angegebenen Gebrauche der Säure setze man noch hinzu die Anwendung zu den Messingblechen. Die Messinghütte zu Reher im Amte Erzen, nicht weit von Pyrmont, hat dazu im J. 1777 sogar aus Schweden das so genannte Theerwasser kommen lassen, welches aber doch zu kostbar ward, und wegen des noch bengemischten Theers den Blechen leicht Flecken machte. Der merkwürdige Versuch der Verkohlung in sehr großen Oefen zu Blansko in Mähren konnte wohl dem Verf. noch nicht bekannt seyn. — Schade ist, daß dieses lehrreiche Buch in einer schwerfälligen Schreibart abgefaßt ist. Lange Perioden mit mannigfaltigen Einschübseln sind häufig, so wie sie in den Schriften der so genannten Geschäftsmänner oder Practiker gewöhnlich sind. Auch ist der Mangel eines guten Registers zu beklagen, weil den langen Capiteln nicht einmahl ein vollständiges Verzeichniß des Inhalts vorgesetzt ist, und weil manche allgemeine Lehren, z. B. vom Versetzen der Bäume, vom Ausschneideln u. dergl., gelegentlich da angebracht sind, wo man sie nicht gleich suchen möchte. Aber sehr lehrreich ist das Buch für junge und alte

Forstmänner, und auch für die, welche die Theorie oder das System der Forstwissenschaft bearbeiten wollen. Zur Kupfertafel A. fehlt die Beschreibung, welche doch Vieles hätte erklären können.

Paris.

Des für seinen rühmlichen Zweck, das Studium des Griechischen unter seiner Nation zu befördern, thätigen Hrn. Prof. Gail, nunmehrigen Mitgliedes des Instituts, Bemühung und Verdienst um den Thucydides haben wir, als Ausländer, im vor. J. S. 653 billig und unparteyisch geschätzt. Es sind noch einige Stücke zurück, die zur Ergänzung des Verichts von seiner Unternehmung gehören. Nach den acht Bändchen, welche die acht Bücher des Thucydides, mit der Lateinischen Uebersetzung gegen über, und den Lesarten unter dem Texte, ferner seit dem als neunten und zehnten Theil bereits gemeldeten Mémoire sur Thucydide und Observations littéraires et critiques, mit einer vorgesezten Lettre au célèbre Mr. Daniel Beck, Editeur d'Euripide, de Thucydide etc. die einem jungen Hellenisten sehr nützlich seyn können, sind noch hinzugekommen:

Histoire grecque de Thucydide en françois accompagné de Notes supplémentaires aux deux volumes de critiques, de Cartes géographiques et d'estampes: To. I. . . IV. 1808. vier Bände, wovon der I. II. Band die Uebersetzung (I. . . IV. Buch, und V. . . VIII. Buch) enthalten. Wir übergehen die Uebersetzung, über welche seine Landsleute urtheilen mögen; sie nimmt eigentlich nur zwey Bände ein; die dazu als To. III. und IV. bezeichneten andern beiden Bände sind die von uns bereits (eben das. S. 653, 954) als To. IX. und X. angezeigten zwey Bände: Mémoire sur Thucydide, und Observations sur Thucydide: welches angemerkt werden muß, damit

man nicht irre wird, und zwen Mahl das Eine und dasselbe rechnet. Dabey sind aber noch einzelne kleine critische Stücke zu bemerken. Der Franz. Uebersetzung ist vor To. I. S. 1... 76 vorgesetzt: *Avertissement. Notes supplémentaires. Observations critiques sur Thucydide I^r Supplement*; welches eben die *Observations littéraires et critiques* sind, welche wir, als im zehnten Bande enthalten, angeführt haben; sie betreffen einige Stellen von Sicilien, dann mehr andre Stellen im VI. Buch; Aber am Ende des zweyten Buches, so wie am Ende des vierten, des sechsten und des achten, der Franz. Uebersetzung sind jedesmahl wieder einige Blätter *Notes* angehängt. Es wäre freylich besser, wenn der ganze critische Apparat in Einem Bande zusammengefaßt wäre; doch sind jene auch einzeln abgedruckt, daß sie der Ausgabe des Griechischen können beygefügt werden; sie müssen nur nicht verwechselt werden mit den *Notes et Details supplémentaires*, welche, mit einem Blatt *Additions*, den *Observations critiques* (im To. X.) S. 296... 306 angehängt sind. Aber den völligen Nutzen kann nur derjenige daraus ziehen, der eben mit dem Lesen des Thucydides beschäftigt ist; nicht derjenige, welcher nur einzelne Stellen vergleichen will. Der Rec. hat mehrere Stellen mit angewendetem Fleiße verglichen, und sich überzeugt, daß zum nützlichen Lesen und Verstehen des Griechen viel vom Herausgeber geleistet ist, daß viele von andern Uebersetzern mißverständene Stellen von ihm besser erklärt, manche Dunkelheiten gehoben sind: aber einzelne Discussionen dieser Art, zumahl wenn sie gegen Französische Uebersetzer und Interpreten gerichtet sind, können Deutsche Gelehrte und Leser unsrer Blätter nicht interessieren; sie gehörten allenfalls in ein Journal, das ganz für Philologie und Critik bestimmt wäre.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 5. May 1810.

Paris.

Vey Bocchini: Le Jugement universel, peint par *Michel Ange Bonaroti* dans la Chapelle Sixtine à Rome, divisé en XVII Planches, gravées au trait par *Thomas Piroli*, publié par *Bocchini*. Folio, mit zwey Blättern Text. 1808.

Michel Angelo's unsterbliches Werk wurde bald nach seiner Vollendung von mehreren Künstlern in Kupfer gestochen, so daß man über 24 Abbildungen zählen kann, die Vorstellungen einzelner Gruppen und Theile ungerechnet. Allein die meisten Kupferstiche sind Copien nach Copien, und leider gehören auch die vor uns liegenden zu dieser Gattung. Der Herausgeber erklärt sich selbst für einen Copisten nach den Blättern des Hrn. Metz, wiewohl er es fein ausdrückt. "Mr. Metz, graveur et dessinateur distingué de Rome, est le seul qui ait consacré plusieurs années à un pénible travail, en dessinant d'après l'original, et gravant dans des grandes dimensions le Jugement dernier avec un talent des plus exquis, de manière à faire connoître la science profonde

Ω (3)

des contours, du mouvement et du raccourci des figures, science dans la quelle Michel Ange a tant excellé. . . . C'est cet ouvrage qui nous a donné l'idée d'engager Mr. Thomas Piroli, à marcher sur les mêmes traces . . . Mr. Piroli a suivi le plan de Mr Metz" u. s. w. Also eigentlich ein verkleinerter Nachstich der Blätter des Hrn. Metz, der übrigens vielen unbemittelten Künstlern und Liebhabern willkommen seyn wird. Nach dem Gefühl des Rec. sehen diese modernen Copien den ältern, vorzüglich des Giorgio Mantovano, weit nach. Diese haben eine gewisse Größe und Kraft in den Bewegungen der Figuren und Leben und Geist in den Physiognomien, Vorzüge, welche man in den neuern Blättern vermißt, deren Urheber sogar sich einige Freheiten herausnehmen. Hierzu kommt, daß man in den neuen Copien verschiedene Dinge antrifft, welche ursprünglich nicht von Michel Angelo herrühren. Denn da die Nacktheit seiner Figuren und die Stellungen der heil. Catharina und des heil. Biagijs einigen gar zu scrupulösen Päpsten mißfielen, so mußte Daniel da Volterra alles Anstößige bedecken und erhielt daher den Spottnahmen: Carto, Bracchitone, Schneider, Hosenmacher. Man erlaube dem Rec. zum Schlusse dieser kurzen Anzeige einen Rückblick auf das Schicksal der Kupferstecherey. Die Kunst, mit dem Grabstichel zu arbeiten, scheint sich immer mehr ihrem Ende zu nähern. Die leichte Behandlung der Nadel und des Scheidewassers, so wie andere Manieren, welche die Dilettanten wohlfeil und schnell befriedigen, mögen wohl die Hauptursachen seyn. Skizzenhafte Umriffe von Münzen, Griechischen Vasen, Basreliefs und Statuen nehmen überhand. Allein es ist unmöglich zu billigen, wenn dieses Mittel einer allgemeinen Verbreitung

der Hauptideen von Kunstwerken auch auf architectonische Producte und auf die Werke des nachahmenden Pinsels ausgedehnt wird. Die Freunde des Skizzenhaften mögen zum Lobe der Umriffe sagen, was sie wollen; selbst die feurigste Phantasie wird unmöglich den Mangel des Colorits, des Hell und Dunkel, der Luftperspective, der ganzen technischen Behandlungsart ersetzen können. Wie viel geht nicht dadurch verloren, und wie wenig bleibt übrig, wenn die Umriffe nicht einmahl das Verdienst der Treue und Originalität haben, wie es bey diesem Werke der Fall ist, in welchem dem Rec. Untreue und offenbare Fehler der Zeichnung in die Augen springen?

Zürich.

In der Buchhandlung von Füßli und Compagnie: Heinrich Fuesli's sämtliche Werke, nebst einem Versuche seiner Biographie. *Zweytes Heft.* 1810. 16 S. Biographie, und 8 Seiten Erklärung der 8 Kupferstiche in Querfolio.

Wir haben den ersten Hest von Fuesli's Werken in unsern Blättern vom J. 1809 (St. 67 S. 657) angezeigt. In dem vor uns liegenden zweyten beginnt die Biographie mit dem Zeitpunkt, in welchem Fuesli das Studium der Theologie aufgab, und eine geistliche Tragödie, den Tod Sauls, schrieb. Durch die politische Verbindung mit Lavater'n und den Gebrüdern Hess, deren eigentliche Tendenz nicht ganz klar ist, zog er sich Unannehmlichkeiten zu, die ihn bewogen, mit Sulzer'n im J. 1763 nach Berlin zu reisen. Auf dieser Reise studirte er die Briefe, welche Winkelmann an seinen Vater geschrieben hatte, und die auch späterhin gedruckt wurden, und die Kupferstiche nach Raphael's Werken. In Augsburg bewunderte er vorzüglich die

fu. v. h.

Mahlereyen von Schönfeld und Zintoretto, und den Engel über dem Arsenal von Johannes Reichel. Seine Bemerkungen über diese Gegenstände schrieb er nieder, und schickte sie an Oeser nach Leipzig. Hier lernte er die damahls berühmten Männer, Ernesti, Gellert, Weisse und Andere kennen, und besorgte acht Zeichnungen zur Noachide seines Freundes Bodmer. In diesen Blättern herrscht bereits seine Neigung zum Abenteuerlichen und Bizarren, die bey ihm immer zunahm. In Berlin machte er mit Spalding und einem jungen Engländer Bekanntschaft, den er nach Frankreich und Rom begleitete, wo er sich gänzlich der Kunst widmete. Zuletzt ging er nach London. Was ihn vorzüglich bewog, den geistlichen Stand zu verlassen, war der große Eindruck, den Rousseau's Schriften auf seinen Geist und seine Aeußerungen hatten, wodurch er in den Verdacht des Deismus und Socinianismus kam. In England übersetzte er einige kleine Schriften von Winkelmann in die Landessprache, wurde Erziehler eines Lords, und ward dadurch so reichlich belohnt, daß er die freundschaftliche Unterstützung von Bodmer, Sulzer und einigen Andern nicht mehr annahm. Freylich waren Viele mit seinem eigenthümlichen Gange nicht recht zufrieden; allein er bekümmerte sich nicht um das Urtheil des Publicums, sondern ging dreist und keck auf seiner Bahn fort. So weit die Biographie. — Die Kupfer sind folgende: **Der Tod des Oedipus.** Ein schreckliches Ungewitter verkündigt dem Unglücklichen sein nahes Ende. Er sitzt zwischen seinen Töchtern Antigone und Ismene. Die Gruppe ist gut pyramidalisch angeordnet; allein die Bewegung der Hände des Oedipus ist lächerlich. — 2. **Lear und Cordelia.** Der König wird von seiner Tochter umarmt; er hat einige helle Augenblicke, und redet sie an: "Lacht

nicht über mich", sagt er, "denn so wahr ich lebe, ich denke, diese Lady hier sey mein Kind Cordelia. Sind deine Thränen naß? Ja wahrlich, ich bitte dich, weine nicht. Du mußt Geduld mit mir haben. Vergiß und vergib. Ich bin alt und kindisch". Die Scene ist tragisch, aber dem Künstler ganz verunglückt. Lear ist eine Caricatur, ohne Adel und Größe. — 3. Die drey Hexen aus Macbeth. Drey abscheuliche alte Weiber im Profil legen die Finger auf die Lippen, und strecken die andere Hand aus. Süßli hat sich ganz an die Shakspearischen Worte gehalten: "Sieh, wer sind diese da, so grau von Haren" u. s. w. — 4. Der Besessene. Ein Besessener sucht zu entfliehen, und verschmäht die Hülfe einiger Priester, welche mit Weihwasser und andern Mitteln den bösen Geist vertreiben wollen. Eine elende Caricatur; — 5. Capus Marius und der Cimbrische Soldat. Marius liegt im Kerker. Sylla kann keinen Bürger finden, der den Held ermorden will, und schickt also einen fremden Soldaten, nach Einigen einen Embrier, nach Andern einen Gallier, ins Gefängniß. Ein Blick des Marius entwaffnet ihn; er läßt den Dolch fallen, und entflieht. Diesen Moment hat der Künstler gewählt. Der Soldat macht eine so possierliche Stellung, wie man sie beym Harlekin auf der Bühne zu sehen gewohnt ist. — 6. Der Schweizerbund. Die Nahmen Walther, Arnold von Melchthal, und Werner von Stauffach, sind so bekannt, daß eine Erklärung des Blattes überflüssig wäre. Sie geben sich die Hände, und schwören, ihr Vaterland von der Tyrannen zu befreyen. Viel zu theatralisch! — 7. Adam und Eva, oder Satan, von Ithuriels Speer berührt. Milton ist für Süßli eine reiche Fundgrube, daher er auch vor ein paar Jahren eine eigene Galle-

rie zu London eröffnete, welche nur Gegenstände aus jenem Dichter enthielt (s. Fiorillo's Geschichte der Malererey in Großbritannien S. 787). Das Bild ist aus dem vierten Gesange entnommen, und stellt die ersten Eltern vor, welche durch ihren Schutzengel Gabriel vertheidigt werden, indem er den Ithuriel und Zephon abschießt, um den Satan zu verjagen. Die Figur des Satan ist imponirend, und nicht übel gerathen. — 8. **Belisane und Perceval** unter der Bezauberung des Urma. Eine romantische Dichtung des Mittelalters. Wenn es darauf ankömmt, Hexen, Geister, Kobolte, zu mahlen, so ist Kießli in seinem Element. Aber wie kann ein Künstler über die Grenzen seiner Kunst so unwissend seyn? Und doch ist er der Liebling einer ganzen Nation!

L. Plarrk

Lübingen.

Ben Cotta: Das Buch Hiob, bearbeitet von Joh. Friedr. Gaab, Prof. der Philos. in Lübingen. Uebersetzung S. 95, Anmerkungen S. 64 in Octav.

Das Buch Hiob hat in neuern Zeiten treffliche Bearbeitungen erhalten. Während Hr. Stuhlmann seinen an Geschmack und Dichtertalent mit der Eichhorn'schen wetteifernde Uebersetzung bekannt machte, war Hr. Prof. Rosenmüller darauf bedacht, in seinem Commentar ein Repertorium der gelehrten exegetischen Untersuchungen über das Buch, nebst vielen eigenen trefflichen Bemerkungen, niederzulegen. An diese Arbeiten schließt sich die vorliegende Uebersetzung rühmlich an. Der gelehrte Verf. wählte sie als den bequemsten Weg, seine eigenen Ansichten über mehrere Stellen des Buchs kurz und bestimmt dem Publicum vorzulegen. Historische Untersuchungen über die Geschichte und den Inhalt des Buchs

hat er ganz von seinem Plan ausgeschlossen; aber auch ohne sie wird jeder Verehrer der Orientalischen Muse ihm für das, was er gegeben, aufrichtigen Dank wissen. Er hat die Eichhornische und Stuhlmannische, die ihm unter allen bekannten Uebersetzungen die vollendetsten zu seyn schienen, zu Rathe gezogen, weil es, und mit Recht, Siererey gewesen seyn würde, sie weniger gebrauchen zu wollen. Nichts desto weniger weicht er, wie es sein Zweck mit sich brachte, in vielen Stellen von seinen Vorgängern ab, nicht bloß da, wo er andern Erklärungen folgt, sondern wo ihm überhaupt der Zusammenhang und die Verbindung des Textes anders aufgefaßt werden zu müssen schien. Rec. hat in letzterer Hinsicht manche treffliche Verbesserung gefunden, z. B. Kap. 6, 10., wo die beiden Mittelsätze in Parenthese eingeschlossen, und die Beziehung des vierten auf den ersten herausgehoben ist: "Es bliebe aber mir mein Trost (Ob ich vor Schmerzen stampfen müßte, Ob er ohn' Schonung mich behandelte), daß ich des Heiligen Gebote nie verletzte"! Auch Kap. 4, 11. scheint uns das Asyndoton: "Der Starke" (der erwachsene Löwe) "geht zu Grund, weil's ihm an Beute fehlt, Die Brut der Löwin läuft verwaist umher" — richtiger, als die Eichhornische Uebersetzung: "Im muntern Altern kam er um aus Mangel neuer Beute, Denn seine Jungen hatten sich zerstreut". Nicht weniger gut ist Kap. 3, 26. das schnelle Eintreffen der Besorgniß ausgedrückt: "Oh' Ruh mir ward, und Raß und Schlaf, Kam über mich ein neuer Sturm herben". — Auch an Treue der Uebersetzung übertrifft Hr. G. oft seine Vorgänger, z. B. Kap. 3, 19.: "Der Niedrige und Hohe findt sich dort", wofür Eichhorn: "— sind dort gleich", und Stuhl-

mann: "Ob Klein, ob Groß, dort alles gleich". In der schweren Stelle Kap. 6, 7. punctirt der Verf., nach der von Schnurrer vorgeschlagenen Aenderung, und übersetzt: "Was mich anekelt anrühren, ist mir als Speise reichlich vorgesetzt". Auch anderswo sind die Verbesserungsvorschläge dieses Gelehrten aufgenommen. Neuen Erklärungsversuchen wird der Ereget häufig begegnen, wie z. B. Kap. 30, 23., 32, 13., 33, 17., die sehr prüfungswerth sind. Wir bedauern, dem Raum unserer Anzeige nach, nicht tiefer darauf eingehen zu können. Nur einige Stellen bemerken wir noch, wo uns die Gründe nicht klar geworden sind, warum Hr. G. von Eichhorn und Stuhlmann abgegangen ist. Kap. 3, 5. übersetzt Eichhorn: "ihn schände Finsterniß"; unser Verf.: "ihn eigne Finsterniß sich zu". Kap. 3, 16. ist hier gegeben: "wie die verscharrte Fehlgeburt", wofür Stuhlmann: "wie todte Fehlgeburt", und noch treffender Eichhorn: "gleich einer unbemerkten Fehlgeburt". Kap. 4, 8. ist der Ausdruck: "wie ich erfuhr", zwendeutig. Auch Kap. 2, 10. scheint die vorgenommene Aenderung der Punctation dem Parallelismus entgegen, besonders da gam mit ausgelassenem He interrogat. auch anderswo vorkömmt. — Unter dem Terte stehen kurze Anmerkungen, die dem ungelehrten Leser den Sinn, welchen der Dichter ausdrücken wollte, zu erklären die Absicht haben. Die Bemerkungen am Ende rechtfertigen theils die in der Uebersetzung ausgedrückten neuen Erklärungen, theils eröffnen sie neue Versuche, einige Stellen anders zu fassen. Daß die Uebersetzung selbst fließend und rein sey, bedarf bey einem Verfasser, wie Hr. G., keiner weitern Erinnerung.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 5. May 1810.

Leipzig.

Bowl

Bei Barth und Kummer: **Friedr. Aug. Carus**, Prof. der Philosophie in Leipzig, **Nachgelassene Werke. Fünfter Theil.** Psychologie der Hebräer. 455 S. **Sechster Theil.** Ideen zur Geschichte der Menschheit. 336 Seiten. 1809. **Siebenter Theil.** Moralphilosophie und Religionsphilosophie. 1810. 334 S. in Octav; nebst einer Vorrede des Herausgebers, von 127 Seiten.

Wir haben die vier ersten Bände des litterarischen Nachlasses des vortrefflichen Carus mit der Aufmerksamkeit angezeigt, die sie vor vielen andern Schriften aus unserer neuesten philosophischen Litteratur verdienen. (s. diese Gel. Anz. J. 1808 S. 1415, 1574, 1809 S. 388, 671). Die Anzeige des fünften Bandes, der die Psychologie der Hebräer enthält, muß der Rec. einem Andern überlassen. — Der sechste Band, der des Verf. Ideen zur Geschichte der Menschheit enthält, soll uns jetzt beschäftigen. Er ist, so wie die vier ersten, vom Hrn. Dr. Ferdin. Hand herausgegeben; vom Vf. selbst eben so wenig, wie das Mei-

N (3)

ste in den vier ersten Bänden, bestimmt, dem Publicum, wenigstens nicht in dieser Gestalt, vorgelegt zu werden, also auch in keiner Hinsicht ein ausgearbeitetes, aber doch von dem selbstdenkenden Geiste und der reinen Humanität des Vf. durchdrungenes, des ernsthaftesten Studiums würdiges, Werk. Der Herausgeber scheint gewissenhaft alles gesammelt und geordnet zu haben, was auch aus diesem Theile der nachgelassenen Handschriften des Verf. nur einiger Maßen Interessantes mitgetheilt werden konnte. Seine Gewissenhaftigkeit hat sich, wie bey den vorigen Bänden, auch auf des Verf. besondere Orthographie erstreckt; denn auch diese, z. B. in dem so oft wiederkehrenden Worte *Entwicklung* für *Entwickelung*, hat er treulich beybehalten. Ein beschwerliches und bedenkliches Unternehmen blieb es indessen immer, aus Collegienheften eines verstorbenen Professors ein Buch zu machen, besonders das Eigenthümliche des Verf. von dem, nach dem Bedürfniß academischer Vorträge Entlehnten zu scheiden, und das Einzelne nach dem im Entwurfe verzeichneten Ganzen zu ordnen; was der Verf., laut der Vorrede, gethan hat. Doch wir müssen nun das Buch nehmen, wie es vor uns liegt. Der Inhalt schließt sich auf das genaueste an die Psychologie des Vf. an. Nach den Grundsätzen über Menschheit und Menschlichkeit, die er dort aufgestellt und ausgeführt hat, ist auch sein Begriff von einer Geschichte der Menschheit gebildet. Beynahe die Hälfte der Bandes ist nur Ausführung dieses Begriffs, und Critik der Vorstellungen, die sich Andere von einer Geschichte der Menschheit gemacht haben. Daß aber Carus selbst mit diesem Begriff noch nicht so im Klaren war, wie er es wünschte, sehen wir aus einer Stelle der Vorrede, wo der Herausgeber sagt, daß der Vf. selbst ein neues Schema entworfen, und diesem Sche-

ma gemäß zeigen wollen, wie sich die Menschheit in der Welt orientirt, und auf welchen Bahnen sie die Menschlichkeit als Sieg über die Verthierung erringt. In dem Buche finden wir die Idee der Geschichte der Menschheit nach vielen Vorbereitungen erst S. 70 genauer bestimmt. Nach dieser Bestimmung soll Geschichte der Menschheit seyn: Darstellung der nothwendig erfolgenden **Erregung, Entwickelung und Ausbildung** (ein neues, nicht übel erfundenes, Wort) der **Menschennatur**, als ursprünglicher Anlage, zu dem **Menschenthume** (ein überflüssiges neues Wort für Humanität oder Menschheit im edelsten Sinne) als höchstem **Menschencharacter**. Wir erinnern uns keines Werkes, das den Begriff, auf den hier Alles ankömmt, so treffend bezeichnete. Aber um dem Verf. zu folgen, muß man mit ihm völlig einverstanden über dasjenige seyn, was denn eigentlich höchster Menschencharacter heißen soll. Ein **Ideal** der Menschheit wird hier als Ziel der Geschichte aufgestellt. Ein solches Ideal ist aber das Werk der **Abstraction**; und die Geschichte wird des **historischen Geistes**, durch den sich ihre Belehrung von der **speculativen** unterscheidet, leicht beraubt, wenn man, anstatt **factisch** zu zeigen, wohin die menschliche Natur in verschiedenen Zeitaltern u. Zuständen **wirklich** strebte, in diesen Bestrebungen nur die Annäherung zu einem philosophischen Ideale verfolgt, dessen sich die Menschheit im Ganzen nicht bewußt ist. **Historischer** verfuhr **Herder**, der wohl wußte, was höchster Menschencharacter ist, aber in seiner Geschichte der Menschheit vorzüglich zu zeigen suchte, wie die Menschen, ohne Beziehung auf ein Ideal, in verschiedenen Zeitaltern und Zuständen wurden, was sie werden konnten. Dafür aber verlor Herder das **Fortschreitende** in der **Menschengeschichte** viel zu sehr aus den Augen.

Und am Ende müssen wir doch Alle, wenn wir den specifischen Unterschied zwischen Menschheit und Thierheit fixiren wollen, zu einem Ideale zurück; weil der unterscheidende Character der Menschheit eben darin besteht, daß der Mensch, durch Vernunft u. Phantasie, idealisiren und nach dem Vollkommenen streben kann. Darauf aber müßte auch, unsers Erachtens, der Antheil, den die Philosophie an der treuen Erzählung der Geschichte der Menschheit hat, beschränkt seyn, daß der Geschichtschreiber zeigte, welche Begriffe sich die Menschen wirklich zu verschiedenen Zeiten von Vollkommenheit gemacht haben, und wie sie nach ihren, nicht nach unsern Begriffen, ein Ziel der Ausbildung, wie Carus es nennt, zu erreichen suchten. Historische Wahrheiten müssen von keiner Abstraction abhängig seyn; welches Ideal des höchsten Menschencharacters aber das wahre ist, darüber sind die Philosophen noch lange nicht einverstanden. — Lesenswerth und reich an nicht gemeinen Reflexionen ist schon die Einleitung, welche eine Reihe nicht systematisch verbundener Gedanken über Menschheit, Cultur und Geschichte enthält; z. B. daß der Mensch nicht wähen muß, seine Natur in der gemeinen Staatsgeschichte zu finden, die eine Naturgeschichte der Leidenschaften, besonders der Herrschsucht, heißen kann; daß jeder Mensch durch Beredelung seiner selbst eine reinere Geschichte der Menschheit vorbereiten kann; daß die Cultur sich von der Rohheit wesentlich durch ihr Willkührliches unterscheidet u. s. w. Zugleich enthält diese Einleitung eine Recension der meisten Schriften über die Geschichte der Menschheit. Ueber die Geschichte überhaupt und ihr Verhältniß zur Philosophie ist vom Verf. Vieles gesagt, das sich nicht in einen Auszug bringen läßt, und zum Theil auch wohl der Berichti-

gung bedarf. Die Abhandlung selbst gehet aus von einer Uebersicht der großen Anstalten der Natur zur Entfaltung der menschlichen Anlagen. Vortrefflich wird gezeigt, wie die Natur selbst die menschliche Freiheit aufregen muß, damit sie erwache und thätig werde. Darum gehet alle wahre Fortschreitung und Veredelung des Menschengeschlechts nicht von Betrachtungen, sondern von einem erhöhten Lebensgeföhle aus. Neben den natürlichen Trieben der Selbsterhaltung und der Geselligkeit nimmt der Verf. noch einen **Erweiterungstrieb** an, durch den auch in der Rohheit die Vernunft sich ankündigt. Als erste äußere Anstalten der Natur, das Menschliche im Menschen aufzuregen, werden erläutert die Wirkungen der äußern Nothwendigkeit in der Natur an dem Menschen, für den Menschen, um den Menschen, und über dem Menschen, oder, mit andern Worten, die nothwendigen Einflüsse der Abstammung, Ernährung, des Clima, und des Schicksats. Was der Verf. über die physische Entstehung des Menschengeschlechts sagt, um dadurch das Pflanzenartige und Thierische des Menschengeschlechts begreiflicher zu machen, hat uns eben so wenig, als alle älteren hieher gehörigen Hypothesen befriedigt; denn das **Wie?** der Entstehung der ersten Paare bleibt nach allen uns bekannten Naturgesetzen immer gleich unbegreiflich, wir mögen ausgehen, von welcher Analogie wir wollen. In dem Urstamme des menschlichen Geschlechts mußten, nach dem Verf., alle Uranlagen der menschlichen Natur vereinigt seyn. Wie aber der Verf. folgert, daß diese Uranlagen für alle Menschen dieselben sind, auch wenn wir mehrere erste Paare annehmen, ist uns nicht klar geworden. Ueber die ursprüngliche

Verschiedenheit der Menschen-Racen und Völkerstämme geben andere Schriftsteller bessere Auskunft, als der Verf. Auch in seinen Bemerkungen über die Einflüsse des Clima und der Nahrungsmittel haben wir wenig Neues gefunden. Desto mehr zogen uns des Verf. Bemerkungen über die Einflüsse fremder Willkühr an. Wir bedauern sehr, daß er sie nicht weiter ausgeführt hat. Vortreflich unterscheidet er die Folgen der tyrannischen Willkühr übermächtiger Menschen, die, oft mit kleinlichem Character und eingeschränktem Geiste, willkührliche Energie genug besitzen, das Schicksal eines ganzen Volks zu bestimmen, oder seinen Ruin zu begründen, von der höheren, das menschliche Gemüth selbst ergreifenden und umbildenden, Gewalt der großen Gesetzgeber, Religionsstifter, und Beherrscher der öffentlichen Meinung. Jene Menschen veranlassen, nach dem Verf., keine inneren und bleibenden Zustände; sie erschüttern und empören nur, und bewirken vorübergehende Schicksale. Aber, darf man wohl fragen, sind diese Schicksale auch dann nur für vorübergehend zu halten, wenn sie lange genug dauern, die Menschen an dasjenige zu gewöhnen, was ihnen anfangs fremd war, und sie sogar empörte? Doch glauben wir mit dem Verf., daß eine cultivirte Nation durch tyrannische Gewalt allein in ihrem Innern nicht umgebildet werden kann, selbst wenn diese Gewalt legislatorisch wirkt. Die Orientaler blieben Orientaler, auch unter der langen Herrschaft der Römer. Die Griechen wurden, was sie jetzt sind, schon unter den Byzantinischen Kaisern, als eine neue Religion, gegen ihre wahre Natur, durch dumpfen Aberglauben dem Despotismus zu Hülfe kam; und dieser Religion hängen die Griechen noch fest an,

so schwer auch der Despotismus eines Mohammedanischen Volks auf ihnen lastet. Weiter handelt der Verf. von den Wirkungen menschlicher Gemeinheiten und Institute, unter denen die religiöser vorzüglich in Betracht kommen. Mit S. 156 fängt, nach den Ideen des Verf., die Universalgeschichte der Menschheit selbst an. Drey Epochen werden unterschieden: die Epoche der Ver sinnlichung, die der Aufklärung, und die der Ver stitlichung. Die besondere Bedeutung, welche der Verf. diesen Wörtern gibt, wird erst durch den Zusammenhang ganz verständlich. Die Untersuchungen über den nachmaßlichen Urzustand der Menschheit nehmen, im Verhältniß zu den übrigen Theilen des Werks, vielen Raum ein, und führen doch nicht weiter, als bis zu dem Satze, daß wir uns das Bild des Urzustandes der Menschheit nach der Analogie der Kindheit, nicht nach dem Zustande der so genannten Wilden, entwerfen müssen. Mit prüfendem Scharfsinne geht der Verf. alle Vorstellungen durch, die man sich, bald dichterisch, bald philosophisch, von einem goldenen Zeitalter gemacht hat. Aber die psychologische Erklärung, welche der Verfasser von diesen Vorstellungen gibt, scheint uns noch immer nicht hinreichend. Mit den neuesten Schwärmern, die sich vorzugsweise Philosophen nennen, an eine ursprüngliche Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts zu glauben, hält frenlich schwer, wenn man nicht alle Analogie und Erfahrung aufopfern will, um eine speculative Dichtung aufrecht zu erhalten. Aber daß den vielen Sagen von einer goldenen Urzeit gar nichts Historisches zum Grunde liegen sollte, ist auch nicht wahrscheinlich. Die ehrwürdigste dieser Sagen, die Mosaische, läßt sich, auch wenn man sie nur von der weltlichen Seite

ansieht, um so weniger für bloße Dichtung halten, da uns die allgemeine Geschichte der Cultur nach dem Orient zurückführt, wo irgend ein Stand der Unschuld und Kindlichkeit der ursprüngliche Zustand der Menschheit gewesen zu seyn scheint. Die Erklärung, welche der Verf. von diesem Zustande gibt, so weit er sich nach der Analogie des kindlichen Daseyns errathen läßt, stimmt auch mit einer historischen Deutung der Sagen von einem Paradiese und goldenen Zeitalter ziemlich überein. Der Zustand der Wildheit, den man so oft für den ursprünglichen der Menschheit ausgegeben, ist, nach dem Verf., dem wir hierin völlig beppflichten, nur als Folge der ersten Verbreitung der Menschen auf der Erde anzusehen. Kindlich und unschuldig, aber auch unwissend und ungebildet, mußten die Menschen im Kampfe mit der Natur, dem Hunger und den Thieren zuerst verwildern, das heißt, selbst etwa Art. von Raubthieren werden, bis sie endlich durch Fortsetzung jenes Kampfes unter günstigen Umständen ihre Geistesüberlegenheit kennen lernten, und ein Bedürfniß selbstthätiger Beredlung fühlten. Daraus erklärt sich der Verf. auch den so oft besprochenen Zustand der Negervölker, die seit undenklichen Zeiten auf der niedrigen Stufe stehen, über welche sie sich durch eigene Kraft noch immer nicht erheben zu wollen scheinen. Darum aber, daß sie es von jeher nicht wollten, folgt, nach dem Verf., keinesweges, daß sie es nicht können, oder daß sie eine untergeordnete Menschengattung wären. Die Natur machte ihnen das Daseyn zu bequem, als daß sie hätten lernen sollen, sich ermannen, und an ihrer halbthierischen Rohheit kein Wohlgefallen

mehr finden. Ueber die Entstehung der Sprache hätte wohl schicklicher im Kapitel von den ursprünglichen Anlagen der Menschheit, als, in der Lehre von dem Zustande der Wilden, das Nöthige gesagt werden können. Der Verf. ist der besondern Meinung, daß das menschliche Herz die eigentliche Quelle der Sprache sey, und daß deswegen auch die Kinder das Sprechen am leichtesten von der Mutter lernen. Die vortreflichen Bemerkungen des Verf. über die Entstehung der Religion gehörten auch zu den vorhergehenden Untersuchungen, nicht zu der Auseinandersetzung des eigenthümlichen Characters der Wilden. Die Barbaren, die man sonst zwischen die Wilden und die cultivirten Menschen zu stellen pflegt, sind, nach dem Verfasser, nur zahm gewordene Wilde, die sich übrigens eben so gut, wie die eigentlichen Wilden, von unwillkürlichen Trieben und Leidenschaften bestimmen lassen. Solche Barbaren sind, nach ihm, die Hirtenvölker. — Ueber die zweyte und dritte Epoche der Geschichte der Menschheit finden wir bey dem Verf., der diese Kapitel ohne Zweifel viel weiter auszuführen gedachte, besonders lesenswerthe Reflexionen, die er aber nur zu seinem eignen Gebrauche niedergeschrieben zu haben scheint. Was er Aufklärung nennt, heißt bey Andern bürgerliche Kultur. Seine Epoche der Verstitlichung oder Bildung des Menschen durch Haupttrichtung der Vernunft auf geordnete Befriedigung aller Bedürfnisse nach dem Gefuhle des Göttlichen und der freyen Sittlichkeit, scheint uns noch sehr problematisch, wenn sie von den vorhergehenden Epochen historisch getrennt werden soll. Der Raum erlaubt uns nicht, aus

dem schätzbaren Werke noch Mehreres auszuheben. — Der siebente Band, welcher des Verf. Moral und Religionsphilosophie enthält, bedarf einer besondern Anzeige, die wir nachliefern werden.

Paris.

Der in einem der vorigen Blätter (St. 70 S. 695) wegen seines unermüdeten Eifers für die Griechische Litteratur, selbst mit beträchtlichen Aufopferungen, zu bewundernde Gelehrte, dessen Ausgabe des Thucydides vollständig an das Licht getreten ist, nähert sich nun auch der Vollendung seiner Ausgabe der Schriften des Xenophon. Es ist jetzt nicht mehr ein früher Versuch, von dem die Rede ist, wie im Theocrit. Es tritt ein bereits geübter Kämpfer in der Behandlung eines der Griechischen Classiker vom ersten Range auf, versehen mit Hülfsmitteln, die noch kein Herausgeber in dieser Gattung hatte. Wenn die Behandlung in manchen Stücken von derjenigen abgeht, an welche manche Ausländer gewöhnt sind, wenn Uebersetzungen bey uns in gelehrten philologischen und critischen Commentarien nur dann in Betrachtung kommen, wenn von critischen Schwierigkeiten und Verbesserungen die Rede ist, und man sehen will, wie der Uebersetzer die Stelle verstanden hat: so muß man bedenken, daß selbst bey der bessern Behandlung immer noch manches Nationale und Locale, zufolge der daher entstehenden Bedürfnisse, Statt findet. Der Druck des Xenophon fing sich bereits, so viel wir wissen, um 1796 an, und ist nun so weit fortgesetzt, daß allem Ansehen nach noch in diesem Jahre das ganze Werk ausgegeben werden kann. Oeuvres com-

plettes de Xenophon, traduites en françois et accompagnées du texte grec, de la version latine et de Notes critiques par *J. B. Gail*, de l'Institut de France, Professeur de littérature Grecque au Collège de France et Chevalier de l'Ordre de St. Wladimir de Russie; édition ornée de Cartes géographiques, et de figures gravées d'après les dessins de Le Barbier, et de nombreux *Specimens* de Manuscrits. Tome I... VII. in Quart, jeder Band zwischen 624 und 900 Seiten stark; der Preis 140 Francs, schön Papier und Druck, und 168 Francs auf Welinpapier.

Für uns Ausländer ist von dem darin Enthalteneu der Griechische Text, die critischen Anmerkungen und die Lesarten der Handschriften, das Wichtigste. Da wir von den bereits gedruckten Bänden das Meiste in Händen haben, so ist der Recensent gesonnen, von Zeit zu Zeit von dieser beträchtlichen Ausgabe unsern Lesern einige Notizen mitzutheilen. Ein Fortschritt in irgend einem Theile der Litteratur erweckt bey einem rechten Deutschen Gelehrten verdiente Achtung und Aufmerksamkeit, Tros *Ratulusve fuat*; in so weit ist er Kosmopolit.

Aus der Notice des Manuscrits de Thueydide et de Xenophon heben wir also so viel aus. Sie ist in drey Abschnitte (*Parties*) getheilt. Premiere Partie: Nothwendigkeit, und daneben die Schwierigkeit, der Collationirung von Handschriften. Die Einrichtung, welche Hr. Gail dazu mit großem eigenem Kostenaufwande getroffen hatte: noch über denjenigen, den er seit zwanzig Jahren bey Ermangelung einer öffentlichen Anstalt, nebst unentgeltlichen Elementar-Lektionen des Griechischen,

auf Ausarbeitung und Druck der Elementarbücher für den Griechischen Unterricht gemacht hat, mehr als 20,000 Francs. Groß ist also das Verdienst des braven Gelehrten, und man ist undankbar, wenn man es verkennen will. Ohne Elementar-Unterricht hätten die größten Hellenisten die Griechische Litteratur nicht halten können. Doch jetzt ist die Rede von zwey critischen Ausgaben. Der Rec. weiß sehr wohl die Ansprüche und Anforderungen, die sich an einen Gelehrten bey dem Gebrauche von Handschriften machen lassen, auch die Mängel, Fehler und Unvollkommenheiten, die dabey eintreten; aber es ist inhuman, nur bloß von dem zu sprechen, was noch vermist und noch verlangt werden kann, ohne das Geleistete zu schätzen, welches oft weit über die Fähigkeit und die Kräfte des Tadlers ging. Nicht weniger Unkunde des Geschäftes verrathen Gelehrte, welche die Collationirung von Handschriften für eine so leichte Sache halten, daß sie sie, ohne weiteres Nachdenken über Kosten und Zeitaufwand, von den Angestellten bey großen Bibliotheken verlangen, und es wohl gar als eine Schuldigkeit ansehen, die zu fordern sie sich berechtigt halten dürften. Zehn Jahre hat Hr. Bail dieser Arbeit des Vergleichens gewidmet, und vom Thucydides eine beträchtliche, vom Xenophon und den einzelnen Schriften aber eine noch ungleich größere Zahl, mit einer um so viel größern Ausbeute von Lesarten, zusammen verglichen. — Die Regeln, welche er bey ihrer Aufnahme in den Text befolgt habe; wider diese ist nichts einzuwenden. Er eifert gegen die Aufnahme von Correctionen nach Conjecturen: diesen Tadel zu rechtfertigen, führt er Lesarten im Thucydides und Xenophon an,

welche ihren Werth gegen gewagte Verbesserungen ins Licht setzen, zugleich aber auch als Nachlese zu den Observations des Hrn. Gail anzusehen sind. Vieles, das allen Beyfall verdient, fanden wir darin. Von diesen Lesarten gehet er S. 20 fort zur Beantwortung der Bestreitung einiger Les- und Erklärungsarten, welche Hr. Weiske, der neueste Herausgeber der Xenophontischen Schriften, gemißbilliget hat, und beschwert sich über die unfreundliche Art, mit welcher er von ihm behandelt sey. — Nun aber wagt Hr. Gail selbst Angriffe auf andere Gelehrte, besonders gegen Brunck, welche sich Conjecturen, gegen das Ansehen der Handschriften, erlaubt haben, im Philoctet und Oedipus des Sophocles S. 27, und gegen Hrn. Erfurt, auch im Philoctet. Es hat keinen Zweifel, daß er Vieles mit gutem Grunde erinnert; Wir wünschten indessen doch, er wäre bey dem Vertheidigungsplan geblieben, der ihm besser glückt. — Seconde Partie, S. 69: Notiz von den Handschriften, welche Dücker beym Thucydides gebraucht hat, und von denjenigen, welche sich in der kaiserl. Bibliothek finden, und von Hrn. Gail collationirt worden sind; ihrer sind dreizehn; sie waren schon To. IX. der Histoire de Thucydide S. 83 angezeigt, werden aber hier einzeln und genauer beschrieben. Von großem Umfange ist die Notiz von Handschriften des Xenophon, die in der kaiserl. Bibliothek verwahrt werden, mit den neit eroberten aus der Vaticanischen Bibliothek; die Handschriften enthalten, wie bekannt, bloß einzelne Schriften oder Stücke; die beste Art, diese zu verzeichnen, ist also die Folge der in den Werken Xenophons zusammengedruckten einzelnen

Stücke oder Schriften, so daß bey jeder die Handschriften beniemt werden, mit Bezeichnung derjenigen, welche bereits von andern Gelehrten und Herausgebern Xenophons gebraucht worden sind. Dieses äußerst mühsame Verzeichniß kann nicht nur für die bisherigen Hülfsmittel und ihre Behandlung oder Gebrauch nützen, sondern auch künfrig denen nützlich werden, welche einzelne Schriften Xenophons noch genauer bearbeiten, oder auch bey streitigen Lesarten die Codices selbst nachsehen wollen. Auch Scholien waren bey dem Vergleichen der Handschriften des Thucydides von Hrn. Bail nicht übergangen worden; einige hat er auch in den Manuscripts der Xenophontischen Schriften gefunden; er hat aber diese gemachte Scholien-Sammlung nicht in den Druck gegeben, so wenig, als sein Lexicon Thucydideum, weil sein Vermögen zum Druck nicht zureichte. (Beyläufig führt er ein zu Thucydides l. 24, 3. in einem Codex beygesetztes Scholion zu *ες το Ἡρωιον*. ἴπως ἐν ᾧ ἦρωας (ἦρωας) εἰς Ἰαπρον, an, woraus erhellen könne, der Scholiast habe ἦρωον gelesen. Mit Recht legt er am Ende selbst keinen großen Werth auf den Einfall des unwissenden Griechen. Eben so wenig wird man sich durch das Scholion Xenoph. Anabasis l. 5, 12. ἀφιπνεύει, ἀνευ ἵππου ἐπορεύετο irte machen lassen, sondern es wohl gar unpassend finden. Doch wir brechen unsern Vorsaß, nicht in das Einzelne uns einzulassen.)

S. 103 von den Abbréviatures (Ligatures et Abbréviations) in Handschriften und früheren Drucken, mit Beyfügung von 25 Schriftproben (Specimina) aus verschiedenen Handschriften;

Da der Recensent von diesen Schriftproben bereits einen Theil in Händen hat, und sie zum bessern Verständniß der Sache dienen, so will er sie einzeln anführen, zumahl da sie Jedem nicht so leicht lesbar seyn dürften. Es scheint auch, als legte sie Hr. Gail-Andern zum Versuch vor, ob sie sie lesen können. Acht Blätter davon sind aus den Memorabilien des Socrates MS. F. 1302, angeblich aus Sec. XI. eine abscheuliche Schrift, voll unleserlicher Abbreviaturen, an die man erst gewöhnt und geübt seyn muß. I. II. Specimen, aus I, 1, 1. bis I, 1, II. οὐδὲ γὰρ περὶ τῆς τῶν πάντων φύσεως. — III. aus I, 2, 53. ἐγὼ δὲ αὐτὸν οἶδα μὲν bis 58. τὸν δ' ἀγανοῖς ἐπέεσσιν. — IV. aus II., 6, 1. μὰ Δι' οὐ δῆτα ἔφη bis 59. κατέχειν ὥσπερ δοῦλον. — V. aus II, 8, 4. καὶ μὴν οἶγες ἐν ταῖς πόλεσι προστατεύοντες bis §. 5. μάλα περιεῖπεν. — VI. aus II, 9, 5. αὐτόν. καὶ εὐθύς τῶν συκοφαντούντων τὸν Κρίτωνα bis Ende des Buchs ἀφελολή τε καὶ εὐφραῖνοι Διόδωρον. Doch wir müssen uns mit den übrigen kürzer fassen. VII. aus eben dem MS F. gehet den Xenophon nicht an. VIII. Vergleichen von Schrift, welche darthun, daß das MS. von den Memorabilien Nr. 1643. von der Hand des Mich. Apostolius ist. — Vier Blätter, die zur Anabasis gehören, als Specimens aus dem MS. D. 1369. von Demetrius Leontares. So weit von den Schriftproben. — S. 104 bis 109 Einiges über die Accente und Schreibfehler aus der Aussprache der spätern Griechen. (Dahin gehört wohl auch, wenn Diphthongues statt Dinthongues, und Melanchton, aus χθῶν, geschrieben wird.) — Endlich Troi-

sième Partie: Notiz der Ausgaben von Xenophons gesammten und einzelnen Schriften, mit Uebersetzungen, auch S. 134 mit den Commentaren; wobey Hr. Gail vorzüglich die Beyhülfe von Hrn. de Fortia, auch von Husard, Mitglied des Instituts erster Classe, rühmt, deren Vollständigkeit andere Litteratoren prüfen werden Ueber Heinrich Stephanus S. 137 ist ein ausführlicher Artikel eingerückt; dessen Verdienste Hr. Gail rühmlichst erkennt, und ihn gegen seine Ankläger vertheidigt; nichts weniger, als ein dritter Verbesserer ohne Autorität der Handschriften war Stephanus; Man verkennt selbst seine cyrillischen Zeichen: $\gamma\phi$ bedeutet Lesarten aus Handschriften (leçons inédites); Conjecturen sind dagegen mit π , d. i. $\pi\alpha\rho\epsilon\rho\omega\nu$, bezeichnet. — S. 143 rückt Hr. Gail eine Vertheidigung gegen die von Hrn. M. Sturz im Lexicon Xenophonticum gemachten Vorwürfe ein. Könnten sich Gelehrte überwinden, bloß Wort und Sache selbst mit der Verbesserung beizubringen, ohne die Person und Nahmen ins Spiel zu ziehen: so würde die Eigenliebe von beiden Seiten ungekränkt bleiben; eben sowohl würde man den Tadel mäßigen, wenn man die Lage und Verhältnisse manches Gelehrten in Betrachtung ziehen wollte, als der Dünkel eines Andern sinken würde, wenn er auf die Hülfsmittel denken wollte, die ihm, aber Andern nicht eben so gut, zu Gebote standen; wenn er ferner die engen Grenzen seines, vielleicht wenig umfassenden, Gegenstandes bedächte, auf welchen er seine ganze Thätigkeit lange Zeit über eingeschränkt hat.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. u. 74. St.

Den 7. May 1810.

Göttingen.

St. m. in

Wir haben bisher absichtlich uns enthalten, in diesen Blättern von dem chemischen Laboratorio unserer Universität Nachricht zu ertheilen, weil die Veränderungen, welche in den letzten Jahren mit der innern Einrichtung dieser Anstalt vorgenommen worden sind, noch nicht ganz die beabsichtigte Ausführung erhalten hatten. Jetzt aber sind, durch die Liberalität unsers allergnädigsten, für die Beforderung der Wissenschaften und den Flor unserer wissenschaftlichen Institute unermüdeten, Königes, und bey der weisen Ausführung Sr. Excellenz des Herrn Ministers des Innern, Grafen von Wollfradt, und vermittelst der rastlosen Bemühungen unsers General-Directors des öffentlichen Unterrichts, Herrn Barons von Leist, jene Veränderungen glücklich so weit gediehen, daß auch das academische Laboratorium hoffen darf, den Absichten des erhabenen Beschützers und Beförderers unserer Universität zu entsprechen; indem es nicht allein zum Behuf der für die Vorlesungen über die theoretische Chemie anzustellenden Experimente dient,

sondern sich nunmehr auch durch des Königes Milde in den Stand gesetzt sieht, seiner wahren Bestimmung gemäß sowohl eine practische Bildungsanstalt für angehende Chemiker abzugeben, oder einem Jeden, dem Kenntnisse in der analytischen Chemie unentbehrlich sind, wie dem Metallurgen, Technologen, Fabrikanten, Deconomen u. c., als auch zur Beförderung und Erweiterung der Chemie selbst, Hülfsmittel darzubieten, und somit der höhern Bestimmung unserer Universität nachzukommen. — Nunmehr wollen wir aber auch nicht länger säumen, einige Notizen über diese Anstalt zur allgemeinen Kenntniß des Publicums durch diese Blätter gelangen zu lassen.

Die Anstalt wurde im Anfange der achtziger Jahre unter der Direction des berühmten Gmelin gegründet. Zu dieser Zeit, wo die Chemie noch auf den Deutschen Lehranstalten nur als eine Nebenbranche der Medicin bestand, und fast ausschließlich in Beziehung auf diese Wissenschaft gelehrt wurde, beschränkte sich auch die Anweisung in dem operativen Theile der Chemie fast allein auf die Bereitung der vorzüglichsten Arzney-Präparate und der officinellen chemischen Producte. Die Einrichtung, welche das Laboratorium damahls erhielt, erfüllte vollkommen diese Bestimmung. Als aber späterhin durch den unsterblichen Lavoisier jene denkwürdige Revolution in der Chemie bewirkt wurde, wodurch dieselbe nun als eine selbstständige und gleichsam ganz neue Wissenschaft von einem viel größern und wichtigeren Umfange und Interesse auftrat, konnte die bis dahin bestandene und nur zunächst für die pharmaceutische Bildung junger Aerzte berechnete Einrichtung des chemischen Instituts auf keine Weise den Bedürfnissen dieser Wissenschaft mehr Genüge leisten. Die großen Kosten, welche die

um diese Zeit vorgenommene Erweiterung des botanischen Gartens erforderte, erlaubte indessen nicht, sich damals an eine größere Reform des chemischen Laboratoriums zu denken, die auch späterhin durch die vielfältigen Amtsgeschäfte, die großen gelehrten Arbeiten, und vor allem durch die schwächlichen Gesundheitsumstände des Directors **Gmelin** verzögert wurde. Inzwischen ward doch von Jahr zu Jahr der Apparat verbessert, und das Laboratorium sah sich schon jetzt im Besitz mancher sehr wichtiger Instrumente, als z. B. des Calorimeters von Lavoisier und La Place, des Eudiometers von Volta, eines Pyrometers von Wedgwood, einer Luftpumpe, des Lavoisierschen Schmelzofens u. s. w. Im Herbst 1804 verlor das Laboratorium seinen würdigen Director durch den Tod, worauf die Direction dieser Anstalt dem Professor **Stromeyer**, dem jüngern, übergeben wurde. Diesem ward von Seiten eines hohen Universitäts-Curatoriums sogleich die Entwerfung eines Plans zur vollständigen Reform der innern Einrichtung des Laboratoriums und der nothwendigen Ergänzung und Erweiterung des chemischen Apparats übertragen, und nachdem derselbe genehmigt worden war, ungesäumt in Ausführung gesetzt. Diesem gemäß wurde die Einrichtung des eigentlichen Laboratoriums dahin abgeändert, daß man sämtliche feststehende Oefen von Mauerwerk wegnahm, da sie wegen der eingemauerten Sandcapellen oder Retorten, die man in ihnen angebracht hatte, und wegen ihrer zu geringen Höhe nur zu den einfachsten Destillationen mit gemeinen Vorlagen zu gebrauchen waren, und überdem den Raum zu sehr beengten. Anstatt dieser feststehenden Oefen sind nun durchgehends bewegliche Oefen von starkem Eisenblech und innwendig mit einem guten Thon-Cement ausgekleidet, ein-

geführt, deren Construction so beschaffen ist, daß auch die einzelnen Theile des Ofens wiederum beweglich sind, und sich auf eine mehrfache Weise zusammenfügen lassen. Vermöge dieser Einrichtung kann man einen jeden dieser Ofen, je nachdem es die Umstände erfordern, nicht nur zu einem Evaporations-Ofen, Reverberir-Ofen oder Schmelz-Ofen verändern, sondern, indem man durch Stellung des Ofens noch außerdem den Luftzug zu verstärken oder zu vermindern im Stande ist, genießt man auch noch den Vortheil, zugleich Evaporations-Ofen, Reverberir-Ofen und Schmelz-Ofen von verschiedenen Hitzgraden zu haben. Auf diese Weise hat man nicht nöthig, das Laboratorium mit Instrumenten dieser Art, wie es bisher allgemein der Fall war, zu überladen. Die Beweglichkeit der Ofen gestattet außerdem noch den nicht zu berechnenden Nutzen, diese Instrumente jedesmahl so im Laboratorium zu placiren, als es den darin anzustellenden Operationen am angemessensten ist. Zum Aufstellen der Ofen und der damit in Verbindung zu setzenden Geräthschaften sind im Vorgrunde und im Fond des Rauchmantels zwey schmale Heerde von Reinhäuser Sandsteinplatten aufgeführt, die unten hohl sind, und dadurch zugleich zur Aufnahme des nöthigen Kohlenbedarfs und der nicht im Gebrauch seyenden Ofen und Zugröhren dienen. Außerdem hat man das Laboratorium mit den zur Aufbewahrung eines Theils der Reagentien und Aufstellung derjenigen Geräthschaften, die ihres häufigern Gebrauchs wegen sich im Laboratorium selbst befinden müssen, erforderlichen Schränken und Repositorien, so wie auch mit den zu den Versuchen notwendigen Tischen und Gestellen, reichlich versehen. Ferner ist ein eigenes, vom Laboratorium ganz getrenntes, aber doch auch sehr nahe gelegenes, Cabinet eingerichtet

worden, um darin die feinern Wagen, die Luftpumpe, den electricischen Apparat, und überhaupt alle diejenigen Geräthschaften aufzustellen, welche aus dem Laboratorio oder dessen Nähe wegen des Kohlenstaubs und der hier nicht zu vermeidenden Ausdünstungen von Säuren und andern schädlichen Flüssigkeiten entfernt werden müßen. Hierdurch ist nun auch eins von den unmittelbar mit dem Laboratorio verbundenen Cabinetten, worin bisher die sämtlichen Geräthschaften nebst den Reagentien aufbewahrt wurden, ausschließlich für letztere erübrigt worden.

Eine gleiche Verbesserung hat auch der Apparat selbst erhalten. Obgleich unser Institut schon, wie bereits erwähnt worden ist, manches vortreffliche Instrument besaß: so fehlte es ihm doch noch an mehreren der unentbehrlichsten Geräthschaften, wie z. B. an einer Woulfschen Geräthschaft, einem brauchbaren pneumatisch-chemischen Apparat, nebst den meisten übrigen pneumatischen Geräthschaften, einer Electricir-Maschine ic. Auch war zwischen den verschiedenen Theilen des Apparats kein rechter Zusammenhang, wodurch manche Geräthschaften vor der Hand so gut wie unbrauchbar wurden. Mehrere der vorhandenen waren auch durch den Gebrauch abgenutzt, oder entsprachen, ihrer fehlerhaften Construction wegen, ihrer Bestimmung so wenig, daß sie den erstern beygezählt werden konnten, wie dieses besonders mit fast sämtlichen Retorten und Recipienten der Fall war. Allen diesen Mängeln ist gegenwärtig abgeholfen, wobey wir vor allem die gnädigen Gesinnungen Sr. königl. Majestät gegen dieses Institut mit inniger Dankbarkeit zu erkennen haben; denn gerade dieser so wesentliche Theil der Verbesserungen unserer chemischen Anstalt fällt fast

ganz in die letzten beiden Jahre. Das Laboratorium besitzt jetzt einen der vollständigsten pneumatischen Apparate, nicht nur Glascylinder und Glocken von allen Dimensionen, letztere graduirt, montirt, tubulirt, und mit und ohne Knopf, sondern auch auch mehrere pneumatisch-chemische Wasserwannen, und eine pneumatisch-chemische Quecksilberwanne; ferner eine treffliche Woulf'sche Geräthschaft mit den Communications-Röhren von Welter, - nebst einem hinreichenden Vorrath brauchbarer Retorten, Kolben, Recipienten, Phiolen, Röhren, Evaporations- und Krystallisirgefäße, Casserole, Kessel und der übrigen kleinern Geräthschaften, als Trichter, Reibschalen, Probirgläser u. s. w. An die Stelle einer abgängigen silbernen Abdampfschale ist ein schönes Instrument dieser Art, von Jeanetty zu Paris gearbeitet, gekommen. Die Schmelzgeräthschaften sind durch einen großen, gleichfalls von Jeanetty gefertigten, Silbertiegel vermehrt; die Thermometer durch einen für Kälteversuche besonders eingerichteten sehr genauen Alkohol-Thermometer und mehrere gute Quecksilber-Thermometer mit hunderttheiliger Scale. Zu den Eudiometern ist das Hope'sche und das, welches Gay-Lussac im zweyten Bande der Mémoires de la Société d'Arcueil für die Untersuchung mit oxydirtem Salpeterstoffgas (Gaz vitreux) angegeben hat, hinzugekommen; ein Voltaisches zu Versuchen über Quecksilber ist in Arbeit, so wie auch zwey Heber-Barometer für das chemische Cabinet erwartet werden. Noch hat unser Institut ganz kürzlich eine große Galvanische Batterie von 150 fünfzölligen Plattenpaaren, eine Electrisir-Maschine nebst dazu gehörigem Apparat, zwey treffliche Hygrometer, ein Fischbein-Hygrometer und ein Haar-Hygrometer, und eine ganz vorzüglich gearbeitete

Compressions-Maschine erhalten, worin nicht allein Zunder sich leicht entzünden läßt, sondern auch Papier, Holz, Baumwolle und Leinen, ohne mit Schwefeläther angefeuchtet zu seyn, auf den ersten Stoß in helle Flammen ausbrechen und ein Stanniolklättchen schmilzt und sich oxydirt. Dieselbe ist auch so eingerichtet, daß man sie mit verschiedenen Gasarten füllen kann.

Wenn übrigens zur Zeit auch noch einige größere und selbst unentbehrliche Geräthschaften unserm Laboratorio abgehen, als ein großer Platintiegel, eine Abdampfschale, eine Retorte und ein Rohr von demselben Metall, ein großer Brennspiegel, ein Gasometer, und ein Mörser von polirtem Gußstahl: so dürfen wir uns doch mit der festen Hoffnung schmickeln, auch diesen Bedürfnissen in kurzem abgeholfen zu sehen, indem nicht nur der zur Unterhaltung und Erweiterung dieser Anstalt ausgelegte Fonds vermehrt worden ist, sondern Se. Majestät der König auch auf das huldreichste geruht haben, diesem Institute von Zeit zu Zeit eine außerordentliche Unterstützung zur Anschaffung solcher größern Geräthschaften, deren Ankauf der eben genannte Fonds nicht gestattet, angezeihen zu lassen. So haben wir noch ganz kürzlich diese königl. Gnade in einem vorzüglichem Grade durch die Bewilligung zum Ankaufe der herrlichen großen Mendelssohnschen Wage, wovon sich im 29. Bande der Annalen der Physik des Prof. Gilbert eine Beschreibung und Abbildung befindet, mit ehreerbietig dankbaren Gesinnungen zu verehren gehabt.

Im vollen Vertrauen auf diese Weise der königl. Huld und Gnade hoffen wir auch für die Folge noch einem andern sehr wesentlichen Bedürfnisse unsers chemischen Laboratoriums abgeholfen zu sehen, nämlich die Anstellung eines besondern Prä-

parateurs bey demselben. Der Gewinn, welcher hieraus sowohl für das Institut, als auch den Staat erwächst, fällt durch die Pariser Laboratorien, bey denen diese Einrichtung schon lange bestanden hat, recht in die Augen. Wir dürfen bestimmt es vorzüglich dieser Einrichtung mit bemessen, warum Frankreich so viele geschickte Chemiker besitzt, und in diesem Lande so viel für wissenschaftliche Cultur der Chemie selbst geschieht. Während die Vorsteher von chemischen Laboratorien auf den Deutschen Universitäten die ihnen von ihren Amtsgeschäften übrig bleibende Zeit größten Theils mit Vorbereitungen zu den für die Vorlesungen bestimmten Versuchen und mit der Anfertigung der nothwendigen Reagentien verschwenden müssen, und nur an Sonntagen und in den Ferien daran denken können, sich der Wissenschaft selbst zu widmen, weil sie während der übrigen Zeit, der Vorlesungen wegen, beständig genöthiget sind, ihre Untersuchungen zu unterbrechen, und dieses in den wenigsten Fällen doch zulässig ist, genießen die Französischen Chemiker den unschätzbaren Vorzug, nur allein die Zeit der Vorlesungen über, ihren wissenschaftlichen Untersuchungen entzogen zu werden, die aber auch während dieser Zeit keinesweges unterbrochen zu werden brauchen, indem der Präparator dann die Wartung derselben übernimmt. Diesem liegt ferner ausschließlich die Vereitung der Reagentien ob, so wie auch die Zubereitungen zu allen den von dem Professor in den Vorlesungen sowohl, als auch außer denselben, anzustellenden Experimenten und Untersuchungen. Auf diese Weise täglich in den mannigfaltigsten chemischen Arbeiten geübt, reift der Präparator zu einem tüchtigen Chemiker heran, und der Staat darf sich dann bey Besetzung von Stellen, wo solide chemische Kennt-

nisse unentbehrlich sind, wie im Hüttenfache, bey der Anstellung von Directoren für die Porzellan-Manufacturen, Glashütten u. s. w., nie um taugliche Subjecte in Verlegenheit befinden. Und der dem Laboratorio vorgesezte Professor, hierdurch unterstützt, kann sich nicht nur ununterbrochen mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigen, sondern ihm wird es jetzt ein Leichtes, sich, ohne Nachtheil für die Wissenschaft, auch einer jeden, vom Staate ihm aufgetragenen, chemischen Arbeit zu unterziehen, weil er nicht, wie bey uns, erst genöthigt ist, oft Wochen mit den Zubereitungen zu solchen Untersuchungen zu verschwenden.

Uebrigens dürfen wir dieser Notiz über unser academisches Laboratorium noch hinzufügen, daß der jegige Director dieser Anstalt von seiner Seite auch bemüht gewesen ist, alles das beizutragen, wodurch er hoffen durfte, dieses durch die allerhöchste königl. Munificenz so sehr bedachte Institut auch für die Universität und die dieselbe besuchenden Studirenden so nützlich als möglich zu machen, und auf diese Weise die gnädigen Gesinnungen Sr. Majestät gegen dasselbe am besten zu ehren. Ueberzeugt, daß das Besuchen der Vorlesungen über die theoretische Chemie, selbst wenn diese durch die zahlreichsten und ausgesuchtesten Experimente erläutert werden, nicht hinreicht, um sich gründliche Kenntnisse in der Chemie zu erwerben, und besonders im Stande zu seyn, Anwendungen im gemeinen Leben davon zu machen, hat der Professor **Fro-**
meyer gleich von dem Augenblicke an, wo dieses Institut seiner Direction anvertrauet wurde, jährlich einen vollständigen Coursus über die analytische Chemie gehalten. In demselben wurden nicht nur die theoretischen Theile dieses Zweiges der Chemie, als die Lehre von den chemischen Operationen im

Allgemeinen, die Lehre von den Reagentien, und die Lehre von den verschiedenen Arten der chemischen Analyse selbst, ausführlich vorgetragen, sondern die Zuhörer erhielten auch zugleich Gelegenheit, die Anwendung davon im Laboratorio zu sehen, und sich selbst in chemischen Arbeiten und Untersuchungen zu üben. Der Professor **Stromeyer** schmeichelt sich um so mehr, hierdurch die Pflicht erfüllt zu haben, welche ihm die Direction dieses Instituts auferlegt, da bisher auf keiner einzigen Deutschen Universität der Studierende Gelegenheit fand, einen Coursus dieser Art besuchen zu können. Außerdem hat der Professor **Stromeyer** es sich jederzeit zu einer wahren Freude gereichen lassen, jedem, dem es Ernst war, Etwas zu lernen, und sich mit der Leitung chemischer Operationen vertraut zu machen, hierzu den Zutritt und die Benutzung des academischen Laboratoriums zu verstatten.

H. v. G.

Paris.

De l'influence des Croisades sur l'état des peuples de l'Europe; par MAXIME DE CHOISEUL D'AILLECOURT; Ouvrage qui a partagé le prix decerné par l'Institut, dans la Séance publique du 1. Juillet 1808. à Paris 1809. 330 S. Octav. Kaum hatten wir neulich unser Bedauern ausgedrückt, die gegenwärtige Schrift des Hrn. Choiseul d'Aillecourt, welche mit der des Hrn. Prof. Heeren den Preis bey dem National-Institut theilte, noch nicht erhalten zu haben, als sie uns zu Händen kam. Mit großer Bescheidenheit spricht der (wie er sich selber characterisirt) noch jugendliche Verfasser in der Vorrede von seiner Arbeit; die er, um sie noch erstlich einer Revision unterwerfen zu können, jetzt erst erscheinen lasse. Wir haben sie mit dem Vergnügen gelesen, welches stets Schriften gewäh-

ren, in welchen neben dem gelehrten Studium auch ein freyer Blick und liberale Gesinnungen hervorleuchten. Die Form und die Manier des Ganzen ist von der Arbeit des Deutschen Mitbewerbers etwas verschieden. Die Abhandlung selbst nähert sich mehr denjenigen Schriften, welche man in der Französischen Litteratur unter dem Namen der Discours zu begreifen pflegt; ohne darum je in einen rednerischen Ton zu verfallen. Die gelehrten Erläuterungen dagegen, mit den Citaten, sind für die am Ende beigesügten Noten aufbewahrt; welche daher mehr als ein Drittel des Buchs einnehmen. Der Verf. gehet in der Einleitung aus von einer allgemeinen Ansicht der Europäischen Welt seit dem Zerfall der Monarchie Carls des Großen; in wie fern dadurch die Kreuzzüge vorbereitet und erleichtert wurden. Er würdigt überdem die besondern Ursachen, durch welche sie zu Stande kamen; und findet diese erstlich in dem Eifer der Männer, welche als ihre Apostel auftraten, besonders des heil. Bernhard; ferner in den großen weltlichen und geistlichen Privilegien, die denen zu Theil wurden, die das Kreuz nahmen; und endlich vor allem in der enthusiastischen Geistesstimmung, welche in jenen Zeiten sich der Völker überhaupt bemächtigt hatte; wiewohl die kräftige Theilnahme sich auf die vier Nationen, die Franzosen, Deutschen, Engländer und Italiäner, beschränkte.

Die Entwicklung der Folgen für die bürgerliche Freyheit und Civilisation, welche den ersten Abschnitt ausmacht, setzt eine Darstellung des Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft voraus, mit der daher der Verf. ihn auch beginnt; also besonders des Zustandes der Leibeigenschaft, wie derselbe in jener ein Hauptleiden war. Die verschiedenen Arten der Freylassung, wie dieselbe durch die Kreuz-

züge befördert wurde. Auch Hr. v. Ch. gibt zu, daß, ungeachtet viele Individuen sich in Freyheit setzten, darum doch kein freyer Bauernstand gebildet ward. Entstehung der Communen, besonders durch den Geldmangel befördert, der so viele Herren nöthigte, Privilegien zu verkaufen. Auch die gleichzeitige Entstehung der Niethtruppen (Brabançons) ist nicht unbemerkt geblieben; sehr hätten wir nur gewünscht, daß ihr Zusammenhang mit den Kreuzzügen etwas weiter wäre entwickelt worden. Einfluß der Kreuzzüge auf die Befestigung des innern Friedens durch den Gottesfrieden, Schwächung des Feudalsystems, bessere Einrichtung der Gerichtshöfe, und die Einführung des Römischen Rechts. Erst zuletzt kommt der Verf. auf die Folgen für die Hierarchie, den Wachstum der päpstlichen Macht, der Reichthümer des Clerus, Ausdehnung der geistlichen Gerichtsbarkeit, und Entstehung der neuen Mönchsorden. Auch die Entstehung der Bettelorden sieht der Verf. als eine Folge der Kreuzzüge an; in so fern durch die Sitte der Pilger, durch Almosen, die sie sich auf ihrem Wege erbaten, sich durchzuhelfen, die Bettelen das Schimpfliche in den Augen der Zeit verlor. Der Einfluß, den diese Institute, in denen der Frieden gegründet wurde, für die Civilisation der damaligen Welt hatten, wird sehr gut von dem Verf. gewürdigt; der Sinn für Religiosität, der sich hier, wie an andern Stellen seiner Schrift, sehr zart ausspricht, hat viel dazu beigetragen, ihn uns werth zu machen. Zuletzt, jedoch nur kurz, über die geistlichen Ritterorden, und das Ritterwesen. — Der zweyte Abschnitt (S. 109. . . 132), *sur le Commerce*, gibt eine allgemeine Ansicht des Levante-Handels, und der

Fortschritte des Schiffbaues. Dagegen ist der Verf. in dem dritten Abschnitt, *Influence des Croisades sur l'Industrie*, in ein größeres Detail gegangen (S. 133 . . . 160), indem er auch zugleich Kriegskunst und schöne Künste hieher rechnet. Bey dem zunehmenden Luxus nahm doch der Geschmack an Pelzwerk ab, "der immer bey solchen Völkern zu herrschen pflegt, die keine Manufacturen haben". Weberenen — Glasfabriken, die im 15. Jahrhundert in Venedig blüheten. Die Erfindung der Windmühlen wird mit Recht für älter erklärt, und in den *Noten* Beweise dafür angeführt. Die Fortschritte der Kriegskunst gingen hervor aus dem Bedürfniß einer strengen Disciplin; die Uebungen in der Belagerungskunst; und der Austausch militärischer Erfindungen durch die Bekanntschaft der Nationen. Auch glaubt Hr. Ch., daß die Wichtigkeit des Fußvolkes größer geworden seyn müsse, da der Transport zu Schiffe gewöhnlich ward: Eine feine Bemerkung, die eine weitere Ausführung verdient! Bey dem Einfluß der Kreuzzüge auf die Kunst, besonders auf die Architectur, verweilt Hr. Ch. etwas länger. Es ist der Zeitraum, wo die so genannte Gothische Baukunst ihre Vollendung erhielt; daß die Bekanntschaft mit dem Orient dazu beytrug, scheint unbezweifelt; die Winke, welche hier darüber gegeben sind, verdienen die Aufmerksamkeit der Forscher der Kunstgeschichte. — Durch diese Untersuchung wird von selbst der Uebergang zu dem vierten Abschnitt gebildet: *Influence des Croisades sur les lumières*. Bey noch wenig gebildeten Völkern sind Reisen überhaupt das erste Mittel, sich aufzuklären. Würdigung der Kenntnisse der Griechen und Araber, und Umriss der

Solaen, welche die Kreuzzüge für die einzelnen Fächer des Wissens hatten, hauptsächlich in Beziehung auf Frankreich. Auch die Entstehung der Universität zu Paris, so wie die Lehranstalten zu Salerno und Monte Cassino, werden mit in Anschlag gebracht; welche beide letztern zwar älter waren, aber allerdings durch die Kreuzzüge gewinnen mußten. — Die Theilnahme, welche die Preisfrage des National-Instituts in mehreren Ländern erregt hat, ist ein Beweis, daß der Sinn für historische Forschung noch nicht erstorben ist; und wenn man in Frankreich lebhaftere Besorgnisse deshalb geäußert hat, so wird die Schrift des Hrn. Choneul d'Aillecourt hier eine so viel angenehmere Erscheinung seyn, da sie die weitere Ausbildung eines ausgezeichneten historischen Talents für die Zukunft verspricht.

Opuscul.

Moscou.

1807. Allgemeine Einführung der Schutzpocken im Europäischen und Asiatischen Rußland. Circulare an die Herren Aerzte in den Kreis- und kleinern Städten Rußlands.

Aufruf an Rußlands Kreis- und Landärzte, zur schnellern und allgemeinem Einführung der Schutzpocken in Rußland, nebst einer kurzen Uebersicht der ganzen Lehre von den Schutzpocken, mit 12 illuminierten Kupfertafeln, und zur unentgeltlichen Vertheilung von Dr. von Gubn. 35 u. 131 S. kl. Octav.

Der Eifer, womit edel denkende Aerzte die Schutzpocken zu verbreiten und allgemein zu machen suchten, war von Anfang der ersten Verbreitung dieses schon lange bekannten und erst ganz vernachlässigten Schutzmittels dem Starrsinn eigennütziger und engherziger Aerzte, die auf alle Weise der Einführung

widerstrebten, gerade entgegengesetzt. Mit Vergnügen aber bemerkte man von Anfang an, daß die Zahl der erstern doch unendlich größer war, als die der letztern, und daß es beynähe kein Land in Europa gab, wo sich nicht Aerzte die Verbreitung dieses Schutzmittels, gegen ihr Privat-Interesse, eifrig angelegen seyn ließen. In gegenwärtiger Schrift zeigt sich einer unserer ehemahligen academischen Mitbürger, und jetzt Russischer Gesandtschafts-Arzt zu Cassel, als ein rechtschaffener Patriot von Rußland, und als ein des Aesculaps würdiger Sohn, *Ἰητρος ἰσίδεος*. Um die Schutzpocken in dem unermesslichen Reiche schnell verbreiten zu helfen, unter einer Menschenmenge von drey und dreyßig Millionen, von der sonst jährlich 440,000 an den Menschenpocken starben, ließ er von dieser in Russischer und Deutscher Sprache gedruckten Volkschrift zwanzig tausend Exemplare nach allen Gegenden von Rußland vertheilen, selbst bis nach Kamtschatka, und sandte für jede Kreis- und kleinere Stadt des Reichs drey Paar Gläser, mit ganz frischer und echter Impf-Lymphe gefüllt, und eben so viele Impfnadeln; für die entfernteren Gegenden aber vier Gläser, damit ja kein Mangel an Lympe entstehe; und vertheilte überdieß noch eine Menge Gläser durch die Gouvernements-Marschälle an die Landärzte. — Durch dieses, wegen der 12 illuminierten Kupfer nicht wohlfeile, Werk, begleitet mit Gläsern von Lympe, ist zugleich den Dorfvorstehern, Uprawirels und Aerzten alle Entschuldigung benommen, daß sie die Schutzpocken gern befördern möchten, wenn sie nur wüßten, wie man impfte, und wo man Impf-Lymphe bekommen sollte, und es leidet keinen Zweifel, daß dadurch recht viel Gutes gestiftet wurde, und mancher Mensch diesem patriot-

tischen Arzte sein Leben, seine Augen, sein unverstaltetes Angesicht und seine dauerhafte Gesundheit zu verdanken haben wird. Die kleine Abhandlung, welche die Beschreibung des Verlaufs der Kuhpocken, die Unterscheidungsmerkmale der echten und unechten, die Anweisung, zu inoculiren u. s. w. enthält, hat einen andern unserer ehemaligen academischen Mitbürger, Hrn. Dr. und Prof. Parlemann, zum Verfasser, welcher sie schon 1803 in Mitau herausgab, wo damahls Hr. Dr. Huhn 120 Exemplare davon in Liefand vertheilte, um die Vaccination in dieser Provinz allgemein zu verbreiten. Dieser umgearbeiteten Abhandlung hat er nun eine Uebersetzung ins Russische, und die Kupfer beygefügt, wovon eiff den Verlauf der echten und unechten Pocken bey Menschen, die zwölfte Kupfer-
 tafel aber das Euter einer mit den Pocken behafteten Kuh, sowohl solchen, welche die Natur hervorbrachte, als solchen, welche durch Impfung entstanden waren, vorstellet. Von der Milch der Kühe, welche Pocken haben, schreibt er S. 113: "Während dieser Krankheit sind die Kühe nicht so munter, als gewöhnlich, fressen nicht so gut, und geben weniger und dünnere Milch, die aber ohne Nachtheil für die Gesundheit von Menschen genossen werden kann". Letzteres möchte doch wohl noch einer genaueren Untersuchung und Beobachtung werth seyn. Rec. hat schon oft den Wunsch laut geäußert, daß doch Aerzte den Versuch anstellen möchten, ob es vielleicht nur des Genußes der Milch von solchen Kühen bedürfe, um bey Menschen, welche noch nie Blattern hatten, die Kuhpocken hervorzubringen, und vielleicht auf eine noch sicherere und bey Säuglingen leichter anwendbare Weise, als durch Impfen?

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

J. J. J.

Den 12. May 1810.

Göttingen.

Von unsers Hrn. Prof. Beckmann **Literatur** der ältern Reisebeschreibungen ist schon im vorigen Jahre des zweyten Bandes erstes und zweytes Stück erschienen. Jenes recensirt, in fortlaufender Zahl, folgende Reisen: 58. *Jacobi Tollii epistolae itinerariae.* 59. *P. Hentzneri itinerarium Germaniae, Galliae, Angliae et Italiae,* zugleich eine Anweisung zum Reisen; am reichhaltigsten von England. S. 20 Schilderung der Königin Elisabeth. 60. *Descriptio terrae sanctae auct. Burchardo de monte Sion:* ein mit vielem Fleiß gearbeiteter Artikel, mit Nachrichten von Handschriften dieses Werks, von dem *mare historiarum,* und dem *rudimento noviciorum,* der ältesten Universalgeschichte, Lübeck 1475, worin zuerst die Burchardsche Beschreibung von Palästina gedruckt worden, und zwar mit einer Landkarte; von den folgenden Ausgaben und Uebersetzungen. Die Ausgaben, die sehr unter sich abweichen, bringt der Verf. in 4 Classen, wovon die erste die zuverlässigste, die von Canisius, von welcher jedoch der Titel

2 (3)

diesem Abschnitt vorgefetzt ist, die mangelhafteste sey. Der Verf. hat noch manches Interessante aus dieser ältern Topographie auszuheben gewußt, und mit Erläuterungen begleitet. 61. *Itinerarium Hierosolymit. Barthol. de Salignano.* 64. *Du Mont nouveau voyage du levant.* 63. *Fran Moquet Voyages en Afrique, Asie, Indes orientales et occidentales.* 64. *Fr. Pyrard de Laval Voyage aux Indes orientales.* Die erste Reise eines Franzosen nach Indien. Außer lehrreichen Auszügen, vorzüglich die Maldiven betreffend, zeichnet sich dieser Abschnitt durch vorangefetzte Nachrichten und Betrachtungen über den Seehandel aus, und durch eine angehängte Nachricht von der Paarung der Elephanten zu Schönbrunn bey Wien im J. 1703. 65. *Hochfürstl. Brandenburgischer Ulysses* (oder Reise des Markgrafen Christian Ernst) durch Siegmund v. Birken. 1669, Woran genealogisch-historische Nachrichten von dem Markgrafen und dem v. Birken. Merkwürdig ist in dieser Reisebeschreibung die Nachricht von der Trauung der Spanischen Infantinn mit Ludwig XIV., wovon der Prinz Augenzeuge war, und das Bestreben der katholischen Geistlichen, den Prinzen zu gewinnen. 66. *Voyage de Lybie au royaume de Senega — par Claude Favequin.* 67. *Il genio vagante — dal conte Aurelio degli Anzi.* 1691. 3 Theile Auszüge aus verschiedenen Reisen, die sehr selten sind; der vierte, der auch edirt ist, findet sich nicht auf unserer Universitäts-Bibliothek. Der Verf. hat die in jedem Theile enthaltenen Reisen einzeln angeführt, mit Nachweisung der Quellen, oder der Bemerkung, daß es hier zum ersten Mal gedruckte Nachrichten seyen. S. 170. . . 74 noch einige Zusätze. Daß die Ausgabe der Rauwolffschen Reise (f. v. S. 6) Lauingen 1582, wirklich vorhanden, und eigentlich

die Original-Ausgabe, die Frankfurter aber ein Nachdruck sey: aus der Oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung. So existirt auch von Meischig (l. 233) die bezweifelste Ausgabe von 1673.

Das zweyte Stück enthält: 68. *Will. Hacke* collection of Voyages; die beiden ersten Reisen dieser Sammlung sind durch die Nachrichten von den Flibustiers und Bucaniers merkwürdig, so wie die vierte durch Beschreibung der Lebensart und Sitten der Levantischen Seeräuber, weil die Verfasser selbst eine Zeit lang zu ihnen gehörten. S. 188 Anekdoten von Fern. Magelhaens. S. 191 Bepfeile von Salzseen mit dicker Salzkruste, die aber Pallas für Erdichtung erklärt. 69. *Ambassades du comte de Carlskr* etc. nach Rußland, Schweden und Dänemark. Voran eine kurze Geschichte des Englischen Handels nach Rußland. Der Verfasser der Reisebeschreibung ist Guy Wiege, ein Schweizer, der vielleicht die Reise nach Moskwa als Gesellschafter mitgemacht, und diese zuerst Englisch beschrieben hatte. (In dem aus Voucher angeführten Titel des Englischen Werks ist die Jahrzahl 1659 ein Druckfehler, und die bey Stück 1669 richtig, da die Reise erst 1665 geendigt ward.) Der Gang der Unterhandlungen und der schlechte Erfolg derselben, ungeachtet man dem Czar den Kaisertitel gegeben hatte, ist von Hrn. Prof. B. sehr gut entwickelt. 70. *Gul. de Baldensel* Hodoeporicon ad terram sanctam a. 1336. Baldensel oder Baldensleben (denn der Name wird verschiedentlich geschrieben) sah noch zu Constantinopel die Statue Justinians. Am Ende noch ein paar Worte über Fraumenyberg Itinerarium in Palaestinam. 71. *Edw. Brown* travels. Die interessanten Auszüge aus dieser Reise, die besonders das östliche Europa be-

treffen, widerlegen am besten das S. 243 angeführte strenge Urtheil des Dr. Johnson. S. 255 ist noch eine seltene Schrift, Sammlung der prächtigen Edelsteine am Kasten der heil. Drey Könige — zu Cöln, mit 12 Kupfertafeln, erwähnt. Die Uebersetzungen, besonders die Deutsche, sind ohne Werth.

72. Les illustres observations antiques du Sgr. Gabriel Symon et son — voyage en Italie 1557. Das erste Französische Werk mit Abbildungen und Erläuterung von Alterthümern und Münzen.

73. Orientalische Reysß des Edlen vund besten Hans Jacob Breuning, von vnd zu Buchenbach — 1612. Dieses Buchenbach ist, nach Hrn. Prof. Osiander's Vermuthung, wahrscheinlich das Dorf Buchenbach in Wirtemberg, in der Nähe der Stadt Winnenden, das damahls Breuning gehörte, ehe es an die Grafen von Neipperg kam. Die naive Erzählung des Verfassers und seine veralteten Ausdrücke geben Hrn. Prof. B. zu manchen Auszügen und Erläuterungen Anlaß, z. B. Grobgrün S. 275; von dem Sklavenhandel und den Mädchenschulen zu Cairo; daß man in den Mumien ein Idol von gebackenem blauem Stein finde. Ausgestopfter Drache, ein Betrug; Br. sah zu Matarea nur noch zwey niederträchtige Stöcklin von Balsamstauden. Die Reise ist nicht von besonderm Werth, weil Br. Vieles aus Rauwolf und Belon genommen hat. Zum Schluß S. 284 einige veraltete Deutsche Wörter, mit Erläuterungen.

74. Voyage — pour deconvrir un nouveau chemin à la Chine, vom Jesuiten Avril. S. 289 Etwas von der Laubenpost, wo die neueste Schrift über diesen Gegenstand, la Colombe messagere, von Michel Sabbagh, nach de Sacn's Uebersetzung, Paris 1805, hätte angeführt werden können. — Verschiedene

Wege nach China. 75. *Regnard voyages en Flandre, en Hollande, en Danemarck, en Suede, en Lapponie. en Pologne et en Allemagne. 1681.* Eben. *Regnard's*, mit großen Varianten. Der merkwürdigste Theil seiner Reise ist der von Lapp-land. Daß man geschmolzenes Kupfer in der Hand halten könne, was *Regnard* erzählt, und *Acerbi* bespöttelt, wird aus eigener Ansicht von Hrn. Prof. B. bestätigt; sonderbar gebildete Steine mit anscheinenden Inschriften. 76. *Joannis Secundi Batavi itineraria tria, Belgicum, Gallicum et Hispanicum.* 77. *Alexandri Geraldini Itineraria ad regiones sub aequinoctiali plaga constitutas: merkwürdig durch die Inschriften, die der Verfasser in Africa gefunden zu haben erdichtete.* S. 321 flg. Nachricht von *Columbus*, und von den *Kalekutern*, deren *Geraldini* schon ein Paar nach Europa schickte, früher noch, als das Datum in den *Venträgen* zur Geschichte der Erfindungen 3, 246. 78. *Joh. Jac. Saar's* Ostindische funfzehnjährige Kriegsdienste. 79. *Mich. Ange de Gattini et Denys de Carli — voyage de Congo 1666. 67. à Lyon 1680.* Beide waren *Capuziner*, wovon der erstere zu *Congo* starb. Die *Italiänische* Beschreibung, die Hr. Prof. B. nicht erhalten konnte, soll schon 1724 erschienen seyn. *Carli*, der auch krank ward, und in Gefahr gerieth, von *Nagen* und *Ameisen* verzehrt zu werden, kam krank nach *Italien* zurück, und tröstete sich damit, 2700 *Negerkinder* getauft zu haben. 80. *Remarques historiques et critiques faites dans un voyage d'Italie en Hollande 1704.* 81. *Dieréville voyage du Portroyal de l'Acadie ou de la nouvelle France.* Voran eine kurze Geschichte von *Acadien*, jetzt einem Theile von *Neuschottland*. Sitten und Lebensart der *Franzosen* und *Wilden* in

Acadien. Die Eskimos, glaubt er, stammen von Biscayern ab. 82. *Dandini Voyage du mont Liban*. Hier Etwas zur Geschichte der Maroniten, zu welchen Dandini von Clemens VIII. als Bisfator geschickt wurde, und über Richard Simon's Anmerkungen zum Dandini. S. 363 über scheinbar vergoldete Zähne und die Ursache derselben. 83. *Joh. von der Behr* neunjährige Ostindianische Reise. S. 371 Etwas vom Giftbaum auf der Insel Celebes; S. 373 noch von Chph. Eißlinger's *breviarium itineris Italiae*, das der Frankfurter Ausgabe dieser Reise beygedruckt ist.

Samml.

Hamburg.

Essai sur l'importance commerciale et politique des trois villes libres Anseatiques, Lubec, Hambourg et Bremen; par F. SAALFELD. 132 S. in Octav. Die gegenwärtige Schrift ist ganz darauf berechnet, nicht nur eine klare Ansicht der politisch-mercantilischen Wichtigkeit dieser drey Deutschen Handelsstädte, sowohl für Deutschland, als für das Ausland, zu geben; sondern auch besonders zu zeigen, daß die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit und ihrer bestehenden Verfassung die Bedingung ist, unter welcher allein ihr Flor, und der Nutzen, den sie leisten, fortdauern kann. In vier Kapitel ist die ganze Untersuchung von dem Verf. getheilt. Das erste: *Apperçu historique de l'origine et des progrès de la ligue Anseatique*, gibt eine kurze historische Einleitung. Das zweyte: *de l'influence du gouvernement republicain des villes Anseatiques, sur leur commerce et sur leur importance commerciale*, zerfällt in die drey Abschnitte: *de la forme du gouvernement dans les villes Anseatiques; de l'influence de leur constitutions sur*

leur commerce, und de l'influence sur leur commerce par rapport à la sûreté et au crédit qu'elle lui procure. Ihre Verfassungen sind freylich verschieden modificirt; aber in keiner derselben ist sie so wenig rein demokratisch, als aristocratisch; in keiner ist die Regierung ausschließend in den Händen gewisser Familien; in keiner findet Pöbelherrschaft Statt. Ihr Handel ist fast ganz Zwischenhandel, der seiner Natur nach am wenigsten directe Einmischung von oben verträgt. Daß bey dem Credit besonders die Hamburger Bank in Betrachtung kömmt, werden die Leser leicht erwarten. Das dritte Kapitel: de l'importance commerciale des villes Anféatiques pour toutes les nations commercantes, widerlegt zuerst den Satz, den manche Anhänger des Mercantilsystems aufzustellen gesucht haben, sehr gut, daß der Zwischenhandel den benachbarten Staaten schädlich sey. Die Natur und die Wichtigkeit des Hanseatischen Handels werden sodann in Rücksicht auf die einzelnen Europäischen Staaten, und Nordamerica, gezeigt, und bestimmtere statistische Angaben darüber bengebracht. Das vierte Kapitel endlich: de l'importance de l'existence indépendante des villes Anféatiques, zerfällt wieder in die beiden Abschnitte: de l'influence etc. sur le commerce et industrie, und: de l'influence etc. sur le commerce des autres nations. Von einer Schrift, die ganz darauf berechnet ist, in die Hände des größern gebildeten Publicums zu kommen, würde es sehr zweckwidrig seyn, Auszüge zu geben. Wir begnügen uns deßhalb mit der Anzeige der Abtheilungen, welche den Gang des Verf. darlegen wird; dessen vertraute Bekanntschaft mit der practischen Handelspolitik, so wie auch seine liberalen Grundsätze, allenthalben hervorleuchten. Daß der Verf.

Französisch schrieb, geschah dem Zweck zu Gefallen. Aber auch in dieser Rücksicht gibt seine Schrift einen Beweis von der bey Ausländern so seltenen Leichtigkeit, mit welcher er sich in dieser Sprache auszudrücken weiß.

Paris.

Doutes et Conjectures sur la déesse Nehalennia par Charles Pougens, Membre de l'Institut de France, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, auch der unsrigen. 1810. 48 Seiten in Octav. Eine Vorlesung im Institut, und Frucht einer Reise nach Holland. Bekannt ist es, daß sich daselbst viele Steinschriften mit dem Nahmen der Nehalennia, auch mit ihrem Bildnisse, erhalten haben, und daß sich eine Menge Gelehrte mit dieser Göttinn beschäftigt hat, unglücklicher Weise vorzüglich mit der Erklärung des unbekanntem Nahmens. Hr. P. führt diese Ableitungen nach der Reihe umständlich an; sie sind fast alle uncritisch, die meisten längst vergessen, und kaum des Anführens werth. Die einzige historische Notiz, die wir von der Nehalennia haben, gibt die eine der Steinschriften und ihr Bildniß selbst; dieser zufolge war sie eine einheimische locale Gottheit, besonders der Einwohner des alten Seeländischen Küstenlandes, die als Beschützerinn desselben und der Schiffahrt, in dem Zeitraum, daß das Land eine Römische Provinz war, verehrt ward. Dieß ist alles, was auch Hr. P. beibringen konnte. Vielleicht kann sie zu den bekantten Göttinnen gehört haben, die unter dem Nahmen matres auf so vielen Denkmählern in jenen Gegenden vorkommen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 12. May 1810.

Göttingen.

Am 1. May raubte der Tod unserer Universität einen ihrer ältesten Lehrer, Hrn. Christoph Meiners, ordentlichen Professor der Philosophie, Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften, deren zeitiger Director er eben jetzt war, und Hofrath. Er war selbst ein Zögling der Universität von 1767 . . . 1770, und hierauf 1772 außerordentlicher Professor der Philosophie, neben seinem Lehrer, dem Hrn. Hofrath Feder; eine vertrauliche ununterbrochene Freundschaft zwischen beiden Philosophen wird immer merkwürdig bleiben. Seine vielfachen Verdienste um die Universität, nicht nur als Lehrer und Schriftsteller, sondern auch durch Thätigkeit, und Redlichkeit der Gesinnung, die er in verschiedenen ihm übertragenen Geschäften bey der Universität, als Besizer in der Polizey und im academischen Gerichte, und in der Deputation, bewiesen hat, werden sein Andenken in den Jahrbüchern der Universität immer auf das rühmlichste erhalten.

Rom.

Voyage dans les Catacombes de Rome par un Membre de l'Académie de Cortone. Bey Schöll 1810. 334 Seiten in Octav. Der Verfasser ist, wie wir wissen, der Bruder unsers Hrn. Professors Arraud. Dieser unterirdischen Grabgewölber wird in allen Reisebüchern und Beschreibungen Roms (und darunter ist unser Keysser immer noch ein achtungswürdiges Buch) gedacht; die ungeheure Compilation der Roma sotterranea, von Vostio und Aringhi, vom letztern, als Lateinischen Uebersetzer des erstern, hat sie auf eine andere Weise bekannt gemacht, als Gegenstand des gelehrten kirchlichen Alterthums, und ihrer Critik; Aber die Größe dieser Folianten, die sich zugleich über das ganze Christliche Alterthum verbreiten, ist abschreckend. Eine reine Darstellung dessen, was noch ist, mit Absonderung des Historischen, das ist, dessen, was ehemahls gewesen ist, von dem, was man sagt und glaubt, konnte immer noch eine nützliche, ehrenvolle Beschäftigung eines aufgeklärten antiquarischen Forschers, bey der Fackel einer gesunden Critik, werden; und hierzu hat unser Verf. uns einen guten Schritt weiter geführt, theils durch eigne Ansichten an Ort und Stelle, die er uns vorlegt, theils durch einsichtsvolle Auszüge und Erläuterungen dessen, was Vostio, unter dem Einfluß von Vorurtheilen seiner Zeit, gesehen, geschrieben und geglaubt hat. Schon durch eine bessere Stellung und Anordnung der Sache ist viel gewonnen, wenn man nicht von Gräbern der Heiligen, Märtyrer und ersten Christen ausgehet; sondern bloß von ausgehöhlten Gängen unter der Erde, von Gräften, nicht bloß von Cömeterien und Catacomben, spricht; bey beiden denkt man

gleich an Christliche Ruhestätte; der Name Catacomben, ein barbarisches Wort, unstreitig gebildet aus *τρυβος*, ein Grab, woher auch *tombeau* kommt, nach verdorbener Aussprache *τυμβη, κρη- τυμβη*. Angemessener ist das Wort *arena*, *arenaria*, welches gleich auf den Begriff einer Sandgrube führt. Dieser Sandgruben mit langen, weitführenden Gängen hat es gegeben, gibt es noch eine große Anzahl; von vielen hat man bloß noch historische Nachrichten in den Schriften von den Heiligen und Märtyrern, gesammelt von Bosio, da sie jetzt unzugänglich, verschüttet und vermauert sind, weil sie zu Räuberhöhlen dienten (ein Beispiel wird erzählt S. 242 f.). Früher sind viele von den Barbaren, dann von raubgierigen Menschen, welche Schätze suchten, geplündert worden; es konnten auch Kirchenräthe, Kostbarkeiten von Geflüchteten, dahin gerettet und verwahrt worden seyn (vergl. S. 254, 255). Allein auch die Zahl von denen, die noch vorhanden sind, ist beträchtlich. Der Verf. hat die Uebersicht von ihnen in zehn Kapitel vertheilt: von diesen ist das erste eine allgemeine Einleitung; dann folgen die einzelnen Catacomben: auf dem Vatican, mit der unterirdischen Kirche von St. Peter; die Catacomben an der Via Aurelia, an der Via Cornelia, Ostiensis, Appia, Latina, Tiburtina, Salaria. Das letzte Kapitel enthält: Muthmaßungen über die große Menge von Catacomben, Gedanken und Meinungen über ihre Bestimmung, und den Gebrauch der darin gefundenen Körper s. w. Wir wollen versuchen, so viel auszuziehen, als unsern Lesern zu einer Uebersicht des Ganzen hinlänglich seyn kann.

Nicht alle diese Catacomben sind sich gleich in Anlage, Länge, innerem Zustande und der Zugänglichkeit. Gemeiniglich besuchen die Reisenden nur

die Catacomben bey der Kirche S. Sebastian, und auch diese nur in einer kleinen Strecke. Unser Reisende widerspricht dem gemeinen Vorurtheile von dem übeln Leichengeruch, welcher abschrecken soll. Man sieht bloß Todtengebeine, die bey der geringsten Berührung in Staub zerfallen; es gibt auch an gewissen Stellen Oeffnungen und Luftzüge. (Doch kann hier die nach S. 59 eindringende *aria cattiva* wohl etwas ändern.) Der Verf. fühlte in sich einen besondern Trieb, diese Gräfte genauer zu kennen. Schon im Jahre 1798 besuchte er die Catacomben von St. Sebastian, und faßte den Entschluß, einmahl auch eine besondere Reise und Untersuchung von andern anzustellen, welchen Entschluß er bey einem zweyten Aufenthalte in Rom 1801 bis 1803 und von Ende 1804 bis 1805 ausführte; in dieser Absicht las er den Vossio, aus welchem er auch die dienlichen Notizen beybringt; er sammelte daneben die Traditionen jedes Ortes, und die Urtheile der Gelehrten. Ein Geistlicher (S. 23) zeigte ihm einen neuen Plan von unterirdischen Gängen mit Gräbern, und versicherte ihn, daß er einen Gang von St. Sebastian auf der östlichen Seite der Tiber unter der Tiber hin gemacht habe, so daß er auf dem andern Ufer wieder hervorkam; diese Gänge sollen bis nach Civita Vecchia sich erstrecken, in einer Länge von 17 Lieues. (Was aber S. 55 f. beygefügt wird, macht die Aussage sehr unwahrscheinlich.) Versuche dieser Art müßten im Sommer gemacht werden, in der trockenen Jahreszeit. Hr. d'A. fügt S. 26 bey, daß eine Lage Pozzuolan-Erde sehr wohl wasserfest seyn könne, indem von Civita Vecchia ganze Schiffsladungen nach Rochefort verführt werden, für den Bau der Canäle, um einen festen Grund zu haben, vor welchem das Wasser des Stroms nicht eingefogen wird.

Hr. d'A. machte, mit dem Bostio in der Hand, mehr als zwanzig Reisen in die verschiedenen Souterrains; er sah also mit eignen Augen die unterirdische Kirche St. Peters, die Catacomben an der Via Aurelia, an der Via Cornelia, an der Via Portuensis, die entferntesten von St. Calixt und S. Sebastian an der Via Ardeatina und Appia. Von andern gibt er die Nachrichten aus Bostio.

In die Catacomben des Vaticans kann man nicht mehr kommen; aber die Inschriften und Sarcophagen bey Bostio führt Hr. d'A. aus denselben an. Uebrigens mußte er sich mit der unterirdischen Kirche St. Peters begnügen, S. 41 f. — Dann folgen die einzelnen Catacomben, wie oben gemeldet, an der Via Aurelia u. s. w., die wir aber einzeln nicht weiter verfolgen können; wir müssen uns nur auf allgemeine und sonst merkwürdige Notizen einschränken, und vorzüglich auf dasjenige, was Hr. d'Artaud selbst sah und erzählt. Es sind dieß aber die Catacomben an der Via Aurelia auf der westlichen Seite der Tiber von der Villa Panfili, S. 58 . . . 112. Er unternahm diese Reise als einen Versuch, ob sich wirklich bis zur und unter die Tiber hin gelangen lassen würde; er nahm bloß einen Mann aus dem Orte als Wegweiser mit sich; wie wir sehen, hatte der Verf. sich für zwey Personen einen Paß von der Regierung geben lassen. Er ging tiefer hinein, als Spuren von Andern, die auch die Grotte besucht hatten, sich zeigten. Dieß bewiesen die Vertiefungen in der Wand, die noch unverseht und mit den eingesezten Ziegelplatten verwahrt waren; Hr. d'A. eröffnete einige, und berichtet manches Merkwürdige. Mehrere Körper, oder Gebeine, die ganz mit Stalactiten überzogen waren (S. 67 f.); andere zerfielen in Staub bey der ersten Berührung (das pulvis et cinis, was

der Mensch einst wird, kannten also die alten Römer anschaulicher, als wir aus unsern Gräbern). Eine sehr reiche Schedelsammlung müßte sich hier auch noch machen lassen. In einem Gange, der niedriger als der andre war, fand er (S. 85) auch noch unverkehrte, mit einer Marmorplatte versehen, Zeichenstellen in der Wand, mit Christlichen, aber unleserlichen, Inschriften. — An allen Körpern, auch an den zerfallenen, waren die Zähne das, was sich am besten und unverkehrt erhalten hatte; die Haare nicht; aber wohl Beinknochen, die sich aus den Gelenken gelöst hatten. Glasfläschchen fand Hr. d'A. hier und da. — Einige Münzen im Sande und incrustirt in den Ziegeln, die von Sever's, Diocletians, Constantins und Seno's Zeiten waren (S. 92) — auch einige Exvoto. Aber bis an die Liber gelangte Hr. d'A. nicht; an einer Stelle hörte er über sich ein gewaltiges Geräusch: es fand sich aber, daß an der Stelle über der Erde ein Wasserfall eines Wasserhalters, der zum Garten der Villa gehörte, war: ein Beweis, daß der Pozzuolansand gar wohl so fest hielt, daß das Wasser nicht durchdringen konnte. An andern Orten ragten die Wurzeln von den Pinien an der Decke hervor (S. 94). — Er spürte weder Feuchtigkeit, noch mephitische Luft, und hält sich überzeugt, daß die böse Luft, die *aria cattiva*, nicht den Ausdünstungen des Bodens der Campagna di Roma zuzuschreiben ist; die man besser den Süd- und südöstlichen Winden von den Pontinischen Sümpfen und dem niedrigen, sumpfigen Gestade bey Cività Vecchia zuschreiben könne (S. 97, 100), in Verbindung mit andern, vom Hrn. von Bonstetten in *Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Énéide de Virgile* angegebenen, Ursachen. (Hr. d'Artaud thut noch an

einer andern Stelle, S. 129, der Genauigkeit des Hrn. v. Bonstetten eine rühmliche Erwähnung.) — Die Villa Panfili führte sonst wegen der gesunden Luft den Nahmen Bel Respiro: jetzt ist es ein ungesunder Ort, S. 101. — Hr. d'A. fand es rathfamer, seine weitem Versuche in den unterirdischen Gräften aufzugeben. Die unterirdischen Reisen dieser Art sind auch nicht ohne mannigfaltige Gefahr, besonders durch Einsturz der Decke, auch, durch Verirrungen in den vielen Durchkreuzungen der Gewölber, unzu kommen. Ein Beispiel ist das vom Abt Crescentio S. 248 f., welches auch durch eine Episode in Delille bekannt geworden ist. (Von der Durchkreuzung der Gänge kann man sich einen Begriff bey Aringhi II. Band, auf den Kupfern zu S. 408, machen.) — Die Erzählung von Catacomben geht auf der rechten Seite der Liber weiter fort. — In der Via Portuensis, in den Grabgewölbern von S. Pontian kommen das erste Mahl Gemählde in Fresco auf einem feinen Kalk S. 117 f. vor; Vossio entdeckte diese Gräfte zuerst im J. 1600; sie sind bey ihm und Aringhi in Kupfer abgebildet, und werden von unserm Verfasser beschrieben, hier und da mit Anmerkungen begleitet. Mit Vergnügen sehen wir, daß Hr. d'A. sich mit den Grabgemähldeu ganz vorzüglich beschäftigt, und Vieles dazu gesammelt hat. Er bringt auch viele treffliche Erläuterungen der Kunst der mittlern Zeit selbst bey; besonders verfolgt er die Spuren der Entlehnung und Nachbildung, welche die ersten Hersteller der Malerey nicht verachtet haben. — Sehr beschwerlich muß die Arbeit gewesen seyn, bey Facelschem (darum ist die Erläuterung der Gemählde von unten in die Höhe), auch bey der gezwungenen Stellung des gebückt stehenden Künstlers — S. 262. Weil Vossio in einem Gewölbe ei-

nen Leuchter mit sieben Armen fand, so meinte er, daß auch Juden solche Erypten gehabt hätten (er dachte nicht an die sieben Leuchter in der Apocalypse). — Von hieraus geht Hr. d'A. mit Bosio auf die linke Seite der Tiber, am südlichen Ende Roms, über, zu den Catacomben an der Via Ostiensis. Die Pyramide vom Cestius. — Die Grabgewölber an der Via Appia und Ardeatina faßt d'A. unter dem Namen, Cimetière de Calixte; hier ist zuerst die Kirche S. Sebastian, in welcher der Eingang zu einer der bekanntesten Catacomben ist, S. 144 f. Unter den Sarcophagen führt Hr. d'A. einen mit Griechischer Schrift an, in welcher man das ΚΑΙΛΑΘ. sehr ungrammatisch erklären wollte κατάθουβη. Besser ergänzt er κατάθνην oder κατάθσις, wie wir auch statt begraben, Beysetzen, sprechen. Von den Gemälden gedenken wir im Einzelnen nichts weiter; hat man die Kupfer im Bosio nicht neben sich, interessieren sie ohnedem wenig. Nur noch folgende wollen wir erwähnen. S. 150, und wieder S. 153, findet sich mitten unter biblischen Gemälden Orpheus, auf seiner Lyra spielend, und um ihn herum Thiere. (s. Kupfer im Aringhi S. 547 und 563.) Daß die alten Christlichen Künstler, wie die Neubekehrten selbst, Vieles von ihrer väterlichen Religion beybehielten, weiß man. Glücklich aber erinnert Hr. d'A. dessen, was vom Kaiser Alexander Sever erzählt wird, er habe in seiner Haus-Capelle nebst Christus, und Moses, auch das Bild vom Orpheus gehabt: es kann also dieser auch, damahls, von den Christen in besonderer Ehre gehalten worden seyn. Ferner ist ein anderes Gemälde angeführt S. 155, 212, eine Weinlaube, mit Kindern auf den Zweigen vertheilt (bey Aringhi l. B. S. 569). Hr. d'A. macht wahrscheinlich, daß Correggio in einem ähnlichen

Fresco-Gemälde zu Parma (von welchem er eine genaue Beschreibung einrückt, und das man auch in Kupfern bewundert), jenes in den Catacomben zu St. Sebastian, vor Augen gehabt haben müsse, wenigstens eine Zeichnung davon, da des Künstlers Reise nach Rom noch streitig ist; so behauptet er es auch S. 159 von einem andern Gemälde nach einem Sarcophag. Sehr wohl läßt es sich glauben, daß von jenen ersten großen Malern die Gemälde in den Catacomben nicht unbenutzt geblieben sind. Von Raphael ist es in Ansehung der Arabesken bekannt; Hr. d'A. bemerkt andere Spuren aus den Catacomben (S. 213, 221) an einem Kopf, welchen Leonardo da Vinci nachgebildet zu haben scheint (S. 227). Auch S. 262, 263. Der Wallfisch, der den Jonas verschlingt, hat überall einen Drachentopf. — Die Malereien der Catacomben waren Arbeiten von Griechischen Mönchen aus Constantinopel, besonders vom Orden des heil. Basilus (vergl. S. 311); ihre Nachfolger zeigen sich bloß als elende Copisten. Ueberhaupt ist die Zahl der Gegenstände, welche auf den Grabgemälden vorkommen, äußerst dürftig; kaum werden es ein bis zwey Duzend biblische und Christliche Geschichten seyn. Diese Nachfolger waren insgesamt Mönche, die also in der Wahl der Vorstellungen eingeschränkt waren, wenn sie auch Talent gehabt hätten. Die Heimsuchung Mariä bey Elisabeth kömmt spät hinzu: S. 279. — Doch findet man auch einige Nachbildung in Christlichen Grabmählern, welche frühere Darstellungen ins Gedächtniß rufen, wie die *agapae*. ganz wie die alten *triclinia*. — Den Nachrichten zufolge, die uns Hr. d'A. selbst gibt, S. 265 f., hat er aus Italien eine schöne Sammlung von 110 Gemälden aus dem XII. XIII. XIV. XV. Jahrhunderte

mitgebracht, die in ihrer Art einzig seyn muß; diese müssen eine Lücke in der Kunstgeschichte ausfüllen, die man bisher gar sehr bedauerte; sie schließt sich an die Grabgemälde an. Zu wünschen wäre, Hr. d'A. könnte eine Sammlung mit seinen Kunsterläuterungen der Welt mittheilen. Vielleicht ist es das Werk, das er S. 284 verspricht — Catacomben an der Via Latina, mehrere einzeln bey Vossio, die unter diesem Nahmen begriffen sind; in diese finden sich keine Eingänge; ein Versuch, der dem Verf. zu Gefallen gemacht ward, hatte keinen Erfolg (S. 204). Auf die Zeitbestimmungen, die sich auf den Grabchriften erhalten haben, ist er sehr aufmerksam, um vielleicht das Alter der Catacomben selbst zu bestimmen. — An der Via Salaria sind besonders die Gräfte der S. Priscilla bekannt, die von den ältesten zu seyn scheinen, da sie auch Aschenurnen enthalten. S. 248.

Der Rec. hält sich nicht bey den mönchischen Erzählungen und Meinungen auf, welchen Hr. d'A. bereits selbst seinen Beyfall versagt, vom Aufenthalt der verfolgten Christen in diesen Catacomben, von den hier begrabenen Märtyrern, und von ihren Gebeinen, die als Reliquien in religiöser Achtung gehalten werden; in unsern Zeiten gibt es Gebeine von Märtyrern anderer Art. Was man von Spuren des Christlichen Alterthums darin antrifft, beweiset allerdings, daß viele Christen darin begraben sind, daß auch einzelne Christen oder Familien sich auf einige Zeit darin mögen verborgen, andere ihre Trauergebräuche darin verrichtet haben; ein Theil der Lampen und anderes Geräthe, was darin gefunden worden, läßt sich daher ableiten. Allein neben diesem allem hat man nicht weniger Spuren vom Heidenthum aus dem ältern Rom darin angetroffen. Besser ist es also, zu sa-

gen: Diese Gräfte haben überhaupt zu Begräbnisplätzen gedient. Aber sie waren es nicht gleich vom Anfange an.

Es ist längst außer Zweifel gesetzt, daß diese unterirdischen Gänge und Gewölber außerhalb Roms ursprünglich Sandgruben waren; sie sind in die so genannte Pozzuolan=Erde gegraben, welche Rom umgibt, und auch zu Civita Vecchia und Pozzuolo sich findet. Man trifft sie gemeinlich in einer Tiefe von 10 . . . 12 Fuß unter der Erde an; es ist eine Art groben braunen Sandes, der aus Kalktheilchen besteht, die sich im Wasser auflösen, und das bekannte dauerhafte Verbindungsmittel der Mauersteine ausmachen. Da dieser Sand oder Erde ein vulcanisches Product ist, so schließt man daraus, daß dieß Mittel Italiens in einer Zeit ein großer Vulcan gewesen seyn muß; und noch befremdender ist, daß 60 . . . 80 Fuß unter der Pozzuolan=Erde eine Erde angetroffen worden ist, welche thierische Versteinerungen enthält, so wie hingegen, wie bekannt ist, auf dem Monte Mario bey Rom versteinerte Muscheln. Die Höhlung ist drey bis vier Fuß breit, selten fünf bis sechs, und die Höhe acht bis zwölf; oft drey bis vier. Zu beiden Seiten der Hauptgänge (Galerien, Gassen, Alleen; was in Aegypten die *σπιρρες*, anderwärts die *cuniculi*, waren) führen Seitengänge aus einer in die andere; die Wölbung hält sich durch sich selbst, selten ist sie gestützt; von Zeit zu Zeit erweitern sich die Gänge in Chambres (Kammern, Zimmer, Säle, *cubicula*), die auch mit Kalk beworfen, und mit Fresco bemahlt sind. An beiden Seiten der Gänge sind in den Wänden Vertiefungen, mehrere über und unter einander, und, nach der Länge der Leichname, größere und kleinere, gemacht, in denen die Leichname ausge-

streckt lagen; diese Oeffnungen (loculi) sind mit großen Ziegelplatten verschlossen (so, daß das Ganze eben das war, was früher die columbaria, wie die, die den Nahmen von der Livia führen. Unter den alten Etruscischen sind auch solche Gräfte, als neulich wieder von Hrn. von Bonstetten (Gött. gel. Anz. 1808 S. 1697 f.) gefunden worden). Auch die Gänge selbst sind zuweilen zwey bis drey Stockwerke über einander aufgeführt, in die man durch Stufen und neue Eingänge gelanget, welche zuweilen gemauert, so wie die Kammern oder Säle (chambres) gewölbt; gestützt, sind. Wohin die ausgegrabene Erde ist gebracht worden, darf man nicht fragen, da sie in weggeführtem Sande bestand.

Offenbar ist es also, daß diese Höhlen mit der Zeit zu Begräbnissen gebraucht worden sind, aber nicht erst von den Christen. Historisch wissen wir nicht, wann man angefangen, und wann man aufgehört hat, dieß zu thun, so wie es immer der Fall ist in Dingen, die nach und nach aufkommen. Aber wahrscheinlich scheint doch dem Recensenten folgender Gang der Sache. Von den frühern Zeiten her mag in Italien beides üblich gewesen seyn, die Todten zu beerdigen, oder zu verbrennen; aber das Verbrennen kann nie allgemein, noch lange Zeit, üblich seyn und bleiben; das lehrt der Verbrauch des nöthigen Holzes, das bald ermangeln muß. In Rom war das Beerdigen allgemein üblich, bis das Verbrennen sich in Familien einführte. Aber auch die Asche ward in die Erde beygesetzt. Jeder brauchte zum Begräbniß sein Grundstück, legte auch wohl ein Gebäude dazu an; die reichen Familien wählten dazu ihre Gärten an den Landstraßen, aus Prachtsucht, die überhaupt bey den Menschen, auch bey den rohesten

Völkern, im Tode sich ganz characteristisch zeigt, prunthafte, prahlhafte, empfindsam, elegisch und heroisch. — Aber der gemeine Mann muß sich, wie überall, mit Wenigem behelfen; er ist oft nur froh, daß er seinen Todten unter die Erde bringt. Wer so viel vermochte, kaufte sich einen Platz vom Eigenthümer eines Bodens oder Grundstücks; auf den Grabchriften kömmt daher vor: *locum sibi emit. comparavit.* Für das arme Volk und die Sklaven mußte auf andere Weise gesorgt werden; es mußten öffentliche Plätze dazu freygegeben werden. Und nun nutzte man, vermuthlich von frühern Zeiten her, die Pozzuolangruben, und dieß an verschiedenen Orten, je mehr sich Stellen zum Graben dieses Sandes, der bey der Aufführung der großen Gebäude verwendet ward, fanden oder darbieten. Auch für ihre Sklaven können die Großen und Reichen auf ihren Gütern solche Sandgruben gehabt, und zu jenem Behuf angewendet haben. Die *arenariae extra portam Esquilinam* bey Cicero (pro Cluentio c. 13) sind wohl keine andern, als Pozzuolangruben gewesen. Nun sind uns die *Esquiliae* wegen des Begrabens des Pöbels und der Sklaven aus Horaz bekannt; hier waren eben solche Pozzuolangruben, die *puteoli*, die selbst der alte Scholiast nennt (Serm I, 8. 10.): denn das ist eben das vom Dichter genannte *miseræ plebi commune sepulcrum*. Hier waren also damahls eben solche Catacomben, wie an andern Orten sich noch jetzt finden. Zwar müssen auch an der Stelle mehrere Leichen zusammen seyn verbrannt worden, weil die *publicae urinae* auch dort waren. Seitdem Mäcen in den *Esquilien* seine Gärten angelegt hatte, mußte sich freylich in der Gegend viel ändern: wie selbst aus Horaz erhellet (V. 14). Mehr andere An-

stalten zu Vorsorge dieser Art kennen wir ohnedem, die sandapitarii, vespillones. — Mit der Zeit müssen auch Andere, nicht ganz arme, sich der Sandgruben bedient, und sich Plätze darin gekauft, oder erhalten haben, deren Eingang vermuthlich damahls verwahrt war. Es erhellet auch, daß einzelne Sarcophagen in diesen Sandhöhlen sind beygesetzt worden. Auf diese Weise betrachtet, sind die Catacomben gar nicht so etwas Befremdendes; denn die Christen folgten bloß dem, was bereitß üblich war. Kein Wunder, daß nun die Anzahl ihrer Körper und Inschriften die größte ist; sie waren zugleich die am spätesten hier beerdigten, und so erhielt sich von ihnen Mehreres, als von den früher hier Beerdigten. Hat man weiter hin aufgehört, neue Sandgruben zu eröffnen, oder die bereits vorhandenen weiter zu Begräbnissen zu gebrauchen, so kann wohl das letztere daher erfolgt seyn, weil Kirchenplätze mit den Christlichen Vorstellungsarten besser übereinkamen; in der Stadt aber bauete man aus Ehurt und Ruinen, die man dort bey der Hand hatte.

v. H. II

Varau.

Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft in Zofingen im Jahre 1809. S. 51. Die Helvetische Gesellschaft, welche sich ehemahls in Schynz nach, und dann in Olten versammelte, ist nach einer zehnjährigen Unterbrechung im J. 1808 zum ersten Mahl, und zwar in Zofingen, wieder zusammen gekommen. Sie soll auch jetzt keinen andern Zweck haben, als persönliche Bekanntschaften und Freundschaften zwischen den Bewohnern der verschiedenen Cantone zu stiften und zu unterhalten. Ihre dies-

jährigen, hier gedruckten, Verhandlungen enthalten nebst vielen geäußerten patriotischen Gesinnungen weiter nichts, als eine herzliche Anrede des gewesenen Präsidenten, Pfarrer Stalder, und ein Sendschreiben des Hrn. Hans Conrad Escher, Präsidenten der Linth-Unternehmungs-Commission, wodurch er sich entschuldigt, wegen dießörtigen dringenden Geschäften der Versammlung nicht beywohnen zu können. Das angehängte Verzeichniß der anwesenden Mitglieder und Gäste ist darum bemerkenswerth, daß sich auf demselben, außer einigen Personen von Zürich und Luzern, beynahe kein bekannter Name der alten Schweiz befindet, sondern fast lauter Bewohner der neuen Cantone, und viele in der Schweiz angefessene Fremde zum Vorschein kommen. Aus den Cantonen Bern, Uri, Schweiz, Unterwalden und andern mehr war auch nicht ein einziges Mitglied eingetroffen. Auch hier scheint die unglückliche Revolution eine noch fortdauernde Trennung zwischen den Personen und, wenigstens bey der einen Classe, ein vielleicht ungegründetes Mißtrauen gegen die Tendenz von dergleichen Gesellschaften veranlaßt zu haben. *

Saalfeld.

Von Wiedemann: Anleitung zum practischen Rechnen, zum Gebrauche der Jugend sowohl, als anderer Liebhaber der Rechenkunst, in zwey Theilen. Erster Theil, die Elemente oder die vier Species in ganzen und gebrochenen Zahlen. Zweyter Theil, Anwendung derselben auf die gewöhnlichsten Fälle des menschlichen Lebens durch die Kettenregel. 284 Octav. 1810.

Der Verfasser dieser Anleitung ist der Hr. Diaconus M. W. S. Windorf in Saalfeld. Er hat

Drayor

durch dieses Buch vorzüglich Schullehrern, welche im Rechnen Unterricht zu ertheilen haben, nützlich seyn wollen. Nicht Arithmetik, wie sie in den Schulen der Mathematiker vorgetragen wird, sondern die leichteste und nützlichste Anwendung derselben auf die gewöhnlichsten Fälle des menschlichen Lebens, soll die Jugend aus diesem Buche erlernen können, und zu diesem Zwecke halten wir es denn auch für ganz brauchbar, wenn wir es gleich dahin gestellt seyn lassen, ob es gerade nöthig gewesen wäre, das Buch mit so sehr vielen Uebungs-Beispielen anzufüllen, die doch jeder Lehrer leicht selbst geben kann, wie z. B. die S. 15, 42, 56, 97 u. s. w. Der Verf. hat sich vorzüglich angelegen seyn lassen, überall auch der Rechnungsvortheile zu erwähnen, wodurch man am kürzesten und geschwindesten zu dem Facit gelangen kann. Daß die Kettenregel oder so genannte Kettenregel sich durch die Leichtigkeit ihres Ansatzes, und durch die Kürze der Berechnung dem gemeinen Rechner vorzüglich empfiehlt, darin sind wir mit dem Verf. vollkommen einverstanden. Doch hätten wir gewünscht, daß er auch Etwas von den Gründen dieses Ansatzes beigebracht hätte. Aus der Lehre von den Brüchen hat er auch nur so viel mitgenommen, als ihm zur Praxis der Kettenregel erforderlich zu seyn schien. Wie ein Bruch mit einem Bruche zu multipliciren oder zu dividiren sey, hätte jedoch wohl nicht ganz übergangen werden dürfen, da hieher gehörige Fragen nicht allein selbst im gemeinen Leben häufig vorkommen, sondern auch die Art, sie durch den Kettenansatz zu lösen, undeutlich bleibt, wenn man nicht von den Gründen der Multiplication und Division der Brüche gehörig unterrichtet ist.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 14. May 1810.

Göttingen.

Ha. A.

Bei dem Verfasser, und in Commission bey
Friedr. Perthes zu Hamburg: **Neuer Himmels-**
atlas von K. L. Harding. Zweite Lieferung.

Von dem Plane und der Einrichtung dieses
Himmelsatlases s. Gött. gel. Anz. 1809 S. 601 f.
Auch diese zweyte Lieferung enthält vier Blätter,
nämlich die Nr. III. IV. VIII. XV. Das Blatt
III von 79° bis 121° gerader Aufsteigung, und
 1° südl. bis 33° nördl. Abweichung, stellet die
Zwillinge und den kleinen Hund, nebst Theilen vom
Stier, Orion, Fuhrmanne, Krebse und Einhorne
dar. Bl. IV von 119° bis 161° gerader Aufstei-
gung und 1° südl. bis 33° nördl. Abweichung ent-
hält den Krebs, großen Löwen, etwas vom kleinen
Löwen, Sextanten und von der Hyder. Bl. VIII.
von 279° bis 321° gerader Aufsteigung und 2°
nördl. bis 32° südl. Declination gibt den größten
Theil des Schützen und des Steinbocks, des Anti-
nous und etwas vom Wassermanne. Auf Bl. XV.
von 199° bis 241° gerader Aufsteigung und 1°
südl. bis 34° nördl. Abweichung befindet sich der

Æ (3)

größte Theil des Bootes und der nördlichen Krone, dann Stücke von den Jagdhunden, von der Jungfrau, Wage und Schlange des Ophiuchus.

Journal

Cassel.

In der königl. Hof-Buchdruckeren ist erschienen: Plan, coupe, élévation et détails de la restauration du Palais des Etats et de la nouvelle Salle à Cassel, publié et gravé au trait par *Grandjean de Montigny* etc. etc. etc. Mit zehn Kupfertafeln und 8 S. Text gr. Folio. 1810.

Daß die bildenden Künste in Sr. Majestät unserm allergnädigsten Könige einen eifrigen und freigebigen Beschützer gefunden haben, bedarf keines Beweises, wenn man auf die Werke blickt, welche seit einigen Jahren auf Allerhöchsten Befehl errichtet worden sind. Man verdankt ihre Entstehung der Kunstliebe und der ermunternden Unterstützung des Monarchen, und dem dadurch immer mehr angeregten und belebten Wettstreit unserer Künstler. Das neue, so zweckmäßig eingerichtete, Gewächshaus in dem botanischen Garten unserer Universität, der bald auszuführende Plan der hiesigen Sternwarte und andere Unternehmungen beweisen die großen Fortschritte der Architectur in Westfalen und ihren blühenden Zustand.

Der Saal der Stände in der Residenz, von welchem das vor uns liegende Werk eine genaue Beschreibung und Abbildung liefert, gehört ebenfalls zu den schönsten architectonischen Arbeiten. Das Museum *Fridericianum* bot zur Versammlung der Stände ein passendes Locale dar, und es wurde daher von Sr. Majestät befohlen, es zu jenem Zwecke einzurichten. Es ward unter dem Landgrafen *Friedrich II.* durch den Baumeister *du Ry*, einem vortrefflichen, in Rom gebildeten, Künstler, errichtet,

dessen Stelle nach seinem Tode Hr. Jussow erhielt, der zu den berühmtesten jetztlebenden Architecten gehört. Das untere Stockwerk enthielt einige Antiken und verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte, das obere aber die Bibliothek. Da nun mehrere hier aufbewahrte Sachen ihre Stelle veränderten, auch die Bibliothek eine unmerkliche Einschränkung zuließ: so fand Hr. Grandjean ein freyes Feld, um einen Saal zu errichten, der des Monarchen und der Versammlung würdig ist.

Nachdem Hr. Grandjean seinem Vorgänger du Ry das gebührende Lob ertheilt hat, bemerkt er, daß der ursprüngliche Plan des Gebäudes sein Unternehmen erleichtert. "Le plan général", sagt er, "du Musée, aujourd'hui Palais des Etats, n'était pas sans intérêt dans sa disposition primitive; il atteint le but, que l'architecte s'était proposé. On arrive par un portique orné de six colonnes Ioniques et élevé de huit degrés à un vaste vestibule décoré de quatre colonnes; au fond de ce vestibule était un escalier à triples rampes conduisant à la bibliothèque" etc. etc. Wir werden uns, so weit es ohne Hülfe der Kupferstiche möglich ist, bemühen, unsern Lesern einen Begriff von den Veränderungen und dem gegenwärtigen Zustande des Gebäudes zu geben. Die erste Tafel enthält die geometrischen Grundrisse des Museum Fridericianum und des jetzigen Pallastes der Stände. Der Haupt-Prospect des Gebäudes hat keine Veränderung erlitten; allein die große Treppe, welche zu der Bibliothek führte, und sich, dem Haupteingange gegen über, gleich nach der Vorhalle befand, ist weggeräumt, und durch den Saal der Stände ersetzt worden, der nun einen Halbzirkel bildet. Die großen Schwierigkeiten, welche sich zeigen, so bald man ein Gebäude zu einem andern

Zwecke einrichten will, als den es ursprünglich hatte, sind von Hrn. Grandjean glücklich überwunden worden, und seine Veränderungen, welche Geist, Geschmack und Kunstsinne verrathen, tragen nicht wenig zu dem Ruhme bey, den er sich bereits durch frühere Arbeiten erworben hat. Zu dem großen halbzirkelförmigen Saal führen vier Eingänge in der Linie des Durchmessers. Wenn man nämlich die große Treppe erstiegen hat, so tritt man unter einen Porticus von sechs Ionischen Säulen, hierauf in eine große Vorhalle, und zuletzt in den Saal. Die zwey Eingänge dem Haupteintritte gegen über sind für die Deputirten bestimmt, und führen zu der rechten und linken Seite des Throns. Von den zwey andern Eingängen ist der eine, zur Rechten, für des Königes Majestät, und der andere, zur Linken, für das Publicum bestimmt. Zu diesen Eingängen leiten zwey Gallerien, nämlich die Gallerie der Minister, und die Gallerie des Publicums. Die Sitze erheben sich amphitheatralisch bis zum Hintergrunde, wo man die Statue Napoleons des Großen erblickt. Sie ist von Hrn. Roland verfertigt, und eine Copie derjenigen, welche man im Saale des Instituts zu Paris bewundert. Unter dieser Statue ist die Tribune Ihres Majestät der Königin angebracht, also gerade dem Throne Sr. Majestät des Königes gegen über. Der Thron steht in einer großen, prachtvoll decorirten, Nische. Um den großen Saal zu heizen, sind unter den Fußboden Rohren von Backstein gelegt worden.

Ueber dem Karnies des großen Halbzirkels läuft eine Attica hin, worin man Nischen erblickt, welche mit emblematischen Bildsäulen der verschiedenen Departements des Königreichs geschmückt werden sollen. Zur Verherrlichung der Statue

des Kaisers soll eine Victoria angebracht werden, welche sein Haupt mit einem Kranze ziert. An dem Gewölbe erscheinen Deckenverzierungen mit allegorischen Mahleren. Das Ganze erhält das Licht durch eine große Oeffnung in der Mitte des Gewölbes

Der Thron ist auf das prächtigste ausgeschmückt; in dem Hintergrunde der Nische, wo er steht, sieht man das Wapen von Westfalen, gekrönt von zwey Genien. Alle Ornamente sind sehr geschmackvoll und bedeutsam. — Zum Schlusse dieser Anzeige wollen wir noch den Inhalt der Kupferstiche hersehen: 1. Palsis des Etats dans son Etat primitif. Plan restauré du Palais des Etats. 2. Elevations géométrales du Palais des Etats. Côté de la Place. Côté de la Cour. 3. Plan détaillé de la Salle des Etats. 4. Coupe de la Salle des Etats. 5. Coupe de la Salle des Etats prise du côté du trône. 6. Détails des corniches de l'intérieur de la Salle des Etats. 7. Détails des voutes de la Salle des Etats. 8. Vue du trône de Sa Majesté. 9. Coupe du Salon de Sa Majesté. Coupe de la Galerie des Ministres. 10. Platfond du Salon de S. Maj.

Paris.

Minde

Bey D. Colas: Notice sur la culture du Sophora, du Platan et de l'Aune; par M. T. Guérappain, Propriétaire-Cultivateur, membre du collège électoral et du conseil-général du Département de l'Aube. A Paris, 1809. 32 Seiten in Octav.

Die Bemerkungen, welche in dieser kleinen Schrift über den Anbau der auf dem Titel genannten drey Bäume mitgetheilt werden, sind zwar zunächst für Frankreich berechnet, können aber für den Deutschen

Landwirth nicht minder belehrend seyn. Denn je mehr unsern Zeiten und unserm Vaterlande die Abnahme der Waldungen und das Bedürfniß neuer Anpflanzungen fühlbar wird, desto mehr muß man denjenigen Bäumen vorzüglich seine Aufmerksamkeit schenken, welche am leichtesten und schnellsten diesen Mangel zu ersetzen vermögen. Der Verf., welcher sich 25 Jahre lang mit dem Anbau verschiedener Bäume beschäftigt hatte, verdient deswegen für seine hier mitgetheilten Wahrnehmungen und Erfahrungen den größten Dank. Wir heben hier vor allen Dingen Erwas von dem aus, was er zuerst über die in Deutschland bisher noch nicht im Großen cultivirte *Sophora* sagt: einen Baum, der in jeder Hinsicht noch die unechte *Acacia*, womit er Aehnlichkeit hat, zu übertreffen scheint.

Die Japanische Sophore (*Sophora japonica* L.) ist ein Baum von beträchtlicher Größe, der erst seit dem Jahre 1747 in Europa gezogen wird. Bernard v. Jussieu erhielt zuerst durch den Pater d'Incarville Samen davon, und erzog davon mehrere Bäume zu Trianon. Er diente lange Zeit nur als Prachtbaum, welchen Liebhaber zur Verschönerung großer Gärten cultivirten, und konnte nur durch Absenker vervielfältigt werden. Im J. 1803, wo gerade ein heißer Sommer war, kamen seine Früchte zum ersten Mal zur Reife, und da man diese sehr sorgfältig sammelte, so ist er dadurch in Frankreich schon so sehr vermehrt worden, daß man Anpflanzungen im Großen damit machen kann. Der Verf. theilt uns zuerst eine Beschreibung desselben mit, und geht dann zu den Vorzügen über, welche dieser Baum in öconomischer Hinsicht unter andern vor der *Acacie* und dem *Acer Negundo* besitzt.

Die Samen werden im April oder May in leichte Erde gelegt, und erfordern nicht mehr Wartung, als

die von der Acacie und andern ähulichen. Schon im vierten Jahre haben sie eine Höhe von 10 bis 12 Fuß, und einen Umfang von 4... 5 Zoll erreicht, und so geht ihr Wachsthum schnell von statten, und steigt bis zu einer Höhe von 60 Fuß. Die Sophora nimmt mit jedem Boden vorlieb, und läßt sich in hohen und niederen Gegenden anbauen. Sie widersteht den stärksten Winden, statt daß die Acacie schon von mäßigen Winden umgerissen und zerbrochen wird. Sie dient auch besser, als jene, zu Alleen und Einfassungen von Wiesen, Aeckern und Weinbergen, denn sie schlägt ihre Wurzeln tief, statt daß die von der Acacie auf der Oberfläche der Erde hinlaufen. Ihr leichtes Laub wird von jedem Winde bewegt, und hindert den Durchzug der Luft nicht zum Schaden der umstehenden Gewächse. Auch leidet sie nicht so sehr, als andere Bäume, von Raupen und Insecten, und behält sehr lange ihre grüne Farbe. Der Baum hat ein sehr hartes, festes und schweres Holz, welches viel leichter, als das von der Acacie, zu bearbeiten ist, und von Künstlern zu mancherley Arbeiten benutzt werden kann. — In Ehina und Japan bedient man sich seiner Blüthen zur Bereitung einer gelben Farbe, womit bloß die Kleider der kaiserlichen Personen gefärbt werden, und der Verf. vermuthet, daß man auch in Europa seine Samen zur Bereitung von Farbe oder von Oehl werde benutzen können. Ueberhaupt steht zu erwarten, daß, wenn dieser Baum erst an das Europäische Clima gewöhnt ist, sein Nutzen in mancher Hinsicht sehr groß seyn wird.

Hierauf kömmt der Vf. auf den Platanus, welcher, wie er mit Recht sagt, nächst der Ceder vom Libanon und der Eiche der berühmteste Baum des Alterthums war, wenn wir es anders als gewiß annehmen können, daß die Alten unter dem Nahmen Platanus diesen Baum, und nicht vielmehr eine schöne Ahornart,

verstanden haben. Im Orient machte man vorzüglich viel Aufhebens davon. Er zierte alle Gärten und Straßen, und man schrieb ihm die Eigenschaft zu, daß er die Luft reinige und Ansteckungen verhüte. Im Schatten desselben stellten die Römer große Gastmähler an, u. begossen ihn selbst mit dem köstlichsten Wein.

Von den beiden in Frankreich, so wie in Deutschland, gewöhnlichen Arten ist die eine (*Plat. orientalis* in Asien einheimisch, und über Griechenland zu uns gekommen; die andre (*Pl. occidentalis*) erst aus dem nördl. America eingewandert. Ihr hoher, schlanker Wuchs gewährt einen majestätischen Anblick, und gibt ihr, so zu sagen, eine Herrschaft über die andern Bäume. Ihr Anblick erweckt Freude und Heiterkeit, so wie der der Eiche Ernst und feyerliches Nachdenken. Es gibt wenige Bäume, welche so schnell wachsen, wie die Platane. Der Vf. belegt dieß mit 25 jährigen Erfahrungen an Eschen, Nüstern, Ital. Pappeln, Maulbeer- und Kastanien-Bäumen, die er mit Platanen zu gleicher Zeit in dasselbe Erdreich gepflanzt hatte. Nach seiner Beobachtung gibt z. B. eine Platane 10 . . . 12 Mahl mehr Holz, als ein Eschen- oder Maulbeer-Baum von demselben Alter. Das Holz selbst dient, außer zu Bau- und Brennholz, auch zu Wagenarbeit, zum Einlegen u. s. w. Es nimmt eine schöne Politur an, besitzt aber auch eine solche Härte, daß oft die Werkzeuge bey seiner Bearbeitung zerbrechen. Die Anpflanzung dieses Baums würde von großem Nutzen seyn, zumahl da er mehrere Jahrhunderte alt werden kann.

Auch die Erle, von welcher der Verf. zuletzt noch redet, ist in verschiedener Hinsicht ein sehr nützlicher Baum, dessen Anbau nicht vernachlässigt werden darf. Jedoch sind die darüber mitgetheilten Nachrichten weniger neu, und können daher hier füglich übergangen werden.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 17. May 1810.

Göttingen.

Hr. Doctor Oslander, Sohn unsers Hrn. Professors, hat der königl. Societät der Wissenschaften die merkwürdige Krankengeschichte eines Harn- und Bluterbrechens bey unterdrückter natürlichen Urin- und Menstruations-Ausleerung mitgetheilt, die er während seines jetzigen Aufenthalts zu Paris im Hôpital de la Charité zu beobachten die seltene Gelegenheit gehabt.

Eine jetzt 40jährige unverheirathete Frauensperson, die in der Jugend gesund und wohl gewesen war, bekommt im 23. Jahre einen flechtenartigen Ausschlag, den sie durch örtliche Mittel vertreibt, aber dagegen von der Zeit an mancherley Magenbeschwerden leidet. Vor drey Jahren erscheint der Ausschlag wieder, verliert sich aber nachmahls nach ähnlicher Behandlung, worauf aber nicht nur die Magenübel zunehmen, sondern auch die Menstruation gestört wird. Jetzt erleidet sie einen heftigen Fall auf den Rücken, eben um die Zeit, da

Y (3)

ihre monatliche Reinigung eintreten sollte. Fünf Wochen nachher stellt sich ein Blutbrechen ein, das ein halbes Jahr hindurch täglich anhält, und nach Verlauf dieser Zeit in das Erbrechen einer ungeheuern Menge wässeriger Flüssigkeit übergeht. Bald darauf wird die normale Harn-Secretion unterdrückt, und es zeigen sich nun vor dem Erbrechen convulsive Zufälle, Schmerzen in der Blase, in der Gegend der Ureteren, der Nieren und des Magens mit aufgetriebenem Unterleibe. Daß das, was während dieser mehrere Monate lang anhaltenden Zufälle ausgebrochen worden, wahrer Harn gewesen, ergibt die unter Hrn. Vauquelin's Leitung von einem jungen Chemiker unternommene Analyse, als welche, der übrigen Resultate zu geschweigen, den wahren Harnstoff lieferte. Man fängt jetzt an, die Harnblase mittelst der Sonde auszuleeren, wodurch das Erbrechen gemindert und selbst für so lange gehoben wird, als kein Urin sich in derselben ansammeln kann. Das Blutbrechen aber kehrt regelmäßig alle vier Wochen zurück, und hält dann jedesmal zwey bis drey Tage an. Den Anlaß und Verlauf der Krankheit, und besonders der merkwürdigen Zufälle, denen die Kranke nun seit acht Monaten unterworfen ist, sucht der Hr. Doctor am Schluß nach physiologischen und pathologischen Principien in ursachlichen Zusammenhang zu bringen, und durch analoge und partielle Parallel-Fälle zu erläutern; denn einzelne Beispiele, entweder von Blutbrechen bey Alienation der monatlichen Reinigung, oder aber von Erbrechen des Harns bey Ischurie, finden sich von genauen Observatoren beobachtet (unter welchen wir bloß von dem seltneren vomitus urinosus nur drey der neuesten nennen,

Senter im ersten Bande der Transactions of the College of physicians of Philadelphia, Zeviani im sechsten Bande der Memorie di matematica etc. della Società Italiana, und unsern sel. Lentin im zwenten Bande seiner Beyträge: doch sind alle diese drey Fälle von dem auffallend merkwürdigen und complicirten, den Hr. Doctor O. hier mittheilt, noch sehr verschieden).

Amsterdam.

Ben Hesse: Incerti auctoris, viri go Pindari Thebani, Epitome Iliados Homericæ. E recensione et cum notis Theodori van Kooten. Edidit, et præfatus est, suasque animadversiones adjecit Henricus Weytingh, apud Campenses gymnasii publ. rector. 1809. Octav I. . . XVI, 1 . . . 330 Seiten. Wir erhalten hier eine Ausgabe, die schon vor vierzig Jahren erwartet war. Eine Reihe widrige Umstände, welche der Herausgeber erzählt, verhinderten die Vollendung und den Abdruck, und der gelehrte Herausgeber hat sich einen gerechten Anspruch auf unsre Dankbarkeit erworben, daß er endlich bewirkt hat, die Ausgabe den Freunden des gelehrten Studiums der alten Litteratur zu liefern. Hr. van Kooten, ein Schüler von Joh. Schrader, hatte schöne Hülfsmittel zusammengebracht, es waren auch bereits mehrere Bogen gedruckt, die der Verleger, aus Verdruß, daß das Werk nicht beendigt ward, vernichtete; worauf sich Hr. von Medenbach Waffer, Rector des Gymnasiums zu Zwoll, des Apparats annahm; Da er sich aber nachher nach dem Cap begeben hatte, übertrug Hr. von Rambonnet, ein Freund von beiden, die Ausgabe dem Hrn. Weytingh. Indessen hatte

van der Duffen den *Prodromus novae Pindari Thebani editionis* 1769, Anton. de Rooy in *Spicilegiis criticis*, und andere Gelehrte Verbesserungen an das Licht gestellt, Wernsdorf aber in den *Poetis min* To. IV P. II. eine ganz neue Recension veranstaltet (Gött. gel. Anz. 1785 S. 1572), und seine ganze gelehrte, aber nicht immer natürliche und leichte, Critik an dasselbe verwendet. Mehrere andere Gelehrte hatten in ihren philologischen und kritischen Arbeiten einzelne Verbesserungen des Pindar eingerückt; diese sowohl, als Beiträge mehrerer gelehrten Freunde, haben dem Hrn. Wentingh einen reichen Vorrath zur Ausstattung seines Autors verschafft, als wäre es einer aus der Reihe der vorzüglichern Römischen Classiker. Wirklich ist er als ein alter Römischer Autor betrachtet und behandelt, kritisch mit Lesarten und Verbesserungen, Conjecturen, Erläuterungen der dichterischen Ausdrücke, poetischen Wortfloskeln, Parallelstellen, und allem dem ausgerüstet, was bey Ausgaben von Classikern seit den Gro-novon, Grävius, den Burmannen s. w. üblich geworden ist. Für junge Humanisten, die in der schönen Sprachkunde, und in der Dichter-Critik leben, welche durch Reminiscenzen von ähnlichen Versen, Dichterbildern und Formeln, und durch freyes Spiel der Imagination und des Witzes so anziehend ist, wird also dieser Thebanische Pindar ein herrliches Fest seyn, das ihnen doch auch auf vielfache Weise behaglich, und zur weitem gesunden Ausbildung sehr zuträglich seyn kann. Aber auch andern Gelehrten, die in diesen Studien weiter sehen und gehen, verschafft es eine angenehme Unterhaltung, die Verwendung eines feinen gelehr-

ten, vielseitigen, critischen Wizes und Scharfsinns wahrzunehmen, und viele glückliche, sinnreiche Verbesserung und Muthmaßungen anzutreffen: wovon vielleicht ein Theil mehr als Correctionen des Originals zu betrachten sind, und den Recens. an die auch sonst gemachte Erfahrung erinnert haben, daß oft Critiker mehr den Autor selbst, als die Schreibfehler der Copisten verbessert, und seinen Stil verschönert haben; denn der Verfasser war sicherlich kein alter Classiker, auch kein Dichtergenie, wohl aber ein glücklicher Versificator; er war ein späterer Gelehrter, der sich mit Lesen und Nachbilden der alten Dichter, besonders des Ovids, ganz in die Lateinische Dichtersprache hineingearbeitet und darin einheimisch gemacht hatte; so wie mehrere Lateinische Dichter im Mittelalter; eben so gut, als einige späte Griechen in die alte schöne Griechische Dichtersprache; Und wie viele neue Lateinische Dichter haben wir, die in der Lateinischen Versification und Nachbildung der alten Dichter Meister sind! Ueber das Zeitalter des Verfassers und den ihm beigelegten Nahmen Pindars haben wir keine historische Nachricht, sondern bloß Muthmaßungen. Der Nahme Pindar war aller Ansicht nach aus einer unleserlichen Schrift eines andern Namens entstanden, den der Mönch, der ihn abschrieb, in einen ihm bekanntern verwandelte. Wernsdorf hat sich damit zu schaffen gemacht. Hr. Weytingh hat die Vermuthung, da in einer Handschrift ein paar Verse angehängt sind, in welchen transponium steht, daß der Verfasser in England gelebt habe, und ein Landsmann, vielleicht auch Zeitgenosse, des Joseph Iscanus, eines Mönches, der im elften oder zwölften Jahrhundert gelebt hat, war (viel-

mehr im zwölften und dreyzehnten, indem er dem Thomas Balduin, Erzbischof zu Canterbury, welcher 1191 starb, sein Gedicht *de bello Trojano* gewidmet hat. Es kommt dazu, daß in diesen Zeiten durch die Griechen sich die abenteuerliche Vessifsenheit verbreitet hatte, den Trojanischen Krieg auf vielfache Weise neu zu bearbeiten; man denke an Dares, Dictys s. w.). Da wir die Form und den Character der Ausgabe, und der Bearbeitung des Textes und der Anmerkungen bestimmt haben: so wäre es überflüssig, einzelne Belege und Beispiele von Verbesserungen und Conjecturen in einem Blatte, wie das unsrige ist, bezubringen. Nur wollen wir noch bemerken, daß auch, nach der gewöhnlichen Sitte, beylaufig Stellen aus Lateinischen Classikern verbessert werden. Auch von dieser Art stießen wir auf einige glückliche. Daß Stellen und Verse aus dem Homer verglichen werden, bedarf keiner Erwähnung. Nur kann der Griechische Text keinen Vortheil aus dem Versificator ziehen, da dieser die Erzählung nur zusammengezogen, nicht wortlich übersetzt hat. Man hätte aber doch auch nicht viel mehr von ihm lernen können, als nur, wie er des Dichters Griechische Worte möge verstanden haben; und da konnten seine Sprachkenntnisse wohl nicht so weit gehen, daß wir viel von ihm hätten lernen können. Bey dem allem, nehmen wir den Pseudo-Pindar, wie er ist, und für das, was er seyn soll, so ist die Ausgabe mit der Bearbeitung ein schönes Geschenk für die Litteratur; wenigstens bemerkte der Rec. eine Zahl feiner, glücklicher Wortverbesserungen und Conjecturen, und derjenige, der die beiden Bearbeitungen, Wernsdorfs und van Kooten; vergleicht, kann, bey guten

Anlagen, versichert seyn, daß er eine ihm sehr nützliche Beschäftigung sich vorgenommen hat.

Halle und Berlin.

Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses:
Drey Predigten, bey feyerlichen Veranlassungen
in der academischen Kirche gehalten von D. A. G.
Niemeyer, Canzler, Rector und Professor der
Theologie auf der Friedrichs-Universität — 1810.
32 Seiten in groß Octav.

Die Predigten beziehen sich auf die Wiedereröffnung des academischen Gottesdienstes zu Halle, auf den Tod J. A. Eberhard's, und auf das Jubiläum der Universität Leipzig. Ein fest organisirter academischer Gottesdienst wurde zu Halle erst unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. angeordnet, die Schulkirche diesem Zwecke gemäß eingerichtet, und am 3. August 1806 eröffnet. Wenige Wochen darauf, als der Krieg ausbrach, wurde diese Kirche in ein Magazin verwandelt, und der academische Gottesdienst in die Ulrichskirche verlegt. Mit dem am 20. October erfolgten Befehl, alle Studirende zu entfernen, hörte der Gottesdienst, nachdem er kaum fünf Mal gehalten war, gänzlich auf. Seitdem die Universität hergestellt ist, wird der academische Gottesdienst von Hrn. Niemeyer nur monatlich und bey feyerlichen Gelegenheiten besorgt, bis, wie er sagt, auch darin die alte Ordnung zurückkehren kann. — Die Predigt, mit welcher er diesen Gottesdienst eröffnet hat, scheint uns weder an Gedanken und Ideen, noch an Stil und Anordnung, den beiden andern, welche hier erscheinen, gleich zu kommen. Sie hat nicht das Eigenthüm-

liche, Treffende, Individuelle, sich über das Gemeine Erhebende, auch nicht das Harmonische und Gefeilte im Stile, nicht das Natürliche, was die beiden andern auszeichnet. — Eberhardten ist ein würdiges Denkmahl gestiftet. Es ist keine künstliche Lobrede. Es ist eine treffende, gefühlvolle Ausführung des Wunsches: Mögen wir sterben des Todes des Gerechten! Als wünschenswerth wird dieser Tod nicht an sich, sondern deswegen dargestellt, weil, wenn der Gerechte stirbt, ein Leben endet, das göttlich geführt, rein genossen, würdig ertragen ward, und eben darum hoffnungsvoll beschlossen werden kann. Dieß wird mit untermischter, zarter und ungezwungener Anwendung auf den Verstorbenen ausgeführt. — Die dritte Predigt enthält Belehrungen, wie sich unsere Theilnehmung äußern soll, wenn eine benachbarte wissenschaftliche Anstalt das Fest ihrer Stiftung und Erhaltung feyert. Es wird gezeigt, daß dieß am würdigsten geschehe, wenn wir uns freuen mit den Fröhlichen, und wenn wir uns dankbar erinnern, was Gott an uns und unsern Vätern gethan hat. In diesem zweiten Theile geht der Redner auf die erste Gründung und die Schicksale der Universität Halle zurück, erinnert, daß Thomasius und Franke von Leipzig kamen, schildert den Geist und Sinn, von welchem beseelt, sie lehrten und wirkten, wie Licht mit Wärme, Verstand mit Gefühl, Einsicht mit Liebe, sich in ihnen vereinte, und schließt mit der Erinnerung an die neuesten Schicksale der Universität. Sanftheit und Milde ist eine Eigenschaft, welche alle drey Predigten characterisirt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 19. May 1810.

Göttingen.

Die Vorlesung, welche der Hr. Prof. Richter in der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 28. April hielt, handelt de usu purgantium in febris nervosis. Einer der verderblichsten Grundsätze in der practischen Arzneiwissenschaft ist: wo Schwäche ist, muß man stärken. Gemeiniglich fällt man von einem Extrem aufs andre. Vor einiger Zeit bestand das ganze Geschäft des practischen Arztes beynahе bloß im Auflösen, Kühlen und Ausleeren durch Brech- und Purgirmittel. Als endlich der Schaden erhellete, den der Mißbrauch dieser Mittel verursachte, scheuete man diese Mittel dergestalt, daß man sie beynahе verbannte, bey dem geringsten Anschein von Schwäche sogleich zu stärkenden und erregenden Mitteln seine Zuflucht nahm, und alle ausleerende Mittel wie Gift scheuete.

Man bedenk nicht, daß, so wie es Stoffe gibt, die eine falsche Stärke, das ist, vermehrte Thätigkeit, ohne Vermehrung der Kräfte erregen, es auch Stoffe gibt, die eine gegenseitige Wirkung haben, das ist, eine falsche Schwäche erregen. Wein

und Spanische Fliegen stärken den Kranken eben so wenig, als der Sporn das Pferd. Man bedenk nicht, daß verminderte Thätigkeit sehr oft nicht von Verlust an Kräften, sondern bloß durch die Einwirkung eines schadhaften Stoffs erregt wird, und daß es in diesen Fällen nicht darauf ankömmt, durch stärkende und Reizmittel die Thätigkeit zu vermehren, sondern den schadhaften Stoff wegzuschaffen, der die Kräfte in ihrer Wirkung hindert.

Zwar hat der Arzt diese Stoffe nicht immer der gestalt in seiner Gewalt, daß er sie wegschaffen kann. Ein Beispiel dieser Art geben die bössartigen Contagien. Diese muß er freylich, wenn sie einmahl in den Körper gelangt sind, der Natur überlassen. Alles, was er hier thun kann, besteht darin, daß er die Natur durch Reizmittel zur Thätigkeit anspornt, und sie dadurch in den Stand zu setzen sucht, diese Stoffe zu verarbeiten, zu subigiren, auszuleeren. Und dennoch ist es wahrscheinlich, daß auch diese Stoffe zuweilen durch den Mund in den Körper gelangen, und durch zeitige Brechmittel ausgeleeret werden können.

Aber oft hat sie auch der Arzt in seiner Gewalt; und dieß gilt vorzüglich von den gastrischen Stoffen, einer der allerhäufigsten Ursachen der falschen Schwäche und aller so genannten Nervenfieber. Diese Stoffe haben, zumahl wenn sie faulichter oder schleimichter Art sind, am allerhäufigsten eine schwächende Einwirkung auf das System. Hier stärken Purgirmittel sichtbarlich.

Stärken darf der Arzt eigentlich nur in zwey Fällen, nämlich wenn die Krankheit wirklich von wahrer Schwäche herrührt; oder, im Falle der falschen Schwäche, wenn er die Ursache derselben nicht wegschaffen kann, sondern sie der Natur überlassen muß. Und auch sogar im ersten Falle sind Purgirmittel nöthig, wenn die Krankheit von einer lang-

wierigen vorhergehenden Schwäche entsteht. Gemeiniglich sind in diesem Falle die Verdauungswerkzeuge, die an der allgemeinen Schwäche vorzüglich Antheil nehmen, dergestalt mit schadhaftem Stoff überladen, daß alle stärkende und erregende Mittel nicht eher eine heilsame Wirkung thun, als bis der Unterleib gereinigt ist.

Man sagt: diese gastrischen Stoffe sind gemeiniglich die Wirkung, nicht die Ursache, des Fiebers; man muß die Quelle derselben, das Fieber, verstopfen, damit sich keine neue erzeugen; die bereits erzeugten leerer die Natur selbst allmählich aus, wenn man nur die Kräfte unterstützt. — Aber es ist gleichviel, ob sie die Ursache oder die Wirkung des Fiebers sind, sie müssen, wenn sie in Hinsicht auf Qualität und Quantität einen gewissen Grad erreicht haben, immer weggeschafft werden; denn sie schaden immer, und zwar vorzüglich auf eine vierfache Art. Sie wirken als Reize, die das Fieber vermehren; und anomale Intestinal-Secretionen erregen, und sich dadurch gleichsam selbst vermehren. Sie hindern, gleichsam als Gegenreize, die Wirkung der excitirenden und stärkenden Mittel, und machen, daß diese entweder gar nicht, oder auf eine zweckwidrige Art wirken. Dieß ist wirklich so oft der Fall, daß man es sicher als eine Anzeige zum Purgiren ansehen kann, wenn bey großer Schwäche stärkende Mittel gar nicht oder widrig wirken. Sehr oft wird man sehen, daß nach einem Purgirmittel diese Mittel sogleich die vortrefflichsten Dienste thun, nachdem sie vorher gar nicht oder widrig wirkten.

Außerdem erregen diese gastrischen Stoffe nicht selten entkräftende Durchfälle, Meteorismus, Entzündung und Brand in den Därmen.

Es ist nicht wahr, daß die Natur diese Stoffe von sich selbst ausleert, und, wenn sie sie ja aus-

leert, nicht gleichviel, ob sie sie jetzt sogleich, oder erst nach einigen Tagen ausleert. Außerdem trifft die Natur auch nicht immer das rechte Maaß; sie leert oft zu viel, oder zu wenig aus.

Es ist auch endlich nicht wahr, daß Purgirmittel immer schwächen. Ein Purgirmittel, das bloß Stoffe aus dem Darmcanale ausleert, kann nicht schwächen; und leert es schadhafte Stoffe aus, so stärkt es. Freylich Purgirmittel, die die Saftmasse mindern, und wässerichte Stuhlgänge erregen, darf man in diesen Fällen nicht geben.

Man kann in gewisser Hinsicht annehmen, daß es dreyerley so genannte Nervenfieber gibt. Nervenfieber mit großer wahrer Schwäche, ohne gastrische Unreinigkeiten: diese erfordern natürlicher Weise bloß stärkende Mittel; Nervenfieber mit wahrer Schwäche und gastrischen Unreinigkeiten: diese erfordern außer den stärkenden Mitteln untermischte Purgirmittel; gastrische Fieber mit falscher Schwäche, die die Gestalt eines Nervenfiebers annehmen, erfordern bloß Purgirmittel.

Unter den so genannten Nervenfiebern ist keines, das so oft Purgirmittel erfordert, als das Fleckfieber. Sehr häufig ist es ein Fieber der dritten Art, das bloß Purgirmittel erfordert. So hat es Strack (*de morbo cum petechiis*) beobachtet und beschrieben. So hat es auch der Verf. bey einer Epidemie, die er beschreibt, beobachtet. Häufiger aber ist es ein Fieber der zweyten Art.

Wie heilsam die Heilmethode war, die der Verf. bey besagter Epidemie befolgte, zeigte der Erfolg. Von 75 Kranken starben nur 5. Und unter diesen war einer, den der Verf. bereits sterbend fand, als er ihn zum ersten Mahl sah; und eine alte Frau, die durchaus keine Arzneey nehmen wollte.

Merkwürdig war es, daß unter allen Einwohnern des Dorfs der Schulze fast der einzige war, der

von der Krankheit frey blieb, ob er gleich der Gefahr der Ansteckung am meisten ausgesetzt war. Er hatte nämlich von der Obrigkeit den Auftrag, die Kranken täglich zu besuchen, und darauf zu sehen, daß sie die Vorschrift des Arztes gehörig befolgten. Er fürchtete, angesteckt zu werden, und verlangte von dem Verf. ein Mittel, welches die Ansteckung verhütete. Dieser gab ihm das Elixir vitrioli Myns. welches er täglich in beträchtlicher Quantität nahm. Sollte dieß Mittel wohl die Krankheit wirklich verhüten haben?

Diejenigen, die bey den ersten Vorempfindungen der Krankheit ein Brechmittel nahmen, blieben von der Krankheit frey, oder bekamen sie sehr gelinde. So bald die Krankheit wirklich entstanden war, war selten ein Brechmittel nöthig oder dienlich, wohl aber wurden oft wiederholte Purgirmittel erfordert. Diejenigen Kranken, welche ein Fieber der dritten Art hatten, wurden bloß durch Purgirmittel geheilt, und nahmen in der Zwischenzeit den Brechweinstein in kleinen Dosen. War große wahre Schwäche damit verbunden, so wurde in der Zwischenzeit Valeriana gegeben; war ein faulichter Zustand dabey, so that die rad. arnicæ mit mineralischen Säuren gute Dienste. Die China bekam während der Krankheit selten gut. Nur am letzten Ende der Krankheit war sie zuträglich.

Von den verschiedenen Fällen, welche der Verf. das Gesagte zu beweisen, erzählt, wählen wir hier nur Einen aus, der auf eine sehr überzeugende Art beweiset, daß auch bey großer Entkräftung wiederholte Purgirmittel nöthig und heilsam seyn können.

Ein Jüngling, der durch unordentliche Lebensart seine Gesundheit äußerst zerrüttet hatte, wurde im Duell durch einen Hieb im Armbugen, der bis auf den Knochen drang, und alle Gefäße zertrennte, verwundet. Es erfolgte eine fürchterliche Blutung,

die der Verf. durch Unterbindung der Gefäße stillte; und nach ein paar Tagen ein Fieber mit Irreden, und Petechien; und der Brand des ganzen Vorderarms. Es können nicht leicht mehrere Anzeigen zu stärkenden Mitteln in einem Falle zusammentreffen; und doch bekamen sie, so oft sie versucht wurden, so schlecht, daß man ganz davon absehen mußte. Der Kranke nahm 9 Tage lang Tamarinden-Molken, in welcher Zeit sich alle üble Zufälle verloren; am Ende China.

Sulzbach.

Im Verlage der Kommerzienrath Seidelschen Kunst- und Buchhandlung: Auswahl aus den kleinen Schriften des verstorbenen Professors und Rectors am Gymnasium zu Regensburg, *Johann Philipp Ostertag*, aus dessen Nachlass herausgegeben von einigen seiner Freunde. *Erste, zweite, Sammlung.* Mit 4 Kupfern, Kepler's Monument in Regensburg darstellend. 1810. Octav, mit fortlaufender Seitenzahl I. . . XXXII, I. . . 588 S. Ostertag war einer von den gelehrten Schulmännern, die neben der gelehrten Sprachkunde auch wissenschaftliche Kenntnisse besitzen; Mathematik, Physik, und besonders Sternkunde, zeichnete diesen Gelehrten aus; daher zog ihn, da er zu Regensburg lebte, das Andenken an Kepler so sehr an, und bewog ihn, zu Errichtung eines Denkmahls von Kepler das Mögliche anzuwenden: aber die Erreichung dieses Zwecks ist erst nach seinem Tode erfolgt (er starb den 21. December 1801; sein letztes Wort verdient hier bemerkt zu werden: Jetzt bin ich frey, sagte er mit gedämpfter Stimme. Wie er dieß wohl mag verstanden haben?). Die erste Anregung an das Publicum geschah in einer Schrift von 1786 (vergl. G. g. A. d. J. S. 741), die auch hier wieder eingedruckt ist S. 509, mit dem

Lateinischen Sendschreiben an unsern Kästner, und mit dem Inventarium vom Keplerschen Nachlaß, welches Lichtenberg in das Göttingische Magazin 2. Jahrg. 1. St. hatte einrücken lassen. Die Vollendung und Ausführung des Monuments ist uns allen noch in frischem Andenken im J. 1808. Die Nachricht davon, mit Zeichnung und Kupfer, findet sich in der schonen Abhandlung des Prof. Placidus Heinrich's, die auf Befehl des Fürst Primas herausgegeben ward (G. g. A. 1809 S. 385. . . 8). — Die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse hat Ostertag in kleinen Schul- und Gelegenheitschriften an den Tag gelegt, welche seine Freunde in eine Sammlung zu bringen und der Welt vorzulegen sich beeifert haben, und dieß ganz verständig in einer Auswahl, wie das vorgesezte Verzeichniß der gesammten Schriften lehret; denn Vieles kann an Ort, Stelle und Zeit eine große Wirkung machen, das die Aufmerksamkeit des allgemeinen Publicums nicht erwecken kann; gelehrte Gegenstände, welche sich durch Neuheit empfehlen, oder eine gewisse Bearbeitung, Erläuterung oder Berichtigung erhalten haben, sind ihm von größerem Werthe. Mehrere von dieser Art sind in unsern Gei. Anz. zu verschiedenen Zeiten angezeigt worden. Die vorzüglichsten und geachtetsten seiner Schriften gehörten in das Fach des gelehrten Alterthums. (Er hatte auch die archäologischen und mythologischen Artikel in der Deutschen Encyclopädie, bey Barrentrapp in Frankfurt, bis zu dem XII. Bande, verfertigt.) Es sind folgende: Die Commentatio philol. physiol. de Jove Elicio, welchen er auf einige den Etruskern bereits bekannte Wahrnehmungen von electrischen Erscheinungen in der Natur und geglaubten Wirkungen zurückleitete — de scaphiis veterum, eine Lateinische und eine Deutsche Abhandlung, von den Scaphien: diese waren Halbkugeln mit Risten in der Mitte, welche als Schattenzeiger dienten — de

auspiciis ex acuminibus, auch eine electrische Erscheinung — über den Kempffschen Schachspieler — über die Berechnung der Zinsen bey den Griechen und Römern, nach Pauctons Metrologie — antiquarische Abhandlung über die Gewitterelectricität (stand schon in den Verhandl. der Bair. Acad. der Wiss. IV. B. 1785, hat aber jetzt Zusätze erhalten) — über den ehemahligen gnomonischen Prachtkegel (Obelisk) auf dem Marsfelde zu Rom — über den Ursprung der Sternbilder u. die daraus zu erklärende Mythologie, nach der Abb. des Hrn. Dupuis, mit drey Fortsetzungen, dessen sinnreiches System den Fehler so vieler andern Systeme hat, daß eine einzelne nicht unwahrscheinliche Wahrnehmung zur Hypothese gemacht wird, aus der man alles erklären will, und zu dem Ende eine Reihe neuer Hypothesen dazu dichtet und schafft; auch des Nonnus Dionysiaca deutet er darnach, und nun bestätigt er sein System wieder aus dem, was er in den Nonnus gelegt hatte: so geht er im Kreis herum — über das Verhältniß der Maasse der Alten zu den heurigen Maassen, nach Pauctons Metrologie, mit erläuternden Anmerkungen, und drey Fortsetzungen.

Uebrigens macht die Auswahl und Ausgabe dieser kleinen Schriften den Freunden des Verstorbenen Ehre, zumahl wenn man liest, welche Schwierigkeiten zu übersteigen waren; sie ward auf Subscription zur Unterstützung der Hinterlassenen unternommen, ward aber mit so vieler Kälte aufgenommen, daß sie nach der bereits vor 8 Jahren, im Febr. 1802, ergangenen, und zum dritten Male 1806 wiederholten, Aufforderung am Ende so unbedeutend ausfiel, daß zur Noth die Druckkosten konnten bestritten werden. Das Verdienst der endlichen Bewirkung der Ausgabe und des Drucks gehört dem Hrn. Baron Leopold von Seckendorf. Eine kurze Biographie vom Hrn. Consistorialrath Gamberth ist vorangesetzt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

: der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 19. May 1810.

Paris.

L. A.

Correspondance inédite de Madame du Deffand avec d'Alembert, Montesquieu, le Président Hénault, la Duchesse de Maine, Mesdames de Choiseul, de Staal, le Marquis d'Argens, le Chevalier d'Aydie etc. etc. suivie des lettres de Mr. de Voltaire à Madame du Deffand. To. I. et II. 1809. Octav S. 366, 356.

Der Buchhändler Collin, welcher von den Briefen und Werken sämtlicher berühmten Französischen Schriftstellerinnen neue Ausgaben besorgte, stellt hier zum ersten Mal die Correspondenz der Marquise du Deffand an das Licht. Nur die, mehr als ein Drittel des zweyten Bandes einnehmenden, Briefe von Voltaire an die Marquise waren bereits in Beaumarchais Ausgabe von Voltaires Werken gedruckt. Der Herausgeber sagt in der Vorrede, daß, da Alembert die Briefe der du Deffand als Muster des Briefstils anführe, das Publicum das Geschenk der Mittheilung des vorliegenden Briefwechsels dankbar aufnehmen werde. Er sagt aber nicht, daß verhältnißmäßig nur sehr

H (4)

wenige Briefe der du Deffand eingerückt sind, und bey weitem der größte Theil der Sammlung allein aus Briefen, an die Madame du Deffand gerichtet, besteht. Einzelne Portraits, die sie von ihren Bekannten entwarf, finden sich hier. An der Authenticität aller mitgetheilten Briefe ist nicht im mindesten zu zweifeln. Was die Marquise war und wirkte, ist ohne Vergleichung interessanter, als was sie der Nachwelt Schriftliches hinterließ. Wir wollen also aus der vorgesezten, von einem ungenannten Bekannten verfaßten, kurzen Notiz ihres Lebens, und aus dem, was im Buche vorkömmt, das Characteristische ausheben. Aus dem alten Geschlechte Bichy ward sie (geb. 1696) mit dem Marquis du Deffand, gleichfalls von altem Adel, 1718 vermählt. Diese kinderlose Ehe scheint eine recht schlechte Ehe der vornehmen Welt gewesen zu seyn, wie sich aus ein paar Briefen der Frau abnehmen läßt. Un égoïsme destructeur de toute sensibilité war der Hauptfehler der Dame während ihres ganzen Daseyns. In der Jugend war sie schön, reizend, führte ein sehr zerstreutes galantes Leben mit mehreren Liebhabern, unter welchen der Präsident Hénault obenan stand, dessen Freundin sie blieb, so wie sie Freundin seyn konnte. Nach dem Tode ihres Mannes (1750) mußte sie sich zwar in ihren Ausgaben beschränken, inzwischen setzte eine jährliche Einnahme von 20,000 Francs sie doch in den Stand, ein angenehmes Haus in Paris zu halten. Von Natur besaß sie sehr viel Geist, Verstand, und dieser war bey ihr durch den Umgang mit nicht allein geistreichen, sondern sehr gebildeten, Personen cultivirt, dabey ohne alle Pedanterie. Sie hatte es gesehen, welchen Anhang sich die als Schriftstellerinn bekannte Madame de Lencin, die Schwester des in den National-Concilien der-Ver-

folgungssucht und der Hof-Intriguen gleich berück-
 tigten Cardinals, dadurch verschaffte, daß sie ein
 Haus machte, wo sich Vornehme und schöne Geis-
 ter versammelten. Sie selbst hatte an dem Hofe
 der Herzoginn von Maine mit figurirt, welche, da
 sie den Staat nicht beherrschen konnte, aber durch-
 aus herrschen wollte, die Herrschaft in der Gesell-
 schaft und in der Litteratur mit ihrer Lebensweise
 zu erlangen strebte. Auf eigene Bedeutung in der
 Welt war die Lebensweise der du Desfand wohl eben
 so sehr, als auf Unterhaltung und Tödtung der
 Zeit, abgesehen, so vielen Antheil auch das letztere
 daran haben möchte, vorzüglich da sie blind ward,
 und erst 1780, 84 Jahre alt, starb. In ihrem
 Zirkel sollten die interessantesten Sachen gesagt,
 die Briefe der bedeutendsten Personen verlesen, die
 merkwürdigsten Einheimischen und Fremden einge-
 führt werden. Elle fut, sagt der Herausgeber,
 l'un des principaux et peut-être le dernier sou-
 tien de ces cercles d'où les graces et le gout
 avaient proscriit le jeu; de ces cercles où ré-
 gnaient le bon ton, l'esprit et le savoir; de ces
 cercles, enfin, où les étrangers venaient admirer
 et respirer cette fleur de société que Paris regret-
 tera long-tems. Das ist die schöne Seite dieser
 Zirkel: aber dabey darf die noch so wenig gerugte
 sehr nachtheilige Seite nicht vergessen werden, die
 für die bürgerliche Gesellschaft und Litteratur, und
 selbst gewöhnlich für die Dame, welche einen sol-
 chen Zirkel hielt, sich merklich genug zeigte. Nur
 auf Unterhaltung, auf das Glänzen, Scheinen, war
 es in diesen Zirkeln angelegt, dabey wurden alle
 Gegenstände des Nachdenkens nur zum Geschwätze
 gebraucht, von diesen Nichts nur etwas tief ergrun-
 det, mit der oberflächlichsten Behandlung jedoch
 die schneidendste, pikanteste Art, Paradoxen- und

Witzwuth, verbunden. Ein solcher Zirkel, welcher, wie der bey der Madame du Deffand, täglich von den angesehensten Personen, den Herzoginnen von Choiseul, Luxembour, la Valliere, von Alembert, St. Lambert, Montesquieu, Henault, Marмонтel ic. besucht wurde, hätte schon ein höchst einflußreicher Zirkel werden müssen, auch wenn er der einzige in Paris gewesen wäre: allein er war nicht der einzige; nebenher blüheten die Zirkel von Madame Geoffrin, Mademoiselle Lespinasse, Madame Necker, der unbedeutenderen nicht zu gedenken. Was in diesen Zirkeln mit einem gewissen Besinnung gesagt ward, trug man des andern Tages als erhebliche Orakel in Paris weiter. Es bildete sich also von hier aus eine mündliche öffentliche Stimme, von einer ungleich größern Wirksamkeit, als sie je aus der bloßen Büchervelt hervorgehen konnte, zu mahl bey einer der Geselligkeit so vorzüglich hin gegebenen Nation, von der so Viele nur dachten, um zu sprechen. Je wichtiger die Materien, die man in den zur Hauptbeschäftigung gewordenen Cafés berührte, und in einigen Minuten entscheidend abzurtheilen glaubte, waren, je mehr mußte die für Kopf und Herz verderblichste Frivolität einreißen. Horace Walpole, nachmahls Graf von Orford, welcher viel bey der du Deffand war, rühmt zwar von ihr in seinen Briefen, daß sie die nachtheilige Einwirkung der Philosophen auf die Denkart der Nation lebendigst gefühlt habe; allein sehr hoch möchten wir ihr, der sonst gewiß klugen Frau, den prophetischen Blick hier nicht anrechnen. Ihre Leidenschaften wurden auf eine doppelte Weise gegen die Philosophen in Bewegung gesetzt: einmal, als sie mit der Lespinasse öffentlich brach, und nun Alembert nöthigte, mit jener oder mit ihr zu brechen, der das letztere wählte; bey welchem

Gelegenheit sich denn auch der Vorzug, den mehrere so genannte Philosophen der Lespinasse ertheilten, deutlich genug äußerte. Zweytens mochte das Gefühl von den Vorzügen ihrer Geburt recht lebendig werden, je mehr eigne Bedeutung die Philosophen empfangen, die sie zwar protegiren, aber nicht auf einem unabhängigen Fuß sich gleichgestellt sehen wollte. Wie dem aber auch war, sie hatte wenigstens den Philosophen nichts vorzumerken; denn die größten Sünden einiger derselben, den antireligiösen Fanatismus und den größten Egoismus, theilte sie auf das höchste mit ihnen. So sehr vorzüglich die natürlichen Anlagen den Character bestimmen, so behalten darum doch die Lebensweisen nicht minder ihre große Bedeutung. Eine Frau, bey der das tägliche Halten eines Zirkels die erste Beschäftigung ausmacht, die gewisser Maßen als ein Sectenhaupt hier zu repräsentiren glaubt, treibt ein solches Geschäft in die Länge für sich selbst selten ungestraft. Die gutmüthige, liebende, exaltirte Lespinasse, ganz der Gegensatz von der du Dessand, fühlte die Einwirkung der Lebensweise: wie viel stärker aber mußte sich diese auf eine Frau äußern, die, wie unsre Marquise, von Natur hochst egoistisch, gefühllos, und mithin, wo sie sich gereicht glaubte, boshaft war. Von ihrem Egoismus zeugt folgendes: Wie Frau v. Genlis ihr versicherte, daß sie ein Kind, welches sie erziehe, sehr liebe, erwiederte die du Dessand: *Cela est bien heureux; je n'ai jamais pu rien aimer.* Der Marquis Pont-de-Vegle war einer ihrer Liebhaber, mit dem sie 40 Jahre in ununterbrochener Verbindung lebte. Sie sagte ihm einstens: *Depuis que nous sommes amis, il n'y a jamais eu un nuage dans notre liaison. — Non, Madame! — N'est ce pas parceque nous ne nous aimons guères plus l'un que l'autre? Cela peut bien*

être. Madame. Am Todestage dieses 40jäh-
rigen Freundes ging sie in eine große Gesellschaft.
Man sprach von ihrem Verluste. *Helas! il est mort ce soir à six heures; sans cela vous ne me verriez pas ici.* La Harpe, welcher gegenwärtig war, erzählt dieses, und bezeugt, daß sie den Abend, wie gewöhnlich, car elle était gourmande, stark gegessen habe. Den Werth eines guten Kochs, um die Gesellschaft in ihrem Hause zu erhalten, schätzte die du Dessand sehr richtig, je älter sie ward, je höher. *Que la chère soit bonne,* sagte sie zum Koch, *j'ai besoin de monde plus que jamais.* Aus langer Weile versuchte sie mehrmals, devot zu werden. Sie ließ sich aus der Bibel vorlesen, unterbrach aber die Vorleserin häufig, ausrufend: *Mais, Mademoiselle! comment pouvez vous quelque chose à tout cela?* Auf dem Todtbette sagte sie zum Pfarrer: *Vous serez content de moi; mais faites moi graces de trois choses: ni questions, ni raisons, ni sermons.* Von den treffenden Urtheilen ging wohl keines so sehr aus ihrem Innern hervor, als dasjenige, was sie zur Entschuldigung des von Helvetius aufgestellten Principis der groben Selbstliebe sagte: *Bon, il n'a fait que reveler le secret de tout le monde.* Aus den in dieser Sammlung abgedruckten Briefen von der du Dessand gewährt nur eine Correspondenz mit Henault während einer Badereise eine schwache Einsicht in ihren Character. Gut nehmen sich beide Personen in diesem Briefwechsel nicht an. Die alten Schätze hängen zusammen, ohne daß wahre Achtung, Freundschaft, die Stelle der Liebe einnimmt, und von der im Alter widrigen Zerreren der Liebe sind doch noch die seynsollenden Schönflüchen übrig. Henault benimmt sich besonders nicht gut. Man sieht nichts von dem ehrwürdigen Historiker; nur den alten Höfling, der nach Soupers und Neuy

keiten von Hof=Intriguen hascht. Eine alte Bemerkung bestärkt sich auch hier: Die Briefe geistreicher Frauen sind im Durchschnitte ungezwungener, viel angenehmer, als die von sonst geistreichen Männern. Im Briefstyle scheint dem andern Geschlechte der Vorzug zu gebühren. Die hier mitgetheilten Briefe der Frau v. Staal, von der wir die geistreichen Memoiren und die langweiligen Liebesbriefe besitzen, geben auch davon einen Beweis, sowohl in Rücksicht der gefälligen geistigen Leichtigkeit, als dem Inhalte nach. Man sieht aus ihnen, daß die Gebieterin der Staal, die Herzoginn von Maine, nicht weniger egoistisch, als die du Desfand war, und wie verderblich die Geselligkeit als Hauptbeschäftigung auf den Character wirkt. Eine alte genaue Bekanntsinn stirbt plötzlich bey der Herzoginn. Diese fühlt nur den Schrecken des Augenblicks, und denkt ihrer nicht weiter. Voltaire's Marquise du Chatelet wird hier präntensionsvoll=pedantisch geschildert. Montesquieu's Briefe sind sehr unangenehm geschraubt. Unter den Männern zeigt sich Alembert am vortheilhaftesten, im Tone, und von Character. Von dem ersten Dänischen Minister, Grafen Bernstorff, sind ein paar Briefe einaerückt, mehrere vom Grafen Scheffer, Hofmeister Gustavs des III., sämmtlich voll Weihrauch. Voltaire's Briefe an die Marquise heben 1732 an, und gehen bis 1775. Auf eine feste Zuneigung von seiner Seite läßt sich daraus nicht schließen; er schmeichelte der Frau, weil er ihr viel politische Bedeutung zutraute, zuerst als Freundin Henault's, den er nicht liebte, welcher aber bey der devoten Königin viel galt, dann wegen ihrer genauen Verbindung mit der Herzoginn von Choiseul. Voltaire bedurfte Protectionen, um die Schärfe der gerechten und ungerechten Verfolgungen, die seine Schriften erregten, abzustumpfen. Merkwürdig bleibt in

diesen Briefen Voltaire's, daß er, der bekanntlich über den Zustand nach dem Tode oft seine Ansichten veränderte, hier stets als Pantheist erscheint. Daß ihm gerade diese Ansicht kam, wenn er an die du Deffand schrieb, ist wohl nicht bloß zufällig; vermuthlich glaubte er, daß diese Ansicht mit der der Dame am besten übereinstimmte. In den in dem gewöhnlichen Französischen Geschmack verfaßten Portraits der Marquise kommen einige feine und gut gesagte Bemerkungen vor. In einem heißt es: Il y a moins de gens qu'on ne pense, qui sachent faire usage de la liberté, et qui, pour ainsi dire en pussent soutenir le vide et l'obscurité. Doch die Bedeutung der du Deffand als Schriftstellerinn wird stets weit unter der bleiben, welche sie im geselligen Leben erhielt, wo sie durch Verhältnisse gar sehr auf den Zeitgeist einwirkte.

1792

Altona.

Von Hammerich: *Muhammeds Religion, aus dem Koran dargelegt, erläutert und beurtheilt von D. S. S. Cludius, Superintendent. in Hildesheim. 1809. 656 S. gr. Octav. Eine genaue Darlegung und Beurtheilung der Lehren des Koran ist nach allem, was über Mohammed und die von ihm gestiftete Religion beschreibend, widerlegend oder lobpreisend gesagt worden, noch immer ein Bedürfniß unsrer Literatur. Der critische Beurtheiler würde, nach des Rec. Einsicht, von dem Factum ausgehen müssen, daß Muhammed zuerst nicht daran dachte, eine allgemeine Religion zu gründen, daß vielmehr sein ursprünglicher Zweck war, an die Stelle des Polytheismus die Verehrung eines Gottes und Weltregierers unter seiner Nation zu setzen; daß er daher die ältern positiven Religionen und Offenbarungen gelten ließ, seinen Koran neben jene stellend. Dann würde er zeigen, wie seine Schicksale ihn drängten, die bishe-*

rige Rolle des Lehrers und Propheten mit der des Heerführers und Gesetzgebers zu vertauschen, und wie er seinen Gesichtskreis erweiterte, und seine Religion zur allein herrschenden zu machen strebte. Bey dem Koran würde er, außer einer steten Rücksicht auf seine Entstehung und jetzige Zusammensetzung, woraus sich ein Theil der vielen Wiederholungen und die chaotische Unordnung erklären läßt, zeigen, warum Muhammed, dem wahres Dichtertalent fehlte, ihn mit Assonanzen und Geschichten aufschmückte, und den Quellen der letztern nachspüren; ferner das Frühere von dem Spättern zu sondern suchen, wozu noch großen Theils Data vorhanden sind; dadurch würden sich die so genannten Widersprüche von selbst heben, und begreiflich werden. Diese psychologisch-historische Entwicklung des Characters und Ganges des Propheten und der Beschaffenheit seiner Offenbarungen würde zur philosophischen Würdigung seiner Lehren und seines Systems den sichersten Weg bahnen.

Hr. Dr. E. hat einen etwas verschiedenen Gang der Untersuchung gewählt. In der Einleitung wird von der Möglichkeit der Kenntniß der Hauptreligionen, und der Muhammedanischen insonderheit, gehandelt, und der Plan des Werks dargelegt. Diefes besteht aus 16 Abhandlungen: 1) Von Muhammed, dem Aufsteller des Korans. Seine Geschichte; wie er dazu kam, Stifter einer neuen Religion zu werden; er war kein Betrieger, sondern ein ehrlicher Schwärmer. Er behauptet, göttlicher Gesandter zu seyn, und daß ihm seine Offenbarungen durch Gabriel mitgetheilt worden. Der Forderung, Wunder zu thun, wich er aus, berief sich aber auf Zeichen Gottes, und ältere Weissagungen von sich. (Die bekannte Stelle aus Sur. 7. vermißt man S. 68). Seine Vorhersagungen, seine Schlaueit und Wollust. Worauf er die Göttlichkeit des Korans gründete. Widersprüche, Anachronismen &c. im Koran. Muhammed's

Character. Vorzügliche Geistes- und Gemüths-
gaben könne man ihm nicht abspreehen, aber er war
fanflich und schwärmerisch, und so fern diese Schwär-
meren etwas Erzeugtes bey ihm war, müsse man sei-
nen Character für verschroben erklären. In dem
Wilde, welches er von der Gottheit entwirft, spie-
gele sich sein eigener Character. Dieser dem Verf.
eigene Gedanke enthält um so mehr Wahrheit, da
Muhammed eine neue Gotteslehre aufstellte; nur
würde Rec. das Wild in einzelnen Zügen etwas anders
gefaßt haben. 2) Untersuchung, ob der Koran, den
wir haben, derjenige sey, auf den Muhammed ver-
weist. Der Verf. führt hier den sonderbaren Ge-
danken aus, den schon Mosheim hatte, daß unser
Koran nur Auslegung eines ersten, verloren gegan-
genen, sey. Die für diese Hypothese beygebracht-
en Gründe beruhen meistens auf den Stellen, wo
Muhammed seine schriftlich verzeichneten Offen-
barungen Koran nennt, und einige derselben gehören
gar nicht hieher, z. B. S. 103 (563) ist von Offen-
barungen überhaupt die Rede; S. 107 (71) vom
Pentateuch. Aus andern folgert der Verf. willkühr-
lich, z. B. S. 109 heißt es im Koran: Nur auf Be-
fehl Gottes habe ich euch den Koran vorgelesen. Der
Verf. setzt hinzu: damit kann er doch die Aufsätze
nicht meinen, die — den jetzigen Koran ausmachen.
Eben das wird Sur. 15, 89. angeführt, wo denen
Strafen gedroht werden, die einige Suren annahmen,
andre nicht. Hieraus schließt der Verf., daß hier vom
ersten Koran die Rede sey, aus dem Einige Einiges
annahmen, Anderes verwarfen. Was der Vf. S. 103
als wahrscheinlichen Inhalt des angeblichen ersten
Korans anführt, findet sich alles in unserm Koran,
auch die Beschreibung des Höllebaumes Zaccum, die
er S. 102 vermißt, steht Sur. 37, 62. S. III be-
ruft sich der V. auf Arab. Geschichtschreiber, nament-
lich Elmacin u. Abulfeda, zur Bestätigung dieser Hy-

pothese. Allein was der Vf. sie sagen läßt, ist gewiß nicht aus den Quellen geschöpft, und klingt gar seltsam. Nämlich Ali, Abubekr und Eleaze (wer war das?) sollen jeder einen andern Koran gegeben haben, bis endlich Merpan, der Sohn des Eleazen, den jetzigen Koran gab, und die andern verbrennen ließ. Der Babylonische Chalife Mahav (1) hatte nämlich, nachdem er umsonst zu Damaskus eine Vereinigung der streitenden Parteien versucht, sechs der gelehrtesten Männer ausgewählt, und jeden besonders einschließen lassen. Diese sollen den jetzigen Koran verfertigt haben, welcher aus aufgeschriebenen Reden oder Predigten Muhammed's besteht. Rec. kann jetzt nicht auffinden, woher der Verf. dieß unerhörte Factum genommen habe; daß aber kein Muhammedanischer Schriftsteller von dem Moawiah (denn das wird wohl der Babylonische Chalife Mahav seyn sollen) oder Merwan I. so Etwas gesagt haben könne, bedarf keines Beweises. Am Ende muthmaßt der Vf., daß der erste heilige Koran, um Spaltungen zu verhüten, vertilgt worden. (Das war ja in dem obigen historischen Zeugniß ausdrücklich gesagt.) Der Verlust sey jedoch von keinem Belange, weil in dem jetzigen Koran das in jenem ersten Enthaltene mehrmahls wiederholt und weiter ausgeführt sey. 3) Worauf sich die Muhammedanische Religion stützt. Die Antwort ist, auf das Gesetz, das Evangelium und den Koran, dabey werden die Stellen des Korans von Moses und dem Gesetze, von Jesu und dem Evangelium, und von den Propheten, und die Aeußerungen Muhammed's über Juden und Christen, mit vielem Fleiße angeführt und häufig erläutert. So schätzbar diese Sammlung ist, so sehr wird man den Mangel historischer Ansicht und Unterscheidung der Zeit im Ideengange des Religionsstifters bemerken. Wenn Muhammed anfangs, um Juden und Christen zu gewinnen, ihre Offenbarungen gelten ließ, so kann man deswegen nicht sagen,

daß er seine Religion auf Pentateuch und Evangelium gründete. Der Grund seiner Religion war einzig seine behauptete göttliche Sendung. Auch stößt der Vf. überall auf Schwierigkeiten, die eine Folge seiner dogmatischen Ansicht sind. 3. B. S. 120 fällt ihm auf, daß die Muhammedaner in ihrer Sammlung heiliger Bücher nicht einmahl das Gesetz, die Psalmen und das Evangelium haben; S. 135, daß der Koran dem ganzen Menschengeschlecht zur Unterweisung dienen soll, da er vorher (S. 132) nur für die Araber bestimmt war, und die ändern Offenbarungen in voller Würde gelassen werden sollten. S. 137 heißt die Lehre der Juden und Christen gar ein Irrthum, wo die beigelegte Erklärung des Vf. unzureichend ist. Auch die Stellen S. 139 klären sich auf durch die Bemerkung, daß die erste aus der frühern Zeit, die andre später ist. 4) Die Lehre des Koran von Gott. Der Hauptbegriff von Gott ist, daß er ein Despot sey, der nach unumschränkter Willkühr handelt. Ueber das Wesen Gottes läßt sich der Koran nicht aus; Eigenschaften, Rathschlüsse Gottes, letztere sind unwiderstehlich u. unwiderruflich. 5) Von den Werken Gottes, nach den Rubriken: Was Gott gemacht hat, was Gott noch macht, und noch machen wird. Die in der Inhaltsanzeige angeführten Wunder sind S. 195 nur uneigentliche. Zudem, was Gott noch machen wird, gehören auch Paradies und Hölle. 6) Von dem Menschen, seiner Natur und Bestimmung, Hang zu Götzendienst und Lastern. Was diesen Hang vermehrt, hierbey vom Teufel und dessen Macht; wie der Mensch dem entgegen kann. 7) Von der Sünde und der Buße. 8) Inbegriff der Glaubenslehre des Koran, aus dem Vorigen gezogen. Am Ende ist das Glaubensbekenntniß aus einem zu Scutari 1803 gedruckten Türkischen Catechismus. 9) Von den Pflichten der Gläubigen S. 287 . . . 389 ausführlich und mit Sorgfalt gearbeitet. Der Vf. bemerkt das Mangelhafte und Unvoll-

ständige der Moral des Korans, und daß dieser von moralischen Gesinnungen nichts wisse. Indessen sind doch das Vertrauen auf Gott, die Gottergebenheit, die der Koran so dringend empfiehlt, die Dankbarkeit, zu den Gesinnungen zu rechnen. Die vielen Abtheilungen dieses Abschnitts erschweren die Uebersicht des Ganzen. 10) Hülfen zur Frömmigkeit u. zum Rechtverhalten, oder Beförderungsmittel derselben: Glaube, Gebet, Lesen des Koran, Vertrauen auf Gottes Beystand, Gerechtigkeit (im eigentl. Sinne), Vorsicht gegen Verführung, Hinsicht auf die künftige Welt, Fasten, Reinigungen, Wallfarthen, Opfer. 11) Von den heil. Gebräuchen, gottesdienstlichen Einrichtungen (Bethäusern, Zehnten, Feyer des Freytags) und religiösen Strafen. 12) Von den im Koran vorkommenden Stücken aus Arab. Sagen von untergegangenen Stämmen, von Hud, Locman, Saleh ic. 13) Von den im Koran vorkommenden Stücken aus Jüdischen apocryphischen Büchern. Woraus gehen die Stellen, die sich auf die heil. Bücher der Juden beziehen. Unter den apocryphischen Sagen finden sich einzelne, die schwerlich Jüdischen Ursprungs sind. Z. B. von der Gründung der Caaba S. 454, wo der Verf. selbst dieses bemerkt, Mehreres von Moses und Salomon ic. Auf die Auffuchung der Quellen dieser Fabeln in den Jüd. Schriften, z. B. Pirke Eliefer, hat sich der Vf. nicht eingelassen, sondern sich mit der Zusammenstellung begnügt. 14) Von den im Koran vorkommenden Stücken aus Christl. apocryphischen Büchern. Muhammed kannte die Christl. Bücher nicht; die Stellen, die aus dem N. T. genommen zu seyn scheinen könnten, haben nur entfernte Aehnlichkeit; also, schließt der V., ist die Sage falsch, daß Muhammed von Christen Vieles gelernt habe. Vielmehr, da er immer nur von Einem Evangelium spricht, da er Jesum Sohn der Maria und das Wort nennt, und behauptet, Jesus sey

nicht gekreuzigt 2c. so scheine er mit Gnostikern bekannt gewesen zu seyn, die sich vielleicht in Arabien einzeln erhalten hatten, und das im Koran erwähnte Evangelium sey wohl das Evangelium der Vollkommenheit des Valentinus oder Basilides. (Gegen diese Vermuthung ließe sich Vieles einwenden. Die Evangelien des Val. und Basilides waren nicht einersley, so wenig als ihre Systeme, und wie wenig paßt zu diesen, was der Koran von Jesu sagt!) S. 483 f. werden nun die Stellen des Koran von Maria, Johannes, der Geburt u. Geschichte Jesu zusammengestellt, u. voraas bemerkt, daß dem Muhammed eine und die andre apocryphische Schrift bekannt geworden sey, woraus er das Folgende habe. Gewiß wollte der V. nicht sagen, was der Ausdruck andeutet, daß Muhammed aus diesen Schriften selbst geschöpft habe. Er kannte dergleichen Erzählungen bloß aus Hörensagen, und schmückte sie, wie die biblischen, auf seine Weise aus. Es ist also vergeblich, jetzt noch die schriftl. Quellen nachweisen zu wollen, obgleich einzelne Züge in apocryphischen Evangelien vorkommen, die auch vom Vf. angeführt sind. 15) Geist des Korans, oder allgemeines Urtheil über die Muhammedische Religion, und Vergleichung derselben mit der Religion Jesu. Der Vf. verkennet nicht das Gute des Koran, verweilt aber doch ausführlicher bey dem Mangelhaften desselben, und die Vergleichung mit dem Christenthum konnte nicht anders, als zum Nachtheil des Koran ausfallen. 16) Anhang von den verschiedenen Secten der Muhammedaner, S. 537... 616. Dieser ganze Abschnitt, der aus Sale's Einleitung genommen ist, gehörte eigentlich nicht hieher, wo die Religion des Koran dargelegt werden sollte. Auch ist er nicht vollständig, weil Sale von einigen Secten, z. B. den Vateniten, sehr mangelhaft ist, u. von andern, wie den Drusen u. Wahabiten, gar nichts hat. Die Vollständigkeit, mit welcher in den ersten 14 Abhandlungen die Korani-

schen Stellen gesammelt sind, macht ein vorzügliches Verdienst dieses Werks aus. Der Vf. hat dabey die Vossensche Uebersetzung zum Text gemacht, die er bloß nach Seitenzahlen citirt, und durch eingerückte u. angehängte Anmerkungen erläutert. Ersteres hat die Unbequemlichkeit zur Folge, daß es schwer ist, eine Stelle im Koran zu finden, und daß man den Sinn der Beweiskstellen auf Glauben annehmen muß. Zwar glaubt der Vf., daß es im Ganzen wenig verschlagen werde, wenn auch einzelne Stellen anders erklärt werden möchten. Allein billig sollte doch keiner den Koran commentiren, ohne das Original zu vergleichen, und dem Rec. sind Beispiele vorgekommen, wo der V. dieses nicht gethan hat, weil sonst seine Bemerkungen anders ausgefallen wären. S. 122 heißt es: Der Koran bekräftigt jene Schrift (Mosis), in so weit er Drohungen — und Verheißungen enthält. Dabey bemerkt der V., Muham. sah also die Bücher Mosis — für lehrreich zur Warnung und zum Troste an, und bekümmerte sich um das darin enthaltene Gesetz wenig. Dieß folgt weder aus dem Arab. Text, noch selbst aus der Uebersetzung. Es heißt eigentlich, indem er droht und verheißt (wie Moses). S. 442 heißt es aus Sur. 23, 27: "Wenn der Kessel heißes Wassers" (so saqt Muh., um es zum Vorbilde der Höllestrafen zu machen) ausgeschüttet zu werden beginnt. S. 443 (Sur. 11, 40) der aufbrechende Ofen schüttete Wasser aus (in der vorigen Stelle heißt es der Kessel, setzt der Vf. hinzu)". Aber beide Stellen lauten im Arabischen einerley *قار النور* bildlicher Ausdruck für die rechte Zeit. Die Bemerkungen des V. fallen also weg. S. 125 (Sur. 45, 6): Den Israeliten habe ich das Buch (des Gesetzes) und die Weisheit und die Gabe der Weissagung gegeben; hier setzt der Vf. hinzu: "Weisheit geht auf Salomo und Salomonische Schriften, und Weissagung auf die Propheten". Aber

Buch u. Weisheit (geschriebene Weisheit) ist eine hebräisch-ägyptische, die Muh. auch von seinem Koran braucht, Sur. II. 153 u. anderswo. S. 124 Nicht Gabriel, wie der V. paraphrasirt, hat das Gesetz gegeben. Andere Anmerkungen sind unerheblich und hingeworfen. S. 440, wo Abel seinem Bruder das höllische Feuer wünscht, heißt es: Hieraus erhellet, daß die Erfindung dieses Stücks — in eine Zeit gehört, wo man in der Hölle schon eingeheißt hatte! Der Vf. begreift nicht (S. 184), warum Muh. 7 Himmel annimmt, u. warum die Engel den ersten Menschen anbeten sollen S. 187, und doch setzt er bey letzterm die Ursache selbst in der Note hinzu. Vertraute Bekanntschaft mit dem Koran, mit Sprache u. Geschichte Arabiens, und sorgfältige Benützung seiner Vorgänger, läßt der Vf. häufig vermissen. So liefert man S. 52: Muhammed wurde dadurch, daß ihm die Saracenen huldigten, noch Chalif vor seinem Tode. S. 68: *كبري، اعظم من موسى*. bedeutet so viel, als Muhammed. S. 401: “Die Kebla, oder der Tempel zu Jerusalem, und: wohin (nach der Caaba) alle bey dem Gebet ihr Gesicht richten müssen, und nicht auf die Kebla”. — Von der Veränderung der Kebla, einem bedeutenden Umstande in der Entstehungsgeschichte des Islam, ist nichts erwähnt. Diejenigen, für die der V. seine Arbeit zunächst bestimmt hat, nämlich solche, die nicht besonders mit Lesung des Koran sich befassen mögen, und doch den Inhalt desselben zu kennen wünschen, werden sie mit Nutzen gebrauchen können. Auch ist der V. so bescheiden, sie bloß als Vorarbeit zu betrachten. Der Schreibart möchte man hin u. wieder mehr Würde und Reinheit wünschen. Stellen, wie S. 124, 493, wo im Koran selbst alles züchtig ausgedrückt ist, und Ausdrücke, wie Uebermensch, thörlisch, umherduffeln, Tubben (607), machen in einer ernsthaften Untersuchung einen Uebelstand.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 21. May 1810.

Salzburg.

Zel. 20)

Ben Mayr: Salzburg und Berchtesgaden in historisch-statistisch-geographisch- und staatsöconomischen Beiträgen. Herausgegeben von Joseph Ernst Ritter von Koch: Sternfeld, wirklichem Regierungsrathe. Mit vielen Tabellen. 1810. X und 272 Seiten in Octav.

Fehlten uns auch nicht von dem in mannigfacher Hinsicht, sowohl an sich, als in Beziehung auf andere Theile des Vaterlandes, merkwürdigen Lande Salzburg und dem kleinen Berchtesgaden noch viele gewünschte Nachrichten: so würden doch die vorliegenden Aufsätze allen Dank und alle Aufmerksamkeit verdienen, da sie meist die amtlichen Berichte der Behörden über die Fragen der Oestreichischen Hof-Commission zur Organisirung des Landes aus den Jahren 1806 und 1807 enthalten, mithin die größte Zuverlässigkeit für sich haben, die man in solchen Dingen und bey statistischen Zahlentabellen fordern kann. Doch ist noch nachgetragen, denn eine wartende Commission verlangt oft schnellere Berichte, als die besten Materialien herbeigeschafft

seyn können. Trifft man unter den reichen Notizen dieser Sammlung auch wohl bekannte Sachen, so werden sie doch in dieser Verbindung und aus diesen Händen wieder willkommen seyn. Wir haben hier zwar lauter Bruchstücke, aus denen sich kein vollständiges statistisches Tableau von Salzburg zusammensetzen läßt; indeß liegt auch, wenn das Publicum diese Sammlung mit Beyfall aufnimmt (und da sie diesen verdient, so glauben wir ihn erwarten zu dürfen) nur der erste Theil vor uns. Die Aufsätze sind mit Genauigkeit, und wo es nöthig war, mit der Freymüthigkeit abgefaßt, die man von höhern Behörden da erwarten kann, wo es den wichtigsten Interessen einer Provinz gilt. Dester kommen die Verfasser auf die Unthunlichkeit einer rück-sichtlosen Verschmelzung Salzburgs mit der Oestreichischen Monarchie, der Einführung der für diese gegebenen Gesetze, besonders der Verfügungen in Hinsicht der Finanzen und des Handels (Gegenstände, bey deren Veränderung die Völker so empfindlich und verwundbar sind) zurück, „auch ein Kleines Land habe seine großen National-Interessen“ (S. IV), über welche spießbürgerliche Ansicht mancher Staatskünstler die Achseln zucken wird. Ueberhaupt scheint die Periode der Oestreichischen Herrschaft nicht günstig betrachtet zu werden, wozu der Kummer über die Veränderung des vor der Französischen Revolution vorhandenen blühenden und glücklichen Zustandes viel beitragen mag. Darüber, daß entfernte Parcellen der Provinzen der Monarchie einverleibt wurden, in denen sie lagen, möchten billige Urtheiler nicht klagen, das ist das wenig Schmerzliche: es ist nothwendig bey so großen Veränderungen, als die Lage aller Reiche bisher erlitten hat. Diese Zeiten sind hereingebrochen, und verlangen manchen Tribut. In der Zu-

Kunft wird man nun sehen, ob die Vorschläge und Warnungen der Verfasser, die bey der neuen Lage beider Fürstenthümer nothwendig wieder zur Sprache kommen müssen ("es ist in und nach so fruchtbaren Epochen nicht selten des Volkes einziger Gewinn, dem Sieger, dem rückkehrenden Regenten oder den neuen Nachhabern seine wahre Lage, verjährete Leiden, die Drangsale des Tages, lang versagte Wünsche und tief begründete Bitten — in frisches Andenken bringen zu können", S. IV), wenn sie befolgt werden, wirklich Nutzen bringen, und wenn nicht, wie ihre Vernachlässigung sich früher oder später bestraft.

Aus statistischen Nachrichten dieser Art lassen sich zwar keine Auszüge geben, aber wir müssen doch den Inhalt der Aufsätze anzeigen, und die Mittheilung einiger Notizen leitet vielleicht auf den Gebrauch des Wertes hin. 1) Generelle Uebersicht des Herzogthums Salzburg und Fürstenthums Berchtesgaden, vom Herausgeber. Nach der großen Triangulirung seit 3 Jahren ist der Flächeninhalt des eigentlichen Salzburgs (der Gebirgstrecke an der Salzache 2) 163, und der von Berchtesgaden nicht volle 8 Quadratmeilen, bewohnt von 196,000 Menschen. 2) Historisch-statistische Skizze von dem Salzburgischen Ritterlehenhofe, von demselben. Das älteste Lehenbuch, doch nur Fragment, ist von 1365. Die Geschlechter der Vasallen werden aufgeführt: ein mageres Rahmenverzeichnis, das wenig Nutzen schafft. Die angehängten Aphorismen des Salzburgischen (Ritter-?) Lehenrechts sind für den Rechtsgelehrten interessant; das Longobardische Lehenrecht habe stets hier gegolten (Schade; daß die Beweise fehlen!); die Lehen waren promiscua; Aftersbelohnung soll nicht Statt finden (doch hatten die alten Grundherren Vasallen, S. 8:

der Verfasser muß sich also deutlicher ausdrücken).

3) Oeconomisch-statistische Uebersicht der Production aus dem Mineralreiche, mit besonderer Rücksicht auf den Activ- und Passiv-Handel, von Schroll.

4) Numeräre Uebersicht der Production aus dem Mineralreiche, von Reisinger und Auer. Es wurden vom Auslande für 58,000 Gulden Materialien, besonders Kupfer und Galmey, bezogen, und für 984,000 Gulden ausgeführt.

5) Ueber die inländischen Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung, Prachtwaren ic., Maße und Gewichte, von Lürzer. Das Land braucht jährlich für mehr als $1\frac{1}{2}$ Million Gulden Getreide, das aus dem Innviertel und Baiern bezogen wird.

6) Parallele zwischen Salzburg und der Schweiz in Rücksicht ihrer Natur- und Kunstzeugnisse, mit Vorschlägen zur Hebung der Industrie, vom Herausgeber. Der Titel ist unpassend. Zur Hebung der Industrie gehört auch die Einschränkung der Feiertage, welche sich in dem verarmten Berchtesgaden auf 160 belaufen sollen.

7) Ueber das National-Einkommen aus der Salzburgerischen Viehzucht und Alpenwirthschaft, vom Herausgeber. Viehzucht ist die Grundlage der Staats-Oeconomie Salzburgs: der Salzzwang hat ihr sehr geschadet; die Büffel sind seit 24 Jahren ausgerottet.

8) Bericht des Pflegers zu Nittertsill über die Grundursachen des Geldmangels und des oconomischen Verfalls der Staats Herrschaft Nittertsill im Pinzgau. 1808. Durch Versumpfung und Ueberschwemmung sind 14,000 Morgen Land verloren gegangen, und eben dadurch seit 50 Jahren das Privat-Eigenthum um 366,000 Gulden beschädigt. — Druck durch die Tobaks-Cordonisten (S. 114), durch das Rekrutenwesen, bey dem man keine Rücksicht nehmen wollte, daß hier zur Bebauung des Landes doppelt so viel Menschen nöthig sind, als ander-

wärts. Seitdem den Baiern der Ankauf des Viehes erschwert wurde, und Tiroler allein die Märkte besuchten, sank der Preis und der Absatz. 9) Ueber die Verhältnisse der Unterthanen u. Grundherren; über Pflege-, Land- u. Hofmarksgerichte. Ein interessanter Aufsatz von Mayrn. Billig wird zwischen Grundherrschaft (aus Eigenthum des Bodens fließend) und Grundobrigkeit unterschieden, da man wohl, um ein altes ehrwürdiges Verhältniß desto sicherer herabzuwürdigen und umzustossen, bey dem Stürmen auf das, was von den Vätern seinen Ursprung hat, hier und da auch in wissenschaftlichen Untersuchungen, beides unter einander gemischt hat. Gerichtsbarkeit, verbunden mit Grundeigenthum, ist im Salzburgerischen Ausnahme, und hat die Vermuthung gegen sich. Zwar ist der Zustand immer einflußreich und lästig, aber es sind billige Grundsätze aufgestellt, welche die Nachtheile mildern. Die Grundherrschaft muß den Grundholden das Samengetreide liefern. In Berchtesgaden gibt es keinen andern Grundherrn, als den Landesherrn; aller Grund war ursprünglich Eigenthum des Klosters: der üble Haushalt darin nöthigte den Probst Ulrich 1377, die volle Freyheit der Güter an die Unterthanen zu verkaufen, doch blieben sie Leibeigene, d. h. sie durften ohne Einwilligung des Stiffts nicht heirathen, noch außer Landes ziehen; 1807 wurde auch dieß aufgehoben. 10) Ueber die Verhältnisse des Handels, des Geldcourses und das Mauthsystem, von Schallhammer und dem Herausgeber. Große Expeditionsgeschäfte, indem über Salzburg der große Warenzug zwischen Deutschland und Italien geht; wie nachtheilig das Oestreichische Mauthsystem darauf gewirkt habe, darüüber einige Andeutungen. 11) Ueber den Münzfuß und Geldcours im Zillertal u. von Schallhammer. 12) Ueber die Steuerverfassung von Berch-

tesgaden, von **Mayrn**. Der Ertrag derselben stieg auf 8625 Gulden. Das Stift war mit seiner Haushaltung immer in Verlegenheit; der letzte Fürst-Probst Conrad zeichnete sich auch hier aus. 13) Steuerwesen in Salzburg u. von **Jelner**, mit Beylagen. 14) Ueber das Decimationswesen (mindere Steueranlegung) in Salzburg, von dems. Wer anderwärts sich frey machte, thats auch hier, der Gang ist der nähmlich, und alle Arbeiten dagegen waren vergeblich. 15) Die Stamm- oder Familiengüter (Fideicommiss) im Herzogthum Salzburg, von **Jelner**. Man möchte wünschen, daß in den ganz instructiven Tabellen Summen und Resultate gezogen wären. Schade, daß so manche Provinzialismen das Werk entstellen, und oft die Sprache nicht richtig ist: gleich der Titel gehört dahin!

Arzt.

Edinburgh.

The Edinburgh medical and surgical Journal (s. oben St. 11 S. 100 f., St. 20 S. 195., St. 24 S. 234, St. 26 S. 256, St. 44 S. 432).

Ein zweytes Schreiben vom Wundarzt **Peach** über die Aegyptische Augenentzündung bey dem 2. Bataillon des 53. Regiments, die Vorfälle bey diesem vom Julius 1806 bis May 1807 betreffend. Bis zum 23. Dec. 1806 hätte das Uebel unter denselben Zufällen und mit nicht nachlassender Hefigkeit fortgedauert, bis nun das Bataillon nach Shorncliff verlegt wurde. Seitdem habe es in den meisten Fällen eine viel mildere Form angenommen. Die schon angegebene Heilart wurde ferner befolgt, mit dem entschiedendsten Vortheil. Er besuchte zufällig das 1. Bataillon des 43. Regiments zu Brabourne Lees. Die Augenkranken desselben litten, wo möglich, noch größere Schmerzen, und das Uebel war noch acuter. Die Nacht vorher war bey diesen die

Krankheit zu einem höchst heftigen Grad gestiegen. Er bestimmte den Wundarzt Lind zur Annahme der von ihm selbst befolgten Maßregeln, Aderlassen, das bis zur Ohnmacht fortgesetzt werde, und erneuerte Anwendung der Lanzette, so oft die Schmerzen sich wieder einstellen. Den andern Morgen rühmten alle Kranke die erhaltene Erleichterung und ihr Wohlbefinden. Ihre Zahl war damahl 169, sie vermehrte sich aber seitdem bey diesem Bataillon, die Rückfälligen mitbegriffen, bis zu 619, obgleich sie seit seinem Besuche nicht so schwer befallen wurden. Nur 19 verloren beide Augen, und 32 Ein Auge. Ein großer Theil war zur Zeit des Gebrauches seiner Erwart schon im zweyten Stadium, und es sey die Meinung Lind's, daß damahls schon Mehrere ihr Sehvermögen verloren hatten, oder das Auge derselben schon sehr leidend war. Frühzeitiges Aderlassen verhindere das Entstehen des zweyten Stadium. Einem vom 62. Regimente ließ er in dieser Augenentzündung $77\frac{1}{2}$ Unzen Blut. Dieser überstand die Krankheit nun glücklich, ohne den geringsten Nachtheil für seine allgemeine Gesundheit. Im 52. Regimente habe er nun 1341 Fälle von dieser Augenentzündung zu behandeln gehabt. Aderlassen passe nicht, und scheine selbst der Augenkrankheit zu schaden, wenn die Gefäße der Aloginea sehr sichtbar sind, das Auge höchst roth, meistentheils so roth als Scharlachtuch, ist, und nur steif und schwach sich fühlt, aber ganz und gar nicht schmerzhaft. Seit dem Aufenthalt zu Chornclyff hätten bloß 13 neue Fälle Statt gehabt; bey vieren war bloß Aderlassen nöthig: aber alle sind jetzt geheilt. Er gebrauchte in den milderer Fällen Eintröpfeln ins Auge von aqua aluminis oder aqua sapphirina, und eine Gabe Salz. Jetzt fürchte er von der türkischen Form der

Krankheit, wenn sie sich ohne Schmerzen darstellt, das Meiste. Kürzlich ereignete sich, daß Einer rothe und schwache Augen hatte, und sie steif fühlte. Schmerzen hatte er nur zwey Stunden des Nachts im Bette, sonst gar nicht. Den folgenden Morgen klagte er über Nichts im Auge, aber die Hornhaut brach am nächsten Tage auf, und ist nun ganz verdunkelt. Das sey indeß nicht der gewöhnliche Ausgang dieser abweichenden Art von Entzündung. In den meisten Fällen sey die adnata sehr geschwollen, oft so, daß die Hornhaut ganz verdeckt sey, und ein Geschwür in derselben sich bilde. Setzt sich die Geschwulst, so ist die Hornhaut verdunkelt und von weißer Farbe. In der Behandlung von Flecken der Hornhaut oder bey ihrer Verdickung, die sie weniger durchsichtig mache, habe er sehr großen Erfolg durch die Anwendung des salpetersauren Silbers gehabt. Die Gefäße, die zu der verdunkelten Stelle gehen, müssen damit den zweyten, dritten, Tag berührt werden, nach Verhältniß der Wirkung, die es hat. Es verursacht wenige Schmerzen oder Entzündung, und in mehreren Fällen habe es die Hornhaut wieder ganz in gesunden Zustand versetzt. · Absonderung der Rekruten und Gesunden von denen, welche die Krankheit haben, oder kürzlich gehabt haben, große Reinlichkeit, öfteres Waschen der Augen mit kaltem Wasser, und strenge Aufsicht, das anfangende Uebel alsbald ernstlich in die Behandlung zu ziehen, bewähren sich nun als genügende Präservationsmittel. Ungeachtet der starken Aderlässe hat Keiner aus dem 52. und 43. Regimente Bauchwassersucht erhalten. — (Den Beschluß dieser Anzeige in einem der nächstfolgenden Blätter.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 24. May 1810.

Cassel.

11 1/2

Discours prononcé par le Baron de Leist, Conseiller d'Etat, Directeur général de l'instruction publique, Chevalier de l'ordre de la Couronne de Westphalie, lors de la cloture des Etats, le 12. Mars 1810. **Zugleich Deutsch: Rede des Barons von Leist** 2c. 2c. 27 Seiten in Quart. Ein ähnlicher Geist, wie in der Rede des Herrn Ministers des Innern über die Lage des Reiches (von uns angezeigt oben St. 52), lebt auch in der gegenwärtigen, womit die Sitzung der Stände beschlossen wurde. Sie gewährt also einen Rückblick über die den Ständen vorgelegten und mit ihnen verhandelten Gegenstände der Verwaltung. Sie sind natürlich verschiedener Art; auch hier spricht es sich also desto deutlicher aus, mit welchen raschen Schritten die Organisation der Verwaltungszweige ihrer Vollendung entgegen geht. Der Redner gehet aus von der Gesetzgebung; deren hoch wichtiger Zweig, die bürgerliche Prozeßordnung, durch die Annahme des vierten,

fünften und sechsten Buchs in der gegenwärtigen Sitzung vollendet ward. Eine zweite wichtige Lücke ward durch die Bestätigung der *correctio-*nellen Proceßordnung ausgefüllt; dieses Hülfsmittels der neuen Gesetzgebung, wodurch der, theoretisch nie zu beendigende, Streit über die Polizey und Criminaljustiz practisch geschlichtet worden ist. Von dieser wendet sich der Redner zu den Finanzen; und entwickelt die allgemeinen Grundsätze, nach denen das jezige Abgaben-System regulirt ist. Die Resultate dieser Verhandlungen sind bereits auf andern Wegen zur Kunde des Publicums gebracht; aber sehr zweckmäßig wird man es finden, daß durch den Druck dieser Rede auch für das große Publicum, das gerade hier am meisten der Aufklärung bedarf, wenn es vernünftig urtheilen soll, die Motive entwickelt werden, welche die jezige Art der Besteuerung empfehlen haben. Dieselbe Klarheit und Deutlichkeit, welche wir als den hervorspringenden Character der Rede Sr. Excellenz des Herrn Ministers des Innern anführten, herrscht auch in der gegenwärtigen; und erleichtert es einem Jeden, sich über Gegenstände zu unterrichten, von welchen eine möglichst klare Ansicht zu verbreiten, den Staat selber am meisten interessiren muß.

Paris.

Dictionnaire des productions de la nature et de l'art, qui font l'objet du commerce de la France. Par Magnien et Deu. Drey Bände in Octav. Bey Bailleur. 1809. Von allen Waren, welche in den Französischen Handel kommen, sind hier in kurzen Artikeln Erklärungen gegeben, nebst Anzeige der Länder, welche sie liefern, oder der

Orter, wo sie im Reiche gemacht werden (da dann die Fabrikanten mit vielem Lobe genannt sind), ferner des Gebrauchs, des Betrags der Einfuhr oder Ausfuhr in den nächst verflossenen Jahren, und der Abgaben, welche davon erlegt werden müssen. Das Werk scheint, wie ehemahls das Savary'sche Wörterbuch, dazu bestimmt zu seyn, bey Abfassung einer verbesserten Zollrolle gebraucht zu werden, um wenigstens zu verhüten, daß nicht einerley Waren unter verschiedenem Nahmen zu verschiedenen Abgaben angesetzt werden. Im Tarif von 1791 zahlt der Centner von Aigre ou huile de vitriol 20 Livres, aber von huile de soufre nur 18 Livr. Vergleicht man dieses Werk mit dem Savary'schen, so bemerkt man mit Vergnügen, wie weit in dieser Zwischenzeit die wissenschaftliche Warentunde vorgeückt ist. Hier sind bey den Natur-Producten die Nahmen des Linneischen Systems und der neuen Französischen Chemiker angegeben worden, wiewohl noch eine große Zahl unbestimmter Artikel vorkommen. Zu diesen gehören vorzüglich mancherley Häute und viele ausländische Holzarten für Färber und Tischler, und manche Apothekewaren. Vergleicht man hiermit Tennich's Waren-Lexicon, so sieht man, daß dem Französischen Werke manche Artikel fehlen, daß aber auch Hr. T. hier Ketten zu einer neuen Ausgabe antreffen kann. Hier folgen einige Bemerkungen, welche sich bey dem Durchblättern dargeboten haben. *Arachis hypogea* (hier unrichtig *hipogoea*) wird jetzt an den östlichen Pyrenäen, auch in Leslandes gebauet, so wie in Spanien im Königreiche Valencia. Die Frucht heißt hier *distache de terre, noix de terre*. Rechentafeln von Schiefer (*ardoises en*

table) sind im zwölften Jahre der Republik 10,000, und im folgenden 20,000 Stück eingekommen; dagegen grobe Dachschiefer aus Angers und Ardennes ausgefahren worden. Kremnitzer Weiß (richtiger Kremser Weiß) wird in Frankreich noch nicht gemacht, obgleich ein Preis von 3000 Franken darauf gesetzt ist. Bois de Nicaragua sey noch nicht bestimmt, so wie auch Bois de Palixandre; jenes komme über Holland, dieses über Portugall; letzteres wird oft mit Bois de Sainte Lucie verwechselt, welches Prun. Mahaleb ist. Weil die Hadern in England, wo sie nicht, wie in Deutschland und Frankreich, gesammelt werden, vier Mal theurer bezahlt werden, so sind bis auf die neueste Zeit viele dahin gegangen. Sollte es wahr seyn, daß die meisten Wachslichter in Frankreich mit Hammelfett verfälscht sind? Dieser Betrug wäre doch leicht zu entdecken. Burgau und Burgaudine würden allerdings von mehren perlfarbigen Conchylien erhalten; am meisten von Nautilus pompilius und einigen Arten Turbo. (Die allerschönsten Stücke gibt doch wohl Turbo olearius.) Um Genua baue man jetzt die krautartige Baumwolle auf freyem Felde. Artikel von großer Ausdehnung sind die, welche die Weberen betreffen; z. B. Draps. Die Französischen Tücher übertreffen, meint der Verfasser, die Englischen durch ihre Weiche und verführerischen Farben; dagegen die Engländer den ihrigen eine dunklere Farbe geben müßten, welche die Feuchtigkeit des Clima und den Steinkohlendampf ertragen könnten. Cortex augusturae komme von den Ufern des Oronokostromes. Die gänzliche Auflösung der besten Lusche mache wahrscheinlich, daß dazu

Der Saft der *Sepia* gebraucht würde, dessen Geruch man durch Ambra unmerklich mache. Ein Gummi anime komme aus Aethiopien, gleiche der Myrrhe, gebe auf Kohlen einen angenehmen Geruch, sey aber selten, und von dem Occidentalischen, von *Hymenaea curbaril.* gänzlich verschieden. Unter *Hydrocerames* eine Nachricht von den thönernen Gefäßen, worin das Wasser, durch die Durchschwizung, abgekühlt wird. Sie werden in Spanien am besten zu Anduxar in Andalusien gemacht, wo sie *Ucarragas* heißen. In der Levante werden sie unter dem Nahmen *Bardaques* oder *Kolles* verkauft. (Sie werden aber auch an verschiedenen Orten am Nil verfertigt. Man s. *Michaelis* zu *Abulfedae* *descript. Aegypti.* p. 87.) Sie haben eine graue Farbe (so wie die, welche auf Malta gemacht werden). Dieß sollen diejenigen Gefäße seyn, welche man auf Aegyptischen Alterthümern vorgestellt findet. Von geringerm Werthe sind die *Bucaros*, welche, wie man hier liefert, zu *Salvatierra* in *Estremadura* in *Portugall* gemacht werden, welche aber dem Wasser einen etwas thönichten Geschmack geben, aber dennoch von dem Frauenzimmer in *Madrid* geliebt werden. In ähnliche Gefäße thut man in *Portugall* den *Zobat*, und setzt sie einige Stunden in Wasser, welches allmählich eingesogen wird, und den *Zobat* mäßig anfeuchtet. *Jourmy* soll jetzt ähnliche in *Frankreich* verfertigen, welche so stark gebrannt werden, daß sie dem Wasser weder Geschmack, noch Geruch geben, und dennoch dieselbigen Dienste leisten. Unter *Jays* oder *Jayet* von dem *Gagat* und dessen Verarbeitung zu Knöpfen. Im Jahre 1786 soll eine Fabrike in *Mie-*

der = Languedoc, nahe bey Quillian, 1200 Arbeiter gehabt, und allein nach Spanien für 180,000 Franken, viel auch nach Deutschland, Italien und der Levante verkauft haben. Das Material kam von Monjardin in Calabrien und von den Gebirgen von Cerbayon, aber nachdem diese Gruben verfallen sind, läßt man es aus Spanien kommen. Jetzt sollen die meisten dieser Waren zu Sainte-Colombe, Departement de l'Aude, gemacht werden. Das Kamenoya masla (Steinbutter) der Russen hätte man hier unter dem Namen Kamine male nicht erwartet. Die Gegend um Murac liefert jährlich 12 Millionen Rorkstöpsel. Unter Machines ist erzählt, mit wie viel Mühe und Glück man sich die vortheilhaften Maschinen zur Weberey, welche die bösen Engländer erfunden und heimlich gehalten haben, verschafft hat. Noch im Jahre 1782 wurden aus Genf jährlich 150,000 Uhren verschickt, aber 1807 nur noch 42,000 Stück. Vornehmlich fehlt der Absatz nach dem verarmten Deutschland; vermindert ist er auch, sagt der Verfasser, weil das Frauenzimmer jetzt so wenig Taschen, als Uhren tragen will. Seit 1806 läßt Bessoni zu Paris musivische Arbeiten durch Taubstumme verfertigen. Von einer neuen vortheilhaften Gewinnung des Salpeters ist hier keine Erwähnung, wo doch sonst alle neue Vorschläge Lobpreisungen erhalten haben. Kiennus und Veinschwärze sind nur als Artikel der Einfuhr aus Deutschland genannt; etwas Knochenschwärze wird doch in Paris gebrannt. Biscuit de mer ist os sepiae, was den Canarienvögeln und andern Vögeln in Bayern aufgehentt wird, weil sie es gern zu fressen

scheinen. Verzeichniß der jezigen Papiermühlen. Goldpapiere und marmorirte Papiere kommen aus Deutschland. Papier tontille, die bestäubten Tapeten, sollen von François zu Rouen im 17. Jahrhundert erfunden seyn, und die Kunst sey den Ausländern erst im achtzehnten bekannt geworden. Aber mit mehr Wahrscheinlichkeit schreiben sie andere Franzosen einem Engländer zu. (S. Beckmann's Verträge zur Geschichte der Erfindungen II. S. 586.) Bougies d'adipocire heißen Lichter, welche aus der aus faulendem Fleische und Fette entstandenen thierischen Seife; am meisten in England, gemacht werden. Den Versuch, aus der Muschelseide (*pinna nobilis*) Zeuge zu weben, hat man aufgeben müssen, weil sie, ungeachtet ihrer Schönheit und ihres Glanzes, zu theuer würden; die Elle konnte nicht unter 500 Franken verkauft werden. Platin wird jetzt (auch schon in Meissen) viel auf Porcellan und in der Feuermahleren statt des Silbers, welches sich bey dem Schwefeldampfe schwarzet, gebraucht; aber die Versuche, kupferne Gefäße damit, durch Hülfe des Quecksilbers, nach der Weise der Vergoldung, zu überziehen, haben noch nicht glücken wollen. Das Kämelgarn aus der Levante (das in der Türken gesponnene Angorische Ziegenhaar) ward am meisten in Amiens verarbeitet. Vom Jahre 1768 bis 1786 wurden dort jährlich 4 bis 5000 Ballen verarbeitet. Ein Ballen hielt 240 Pfund, und das Pfund kostete 4 bis 8 Franken; aber jetzt ist auch dieses Gewerbe zerstört worden. Im Jahre 1806 ward Porcellan zu Paris in 33 verschiedenen Häusern gemacht. Hier wird das Porcellan

von Sévres schon für das allervollkommenste ausgegeben; aber wahr ist es doch, daß es viel zu gläſicht und zu ſehr mit Gold überſchmiert iſt. Auch geht immer noch Sächſiſches Porcellan nach Frankreich. Saſlor kömmt jetzt wenig aus Aegypten, mehr aus Spanien, welcher letztere beſſer iſt und theurer bezahlt wird. Aus Tunis kommen doch noch einige Ballen nach Marſeille. Sandarach wird nach Deſfontaines für Harz von Thuya articulata angenommen. Es wird aus Mogodor und Tetuan erhalten. Tongo oder Tonko iſt auch hier noch nicht weiter, als durch den Nahmen Baryosma beſtimmt worden. Tournesol en pate, Lackmus, wird nicht, wie auch hier noch geſagt iſt, aus Croton tinctor. ſondern aus Lichen roccella bereitet. Th. III. S. 667 ein großer Auszug aus dem Handels-Tractat mit Italien vom 20. Junius 1808. Eben daſelbſt S. 687 ein Verzeichniß der Erfindungen des Jac. Vaucanſon, geboren zu Grenoble 1709, geſtorben den 21. November 1785. Eine auſſerordentliche Geſchichte, wie die Kunſt, Mancheſter (velours de coton) zu weben, aus England nach Frankreich gebracht worden. Die erſten Unternehmer waren die Gebrüder Havart zu Rouen vor dem Jahre 1740; aber am meiſten hat dazu Hurker, der hier Holker genannt iſt, geholſen, welcher, weil er in der Schottländiſchen Empörung begriffen war, nach Frankreich entflohen war. Ausführlich vom Handel mit Wein und Weineſſig, wo gelegentlich geſagt iſt, cedria der Alten ſey wahrſcheinlich Eſſig geweſen; aber Plinius ſagt ja ganz beſtimmt, es ſey ein Harz.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 26. May 1810.

Hamburg.

Bey Perthes: Farbenkugel, oder Construction des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zu einander, und ihrer vollständigen Adfinität, mit angehängtem Versuch einer Ableitung der Harmonie in den Zusammenstellungen der Farben von *Phil. Otto Runge*, Mahler. Nebst einer Abhandlung über die Bedeutung der Farben in der Natur von Hrn. Prof. *Henrik Steffens* in Halle. Mit einem Kupfer und einer beygelegten Farbens-
tafel. 1810. 60 Quartseiten.

Etwas der Lambertischen Farbenpyramide Aehnliches, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Mischungen aus den drey Hauptfarben, Roth, Gelb und Blau, auf der Oberfläche einer Kugel erscheinen, und zwar um den Aequator dieser Kugel jene drey Hauptfarben selbst, in gleicher Entfernung von einander, zwischen ihnen die allmählichen Uebergänge oder Nuancen aus Roth in Gelb, aus Gelb in Blau, aus Blau in Roth, und in parallelen Zonen nach dem einen Pole zu, die Erhöhungen dieser Farben durch Weiß, und nach dem andern Pole zu die Ver-

tiefungen derselben durch Schwarz, so daß man sich in dem einen Pole das völlig Weiße, und in dem andern das völlig Schwarze gedenken muß, ungefähr wie in Lambert's zwey mit den Grundflächen an einander stoßenden Pyramiden an der Spitze der einen sich das völlig Weiße, und an der Spitze der andern das völlig Schwarze befinden würde, wenn man sich vorstellt, daß die eine Pyramide die so genannten colores pallidos, und die andere die colores obscuros enthielte. Aber darin weicht des Verf. Farbkugel von der Lambertischen Pyramide ab, daß sie bloß die Mischungen aus je zwey Elementarfarben enthält. Ueber die Mischungen, welche aus allen drey Grundfarben in diesen oder jenen Proportionen entstehen würden, welche, wie bekanntlich in der Lambertischen Farbenpyramide, sich auf den mit der Grundfläche parallelen Schnitten vorfinden, erklärt sich der Verf. auf folgende Weise: Da in den einen Pol das Weiße, in den andern das Schwarze gesetzt wird, so kann man sich in der Ase von einem Pole zum andern die Uebergänge aus Weiß in Schwarz gedenken, und in dem Mittelpuncte der Kugel das Mittel zwischen Schwarz und Weiß, das Graue. Gegen diesen Punct tendiren alle drey Hauptfarben auf dem Aequator auf gleiche Weise, und würden sich in dieses Grau gleichsam auflösen, wenn sie zusammenwirkten. In der That finde man auch, daß, wenn man zu dem reinen Grün, als dem Producte aus Gelb und Blau, eine dritte Farbe, das Roth, hinzusetze, der heitere Schein des Grünen allmählich zerstört und beschmutzt werde, ohne solchem einen rothen Schein mitzutheilen, und das Grüne verwandle sich durch eine noch stärkere Vermischung von Roth in einen völlig farbenlosen Schmutz, oder in Grau, welches nur erst durch ein Uebermaass von Roth

einen rothen Schein annehme. Diese Auflösung aller farbigen Erscheinungen in das Graue sey die Folge einer gleich starken Zusammenwirkung aller drey reinen Farben. Eben so entstehe das Graue, wenn man Blau mit Orange, oder auch Gelb mit Violet, vermische u. s. w. Ein röthliches Grün, ein gelbliches Violet, könne man sich eben so wenig gedenken, als einen östlichen West, einen südlichen Nord und dergl. Auf eine ähnliche Weise verlieren sich nun auch die colores pallidi oder obscuri, in jeder mit dem Aequator parallelen Zone, nach der Axe der Kugel zu in ein helleres oder dunkleres Grau, und so ständen diese einfachen Mischungen sowohl, als auch die drey reinen Farben selbst, in gleicher Differenz mit der absoluten Allgemeinheit des farbenlosen Punctes, welcher daher, in gleicher Entfernung von jedem Puncte des Umkreises stehend, der Mittelpunct des Parallelkreises ist. In diesen löseten sich alle diametral entgegen stehenden Farben und Mischungen auf, wenn sie in gleicher Wirksamkeit zusammen gedacht werden. Wenn wir also den Verf. richtig verstehen, so sind eigentlich nur die Mischungen aus je zwey der drey Grundfarben wirklich Farben zu nennen. Werden alle drey gemischt, so entsteht das Graue, ein Mittel zwischen Schwarz und Weiß, die man doch gewöhnlich nicht für Farben nimmt, und nur wenn eine von den drey Hauptfarben oder ihren Combinationen aus zweyen hervorsticht, nimmt das Graue einen Schein der hervorstechenden Farbe an, woraus dann z. B. die verschiedenen Gattungen von Braun entstehen. Unsers Erachtens kann dies alles dem Verf. zugegeben werden, so bald er unter Farbe nicht den prismatischen gefärbten Sonnenstrahl, sondern nur das Pigment versteht, welches die Farbe zeigt, und im gemeinen Leben selbst Farbe

genannt zu werden pflegt. Jedes solches Pigment enthält schwarze Stellen, welche den Schein des Weißen, den jene farbigen Pigmente bey ihrer totalen Zusammenwirkung hervorbringen müssen, mehr oder weniger verdunkeln, oder in Grau verwandeln, wie man auch auf der Farbenspindel bemerkt. Nie wird das Gemisch von den wahren prismatischen Farben sich in das Graue auflösen, sondern bey vollkommener Zusammenwirkung derselben wird immer das vollkommene Weiß entstehen, welches man sich also eigentlich in dem Mittelpuncte der Kugel statt des Grauen gedenken müßte, so bald von den vollkommenen prismatischen Farben, und nicht von Pigmenten, die Rede ist. Nach dem vollkommenen Weißen tendirt also eigentlich die gemeinschaftliche Zusammenwirkung der wahren Farben hin. Aber freylich kann dann nicht mehr von der Farbenkugel des Verf. die Rede seyn, so wie auch selbst das *Mayerische* Farbendreieck nicht mehr dasjenige seyn würde, was es in dem ausgemahlten Modelle ist, so bald von wahren Farben, und nicht von Pigmenten, gesprochen wird. Es würde in dem mittlern Fache des Dreiecks, wo r^+ g^+ f^+ , steht, ein vollkommenes Weiß seyn müssen, statt des Braunen oder Grauen, was sich daselbst aus der Zusammenwirkung der bloßen Pigmente ergibt. Des Verf. Farbenkugel kann also, unsers Erachtens, nur Statt finden, wenn die aus der Zusammenwirkung bloßer Pigmente entstehenden Farben-Nuancen in einer gewissen Ordnung dargestellt werden sollen, zu welchem Behufe denn auch die *Lambertische* Farbenpyramide schon lange gedient hat, und auch hierbey muß man wieder voraussetzen, daß die Pigmente nicht zugleich chemisch auf einander wirken. Für die wahre Theorie des Lichts und der Farben läßt sich aus des Verf. Farbenkugel und den Ansichten,

die er damit verbindet, nichts weiter ableiten, was uns nöthigte, von der Newtonischen Farbentheorie abzugehen, welches auch wohl der Zweck des Verf. nicht war. Die Untersuchungen, welche er in Rücksicht auf die Harmonie in den Zusammenstellungen der Farben beygefügt hat, haben übrigens unsern vollkommenen Beyfall, und werden durch die Kunstwerke des größten Künstlers, welcher sich auf die harmonische Nebeneinanderstellung der Farben verstand, Peter Paul Rubens, sehr schon bestätigt. — Der beygefügte Anhang des Hrn. Prof. Steffens über die Bedeutung der Farben in der Natur, hat es wieder mit den jetzt so sehr beliebten höhern Ansichten zu thun, in die sich die Phantasie unserer poetischen Physiker so gern verliert, wenn sie nicht beständig durch den Zügel der Mathematik im Zaume gehalten wird. Der ruhige und unbefangene Naturforscher erkennt sehr bald die poetischen Lizenzen, womit solche Gebilde der Phantasie ausgeschmückt sind, so wie die entfernten Analogien und zweydeutigen Beobachtungen, auf denen sie oft beruhen, und hält sich nur an dasjenige, was ihm die Erfahrung, entblößt von allem, was die Phantasie hineinlegt, darbietet. Wir begnügen uns, hier bloß einige Haupt-Momente der von dem Verf. ausgeführten Betrachtungen auszuzeichnen. Zuerst über die Bedeutung des Weißen und Schwarzen, und über die Verhältnisse beider zur Oxydation und Hydrogenisation. Die erste allgemeine Anlage der Körper zur Oxydation sey mit einer weißen oder wenigstens hellen Farbe verbunden. Die in Körpern hervortretende Schwärze deute auf Hydrogenisation, die das Licht in denselben hervorrufe. Erläuterung durch Beispiele an den Metalloxyden. Buchholz und Kuter's Versuche bewiesen, daß Hydrogenisation und Verfinsternung mit fortschreitender

Oxydation in dem nämlichen Körper Statt finden könne. Wenn man salpetersaures Silber dem Sonnenlichte aussetze, werde die ganze Masse keineswegs schwarz, vielmehr, indem die Oberfläche sich schwärze, erhalte sich die unter derselben liegende Fläche grau oder weiß, ja, wenn sie beym salzsauren Silber schon grau war, werde die weiße Farbe wieder hervorgerufen, woraus man die innerlich fortschreitende Oxydation erkenne, wenn das gegen die Außenseite auf die entgegengesetzte Function deute. Es sey kaum von irgend einem Metall oxyd bewiesen, daß es, während es dunkler ward, an Oxydation zunahm, das Braunsteinoxyd ausgenommen, welches aber auch so viele heterogene Erscheinungen, eine solche Neigung, sich zu hydrogenisiren, zeige, daß die bekannten Erscheinungen desselben (als Chamäleon) für die angegebene Theorie doppelt belehrend würden. Zwischen dem Weiß der Oxydation und dem Schwarz der Hydrogenifation breche nun die lebendige Farbe der Oxyde hervor. Diejenigen Metalle, die dem Mittelpuncte der Metallität näher liegen, suchen mit der respectiven Intensität ihrer ursprünglichen Natur ihre eigenthümliche Art zu behaupten, daher rufen sie, wenn sie der Gewalt der Oxydation zu unterliegen befürchten, die entgegengesetzte Richtung hervor, und zwischen beiden spielen die mannigfaltigen Farben des Eisens, Kupfers, Kobolts, Bleies u. s. w.; diejenigen Metalle hingegen, die von dem Mittelpuncte der Metallität entfernter sind, und daher von der Richtung der Oxydation stärker ergriffen werden, bleiben entweder weiß, wie das Antimonium, Tellurium, Arsenik, oder sie erblaffen nach einem kurzen, durch wechselnde Farben angedeuteten, Leben. So sey das Wolframmetall erst schwarz, dann heller gelb; das Chromium erst grün, dann braun, dann

heller orange; das Titan erst blau, dann roth, zuletzt weiß; endlich das Zink erst gelb, dann weiß, und am deutlichsten erkannten wir die Leichname durch große Naturproceſſe längst getödteter Metalle in den Erden, deren metalliſche Natur jetzt mehr, als vermuthet werde, deren Erſtarrung durch Oxydation keinem Zweifel unterworfen ſey, und die beſtimmtlich alle weiß ſind. So zeige ſich denn überhaupt auch in der organiſchen Natur das Leben in dem bunten Farbenspiel zwischen den beiden Hauptfunctionen der Oxydation und Hydrogeniſation, und indem aus dem allgemeinen und unendlichen Grau, getragen von dem herrſchenden Gegenſatz des Weißen und Schwarzen, das Farbenbild entſpringe, entdeckte man in ihm gleich die Spuren des höhern Lebens, nämlich in der herrſchenden Triplicität, da bey dem Weiß und Schwarz nur die Duplicität walte. Dieſe Proben mögen hinlänglich ſeyn, die Tendenz dieſer Abhandlung vor Augen zu legen. Was wir gegen viele Analogien und angebliche Erfahrungen zu erinnern haben, iſt hier der Ort nicht, auszuführen.

Edinburgh.

The Edinburgh medical and ſurgical Journal (ſ. oben St. 11 S. 100 f., St. 20 S. 195, St. 24 S. 234, St. 26 S. 256, St. 44 S. 452, St. 81 S. 806).

Dissection of two Caſes, in which a Moveable Body was found within the Cavity of the Vaginal Coat of the Teſtis; illustrated by an engraving; with Remarks. By James Wardrop. Profeſſor Duncan, der ältere, erzählt die Krankheitsgeſchichte, und theilt die Leichendöffnung eines Africaniſchen Negers mit, zum Beweiſe, daß auch die Schwarzen die Sicht erhalten können. Es iſt aber mehr als zweifelhaft, ob Sicht hier überhaupt Statt fand, und ob

sie auf die mit dem Tode endigende letzte Krankheit Einfluß hatte. — *Observations on the History and Treatment of an Epidemic Ophthalmia, which appeared in the Fourth Battalion of the Royals, in Edinburgh Castle, during the months of July and August 1807. By C. F. Forbes, Surgeon of the Royals.* 163 Soldaten erhielten das Uebel, 6 nur Rückfälle. Das Uebel war offenbar die ansteckende Aegyptische Augenentzündung, aber hier höchst milde, da keine Sumpfausdünstungen dasselbe verschlimmerten. Scarificationen leisteten hier fast alles, Aderlässe waren nie nöthig. Fene mit der Lanzette zu machen, widerräth der Verf., und braucht zu denselben ein Instrument seines Freundes Wardrop. — It consists of a straight blade, about one fifth of an inch broad, with parallel sides, and an obtuse slightly rounded cutting extremity. — Folgende zwey Stellen aus einer Recension müssen wir herausheben: Perhaps in no period in the history of medicine was there less faith in medical hypothesis, than at present. Every tyro in the art is aware of this truth. (Glückliche Jugend Englands, beneidenswerther Zustand von dessen medicinischer Literatur!). To contend in general argument with a staunch Brunonian, is to take the bull by the horns. The volatility, and all explanatory agency of accumulated and exhausted excitability, never fail to oppose a specious resistance to every attack. (Wie sehr hat sich unter uns die Wahrheit dieser Bemerkung bestätigt!). — Ein sehr wichtiger Aufsatz ist: On some convulsive Diseases common in certain parts of Scotland, zur Kenntniß der Art Nervenübel, die endemische Verhältnisse für eine gewisse Zeit begünstigen, und deren Anblick besonders für das weibliche Geschlecht gleichsam etwas Ansteckendes hat.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 26. May 1810.

Hannover.

Ben Hahn: Juristische Erfahrungen, oder Repertorium der wichtigsten Rechtsmaterien in alphabetischer Ordnung, erläutert rücksichtlich auf positives Recht und Gesetzgebung, durch die merkwürdigsten, zum Theil noch ungedruckten, Erkenntnisse des Ober-Appellationsgerichts zu Celle, verglichen mit dem Code Napoléon, dem Proj-t de code civil de l'an V (IV) und dem Preussischen Landrechte; von Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr, königl. Preussischem Kammerherrn u. s. w. Erster Theil, von A. . . E. 1809. 836 S. Zweyter Theil, von F. . . E. 1809. 741 S. in gr. Octav.

Der Verfasser, 17 Jahre lang Ober-Appellationsrath in Celle, zog sich nach der Preussischen Occupation Hannovers aus dem Geschäftsleben in eine friedliche Muße zurück. Der Wunsch, auch noch entfernt seinem Vaterlande nützlich zu werden, hat dieses Werk erzeugt. Als er es verfaßte, war das Schicksal der Hannöversischen Länder noch nicht definitiv entschieden. Es war die Nothwendigkeit übrig, daß sie dem bis jetzt darin erhaltenen gemeinen

E (4)

Rechte unterworfen blieben; es ließ sich aber auch annehmen, daß dieß gemeine Recht einem fremden Gesetzbuche weichen mußte. Auf beide Fälle ist von dem Verf. Rücksicht genommen. Hiernach zerfällt das Werk, seinem Inhalte gemäß, in zwey Theile. Der erste, und bey weitem der schätzbarste, obgleich auch er durch die Reunion Hannovers mit dem Königreiche Westfalen an Interesse verlieren wird, enthält die streitigen Rechtsfragen, die von dem Ober-Appellationsgerichte gesammelt wurden, um sie der Regierung zur Entscheidung zu übergeben; außerdem die merkwürdigsten Erkenntnisse dieses Gerichts, theils ungedruckte, besonders von 1782 bis 1790, wo sich eine Lücke in den bisher gedruckten Sammlungen dieser Erkenntnisse befand, die der Verf. auszufüllen bemüht war, theils excerptirte aus den Werken eines Pufendorf, von Ende, von Bülow, Hagemann, von Rüling und Struben. Zwar ist fast immer nur das Dispositive der Entscheidung, ohne Angabe der Gründe, worauf sie gebaut ist, gegeben, und könnte man den Verf. beschuldigen, daß in dieser Hinsicht sein Buch das blinde Nachbeten von Präjudicien befördern wird; aber ein imperativer Wegweiser für den Schwachen ist doch besser, als gar keiner, und der Verf. verdient Dank, daß er jetzt etwas Gutes, ohne Gründe desselben anzugeben, gegeben hat, als daß er Jahrzehente an einem Werke, um dieselben auszuführen, arbeitete, was, unserer alles wandelnden Zeit gemäß, später unnütz gewesen wäre. Uebrigens glaubt Rec., daß die Furcht vor Präjudicien größten Theils nur in einer eiteln bestehe, und daß, wenn dieselben auch den Schlendrian befördern, sie auch auf der andern Seite der Justiz ein ehrwürdiges, festes Ansehen geben, und mehr Zutrauen zu der Gerechtigkeitspflege erwecken, als ein ewiges

Schwanken, und Verändern der Maximen. — Hin und wieder gibt der Verf. der Ansicht der hohen Tribunale auch seine Ansicht zu, z. B. Th. I. S. 15 über *cura absentis*, Th. II. S. 353 flg. über Hypotheken, S. 369 flg. die schätzbare Abhandlung über Justizsachen, S. 629 über das Lehenrecht u. f. w. und diese ist gewöhnlich so, daß sie von einem künftigen Gesetzgeber beherzigt werden möge.

Höchst dürftig ist dagegen der zweite Theil des Werks, der eine Vergleichung des gemeinen Rechts mit dem Code Napoléon, dem *Projet de code civil de l'an IV* (der Verf. schreibt irrig *An V.* indem er sich nach dem Druckjahre des Nachdrucks richtet), und dem Preussischen Landrechte. In den meisten Fällen sind nämlich bloß die Stellen des Code Napoléon nach einer beliebigen Uebersetzung nackt und ohne Erklärung hingesezt, ja sogar *termes de barreau* ohne Uebersetzung (z. B. Th. II. S. 98 *Gage*, Französl. *Gage's* Wollte man hier an Besoldung denken, so würde dieses zu einem lächerlichen Mißverständnisse führen); ferner die einzelnen Titel des *Projet* in der Originalsprache den einschlagenden Materien eingeschaltet; auf das Preussische Recht findet man dagegen nur einzelne wenige Remissionen, welche wahrlich nicht geeignet sind, den Zweck des Verfassers, dem Hannoverischen Rechtsgelehrten eine genaue Kenntniß der neuen Gesetze zu geben, zu erreichen. Außerdem finden sich an einigen Orten, wo der Verf. diese Vergleichung der neuen Gesetze angestellt hat, bedeutende Irrthümer. z. B. Th. II. S. 190: "Das Westphälische Decret vom 27. Januar 1808 bestimmt, daß die im Gesetz-Bulletin eingerückten königlichen Decrete am Tage nach der Ankunft des Bulletin's im Hauptorte des Departements ihre verbindliche Kraft haben sollen" — oft noch schlimmere

Druckfehler, S. 236: "Nur das ist davon unter der Benennung *meubles mouvans* (*meublans*) begriffen, was einen Theil der Decoration des Wohnzimmers ausmacht" und dergl. — Bedenkt man nun die aphoristische Kürze einzelner Artikel, die Ausführlichkeit anderer, die Dürftigkeit und Unbestimmtheit dritter, das Einschalten isolirter Stellen der Gesetze, und sogar von Excerpten aus andern Büchern, wie z. B. S. 3 Th. II aus Erhard's Vorrede zu der Uebersetzung des *Code de commerce* (wo fünf Blätter wörtlich ausgeschrieben sind): so kommt einem das ganze Werk des Verf. wie ein Collectaneenbuch vor, welches zu eigenem Gebrauche gesammelt und geordnet, nachher dem Druck übergeben ist; und es muß eine um so unangenehmere Stimmung erregen, so manches Unnütze und Unreife in einem Buche anzutreffen, als man aus den einzelnen durchgearbeiteten Fragmenten sieht, was der Verf. hätte liefern können, wenn er das Fremdartige hätte absondern, und das, worin er Meister ist, besonders unter einem andern Titel hätte geben wollen, als der jetzige ist, der jeden Leser täuschen muß.



Halle.

Bei Kümmer: *Caroli Linnaei Philosophia Botanica*. Editio quarta, studio *Curtii Sprengelii*. 1809. VIII und 518 Seiten in gr. Octav, mit neun Kupfertafeln.

Eine neue Ausgabe der Linné'schen *Philosophia botanica* — dieses den großen Mann so ganz charakterisirenden Werkes — konnte ohne Zweifel in keine bessere Hände, als die des Hrn. Prof. Sprengel, gerathen, da derselbe durch mehrere Schriften bewiesen hat, daß er einem solchen Unternehmen vollkommen gewachsen ist. Den Text des Origin-

nals hat der Herausgeber unverändert beybehalten; doch sind einige Sprachfehler verbessert, was man eher billigen, als tadeln wird. Er äußert sich selbst hierüber in dem Vorberichte mit folgenden Worten: *“Et principio quidem tum meum tum Willdenowii aliorumque virorum doctorum consilium erat, paragraphos ipsas nullatenus mutare, ni quandoque bonus Homerus dormitasse ac contra latini sermonis leges graviter peccasse videretur. Hactenus vero eas suscepi mutariones, ut nusquam verecundiam tanti viri depuissie mihi videar. Itaque paragraphos ipsas tales exhibeo, quales Linnaeus ipse Loeslingio suo 1751 dictaverat”*. — Die Zusätze des Herausgebers, welche in [] eingeschlossen sind, und auf die wir hier nur Rücksicht zu nehmen haben, enthalten die Erweiterung der Wissenschaft bis auf die neuesten Zeiten, in gedrängten und bestimmten Worten. Gleich in der Einleitung gibt Hr. S. eine treffliche Erläuterung über den bekannten Linneischen Unterschied der drey Reiche der Natur. Es finden, nach ihm, keine bestimmte Grenzen zwischen dem organischen und unorganischen Reiche Statt. Er sucht dieß durch das Entstehen und Vergehen mehrerer Pilze zu beweisen. Den einzigen Unterschied glaubt er noch in der Mischung der Säfte zu finden. Sollte aber nicht der röhrige, zellige Bau, den man bey allen Vegetabilien, auch den Pilzen, wenn gleich etwas anders modificirt, wahrnimmt, als Hauptmerkmal zwischen diesen beiden Reichen angenommen werden können? — In dem ersten Abschnitt, *Bibliotheca* überschrieben, ist der S. *Phytologi* fast ganz umgearbeitet, und es sind den Mahnen der Schriftsteller sehr zweckmäßig auch ihre vorzügliche Schriften, doch nur — wie auch in den folgenden Abschnitten — bis 1806, hinzuge-

fügt. Kein bedeutender Schriftsteller scheint dem Herausgeber entgangen zu seyn; aber zu der Literatur selbst hätten wir einige kleine Nachträge. So sind von Curtis botanical Magazine bis 1806 23 Theile erschienen, wovon Curtis selbst die ersten 15, die übrigen Sims (aber größten Theils aus Curtis Papieren) herausgegeben hat. Die Französische Encyclopädie von Lamarck enthält fünf Theile; die Pott'sche Ausgabe von Du Roi Baumzucht drey Theile. Ventenat's Jardin de Cels besteht aus zehn Heften, und als Fortsetzung ist desselben Choix des plantes anzusehen, wovon bis 1806 einige Lieferungen erschienen sind. — II. Systemata Auch hier sind den Rahmen der Systematiker die Schriften beygefügt. Bey dem Linné'schen System erwähnt der Herausgeber die vorzüglichsten Verbesserungen, welche bis auf die neueren Zeiten mit demselben vorgenommen sind. Nachgetragen sind zugleich unter diesem §. die Systeme von Gleditsch, Borchhausen, Mönch und Gärtner. Daß minder bedeutende Systeme übergangen sind, billigen wir sehr, da sie der Wissenschaft bis jetzt nichts genützt haben, und auch nie etwas nützen werden. Zu den natürlichen Systemen fügt Hr. S. hinzu die Systeme von Adanson, Jussieu, Weder, Crang, Scopoli, Necker und Bartsch. Vorzüglich erweitert sind in diesem Abschnitt auch die §§. über die Moose, Flechten, Algen und Pilze. Der letzte §. dieses Abschnitts, welcher Linné's Fragmente der natürlichen Ordnungen enthält, ist nach Gieseke berichtigt; auch muß man es dem Herausgeber sehr Dank wissen, daß er die neuen Gattungen gehörigen Orts eingeschaltet hat. — Zu dem §. 78 des III. Abschnitts (Plantae), macht Hr. S. einen umständlichen Zusatz über den innern Bau und die Oeconomie der Gewächse, der das Resultat der

bisherigen Forschungen enthält. Die termini sind mit Auswahl vermehrt, und die ältern hin und wieder durch Hinweisung auf bekannte Pflanzen erläutert. Daß der Herausgeber die körnige Masse oder das Mehl der Flechten zu den Gemmen rechnet, darin stimmen wir ihm völlig bey; nur können wir seiner Meinung nicht seyn, wenn er auch die Hedwigischen Antheren der Moose für lose Gemmen angesehen haben will. — IV. Fructificatio. Dieser Abschnitt erforderte durch die neuern Untersuchungen mehrere Zusätze und Berichtigungen, die auch von dem Herausgeber gehörigen Orts eingeschaltet sind. Besonders war dieß der Fall mit dem Honigbehältniß und der Frucht. Die Früchte der phanerogamischen Gewächse sind nach Gärtner, und die der Flechten nach Acharius bestimmt. Bey *Perianthium* nimmt Hr. S. den Unterschied, den er ehemahls in der Gegenwart der Spaltöffnungen zu finden glaubte, nach Rudolphi's genauer Untersuchung dieses Theils, zurück, und bestätigt dadurch aufs neue, wie sehr ihm Wahrheit und Vollkommenung der Wissenschaft über eigne Meinungen geht. Bey §. 123 wird als Beyspiel häufig vorkommender proliferirender Blumen *Scabiosa columbaria* und *ochroleuca* angeführt. Rec. hat diese Veränderung bey beiden Pflanzen noch nicht zu beobachten Gelegenheit gehabt, wohl aber bey *Scabiosa atropurpurea* (besonders in nassen Sommern), welche deßhalb auch von vielen unwissenden Botanikern und Gärtnern unserm Garten nicht selten für Linne's *Scab. prolifera* mitgetheilt worden ist. — V. Sexus. Mehrere treffliche Zusätze und Berichtigungen machen diesen Abschnitt sehr interessant. Als ein merkwürdiges Beyspiel von Fruchtbarkeit wird *Poa abyssinica* angeführt. Hr. S. beweiset aus mehreren Gründen, daß zwey Ge-

schlechter zur Fortpflanzung durchaus vorhanden seyn müssen, welcher wir ganz benpflichten. Der Grund, daß nach Spallanzani's Versuchen eine weibliche Hanfpflanze fruchtbaren Samen trägt, ohne daß die Blüthe befruchtet wird, könnte es sehr wahrscheinlich machen, daß die Theile, welche Hedwig bey den Moosen für Antheren hielt, wirklich Antheren sind, ob sie gleich nicht immer die Function der Antheren verrichten.

VI. Characteres. Die Beyspiele, welche Linné für den Ursprung neuer Arten anführte, vermehrt der Herausgeber mit vielen andern. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß dieses durch Bastardzeugung geschehe, wie Hr. S. anzudeuten scheint; denn diese hat, wie sich Rec. bey der systematischen Folge der Pflanzen im hiesigen botanischen Garten durch mehrjährige Erfahrung überzeugt hält, große Schwierigkeit. Eher ist zu vermuthen, daß Boden und Clima durch mehrjährige Generationen constante Abweichungen hervorbringen können. Für die Cotyledonen in den so genannten Monocotyledonen sieht Hr. S. den vitellus an. Sollte man bey den Gräsern den vitellus nicht mit mehrerem Rechte als den jungen embryo ansehen können? Rec. findet dicht um denselben gar keinen Theil, welcher zur Ernährung des Embryo dienen kann, und der bey dem Herauswachsen desselben zurückbleibt. Die Trennung der Gattungen bloß nach der Frucht verwirft Hr. S., wie z. B. bey *Helysarum*; nach des Rec. Meinung kommt es auf die Familie an. Bey einigen ist mehr auf die Blüthen, bey andern mehr auf die Frucht, und bey andern wiederum auf beide zugleich Rücksicht zu nehmen, wenn man bey Vertheilung der Gattungen nicht in das eine oder andere Extrem verfallen will. — Wir übergehen, des beschränkten Raumes wegen, mehrere,

mit trefflichen Zusätzen erläuterte, Gegenstände dieses Abschnitts. — VII. Nomina. Linne's *Canones* werden mit neuern Beyspielen belegt, und Vorschriften über die nach Botanikern zu benennenden Gattungen gegeben. — VIII. *Differentiae*. Die Gesetze für die Trivialnahmen sind in diesem Abschnitt von dem Herausgeber hinzugefügt, und trefflich entwickelt. Die Nahmen vom Vaterlande lassen sich bey großen Gattungen nicht ganz vermeiden, aber man müßte sie einzuschränken suchen. Eben so auch die Nahmen *vulgaris*, *communis* und dergl. — IX. *Varietates*. Hier nur einige Zusätze, besonders in Hinsicht auf die Farben. — X. *Synonyma*. Hr. S. tadelt mit Recht die Anführung von Synonymen, welche für die Autorität und Geschichte der Pflanze nichts lehren. Rec. würde auch rathen, wo Synonyme angeführt werden können und müssen, wenigstens die *differentia specifica* wegzulassen. — XI. *Adumbrationes*. Enthält interessante Zusätze zu der Lehre von den Standörtern der Pflanzen, von dem so genannten Pflanzenschlafe, dem Abfallen der Blätter u. s. w. — Die folgenden Abschnitte haben weniger Zusätze erhalten. Angehängt ist noch: *Sexualis Systematis Syllabus*, und *Methodus A. L. Jussieu naturalis*.

Die Tafeln sind, wo es nothwendig war, mit passenderen Beyspielen vertauscht, von dem Sohne des Herausgebers sehr sauber gezeichnet, und größten Theils von unserm Besemann gestochen.

Winterthur.

Potpourri von Reminiszzenzen, Kleinen Gemälden und Gedichten über die Schweiz, von J. E. Appenzeller. (Bey Steiner.) 1810. S. 217 in Octav. Eine kleine Reisebeschreibung von Winterthur durch die inneren Bergcantone ins

v¹ H. u. u.

Bernerische Oberland, und von da wieder zurück, ist hier in die Form von Reminiscenzen und kleinen Gemälden eingekleidet, von denen jedes seine besondere Rubrik hat. Viel Neues und Wissenschaftliches muß man freylich hier nicht erwarten, ob schon auch in Rücksicht der neueren Geschichte der Schweiz manche nicht unbedeutende Notizen vorkommen. Aber als Werk des Geschmacks und Gefühls hat das Buch allerdings seinen Werth, und kann nicht ohne anhaltendes Interesse gelesen werden. Die Schreibart ist rein, schön, seelenvoll, ohne alle affectirte Empfindelhey oder Ziererey, belebt durch die Richtigkeit der Gedanken, durch die Wärme des Herzens und die reinste Vaterlandsliebe. Bemerkenswerth sind die von dem Verfasser (einem reformirten Geistlichen) häufig eingestreuten Betrachtungen über die zurückstoßende Nacktheit der protestantischen Kirchen in Vergleichung mit den katholischen; über die Vernachlässigung alles äußern, das Gemüth zu hohen Gesinnungen erhebenden und vorbereitenden, Cultus; über das Ansehen, die Hospitalität und den wohlthätigen Wirkungskreis der katholischen, von öconomischen Sorgen befreheten, Landgeistlichen: wogegen er ein herzerreißendes Gemälde eines auf Pension gesetzten, mit Kindern überladenen, reformirten Pfarrers entwirft S. 53. . . 56. Wie man doch alles nach und nach unter andern Gesichtspuncten zu betrachten anfängt! Bey der Beschreibung von Einsiedlen erhält der jezige, beynah 80 Jahre alte, Prälat ein schönes und wohlverdientes Lob. Seit der Rückkehr der Conventualen (in das A. 1798 ruinirte Kloster) herrscht weise Sparsamkeit und haushälterische Lebensweise innerhalb dieser Mauern. Auch hat der Abt mit den übrigen Brüdern daselbst eine vortreffliche Schulanstalt errichtet, wo die Jugend unent-

göttlichen Unterricht nicht nur im Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern auch in der Rhetorik, Physik und Mathematik, erhält. Das Arsenal im Flecken Schwyz ist zur Wohnung Thaliens umgeschaffen, S. 25. So sollte es überall seyn, sagt der friedliebende Verfasser; wir können aber dieser Ausrüstung nicht beistimmen. Die Waffen mögen immer ruhen: aber sie sollen doch vorhanden seyn, um sie im Nothfall zur Behauptung des Friedens, d. h. zur Handhabung der Gerechtigkeit, gebrauchen zu können. Sich aus Sorglosigkeit wehrlos zu machen, und dafür Comödie zu spielen, reizt im Gegentheil die Feindseligkeiten auf, und ist aller Calamitäten Anfang. Auch hat man seither in Schwyz dem Zeughaus seine alte Bestimmung wiedergegeben. Zu Obwürgen, einer Alpe Unterwaldens, erstaunte der Verf., einen Dorfsaplan anzutreffen, welcher ein Segen des ganzen Bezirkes ist, von seiner Gemeinde als Freund, Vater und Muster jeder Tugend beynahе angelobtet wird, unentgeltlich Schule hält, und in dessen Bibliothek die ausgewähltesten Erziehungsschriften protestantischer Pädagogen zu sehen sind. Man hat in neueren Zeiten, zumahl in gewissen Journalen, viel von der angeblichen Unwissenheit, der Geistesfinsterniß, dem Aberglauben, dieser Bergbewohner, und besonders ihrer Geistlichen, sprechen gehört. Aber dessen ungeachtet haben sie zu jeder Zeit gute Köpfe, die im Staat und in der Kirche brauchbarsten Männer, hervorgebracht; und lobendigen Mutterwitz kann man auch den gemeinsten nicht absprechen. Was sie Gutes thun, das lassen sie freylich nicht in Zeitungen ausposaunen; und desßwegen glauben Viele, daß es nicht vorhanden sey. Ihre Geistlichen sind überhaupt gar nicht so ungelehrt, als man gewöhnlich wähnt: sie haben zum Lesen und Nachdenken viele Muße,

auch Wohlstand genug wegen ihrer wenigen Bedürfnisse; und eben weil nicht Jeder ein Gelehrter von Profession seyn will oder seyn kann, so genießen sie auch ein desto größeres Ansehen. S. 81 ff. werden rührende Züge von dem moralischen Character und der Vaterlandsliebe des Schwyzer und Unterwaldener Bergvolkes erzählt. Wenn der Verfasser mit den betreffenden Personen darüber redete, so fand sich, daß sie ganz ungezwungen aus echter, man möchte sagen, natürlicher, ungekünstelter, Religiosität entsprangen, und daß die größten Tugenden von ihnen gar nicht als etwas Außerordentliches, sondern als ganz gemeine, pflichtmäßige, Handlungen betrachtet werden. Die Apostrophe an die Unterwaldener, welche (S. 103 unter der Rubrik Geistesstimme) dem Niklaus von der Flüß in den Mund gelegt wird, wie sie sich nicht auf eigene Vertheidigung beschränken, sondern ihrer alten und treuen Freundin, der Stadt Bern, als dem zuerst angegriffenen Gliede, hätten beystehen sollen, ist ein wahres Muster rührender Einfachheit und herzergreifender Veredelsamkeit. — Unter den angehängten Gedichten S. 197 ff. haben einige, wie z. B. das Basrelief am Sarcophage der Schweiz 1799 außer der darin herrschenden Vaterlandsliebe auch wahren poetischen Werth. — An der im Ganzen reinen und schönen Schreibart des Verf. haben wir weiter nichts auszu sehen, als, daß er sich häufig des Wortes heimlich bedient, um damit den Begriff des Heimischen oder Heimathlichen zu bezeichnen. Allein der Schweizerische Idiotismus heimelig, welcher auch bey manchen Deutschen Schriftstellern sein Glück gemacht zu haben scheint, ist doch lediglich der verdorbenen, aber leichtern, Aussprache wegen aus heimathlich zusammengezogen. Warum sollte also nicht vielmehr dieser letz-

tere, gut Deutsche, Ausdruck gebraucht werden? Da hingegen das Wort heimlich bekannter Maßen einen ganz andern Begriff bezeichnet, und daher bistweilen, wie z. B. wenn von heimlichen Hütten u. s. w. gesprochen wird, eine widrige Zweideutigkeit verursacht.

Landshut.

Von Thomann: *Die Moralphilosophie*, dargestellt von J. Salat, königl. Baierschem wirklichen geistlichen Rath und Professor der Philosophie auf der Universität zu Landshut. 1810. 398 Octavf.

Wieder ein schätzbarer Beytrag zu den Bemühungen mehrerer guten Köpfe unsers Zeitalters, die Moralphilosophie aus der Krise zu ziehen, in der sie sich mit den übrigen Theilen des philosophischen Wissens befindet. Der Verf. zeigt sich hier, wie in den übrigen seiner neuesten Schriften, zum Theil als Anhänger, zum Theil als Gegner des absoluten Idealismus, der bekanntlich im südlichen Deutschland ein glänzenderes Glück gemacht hat, als in andern Gegenden unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes. Was dieser Idealismus irgend Haltbares hat, oder zu haben scheint, zieht der Verf. in die Sphäre seines Moralsystems herüber. Desto sorgfältiger wehrt er alle idealistischen Lehren ab, die der Sittlichkeit selbst zu widerstreiten, oder sie in eine Art von poetischer Selbstergözung zu verwandeln scheinen. Um aber den Verf. ganz zu verstehen, muß man schon vertraut mit den speculativen Meinungen seyn, auf welche seine Untersuchungen, benahe fortwährend, sich beziehen, oder anspielen. Besonders muß man die Grundsätze kennen, welche er selbst in seiner, auch von uns angezeigten, Schrift, **Vernunft und Verstand**, ausführlich

vorgetragen hat. Diesen Grundsätzen gemäß gehet seine Moralphilosophie von dem Unterschiede zwischen den Ideen (in der transcendentalen Bedeutung) und den Begriffen aus. Auf die Ideen, in jener Bedeutung, also auf die Erhebungen des denkenden Gemüths zum Bewußtseyn des Ueberirdischen, Unendlichen und Vollkommenen, gründet er die moralische Wahrheit. Dem Recensenten, der in dieser Hauptsache mit dem Verf. übereinstimmt, ist nicht klar geworden, wie, nach den Grundsätzen des Verf., zur Einleitung in die Moralphilosophie die Philosophie überhaupt als Wissenschaft des Absoluten aufgestellt werden kann; denn die speculative Extase oder so genannte Anschauung des Absoluten in der Schule der neuesten Idealisten ist, nach dem Verfasser, mystische Selbsttäuschung, also kein Wissen; und in dem unerfünteltesten reinen Bewußtseyn des Absoluten liegt für den Verstand kein Datum zu einer Wissenschaft im eigentlichen Sinne, weil alles Endliche in der Idee des Unendlichen sich verliert. Hebt man, sagt indessen der Verf., das Absolute in der Form des Guten hervor, so entsteht Moralphilosophie. Daher auch die ursprüngliche, wenn gleich in der Wissenschaft getrennte, Einheit der Moral und der Religion. Aber auch bey dieser Einheit verweilt das System des Verf. zur Einleitung nicht. Es löset sich sogleich, ehe noch die Idee des Guten weiter ausgeführt ist, in einen reinen und einen empirischen Theil auf. In dem reinen Theile wird gehandelt erstens von der moralischen Anlage, dann von dem moralischen Gesetze, dann von der moralischen Triebfeder, und zuletzt vom Verhältnisse der Moralität zur Glückseligkeit. Der zweyte oder empirische Theil enthält die Bestimmungen des Verhältnisses

der Moralität zur Legalität, ferner die Lehre von den Pflichten, von der Tugend, und von der Weisheit. Unter moralischer Anlage versteht der Verf. die Vernunft in ihrem Bunde mit der Freiheit, also dasjenige, was als erste Bedingung der Möglichkeit einer sittlichen Existenz überhaupt vorausgesetzt und wohl unterschieden werden muß von den verschiedenen psychologischen Anlagen, nach denen freylich jene allgemeine moralische Anlage sich modificirt. Wir vermiffen hier nur eine genauere Auseinandersetzung des Verhältniffes der Vernunft zur Freiheit. Gut ist gezeigt, welchen Antheil Gefühl, Phantasie und Geschmack an der Entwicklung der moralischen Anlage, nehmen, und daß ohne eine gewisse ideale Geistesrichtung keine moralische Bildung entsteht. Das moralische Gesetz wird zurückgeführt auf ein ursprüngliches Bewußtseyn der Menschheit. In diesem Bewußtseyn selbst liege das Gebietende, oder das moralische Sollen. Völlig einverstanden mit dem Vf. ist der Rec. darüber, daß man das moralische Gesetz selbst, als etwas unserer innersten Geistigkeit Einwohnendes, nicht verwechseln muß mit irgend einem höchsten Grundsatz der Sittlichkeit, weil alle Grundsätze, als Urtheile, Producte des Verstandes sind. Der Verstand kann sich irren, oder auch das Wahre nur halb auffassen. Daher liegt in den meisten Grundsätzen, die man in der Moral für die höchsten ausgegeben hat, etwas Wahres. Von der Kantischen Schule unterscheidet sich der Verf. noch besonders durch die beständige Hindeutung auf das absolute Höchste, ohne dessen Ankündigung im Bewußtseyn auch den moralischen Gesetzen kein unbedingtes Sollen zukömmt. Moralische Triebfedern heißen bey dem Verf., wie bey Kant, die Gefühle, durch welche der Mensch an der Sittlichkeit Antheil nimmt, also

das Gefühl der Achtung, und, nach dem Verf., auch die sittliche Liebe, von der er also an dieser Stelle, nicht in dem Kapitel von der moralischen Anlage, handelt. Hier unterscheidet sich das System des Verf. besonders von einigen neueren Moralsystemen. In der Exposition des Verhältnisses der Sittlichkeit zur Glückseligkeit folgt er größten Theils der Kantischen Vorstellung vom höchsten Gute. Das Deutsche Wort Glückseligkeit hat ihn, wie Andere, zu Reflexionen über Glück und Seligkeit veranlaßt, da doch der Zusatz zu dem Glücke in jenem Worte nur eine grammatische Bedeutung hat, um einen Zustand des Glückseligseyns zu bezeichnen, genau nach der Analogie mit den Wörtern Armseligkeit, Trübseligkeit u. s. w. Gegen die irdische Seligkeit der absoluten Idealisten sind einige Bemerkungen gerichtet. — Zur Einleitung in den empirischen Theil, oder die angewandte Moralphilosophie, bedient sich der Verf. des Begriffes der Willkühr. Willkühr nennt er den Willen, so fern er in die Außenwelt eingreift, die er sich nicht unterwerfen kann, ohne zwischen dem Mannigfaltigen in ihr zu wählen. Aber gibt es denn keine innere Willkühr? keine Wahl zwischen Vorstellungen, als solchen? Einen Auszug von diesem Theile zu geben, und des Verf. Lehren von den Pflichten, der Tugend und der Weisheit genauer anzuzeigen, ist nicht wohl möglich, ohne in das Einzelne einzugehen, wozu hier kein Raum ist. Ueberall sucht der Vf. mit rühmlicher Unbefangenheit die Arbeiten seiner Vorgänger zu benutzen, ohne sich von ihnen Fesseln anlegen, oder auf dem Wege des entschlossenen Selbstdenkens aufhalten zu lassen. Von der Sprache und Manier des Verf. erwähnen wir nichts, da sie dieselbe ist, wie in seinen früheren Schriften.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 28. May 1810.

Paris.

Bey Nicolle: Musée des antiques, dessiné et gravé par P. Bouillon, peintre, avec des notices explicatives par M. . . . Premiere livraison: Groß Folio. 1810.

Die erste Lieferung dieses Werks enthält eine Ankündigung auf sechs Seiten, 6 Kupferstiche, und 6 Blätter erläuternden Text. In der Ankündigung werden die bekannten Dinge über die Vorzüge des Griechischen Meißels vor den Arbeiten der modernen Künstler wiederholt. Nach dem Verf. sollen selbst die mittelmäßigen Producte aus der glänzenden Periode der alten Kunst alles neuere Nachwerk übertreffen. In diesen Werken herrscht une naïveté, un style simple et noble, une marche sûre, fondée sur les vrais principes de l'imitation, qui attestent le goût exquis et le jugement profond qui dirigeoient alors les écoles et dont l'influence se faisoit sentir jusque dans les travaux des moindres artistes. Durch einen schnellen Sprung

F (4)

Giv. 1810

kömmt nun der Verf. auf die Kupferstecherey, und preiset diese Kunst, indem sie zur allgemeinen Verbreitung der Haupt-Ideen von antiken Monumenten das meiste beygetragen hat. Er ertheilt der Manier, mit dem Grabstichel zu arbeiten, das gebührende Lob, zweifelt aber, weil bey ihr auf die Geschicklichkeit in mechanischen Handgriffen, auf anhaltenden Fleiß oder stets gespannte Aufmerksamkeit alles ankömmt, daß sie geeignet sey, bey großen und voluminösen Werken angewandt zu werden. Wahrscheinlich bezieht sich diese Behauptung auf das Prachtwerk von Laurent und Peronville, und auf das Museum Napoleon von Lavallée. Mit der Manier, die Kunstwerke nur durch Umrisse darzustellen, ist der Verf. ebenfalls nicht zufrieden: "Par des traits", sagt er, "on ne peut rendre ni la mollesse des chairs, ni le relief des draperies, ni l'illusion, qui résulte du jeu de la lumière et de la dégradation des plans. On offre à l'oeil des beaux types sans doute, mais restés quelque forte à leur première ébauche, tandis qu'il demande des chef-d'oeuvres de l'art amenés à leur dernier degré de perfection". Es bleibt also nur die Manier, zu äßen, übrig, welche von Seiten des Technischen nicht schwierig ist, ihren Werken eine gewisse Vollendung geben, und von einem und demselben Künstler zu einem großen Kupferwerke angewandt werden kann. Rec. möchte hier dem Verf. nicht beypflichten; denn wenn auch der Kupferstecher nur nachempfinden muß, was die Phantasie des Bildhauers oder Mahlers, sein Geist und Herz, auffassen und darstellen konnte, so ist es dennoch unmöglich, daß er die verschiedenartigsten Gegenstände mit gleichem Verstande, und gleicher

Wahrheit nachahmen wird. Ein Kupferstecher, der den gliederreichen Bau eines Hercules oder Gladiators treffend copirt, wird in der Darstellung einer schlanken Venus und eines üppigen Hermaphroditen schwerlich eben so glücklich seyn. Er wird allmählich seine eigne Individualität nicht mehr verläugnen, und in seine Copien eine gewisse Familienähnlichkeit bringen, wodurch die Originalität verschwindet. Wir hoffen nicht, daß dieser Vorwurf den Hrn. Bouillon treffen wird, indem ihn der Herausgeber als den einzigen Mahler in seiner Art, die Antiken zu copiren, anpreiset, und auch dasjenige, was er bis jetzt geleistet hat, den Beyfall des Rec. verdient.

Die Erklärungen der Antiken sind kurz, und nehmen immer nur Ein Blatt ein. Wir müssen diese Sparsamkeit rühmen, vorzüglich weil der Verf. von der Neigung der Antiquare, bey Kunstwerken zu mythologisiren, zu allegorisiren, und sie durch allerley Art von fremden Dingen zu überkleiden, frey geblieben ist. In allen zweifelhaften Fällen bleibt ihm Visconti die letzte Instanz. Tab. 1. Ein Römischer Priester. Eine 6 Fuß 10 Zoll hohe Statue aus Parischem Marmor. Sie war ehemahls im Vaticanischen Museum, und zeichnet sich durch die Schönheit der Drapperie aus. Der Priester hat, wie es sein heiliges Geschäft erfordert, den Kopf mit der Toga bedeckt. Ob die Statue irgend eine bestimmte Person vorstellt, ist unbekannt. Die Arbeit ist ungleich, in manchen Theilen trocken und hart. Die Hände sind ergänzt. Der Faltenwurf ist vortrefflich, und für Jeden lehrreich, der die Form und die Drappirung der Toga kennen lernen will. — Tab. 2. Venus genitrix, aus Parischem

Marmor, 5 Fuß 6 Zoll hoch, ehemahls in Versailles. Die alten Künstler scheinen die Stellung dieser Statue gern gewählt zu haben, wenn sie Musen oder Nymphen bilden wollten. Daß aber diese Statue eine Venus genitrix ist, beweisen die ihr überaus ähnlichen Römischen Münzen. Die Arbeit ist vortrefflich. Die Tunica ist durchsichtig, so daß man die Formen des zarten und wollüstigen Körpers verfolgen kann. Die rechte Hand hat etwas gelitten; die linke ist restaurirt, und zwar mit dem Apfel, als Preis der Schönheit. Der Kopf, wie wohl aufgesetzt, hat dennoch ursprünglich zur Statue gehört. Die Ohrläppchen sind durchbohrt. — Tab. 3 Phocion. Diese 6 Fuß hohe Statue aus Pentelischem Marmor ist im J. 1737 zu Rom gefunden worden. Der Held ist nur mit einer Chlamys bekleidet, und hat einen Helm auf dem Haupte. Visconti nannte zuerst diese Statue Phocion; da aber dasjenige, was Plutarch von ihm erzählt, nicht mit der ganzen Form übereintraf, wir auch bekanntlich keine Bilder von Phocion besitzen, so hielt er sie für einen Ulysses, besonders weil er auf einem noch unedirten Stein, wie er den Dolon ertappt, in einer ähnlichen Stellung erscheint. Nach einer nähern Ansicht fand er jedoch, daß der Kopf nicht für den schlauen Ithaker passe, und da er über den Ort, wo man die Statue entdeckt hat, genauere Untersuchungen anstellte, so überzeugte er sich, daß sie einen von den sieben Thebanischen Helden, vielleicht den Amphiaraus oder Adrast, vorstelle. Wie dem auch sey, so bleibt die Statue ein herrliches Werk. Die Figur ist einfach und edel; der Mantel, von einem schweren Stoff, bemißt ihr nichts von ihrer Schönheit. Die Reine und die linke

Hand sind restaurirt. — Tab. 4. Herkules und Telephus, oder Herkules Commodus, aus Pentelischem Marmor, 6 Fuß hoch, ehemahls zu Belvedere beim Vatican. Die Schwachheit des Kaisers Commodus, der sich dem Hercules gleichstellen wollte, sich mit einer Löwenhaut abbilden ließ, und eine Neigung zu einem Knaben hatte, der sein unzertrennlicher Begleiter war, ist bekannt. Wahrscheinlich entstand daher die Sage, daß diese Statue jenen Kaiser vorstelle; allein Winkelmann bewies das Grundlose derselben, und hielt sie für einen Herkules, der den jüngern Ajax, den Telamonier, auf dem Arme trägt. Die Antiquare waren jedoch mit dieser Deutung nicht zufrieden, und glauben in der Statue den Herkules mit dem Telephus zu finden, den er mit der Auge gezeuget hatte, welche ihn, in Abwesenheit des Vaters, aussetzte, und von einer Hündinn oder Hirschkuh säugen ließ (s. Apollodor B. III. c. 9.). Einige Münzen, eine antike Mahlerey und eine sehr ähnliche Statue geben dieser Deutung viel Gewicht. Dennoch möchte Rec. der frühern Deutung, daß Herkules mit dem Ajax gemeint sey, beypflichten. Wahrscheinlich ist die Statue die Copie eines berühmten Kunstwerks, weil die Arbeit sehr ungleich, und der Knabe, den der Held in der Linken mit der Löwenhaut bedeckt, sehr mittelmäßig ausgeführt ist. Alles Uebrige ist vortrefflich. Rec. hat die Statue gesehen, erinnert sich aber nicht mehr, ob die Füße und Hände eben so groß sind, wie sie auf dem Kupferstich erscheinen. — Tab. 5. Die Merceiden. Basrelief auf einem Sarcophag, 1 Fuß 10 Zoll hoch, 7 Fuß 4 Zoll breit, 2 Fuß 5½ Zoll tief. Ehemahls im Capitolinischen Museum. Ein

Schönes Kunstwerk, das nur aus vier Nereiden, welche in einer Gruppe bey Meerergöttern sitzen, besteht, und sich, einige kleine Restaurationen abgerechnet, wohl erhalten hat. Es war ein lieblicher Zug im Character der alten Künstler, Nymphen, Amorine, Tritone und Delphine auf Sarcophagen, gleichsam als Begleiter der Abgeschiedenen zu den glücklichen Inseln, abzubilden. Daß die Seelen der Verstorbenen durch die kleinen geflügelten Genien angedeutet seyen, ist doch eine gar zu gelehrte Erklärung, welche Recensent nicht billigen kann. Diese Wesen gehören mit zur Verherrlichung des Zuges oder des Meer-Bacchanals. Warum will man immer einen tiefen und mystischen Sinn in Gegenständen finden, deren Deutung gleich in die Augen springt? — Tab. 6. August und Livia, zwey Büsten. Der Kopf des August ist aus Parischem Marmor, 10 Zoll hoch, und war vor Zeiten im Cabinet des Hauses Bevilacqua zu Verona; der Kopf der Livia ist 8 Zoll 3 Linien hoch, und gehörte dem bekannten H. Cavaceppi, der ihn auch restaurirt hat. Der Kopf des August ist schön, voll Würde, und mit der Bürgerkrone geschmückt. Suetons Schilderung dieses Kaisers trifft mit der Büste vollkommen überein. Livia ist in ihrer Jugendblüthe, Grazie und Schönheit herrschen in ihren Zügen; sie ist mit einer Tunica bekleidet, und in ein Pallium gehüllt, und mit einem künstlichen Haarschmucke versehen, der nicht an die einfachen Zeiten der Republik erinnert. In Hinsicht der Arbeit steht diese Büste der des August weit nach. — Hr. Bouillon verdient das Lob, die

Kupfer gut ausgeführt zu haben, und es ist zu wünschen, daß er die übrigen Platten mit gleichem Fleiße vollenden möge.

Paris.

Grenzen

Conchyliologie systématique et classification méthodique des coquilles; offrant leurs figures, leur arrangement générique, leurs descriptions caractéristiques, leurs noms, ainsi que leur synonymie en plusieurs langues etc. — Coquilles univalves non cloisonnées — par Denys de Montfort. — Tome second. — Paris chez F. Schoell. Octav.

Die Linnéischen Gattungen der einschaligen Conchylien ohne Scheidewände, deren Anzahl sich auf achtzehn belief, wurden nach und nach von den Conchyliologen vervielfältigt und in mehrere Gattungen getrennt, bis sie der Verf. in vorliegendem Werke auf hundert ein und sechzig gebracht hat. Diese Theilungen gingen so weit, daß sogar Individuen, die man bisher für Varietäten einer Art gehalten hatte, nicht etwa nur zu zwey sondern Arten, nein! zu zwey besondern Gattungen, erhoben wurden. Wir können uns kein Urtheil darüber anmaßen, in wie fern der Verf. zu diesen Trennungen berechtigt war, denn die Grenzen, bis wie weit darin gegangen werden dürfe, sind durchaus nicht zu bestimmen, und hängen lediglich von den individuellen Ansichten eines jeden Systematikers ab. Der Gattungen, welche die Natur selbst von den übrigen scharf abgeschnitten hat, sind nur sehr wenige, und ihre Anzahl verringert sich in eben dem Maaße, in welchem, durch neuere Entdeckungen, die Annäherungs- und

Verbindungspuncte vermehrt werden. Nur der Begriff von Art scheint bey den Thieren, die sich durch Zeugung fortpflanzen, dadurch, daß man nur diejenigen Individuen dazu rechnet, die sich unter einander fruchtbar begatten, und deren Junge ebenfalls wieder diese Eigenschaft besitzen, fest bestimmt zu seyn; nur ist es in den bey weitem meisten Fällen äußerst schwierig, hierüber Erfahrungen zu machen. — Was die Gattungsbenennungen betrifft, so findet Rec. keinen Grund, weshalb der Verf. so mancher Gattung, die in dem Linnæischen System eine weibliche Endigung hatte, hier eine männliche gegeben hat. Der Verf. selbst hat sich hierüber nicht erklärt, und auch dieses Verfahren nicht durchaus beobachtet. Viele Gattungsnahmen sind nicht gut gewählt, z. B. *Calcar*, *Radix*, *Hercoles*, *Puppa*, *Actæon*, *Fulgur*, *Persona*, *Ultimus* (sollte letzterer vielleicht bloß deshalb gewählt seyn, weil diese Gattung die letzte in dem Werke ist?); andere sind wegen ihrer großen Aehnlichkeit mit verschiedenen Gattungsbenennungen aus andern Thierclassen und aus dem Pflanzenreiche nicht zu billigen, z. B. *Lymnus*, *Zonites*, *Scarabus*, *Latirus*, *Buffo*, *Columbus*; und einige müssen ganz verworfen werden, da sie schon Gattungen aus andern Thierclassen bezeichnen, nämlich *Meleagris*, *Phasianus*, *Perdix*, *Brontes* — Uebrigens gilt von der Methode, der Synonymie und den Abbildungen in diesem zweyten Theile eben das, was wir schon von dem ersten (s. das 97. Stück dieser Gel. Anz. vom Jahre 1809) gesagt haben.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 31. May 1810.

Göttingen.

Wenn unsere Königl. Universitäts-Bibliothek das erste unserer gelehrten Institute ist, und vor allen verdient, daß von ihm ein Comptes rendu für das verfllossene Jahr dem Publicum vorgelegt werde: so ist es doch, seinen innern Bestandtheilen nach, dasjenige, von welchem sich am wenigsten eine genaue Notiz im Einzelnen, zumahl in einem Blatte, wie unsere gelehrte Anzeigen sind, geben läßt.

Alles dasjenige, was eigentlich hieher gehört, ist ein liberaler Aufwand, welcher erfordert wird, theils zur Erhaltung dessen, was bereits vorhanden ist, theils zur regelmäßigen Fortsetzung durch einen immer fortgehenden Ankauf bey der täglich fortschreitenden Litteratur so vieler cultivirten Nationen; damit in diesem unschätzbaren Schaze der menschlichen Kenntnisse keine Lücken entstehen, welche mit der Zeit den unermesslichen Werth des Ganzen gar sehr vermindern würden. Nun haben wir das beneidenswürdige Glück, wenn anders

Neid hier Statt finden könnte, genossen, daß die edelmüthigste Vorsorge, selbst in den Stürmen der Zeit, für die Fortsetzung im Allgemeinen, nie ganz aufgehört hat, nunmehr aber auf eine glänzende Weise erneuert worden ist. Die bezeugte Liebe für die Wissenschaften unsers aufgeklärten, von hohen Gesinnungen belebten, Königes, sein zu ruhmvollen Unternehmungen aufstrebender Geist, sein auf die Mittel bedachter Sinn, wie er selbst einen höhern Schwung der Künste und Wissenschaften bewirken könne: alles läßt uns die begründete Hoffnung, daß dieses nicht bloß academische, sondern National-Institut nie eine Störung, noch Stockung zu befürchten haben könne, so daß mit dessen Erhaltung auf die späteste Zeit, zugleich der Nahme seines Erhalters auf die späteste, ihn segnende, Nachwelt übergehen wird.

Da im Reiche der Wissenschaften, wie wir anderwärts gesagt haben, ein kosmopolitischer Sinn, in seinem ganzen Umfange, gilt und gelten kann, und unsere Universität einstmahls die höchste ruhmvolle Erklärung erhalten hat, sie gehöre der ganzen cultivirten Welt an: so gründet sich dieses vorzüglich auf die Bibliothek, auf die liberale Unterhaltung, und den eben so liberalen Gebrauch derselben; und im Besiz dieser anerkannten Vorzüge hat uns auch im verfloffenen Jahre, von welchem der Bericht gegeben wird, unsers Königes laut zu pfeisende Vorsorge, und die einstimmenden Bemühungen derjenigen, denen die Aufsicht des öffentlichen Unterrichts, und hiermit auch unserer Universitäts-Bibliothek, anvertrauet ist, erhalten; von ihren liberalen Gesinnungen, auch besonders für die Bibliothek, haben wir, in diesem Zeitraum viele rühmliche Erfahrungen gemacht.

Nach allem, was wir angeführt haben, und das zum nächsten Zwecke hinlänglich seyn könnte, merken wir doch, daß bey diesem ersten Rapport nöthig ist, noch einige allgemeine Nachricht von der Bibliothek beizufügen. Zwar von der ganzen Geschichte der Bibliothek, ihrer Gründung, Anlegung, Erweiterung und Vergrößerung, kann hier die Rede nicht seyn; auch nicht von ihrer innern Einrichtung, von den zu ihrer Fortsetzung festgestellten Principien, die man immer gewissenhaft vor Augen behalten und befolget hat: von allem diesem sind bereits Nachrichten im Druck vorhanden. Die Zahl der Bücher ist das, was am wenigsten in Betrachtung kömmt; den wahren Werth macht die zweckmäßige Auswahl für eine Universität, die eine Vereinigung von wissenschaftlichen Gelehrten aller Arten und Classen ist, die nicht bloß Lehrer des bereits Bekannten, sondern Erweiterer gelehrter Kenntnisse und Einsichten, jeder in seinem Fache, seyn sollen; ferner der liberale, durch weise Gesetze der Willkühr entzogene, wohleingerichtete Gebrauch der Bücher; das größte Lob eines wissenschaftlichen Instituts, das nicht darauf eingeschränkt seyn darf, daß die ihr Vorgesetzten es ansehen könnten, als sey es bloß dazu vorhanden, damit sie dasselbe unter Beschluß haben sollen.

Der Aufwand, den die Bibliothek erfordert, erstreckt sich, wie bereits angedeutet worden, theils auf die Erhaltung dessen, was schon vorhanden ist, auf die Fortsetzung und Ergänzung der bereits angefangenen Werke, theils auf regelmäßigen Ankauf sowohl neuer, als alter Werke, welche in dem Plan und System der Bibliothek unentbehrlich sind, und zur Ergänzung dienen.

Die Ausfüllung der Lücken aus frühern Zeiten ist meistens nur von einem glücklichen Zufall und aus Bücher=Auctionen zu erwarten; die weitere Fortsetzung, damit keine Lücken entstehen, erfordert ununterbrochene planmäßige Anschaffung desjenigen, was, bey der immer fortschreitenden wissenschaftlichen Cultur, aus dem täglich erscheinenden neuen Anwachse der einheimischen und ausländischen Litteratur nöthig ist für eine Bibliothek, welche für einen wissenschaftlichen Plan, nicht nach Liebhaberey einzelner Fächer, nicht nach Prachtliebe, nicht nach dem Schein des Außerlichen, sondern nach Inbegriff und Umfassung der wichtigsten Schriften aller Zeiten und Völker in allen Wissenschaften, in einheimischer und ausländischer Litteratur, eingerichtet ist; bey welcher der flüchtige, wandelbare, Zeitgeschmack und Mode=Litteratur, mit ephemerischen Zeit=Producten, besonders der Verirrungen des menschlichen Verstandes, welche, in den nächsten Decennien, eine der andern, Platz gemacht haben, nur eine secundäre Stelle hat; eine Bibliothek, die ganz auf den Gebrauch, und auf das Brauchbare, auf das Bedürfnis und die Verhältnisse der sie Brauchenden, beschränkt und berechnet wird: so daß auch Prachtbücher nicht gern angeschafft werden, wenn sie nicht auch innern wissenschaftlichen und Kunstwerth haben. Also werden in der Regel nur solche Bücher gesucht und gewählt, worin die menschlichen Kenntnisse, wissenschaftliche, technische, practische, ein Fortrücken, Fortgang, oder auch nur einen einzelnen Schritt vorwärts, gemacht haben; vorzüglich aber Bücher, welche Quellen von Systemen, Verbesserungen, Erweiterungen, Berichtigungen, in Sache und Form, enthal-

ten, aber nicht bloß im Wiederhohlen, Nachbeten und Compiliren des bereits Bekannten, oder gar Trivialen, bestehen. Noch werden einige Fächer besonders gepflegt, welche Kunst und Geschmack, nicht Einer Nation, sondern aller gebildeten Nationen, ins Licht stellen; ferner diejenigen, die das gelehrte, das classische, das Kunstalterthum, aller Zeiten uns vor die Augen bringen; welche ferner die Sprachkenntnisse, und, die Basis von allem menschlichen Wissen, die Geschichte aller Völker und Zeiten enthalten, und hierzu die unschätzbare Sammlung von Länder- und Völkerbeschreibungen, mit den übrigen Hülfswissenschaften und Hülfskenntnissen der Geschichtskunde und Staaten- und Staatskunde.

Nach dem bisher Angeführten bedarf es keiner besondern Erwähnung alles dessen, was bey dem Dienste an der Bibliothek von den dabey Angestellten zu leisten ist; es würde auch nicht zu einem Rapport, wie er hier erwartet wird, geeignet seyn; wir gedenken also nichts von der litterarischen Kunde alles dessen, was vorhanden ist, was noch zur Bervollkommnung gesucht wird; nichts von der mühsamen Auswahl dessen, was von dem im Buchhandel neu Erscheinenden sich Zweckmäßiges findet; nichts von der jetzt, besonders durch die Posteinrichtung, so vielfältig erschwerten, vertheuerten, Correspondenz mit in- und ausländischen Gelehrten; nichts von der zeitspilligen und mühsamen Auszeichnung aus den Auctions-Catalogen; nichts von dem Umfange der erfordernten litterarischen und bibliothekarischen Kenntnisse der bey der Bibliothek Angestellten; nichts von ihren mühseligen Arbeiten bey der unverhältnißmäßigen Belohnung derselben; von der mehrmahligen Aufzeichnung und Eintragen

in verschiedene Cataloge: in einen, nach der Zeitfolge des Ankaufs geordneten; in einen andern, nach dem wissenschaftlichen System der Bibliothek eingerichteten, aus 86 Bänden bestehenden, Catalog: dessen Umarbeitung bereits zu 15 Bänden fortgerückt ist; endlich in das auf beide Cataloge verweisende alphabetische Repertorium in 154 groß Folio-bänden. Weiter die Sorge für den Einband, für das Aufstellen am gehörigen Orte und Fache, nach dem System und der Classe, gemäß den Catalogen; die unablässige genaue und strenge Beobachtung dieser Ordnung; das Local-Gedächtniß zur Auffindung von jedem Buche; weiter, die bis zur Ermüdung schwere Mühe bey dem gesetzmäßigen Darreichen und Ausleihen der Bücher, sowohl an die Gegenwärtigen bey Eröffnung der Bibliothek, als an die Professoren und die Studirenden, denen erlaubt wird, die Bücher sich nach Hause bringen zu lassen; wo jedes Buch wieder ein neues Eintragen, Aufbewahren der Empfangscheine, Sorge für Zurückfordern der verliehenen Bücher, wenn sie nicht zu rechter Zeit wieder abgeliefert worden sind, s. w. erfordert. Hierzu aber kömmt noch, daß das Bibliotheks- Personale als dasjenige zu betrachten ist, von welchem Andere litterarischen Bericht und Unterricht für wissenschaftliche Gegenstände, genauere Belehrung und Weisung über Quellen, Hülfsbücher, Beichtigung von Citaten, verlangen und zu erhalten hoffen. Die an der Bibliothek Angestellten sind also bey weitem nicht als solche Dienstangestellte anzusehen, welche bloß dazu da sind, daß sie Andern Bücher auffuchen und zulangen, damit Bücher von ihnen können geschrieben werden; noch weniger sind sie als ein Anhang von der Universität

anzusehen. Gelehrte dieser Art, die eine Uebersicht der ganzen Litteratur besitzen, oder sie erlangen können (welches selbst ohne eine große Bibliothek und ihren Gebrauch nicht wohl möglich ist), sind sehr selten; noch seltener diejenigen, welche fähig, geübt und geneigt sind, den reichen Schatz ihres Gedächtnisses zum öffentlichen Besten und zum Dienste Anderer anzuwenden; und so verdienen sie, vor vielen Andern hochgeachtet und rechtlich belohnt zu werden. Die Bibliothek zu Göttingen hat das seltene Glück, Männer zu Angestellten, und mehrere neben einander, erhalten zu haben, welche, außer sehr ausgebreiteten Kenntnissen von wissenschaftlichen Dingen, und von alten und neuen Sprachen, sich auch eine Kunde der Bibliothek selbst erworben haben, zu der, auch der Gelehrteste, nur in einer langen Reihe Jahre erst, gelangen kann, um die Fertigkeit einer Local-Kenntniß des Einzelnen und des Ganzen zu besitzen; es belebt sie der liberale Sinn der Mittheilung eigener Kenntnisse, das Bewußtseyn, Andern zu ihrem besondern Ruhme behülflich gewesen zu seyn, sehr viel zum Ruhme der Universität mittel- und unmittelbar und vielfältig beigetragen zu haben.

Prag.

Gelehrten

Von den Abhandlungen der öconomischen Gesellschaft in Böhmen sind die ersten Bände in diesen Blättern 1799 S. 509 angezeigt worden. Jetzt ist diese Sammlung zu acht Bänden angewachsen, deren letzter 1808 gedruckt ist. Weil die Gesellschaft, wie billig, nur auf dasjenige, was ihrem Vaterlande nützen kann, sieht, so kann nicht alles, was man darin findet, neu,

oder auch den Ausländern wichtig seyn. Inzwischen finden doch auch diese Manches brauchbar. Alles, was bisher über den Schaden der Waldungen von Insecten geschrieben ist, findet man hier beyfammen. Ein des Abends vorsichtig angezündetes Flammenfeuer zernichtet allerdings eine Menge der schädlichsten Phalänen. Anweisung zur Nutzung des Honiggrases (*Holcus lanatus*). Wenn es noch sehr saftreich ist, soll es mit Häcksel vermischt gegeben werden, weil es sonst dem wiederkäuenden Viehe, wie Klee, schadet. In dem Aufsatze von der Nutzung des Enpergrases wird gesagt, Mohnöhl werde bald ranzig; aber davon wissen wir hier das Gegentheil aus vieljähriger Erfahrung. Nach einer hier beschriebenen Untersuchung soll sogar die Ungersche Sode, welche unter dem Nahmen raffinirte Sode verschickt wird, nur zwey Drittel wahre Sode enthalten. Empfehlung des Sibirischen Buchweizens. Im letzten Theile empfiehlt Jemand, die den Winter über in trockenem Sande, oder in Espreu oder Kleyen aufbewahrten Eicheln im Frühjahre 24 Stunden in Wasser zu legen, alsdann sie in gemäßigter Wärme auszubreiten, und nach der ersten Bemerkung der Keime einen halben Zoll tief in die Erde zu bringen; alsdann sollen sie auch nicht von Mäusen angegriffen werden. Dabey wird vorausgesetzt, daß es dem Förster nicht an Arbeitern fehle. Ein Riß und eine Beschreibung einer Flachsbarre. Der vorlezte Band besteht aus einem alphabetischen Auszuge aus allen Böhmischem Gesetzen über landwirthschaftliche Gegenstände.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 2. Junius 1810.

Göttingen.

Von dem Verzeichniß wissenschaftlicher Schriften, die in den Sammlungen der Schriften der gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes enthalten sind, hat Hr. Professor Reuß den achten Theil geliefert, der aber auch einzeln verkauft wird: *Repertorium commentationum a Societatibus litterariis editarum: secundum litterarum ordinem digestit J. D. Reuß.* Im Verlag der Dieterichschen Buchhandlung, die sich durch eine beharrliche Fortsetzung dieses in so vielem Betrachte wichtigen, aber keinen schnellen und vortheilhaften Absatz versprechenden, Werkes Dank und Achtung erwirkt, 1810. Quart 674 Seiten. Wir verbinden diesen Theil gleich mit dem im vorhergehenden Stücke gegebenen Bericht von der Bibliothek, wegen der Verwandtschaft des Gegenstandes. Er ist dem Inhalt und Umfange nach einer der beträchtlichsten, und der gesammten Geschichte gewidmet, zugleich mit den Hülfkenntnissen. Es sind also darin begriffen alle Aufsätze, welche sich auf die Geschichte beziehen, und in den Societäts-, Academie-, pri-

vatgesellschafftlichen Schriften des In- und Auslandes enthalten sind, von denen wenige Gelehrte Kenntniß haben können, weil jene kostbaren Sammlungen nur in einer großen Bibliothek zusammengebracht und angetroffen werden können. Wie sehr also durch dieses Verzeichniß die litterarische Kunde von wissenschaftlichen einzelnen Abhandlungen und Ausführungen der seltneren Gegenstände des menschlichen Wissens erweitert sey, wird jeder Gelehrte von Einsicht leicht begreifen; und wie oft wird den Wunsch des Wißbegierigen entgegen gekommen seyn, wenn ihm zu wissen nöthig ist, ob über einen Gegenstand, mit dem er sich beschäftigt, bereits eine besondere Ausführung vorhanden sey; selbst wenn ihm auch nur daran liegt, zu wissen, ob ein Anderer Urkunden, Erfahrungen, Meinungen über das, was er abhandelt, gehabt habe. Freulich befindet sich in diesem Falle nur der gründliche Gelehrte, und so auch nur der prüfende Geschichtsforscher. Das Fachwerk dieses Bandes, welches zugleich von wissenschaftlicher Uebersicht und Anordnung zeuget, nimmt allein zwölf Seiten ein; die Abschnitte sind überhaupt folgende: **Geschichte**, im Allgemeinen betrachtet, nach ihrem wahren Begriff; **Methode**, sie zu studiren, zu schreiben, und was dazu erforderlich ist; **Hülfswissenschaften** derselben; diese sind: Erd- und Weltkunde, und bey dieser, wie bey allen den folgenden, wiederum die Hülfsmittel; Zeitrechnung und chronologisches Studium, im Allgemeinen und bey den einzelnen cultivirten Völkern; die **Denkmähler** aller Völker und Zeiten: einer der vorzüglichsten Abschnitte, in welchem die spätern Kenntnisse sich an die frühern anschließen, und sich eine vollständige Uebersicht des Zusammenhanges und der Fortschritte der Bildung des menschlichen Verstandes und der

Menschheit selbst öffnet. Viel Großes, wie schon die verzeichneten Abhandlungen dahin leiten, ist in vorigen Zeitaltern gedacht, und versucht, und ausgeführt worden; Vieles ohne alles Mitwirken der Mächtigen, vieles andere durch den großen Weltlauf Zerstücktes wieder hergestellt, Anderes erfunden, umgebildet, in ruhiger Stille, durch unbekannte, ungenannte oder vergessene Menschen, wovon oft die folgenden Zeitalter erst Gebrauch machten; eine Ansicht, bey welcher der gelehrte Stolz und Selbstdünkel weiter nachdenken mag. Auf einer andern Seite sieht man ein, wie Vieles vorausgehen mußte, welches ein großes Gerüste erforderlich war, ehe das Gebäude des immer noch so eingeschränkten menschlichen Wissens so weit gediehen ist, und zugleich, wie wenig dagegen das ist, was Jeder einzeln jetzt zum weitem Fortbau beiträgt; das oft noch dazu aus alten Sparren, Zimmer- und Mauerwerk in neuer Form, mit einiger Politur, auch wohl ein wenig grotesk und chimärisch, zusammengesetzt ist. Zu der Kunde der Denkmähler gehören Metall- und Steinschriften, Numismatik, die von einem so großen Umfange ist, die Diplomantik (die Paläographie, die Epigraphik, gingen dieser Wissenschaft im Alterthume voran), die Heraldik. Nun S. 114 die Geschichte selbst und die Geschichtsschriften, Abhandlungen und Ausführungen einzelner Geschichtsgegenstände, die in den Sammlungen gelehrter Gesellschaftsschriften verborgen sind, zur allgemeinen Welt- und Völkergeschichte; Gebräuche, Sitten, Geistes-Cultur, religiöser, sittlicher und häuslicher Art (also allgemeine Alterthumslehre); Mythologie. Von S. 146 an die Special-Geschichte von Asien, Africa, America und den Südsee-Inseln. — S. 223 zur

Geschichte von Europa, mit Inbegriff der Special-Alterthümer, und zwar Griechenlands, Italiens, der Spät- und Neugriechen, des Mittelalters und des neuern Italiens; Nun folgen, nach der gewöhnlichen Ordnung, die Reiche, Portugal, Spanien, Frankreich, Deutschland, Holland, England, und die übrigen Reiche und Länder, von welchen Aufsätze in jenen Sammlungen gelehrter Gesellschaftsschriften sich finden. — Weiter S. 506 **Kirchengeschichte und Gelehrtengeschichte**, in ihren Abtheilungen, wie sie auf der Bibliothek selbst eingeführt sind.

Betrachtet man dieses alles: so erhellet, wie weit umfassend dieses Verzeichniß von gesellschaftlichen Aufsätzen ist, wie mühsam für den Verfasser, wie fruchtbar für die wissenschaftlichen und litterarischen Studien; aber auch, wie wohlthätig für das Ganze eine Bibliothek, wie die Göttingische, seyn könne und müsse; und wie ruhmvoll alles dieß für unsern König ist, welcher der Bibliothek ihre Erhaltung, Fortsetzung, Unterhaltung, zugesichert, und auch durch huldreiche Maßregeln gesichert hat. Es bestätigt sich hierdurch, daß Göttingen ein Palladium der gesammten wissenschaftlichen Gelehrsamkeit bleiben muß, so lange es seine Bibliothek und seine Societät, mit den Commentationen und gelehrten Anzeigen, nebst den übrigen trefflichen Instituten, in gutem Zustande behält. Gute Köpfe voll aufstrebenden Geistes bringt die Natur (wie bereits früher in diesen Blättern ist geäußert worden) immer hervor; aber Pflege, Nahrung und Hülfsmittel muß ein aufgeklärter Monarch geben; und welche Verehrung hat unser allergnädigster König sich dadurch in den Augen der gebildeten Welt gesichert!

Göttingen.

Von Dieterich 1810. Dissertatio critico-exegetica, qua in sermonem, quo Evangelium Matthaei conscriptum fuerit, inquiritur. Quam — scripsit *Frid. Guil. Schubert*, Gryphisw. S. 52 in Quart.

Der Verfasser, ein junger, kenntnißreicher Theologe, hat in dieser academischen Schrift einen Versuch gemacht, die neulich von Hrn. Dr. Hug in seiner Einleitung angestellte Behauptung, Matthäus habe das unter seinem Nahmen vorhandene Evangelium ursprünglich Griechisch, nicht Hebräisch, geschrieben, durch einige neue Gründe zu unterstützen, und allgemeiner zu empfehlen. Wenn gleich Rec. sehr zweifelt, daß auch durch diese neue Untersuchung bey unbefangenen Forschern die Entscheidung der Streitfrage zu Gunsten der hier vertheidigten Meinung ausfallen werde: so bleibt doch dem Verf. das Lob, alles aufgeboten zu haben, was in dieser Hinsicht dafür vorgebracht werden konnte. Wir geben kurz den Inhalt der Schrift an, nebst einigen kurzen Bemerkungen darüber, da zu einer ausführlicheren Anzeige kein Raum ist. Nach einigen vorläufigen Bemerkungen über die ungewisse Glaubwürdigkeit des Inhalts dieses Evangelium, wenn nicht Matthäus, sondern ein fremder Uebersetzer es in seiner gegenwärtigen Gestalt herausgegeben, worauf indessen die Gegner wohl wenig Gewicht legen dürften, widerlegt der Recf. zuerst die Gründe für einen Aramäischen Urtext. Er fängt mit den historischen an. Das Zeugniß des kirchlichen Alterthums, das bekanntlich allgemein für einen Aramäischen Urtext des Matthäus ist, wird von Papias abhängig gemacht, dessen Aussage Irenäus, Origenes, Eusebius und alle Andere wiederholt hätten. Papias Zeugniß selbst wird durch die Be-

merkung entkräftet, daß er es höchst wahrscheinlich von den Judenchristen entlehnt habe, die, um dem von ihnen gebrauchten Evangelium der Hebräer ein größeres Ansehen zu verschaffen, es für die Arbeit des Apostels Matthäus, der Hebräisch geschrieben, ausgegeben hätten. Bekanntlich ist diese Beweisführung von Hrn. Dr. Hug entlehnt; über das Ungegründete und Unhistorische derselben hat sich Rec. schon einmahl in diesen Blättern (1809 S. 1364) ausführlich erklärt, und darf also hier darüber hinweggehen. Darauf, von S. 25 an, werden die innern Gründe beurtheilt, welche die historische Uebersetzung, daß Matthäus ursprünglich Aramäisch geschrieben habe, unterstützen. Von den §. 15. aufgeführten wird kein billiger Gegner mehr gegen den Verf. Gebrauch machen; aber eben so wenig auch sich widersetzt glauben, wenn die im Griechischen Text des Matthäus unverkennbar vorkommenden Uebersetzerfehler nur durch die Bemerkung beseitigt werden, daß dergleichen ähnliche Lucas im Gebrauch seiner Aramäischen Quelle begangen habe. Die wenigen aus Lucas angeführte Stellen sind theils bekannte Hebraismen, wie Kap. 17, 34., theils von der Art, daß ihre Erklärung im Griechischen Idiom weit einfacher und natürlicher angeht, als durch eine Rückübersetzung ins Hebräische. Nach dieser Widerlegung der Gegner sucht der Verf. seine eigne Behauptung positiv zu beweisen. Er stützt dieselbe auf den Satz, daß Matthäus nicht allein für Palästinsische, sondern auch für auswärtige Juden sein Evangelium bestimmt, und daher dasselbe nothwendig in Griechischer Sprache geschrieben habe, durch welche unter den Hellenisten die eigentliche Nationalsprache schon längst verdrängt gewesen. Wenn man schon Bedenken trägt, dem Apostel bey der Abfassung seiner Arbeit einen so weit ausge dehnten Gesichtskreis zuzugestehen, da sonst die

Entstehung der meisten neuteamentlichen Schriften nur durch besondere Ort- und Zeitverhältnisse veranlaßt wurde: so dürften die beiden inneren Argumente noch weniger genügen, auf welche die ganze Behauptung gebauet ist. Das erste ist aus der Stelle Kap. 22, 23. genommen, wo Matthäus zur Belehrung seiner Nichtpalästinschen Leser die Anmerkung für nöthig gefunden habe, daß die Sadducäer die Todtenauferstehung geläugnet hätten. Allein diese Sadducäische Lehre von der Nichtauferstehung der Todten mochte immerhin auch gemeinen Palästinschen Juden unbekannt geblieben seyn, da sie eine gelehrte Schulfrage war, und durch die Sadducäer gewiß eben so wenig, als andere ihnen eigenthümliche Lehren, unter das Volk gebracht wurde. Die andere Stelle ist Kap. 27, 15. die Bemerkung der Sitte von der Loslassung eines Gefangenen am Passahfeste. Sie fällt durch die Gegenbemerkung, daß vielleicht zu der Zeit, wo Matthäus schrieb, diese Sitte nicht mehr im Gange war, von der überhaupt außer dem N. T. keine andere historische Spuren angetroffen werden. Ueberhaupt steht diese Nachricht bey Matthäus gar nicht als erklärende Anmerkung da, sondern der Lauf und die natürliche Ordnung der Erzählung brachte es mit sich. Matthäus würde sie nicht übergangen haben, wenn er auch bloß Jerusalemschen Juden die Geschichte der Verurtheilung Jesu hätte erzählen wollen. — Der übrige Theil der Dissertation zeigt ausführlich noch, daß die Griechische Sprache seit dem Macedonischen Principat nicht allein unter den auswärtigen Juden, sondern auch in Palästina selbst, häufig verbreitet gewesen sey, und bereitet dadurch den Schluß vor, daß Matthäus, der für Hellenisten schrieb, sich der Griechischen Sprache habe bedienen müssen. Wer von dem erstern überzeugt ist, wird das letztere gern gelten lassen; allein wir zweifeln,

ob der Verf. selbst bey einer zweyten Untersuchung darauf zurückkommen würde.

Paris.

Fortsetzung der oben S. 501 abgebrochenen Anzeige der *Annales de Chimie Tome 63. oder Nr. 187. . . 189.* enthält an eigenthümlichen Abhandlungen und Notizen: **Th. de Grotthuß** über die Bildung und das Entstehen der so genannten Metallvegetationen. Der Verf. beweiset darin durch einige sehr entscheidende Versuche, daß dieser Proceß zwar durch die gewöhnlichen chemischen Kräfte eingeleitet werde, nachgehends aber ausschließlich auf Galvanismus beruhe, wie solches auch von Englischen Chemikern, und späterhin auch von **Bucholz**, gezeigt worden ist. — **Bullay** über die Zusammensetzung des Salzäthers und Essigäthers. **Hr. B.**, dem wir die im vorhergehenden Bande dieser *Annales* erwähnten interessanten Untersuchungen über den Phosphoräther verdanken, theilt in dieser Abhandlung mehrere treffliche Versuche über Salzäther und Essigäther mit, wodurch die von **Thénard** (*Mémoires de la Société d'Arcueil T. I. s. G. g. A. 1809 S. 470*) über die Mischung dieser beiden Aetherarten geäußerte Meinung, daß sie nämlich bloße Verbindungen der Salzsäure und Essigsäure mit Alkohol seyen, einen neuen Grad von Wahrscheinlichkeit erhält. — **Bosc** über die in den Blumen des *Rhododendron ponticum* ausschwitzende zucker- oder mannaartige Substanz. Enthält bloß eine Bestätigung der bereits vor einigen Jahren von **Sourcroy** und **Dauquelin** gemachten Beobachtung, daß in den Blumen dieses Strauches ein zuckerartiger Stoff ausschwizet. — (Die Fortsetzung in einem der nächstfolgenden Stücke.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Junius 1810.

Paris.

Storia della guerra dell' Indipendenza degli stati uniti d' America, scritta da CARLO BOTTA. 1809. 4 Voll. Octav. Die große Weltbegebenheit der Freywerdung America's hat bisher noch keinen ihrer würdigen Geschichtschreiber gefunden. Das bekannte Werk von Karnsay hat zwar den Vorzug, mit seltener Ruhe von einem Zeitgenossen und Theilnehmer geschrieben zu seyn; aber es muß doch mehr als Quelle für den künftigen Geschichtschreiber, als wie als Geschichte selber betrachtet werden. Die Regel, daß es erst einer gewissen Entfernung der Zeit nach bedarf, bis eine große Begebenheit dargestellt werden kann, tritt ohne Zweifel auch hier ein. Sind wir auch gegenwärtig noch sehr weit davon entfernt, die Folgen bereits bestimmen zu können, welche die Freywerdung Nordamerica's für die Menschheit haben wird: so stehen wir doch schon auf einem ganz andern Punkte, als auf dem man vor 25 Jahren stehen konnte. Wie viel hat sich in diesem Zeitraum nicht bereits in jenem neuen Staate entwickelt? Wel-

che Anlagen zu künftiger weiterer Entwicklung, vielleicht nicht mehr weit entfernter Umformung, sind nicht schon jetzt sichtbar? Auch haben sich in dieser Zwischenzeit die Materialien für den künftigen Geschichtschreiber nicht nur sehr angehäuft, sondern ihr critischer Werth ist auch zum Theil so groß, wie in wenig andern Fällen. Es war also allerdings der Zeitpunkt zu einem Werke, wie das gegenwärtige. Der Verf. hat es **Geschichte des Krieges** genannt; es ist aber keinesweges bloße Kriegesgeschichte; er hätte es mit gleichem Rechte Geschichte der Freywerdung Nordamerica's nennen können. Um den Werth desselben zu würdigen, muß man sich zuerst in die Lage des Verf. stellen. Hr. Botta schrieb es in Europa (vermuthlich in Paris, wo es gedruckt ist); er ist kein Americaner, sondern gehört einer Nation an, die an America's Schicksal immer nur einen entfernten Antheil nahm. Dadurch blieb er vor dem Parteygeist bewahrt, und konnte seinen Gegenstand mit der ihm nöthigen Ruhe ansehen. Auf der andern Seite gingen ihm dagegen freylich diejenigen Vortheile ab, welche eigne lebendige Ansicht gewährt. Zwar erwähnt der Verf. einiger interessanten persönlichen Bekanntschaften in Europa mit Theilnehmern jenes Krieges, die ihm auch handschriftliche Aufklärungen mittheilten: doch mögen diese wohl nur einzelne Kriegsvorfälle betreffen; sein Werk ist im Ganzen eine Geschichte, geschöpft aus den gedruckten Nachrichten, wovon er selber das Verzeichniß vorgefetzt hat. Sie umfassen wohl ziemlich das Wichtigere, was in America, England und Frankreich über seinen Gegenstand geschrieben ist; nicht aber, was in Deutschland erschien. Was ihm aber zu Gebote stand, ist mit großem Fleiß und gewissenhafter Treue genutzt. Auch Pamphlets

und Zeitungen aus jenen Zeiten (unentbehrlich, um die Ansichten beider Parteien und den herrschenden Geist kennen zu lernen) sind nicht unbenutzt geblieben. So erwuchs aus der Verarbeitung dieser Materialien ein ausführliches Werk, das zu den bedeutenderen der neuesten Zeit gehört, und ein eignes Interesse dadurch erhält, daß es nicht nur Italiänisch, sondern auch ganz in der Manier der bessern Italiänischen Historiker geschrieben ist. Den Schüler des Livius und Guicciardini wird man in der ganzen Behandlung nicht verkennen. Es ist derselbe Ton der Erzählung, ein ähnlicher Periodenbau, wie bey dem letztern. Die Reden der handelnden Personen werden ganz aufgenommen; jedoch, wie der Verf. versichert, nicht willkürlich verändert, sondern wörtlich, wie seine Quellen sie ihm gaben. Wir haben darunter sehr schöne Stücke übersetzt gefunden; wie z. B. die berühmte Rede von Chatham im Parlament. In seiner Schreibart behauptet der Verf. ein Rigorist zu seyn; indeß sind wir einzeln auf Wörter und Redensarten gestoßen, die uns gesucht zu seyn schienen, wenn wir auch gern glauben, daß der Verf. eine gültige Autorität dafür anzuführen habe. Aber im Ganzen machte die Schreibart des Verf. dennoch auf uns einen sehr angenehmen Eindruck. Wie wohl thut doch die schöne Italiänische Prose, wenn man durch den verschrobenen Stil so mancher neuern Historiker ermüdet worden ist!

Bei einem historischen Werke, dessen Stoff ein so hohes moralisches Interesse hat, kann der Geschichtschreiber sich selber unmöglich verbergen; und es ist immer eine sehr wichtige Frage, wie seine persönlichen Gesinnungen sind? Hr. Botta ist allerdings Americanisch gesinnt, und verläugnet dieß nicht. Wer könnte auch jetzt, nachdem das

Mutterland selber, wo nicht sein Unrecht, doch wenigstens seine Fehler, klar genug eingesehen, und auch gestanden hat, anders gesinnet seyn? Indes hat der Verf. nicht die Schranken der Mäßigung überschritten; und wo etwa heftige Aeußerungen vorkommen, sind sie den Americanern in den Mund gelegt, wodurch sie das Gehässige von selber verlieren, indem sie als Parteyreden erscheinen, denen die von der andern Seite wieder gegen über gestellt werden. Als eine historische Unrichtigkeit müssen wir nur den Haß rügen, der zunächst nach dem siebenjährigen Kriege gegen England in Europa geherrscht haben soll.

Von den vier Theilen, welche das Werk umfaßt, gehet der erste bis auf das Gefecht bey Lexington 1775, und den wirklichen Ausbruch des Krieges. Für die größere Classe der Leser, welche weniger Vergnügen an der Erzählung von Kriegsvorfällen finden, muß dieser erste Theil bey weitem das größte Interesse haben. Er enthält die ganze Erörterung der Entstehung des Streits, und der Ursachen, welche ihn nicht nur zuerst erzeugten, sondern auch die wechselseitige Erbitterung immer vermehrten, und zuletzt unheilbar machten: eine Entwicklung, die ohne genaue Kenntniß der Britischen Verfassung, und der Verhältnisse mit America nicht gegeben werden konnte. Die practischen Haupt-Ideen, von deren richtiger Auffassung hier Alles abhing, so wie der ganze Gang der Verhandlungen und Streitigkeiten, ist von dem Verf. klar und richtig dargelegt worden. Erst gegen das Ende stießen wir, S. 336 bey einer Behauptung an, daß die Minister sich hauptsächlich deshalb zu gar keiner Ausöhnung hätten verstehen wollen, weil sie darin eine große Gefahr für die Britische Verfassung, durch den Sieg republikanischer

Grundsätze, gesehen hätten. Wir hätten gewünscht, für diese Ansicht der Dinge einen Beweis zu lesen.

Die folgenden Theile sind hauptsächlich allerdings der Kriegsgeschichte gewidmet; jedoch in dem weitern, oben angegebenen, Umfange. Schon an sich hat diese Kriegsgeschichte am wenigsten Einformigkeit; da der Krieg in America selber keineswegs eine Reihe bloßer Schlachten, sondern vielmehr sehr verschiedenartiger Unternehmungen war; und da seit der Theilnahme Frankreichs, Hollands und Spaniens, sich der Schauplatz über alle Theile der Erde ausbreitete. Auch die Beschreibungen der Schlachten, besonders der Seeschlachten, sind dem Verf. vorzüglich gelungen; sie sind anschaulich, oft erhaben, ohne in Schwulst auszuarten. Dazwischen immer ganz verschiedenartige Gegenstände; wie Franklin's Aufenthalt in Paris, und der Eindruck, den seine Gegenwart dort erregte. Bei der Erzählung der Expedition von Bourgonne empfanden wir den Mangel Deutscher Hülfsmittel. Hätte der Verf. die vortrefflichen Nachrichten der Generalin v. Kiedesfel, einer Augenzeuginn, gekannt, so würde Vieles ihm deutlicher geworden seyn. In wie fern sonst die Critik gegen die Darstellung einzelner Vorfälle Einwendungen zu machen haben möchte, müssen wir denjenigen zu beurtheilen überlassen, die selber Theilnehmer daran waren; der Geschichtschreiber muß sich hier begnügen, sich bis auf einen gewissen Punct der Wahrheit zu nähern, indem er die Hauptsachen treu erzählt: denn wie weichen nicht selber die Berichte der Augenzeugen im Detail von einander ab? Das Werk schließt mit der erhabenen Scene, als Washington vor dem Congreß erschien, um, nach errungener Freiheit des Vaterlandes, das Ober-Commando niederzulagen, und auf sein Landgut zurück zu kehren;

so einfach erzählt, als sie vorging. „Als Ober-General und der Präsident ausgeredet hatten, standen die Zuhörer eine gute Weile stillschweigend und in sich gefehrt; tief bewegt von der Neuheit eines solchen Schauspiels, von der Erinnerung der vergangenen Dinge, von dem Glück der Gegenwart, von der Hoffnung der Zukunft. Darauf aber erhoben sie den Feldherrn und den Congress mit lobpreisenden Worten. — Washington zog sich aber kurz nachher aus der Versammlung der Väter in die ersehnte Muße seines Landgutes zu Mount Vernon in Virginien zurück“.

Bemerk.

Leipzig.

Von Vogel: Ueber die Verwandtschaft der Tugenden und der Laster. Ein moralisch = anthropologischer Versuch von Dr. Heinz. Gottl Tschirner, ordentl. Professor der Theologie zu Wittenberg (jetzt zu Leipzig). 1809. 336 S. in gr. Octav.

Dies Buch handelt nicht bloß, wie man aus dem Titel vermuthen könnte, von der Verwandtschaft der Tugenden und Laster mit einander, sondern zugleich auch von der Verwandtschaft der Tugenden mit Tugenden, der Laster mit Lastern. Unter der Verwandtschaft derselben aber versteht der Verf. eine natürliche, d. i. in bleibenden Ursachen gegründete, Verbindung, vermöge welcher einige derselben öfter, als andere, neben einander gefunden werden, sey es nun, weil sie von einem gemeinschaftlichen Grunde ausgehen, oder weil die eine die Ursache der andern ist. Er findet diesen Ausdruck am passendsten, theils weil er den Gedanken an eine zufällige, in den besondern Umständen, unter welchen dieses oder jenes Individuum lebt, gegründete Verbin-

dung seiner sittlichen Eigenschaften ausschließt, theils weil er eine zwar natürliche Verbindung gewisser Tugenden und Laster, aber nicht ein notwendiges Beysammenseyn derselben, anzeigt, wie man denn zugibt, wenn man sich dieses Ausdrucks bedient, daß oft Ursachen eintreten können, welche, was seiner Natur nach verwandt ist, scheiden und trennen. So viele verschiedene Gründe der Entstehung und des Wachsthums der Tugenden und Laster es gibt, eben so viele verschiedene Gründe ihrer Verwandtschaft gibt es auch. Da nun Freyheit, Natur und die aus beiden hervorgegangenen Beschaffenheiten, welche selbst schon Tugenden und Laster sind, die Ursachen der Entstehung und des Wachsthums aller Laster und Tugenden sind, so ist auch nur eine dreyfache Verwandtschaft der Tugenden und Laster möglich. Diesen Principien zufolge, nimmt Hr. Tzschirner 1) eine ethische Verwandtschaft an, d. h. eine solche, welche in der Freyheit, in Grundsätzen und Maximen gegründet ist. 2) eine anthropologische, welche in Naturanlagen ihren Grund hat. 3) eine genetische, welche in den aus der Freyheit und Natur schon hervorgegangenen Tugenden und Lastern gegründet ist, so daß entweder Tugenden Tugenden, und Laster Laster erzeugen, oder so, daß gewisse Tugenden die Veranlassung zu gewissen Lastern, und gewisse Laster die Veranlassung zu gewissen Tugenden werden.

Was nun zuerst die ethische Verwandtschaft betrifft, so wird angenommen, daß vermöge derselben nur Tugenden mit Tugenden, und nur Laster mit Lastern verwandt seyn können, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil die Grundsätze und Maximen, durch welche sich der Mensch vermöge seiner Freyheit bestimmt, nur entweder

aus dem Sittengesetze, oder aus dem bösen Willen hervorgehen, und diese beiden Principe des Handelns einander entgegengesetzt sind, weil das Sittengesetz niemahls Ursache der Pflichtverletzung, und der böse Wille niemahls Grund der Pflichterfüllung seyn kann. Es wird also hier zuerst von der ethischen Verwandtschaft der Tugenden und dann der Laster mit einander gehandelt; in beiden Abschnitten aber die Darstellung der Gründe der Verwandtschaft von der Darstellung der Geschlechter der verwandten Tugenden oder Laster abge sondert. Aus dem höchsten Moralprincipe werden die besondern Grundsätze, welche bey den verschiedenen Gattungen der Pflichtausübung eintreten, abgeleitet, und aus der Mannigfaltigkeit dieser Grundsätze wird erklärt, warum gewisse Tugenden öfter, als andere, mit einander verbunden sind. Auf gleiche Weise wird bey den Lastern verfahren. Man findet hier in der Kürze eine Darstellung der ganzen Moral aus dem Gesichtspuncte der ethischen Verwandtschaft der Tugenden und der Laster. In der Hauptsache folgt der Verf. durchaus Kantischen Ideen. Der kundige Leser wird bey dem Ganzen leicht auf einen Einwurf fallen, welchen er aber auch bald in dem Buche selbst S. 23 mit folgenden Worten finden wird: "Alle die besondern Grundsätze, welche bey der Ausübung besonderer Gattungen von Pflichten eintreten, sind nichts, als Anwendungen eines allgemeinen Princips auf verschiedene Gattungen von Fällen; wer dieß allgemeine Princip zur Norm seines Verhaltens macht, muß auch die besondern, in ihm enthaltenen, Grundsätze befolgen: es wird mithin durch die Deduction dieser Grundsätze bloß die Anwendung des Sittengesetzes auf die Fälle, in denen Pflichterfüllung möglich ist, beschrieben, nicht

aber die Erscheinung, daß einige Tugenden öfter, als andere, neben einander vorhanden sind, erklärt". Aus dem, was der Verf. hierauf antwortet, wird man seine wahre Meinung deutlicher einsehen; es läuft auf Folgendes hinaus: Selten sind alle sittliche Grundsätze, ob sie gleich von einem Principe ausgehen, entwickelt in dem Gemüthe eines Menschen vorhanden; wenn auch der Mensch die verbindende Kraft des allgemeinen Sittengesetzes anerkennt, so macht er deswegen noch nicht jeden einzelnen, in demselben gegebenen, Grundsatz zur Regel seines Verhaltens; Mangel an Kenntniß, Vorurtheile, Neigungen, hindern oft den Menschen, sich der besondern Grundsätze bewußt zu werden, sich dieselbe deutlich zu machen oder sich zur Befolgung derselben verbunden zu halten; wenn aber nicht alle in dem Sittengesetze enthaltene besondere Grundsätze nothwendig in dem Gemüthe jedes Tugendhaften vorhanden seyn, und sich gleichmäÙig wirksam erweisen müssen, so muß in der Mannigfaltigkeit dieser Grundsätze ein Erklärungsgrund der Erscheinung liegen, daß einige Tugenden öfter, als andere, vergesellschaftet gefunden werden. Noch wird hinzugesetzt: Die Fretheit, als das Vermögen, sich nach Grundsätzen zu bestimmen, müsse, je öfter sie sich nach einem und demselben Grundsätze bestimme, desto fähiger werden, eben diesem Grundsätze, so oft er seine Anwendung findet, zu folgen; ob der Mensch sich nach einem Grundsätze bestimme, hänge also theils von seiner Fretheit selbst, theils von dem äußern Verhältnisse ab, welches die Fälle, in denen ein Grundsatz seine Anwendung finde, bald öfter, bald seltener, herbeiführe, und daher seyen einige Tugenden öfter, als andere, neben einander vorhanden. Wie nun die ethische Verwandtschaft der Taster deducirt wird, kann man von selbst vermuthen.

Unter der anthropologischen Verwandtschaft der Tugenden und Laster versteht der Verf. diejenige, welche auf natürlichen Dispositionen beruht. Diese Dispositionen können den Grund enthalten, warum nicht nur Tugenden mit Tugenden, Laster mit Laster, sondern auch Tugenden mit Lastern vereinigt sind, und zwar gehören dahin 1) das angeborne Maafß von Geistes- und Körperkräften, das kräftige und schwache Naturell; 2) das angeborne Verhältniß des Geistigen zum Sinnlichen im Menschen; 3) die angeborne Beschaffenheit der animalischen Natur, das Temperament; 4) die Beschaffenheit des Gemüths und der verschiedenen Vermögen desselben; 5) die äußern Verhältnisse, in welche die Natur den Menschen versetzt, und durch deren Einwirkung er entweder zu diesen oder jenen Begehrungen, Gefühlen und Thätigkeiten geneigt wird, z. B. Gesellschaft, Schicksale, Erziehung. Zu dieser ganzen Materie gehören die allgemeinen Bemerkungen S. 195: "Auf eine unerklärbare Weise fließen in dem Menschen, welcher zwey heterogenen Willen angehört, die Wirkungen der Natur mit den Wirkungen der Freyheit zusammen, und seine Tugenden und Laster müssen als die gemeinschaftlichen Erzeugnisse beider Causalitäten betrachtet werden, ohne daß man bestimmen könnte, wie viel Antheil der einen und der andern gebühre. Es bringt nämlich die Natur Dispositionen hervor, welche die Ursache der Geneigtheit zu Handlungen enthalten, aus deren öfterer Wiederholung Beschaffenheiten entstehen, welche die mitwirkenden Gründe (denn die ersten Ursachen des Handelns bleiben die durch die Freyheit bedingten Grundsätze und Maximen, und die Natur verliert in der Collision mit der Freyheit den Character der Nothwendigkeit) eines pflichtgemäßen oder pflichtwidrigen Verhaltens in bestimmten Gattungen von

Fällen werden", und S. 271: "Die Natur legt Gründe des Guten und Reize zum Bösen in das Wesen des Menschen; sie erleichtert und erschwert die Uebung der Pflicht. Indem sie den Menschen zum Guten bestimmt, bezweckt sie die Erhaltung und das Wohl des Geschlechtes, und nöthiget ihn, als Kosmisches Wesen gemäß ihren Zwecken zu wirken; und indem sie ihn den Versuchungen zum Bösen unterwirft, gibt sie der Freiheit eine Mannigfaltigkeit von Fällen, wo sie sich wirksam erweisen kann, und macht es ihm möglich, als moralisches Wesen zu handeln. In allen Menschen sind unter unzählbaren Modificationen und in tausendfältigen Mischungen Dispositionen zum Bösen sowohl, als zum Guten vorhanden, und ein Mensch, welcher durch sein Naturell nur zum Guten disponirt wäre, könnte eben deswegen nicht tugendhaft seyn".

Alle Tugenden und Laster bringen durch die Thätigkeiten und Veränderungen, in welchen sie sich ausdrücken, wiederholt, gewisse Vorstellungen, Gefühle und Begehungen hervor, und dadurch wirken sie zur Entstehung und zum Wachsthum anderer Tugenden und Laster. Die Verbindung unter diesen Beschaffenheiten, welche in dem Einflusse der einen auf die andere gegründet ist, nennt der Verf. eine genetische Verwandtschaft. Ist sie in Vorstellungen gegründet, so ist sie eine intellectueller; in Gefühlen und Begehungen, so ist sie eine pathologische; in Fertigkeiten und Gewohnheiten, so ist sie eine technische und ascetische; in Veränderungen des Körpers, so ist sie eine physiologische. Daß Tugenden mit Tugenden, und Laster mit Lastern genetisch verwandt seyen, läugnet Niemand, und ist klar; über die genetische Verwandtschaft der Tugenden und Laster, der Laster und Tugenden

aber erklärt sich Hr. Tzschirner S. 297 f. so: "Nie kann der gute Wille die Ursache des Bösen, und der böse Wille die Ursache des Guten seyn, und eine erthische Verwandtschaft der Tugenden mit Lastern, und der Laster mit Tugenden ist daher eben so ungedenkbar, als es unmöglich ist, daß sich der gute Wille das Böse, und der böse Wille das Gute zum Zwecke setzt. Allein vermöge der Einschränkung der menschlichen Natur können die, das Materielle der Tugenden constituirenden, Thätigkeiten und Veränderungen Gründe der Entstehung und des Wachsthums von Lastern werden. Denn obwohl diese Thätigkeiten und Veränderungen erfolgen durch eine Bestimmung des Willens, so wirken sie doch nicht nach dem Gesetze des Willens, sondern nach dem Gesetze der Natur auf das Gemüth ein, und da, was die Natur wirkt, weder gut noch böse ist, sondern die veranlassende Ursache von beiden werden kann, so liegt in dem Gedanken, daß nicht selten die durch Tugenden hervorgebrachten Thätigkeiten und Veränderungen die veranlassenden und mitwirkenden Ursachen gewisser Laster seyen, nichts Befremdendes", und S. 327: So wie die Thätigkeiten und Veränderungen, durch welche sich die Tugenden ausdrücken, Vorstellungen, Gefühle, Begehren, Gewohnheiten und körperliche Stimmungen herbeiführen können, welche, vermöge der unerklärbaren Wechselwirkung, in welcher das Gemüth und der Wille, die Natur und die Freyheit, stehen, die mitwirkenden Ursachen von Lastern werden, eben so können die Thätigkeiten und Veränderungen, in denen sich die Laster äußern, solche Bestimmungen zur Folge haben, welche die Entstehung und das Wachsthum gewisser Tugenden veranlassen und befördern.

Dies ist der Hauptinhalt eines Buchs, welches mit sehr viel Methode, feiner Unterscheidung und Menschenkenntniß geschrieben ist. Ungeachtet der Verwandtschaft, welche der Verf. zwischen Tugenden und Lastern annimmt, bemühet er sich doch, die Reinheit der sittlichen Grundsätze zu retten. Wir hätten übrigens gewünscht, daß er hierin noch mehr gethan, und die Theorien derjenigen besonders geprüft hätte, welche einen strengern Gegensatz zwischen Tugend und Laster, als er, annehmen, und welche nicht einmahl das für Tugend werden gelten lassen, was er oft so nennt.

Eben daselbst.

Born

Die Bibliothek der redenden und bildenden Künste, deren dritten Band wir vor einigen Jahren anzeigten (s. Gött. gel. Anz. 1807 S. 1511), ist seitdem bis zum sechsten Bande vorgerückt. Wir wollen die verspätete Anzeige des vierten vom Jahre 1807, des fünften vom Jahre 1808, und des sechsten vom Jahre 1809, nachholen.

Der vierte Band enthält, außer den Recensionen, die hier nicht wieder recensirt werden können, einen Auszug aus dem Leben Voltairé's von Palissot; zwey Schreiben über einige Vorstellungen der Weimarischen Hofschauspieler zu Leipzig; eine kleine Abhandlung über den Geist der Deutschen Litteratur, und eine Vertheidigung der Heynischen Ausgabe des Homer. Die Verfasser dieser Beyträge haben sich nicht genannt. Alle aber scheinen denselben Zweck vor Augen gehabt zu haben, die ältere verständige Critik aufrecht zu erhalten, und durch sie, wenn sie gleich auch noch Vieles zu wünschen übrig läßt, doch nachdrücklich einer andern, jetzt in die Mode gekommenen, zum Theil phantastischen, zum Theil pedan-

tischen, Critik, die dem bildsamen Deutschen Publicum durch Annahmen und Schulphrasen imponirt, entgegen zu arbeiten. — Die Abhandlungen im fünften Bande sind: Einige Bemerkungen über die bisherige Behandlung der Griechischen und Römischen Alterthümer, vom Hrn. Manso in Breslau; Ehrengedächtniß des Landschaftmahlers Jacob Wilhelm Mechau, vom Herausgeber, Hrn. Dnck; und der Beschluß der im vorigen Bande abgebrochenen Bertheidigung des Hennyischen Homer. Auch liefert dieser Band Proben eines idyllischen Epos, Ruth, vom Hrn. Conrector Freudentheil in Stade, und ein Fragment aus der, damahls noch ungedruckten, Schrift des Hrn. Rhode über das Alter der zu Lentyra gefundenen Thierkreise. — Der sechste Band enthält fast nur Recensionen. Die Bemerkungen des Hrn. Prof. Manso über einige pädagogische Vorschläge zur Weckung Deutschen Sinnes und Deutscher Kraft gehörten wohl nicht eigentlich in eine Bibliothek der redenden und bildenden Künste. Um so mehr steht der Versuch einer Schilderung eines ausgezeichnet schönen Gemähltes von Lucas Cranach in der Stadtkirche zu Naumburg, als Beytrag zur Sächsischen Kunstgeschichte, am rechten Plage. — Der Nutzen, den diese Bibliothek im Ganzen stiften kann, liegt besonders in den Recensionen, die sich mit dem Meisten beschäftigen, was die neueste schöne Litteratur der Deutschen Merkwürdiges und Abenteuerliches hat. Sollten auch die Verfasser dieser Recensionen auf der andern Seite zu weit gehen, und den verirren Talenten unserer poetischen und critischen Abenteurer zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen, so ist doch jede mit Gründen gewaffnete

Opposition heilsam, wo Schulgeist und Modeseucht die Litteratur beherrschen wollen.

Amsterdam.

h-7

Erst kürzlich erhielten wir die Rede des Hrn. Professor Johann Wilkmer, de Arabum meritis in litteris medio aevo instaurandis. womit er bereits 1807 den Lehrstuhl im Amsterdamschen Athenäum als Professor einer neu errichteten Lehranstalt der Orientalischen Geschichte betrat. 50 Seiten in Quart. Sie enthält, was in einer Rede geleistet werden konnte: eine allgemeine Schilderung der Barbaren, in welche das mittlere Christliche Zeitalter versunken war, und das neue Licht, das durch die Araber aufging; jene, wie sie von lang her entstand durch innere und äußere Kriege des durch seine Größe geschwächten Römischen Kaiserthums, bey Verschwendung der Staatskräfte, Verminderung und Entziehung der Unterstützungen der Lehranstalten, durch Aufopferung der dazu bestimmten Jugend im Kriegsdienste s. w., während daß die Abbassiden, trotz einer den Studien so ungünstigen Religion, das hohe Gefühl hatten, mehr in Wissenschaften und Aufklärung ihre Größe zu suchen, und sich über die, nun zu Barbaren gewordenen, Griechen und Römer zu erhöhen. Natürlicher Weise werden nun die bekannten Verdienste jener Chalifen, die Schwierigkeiten, mit denen sie beyden so lange Zeit verwilderten Kriegern zu ringen hatten, erzählt. Den Samen der bessern Cultur hätte, nach Hrn. W. Urtheil, die Poesie bis dahin unter den Arabern erhalten. Mit dieser Erzählung erhält erst die Rede ihr bezieltes Interesse, wenn man liest, was die Chalifen, von

Mamun an bis auf den letzten, Motasem, für die Wissenschaften gethan haben, durch Berufungen, Beförderung und Unterstützung der Gelehrten, Stiftung von Lehranstalten, Academien, Bibliotheken, Steenwarten, medicinischen Schulen s. w. Auf diesem Wege kam Hr. W. seinem Ziele näher, so daß daher erhellet, wie wichtig die Geschichte der Araber sey, und wie billig sie in dem academischen Geschichtsvortrag eine besondere Lehrstelle erhalten habe. Möge nun auch, in ruhigeren Zeiten, das Beispiel der großen Abbasiden, deren Namen überhaupt verdient, hervorgehoben zu werden, seine zu wünschende Einwirkung haben!

B. K. n.

Paris.

Du genêt, considéré sous le rapport de ses différentes espèces, de ses propriétés et des avantages qu'il offre à l'agriculture et à l'économie domestique par *Arsenne Thiébaud de Berneaud*. 6 Bogen in Octav. 1810. Eine Sammlung dessen, was der Verfasser in Französisch geschriebenen Büchern von den Gewächsen, welche Genêt genannt werden, hat auffinden können. Dahin gehören die Arten von Spartium, Genista und Ulex europaeus. Neue Beobachtungen oder Erfahrungen kommen hier nicht vor. Der Verfasser lobt die königl. Preussische Empfehlung des letztgenannten Strauchs zu Hecken, aber die Mühe und Kosten hätte man sparen können; denn es war schon längst bekannt, daß er in unserm Clima von der Kälte leidet, und keine hinlängliche Befriedigung geben kann, weil sie löcherig und unten nackt wird. Unsern Weißdorn werden wir dagegen nicht vertauschen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 4. Junius 1810.

Göttingen.

Handbuch der Geschichte der Staaten des
Alterthums, mit besonderer Rücksicht auf ihre
Verfassungen, ihren Handel und ihre Colonien;
von A. S. L. Zeeren. Zweyte, sehr verbesserte,
Ausgabe. 1810. 615 Seiten in Octav. Die Ver-
besserungen dieser neuen Ausgabe betreffen zuerst
das Innere, wie sich von selbst versteht; wo der
Verf. in einigen Abschnitten mehr, in andern we-
niger, zu verändern nothwendig fand. Ganz neu
Hinzugekommen ist ferner eine ausgesuchte Lit-
teratur der alten Geschichte; so daß die hieher
gehörigen Werke und Schriften nicht nur an ihren
Plätzen angeführt sind, sondern auch, wo es nö-
thig war, mit ein paar Worten ihr Werth gewür-
digt ist. Daß es dem Verf. hier gar nicht um
die Menge der Büchertitel, oder gar um Voll-
ständigkeit zu thun war, bevormortet er selbst in
dem Vorberichte. Die frühere Ausgabe enthielt
nur bloße Anzeigen der Quellen. Auch für die
größere Bequemlichkeit des Gebrauchs ist bey der
äußern Einrichtung gesorgt; und durch etwas ver-

änderte Schrift die Seitenzahl bey allen Zusätzen nur unbedeutend vermehrt worden, um nicht die Grenzen eines Handbuchs zu überschreiten. Angehängt sind die nöthigen genealogischen Tabellen. Endlich hat der Verf. in einer Beylage auf wenigen Seiten einen Auszug aus des Hrn. von Volney *Chronologie d'Hérodote* (s. Gött. gel. Anz. 1810 St. 4) gegeben; jedoch mit Hinnweglassung alles Fremdartigen und Ungewissen, so daß er sich nur auf dasjenige beschränkte, was aus den bestimmten Angaben des Vaters der Geschichte hervorgeht. Durch dieses Alles hofft er nichts von seiner Seite vernachlässigt zu haben, um seiner Arbeit denjenigen Grad von Brauchbarkeit zu geben, den man von einem Handbuche der alten Geschichte fordern kann, das neben den historischen Haupt-Ideen auch zugleich den Apparat zum Studium der Wissenschaft enthalten soll.

fronvho

Paris.

Bei dem Verfasser: Salon de 1808 etc. par Charles Paul Landon. T. I. premiere et seconde partie. 118 Seiten in Octav. 1808.

Hr. Landon, einer der rüstigsten Vielschreiber, liefert hier zu den 16 Bänden seiner Französischen Kunst-Annalen und seiner Landschaften einen Anhang, der mit einem doppelten Titel versehen ist, und als eine Fortsetzung der *Annales du Musée* u. s. w. gelten kann. Ein Blick auf die ganze Ausstellung der Malereyen und anderer Kunstwerke, deren Zahl sich auf 1000 Stücke belaufen soll, ist eben nicht erfreulich, und der Kunstrichter mag oft in Verlegenheit kommen, sein Schuldig auszusprechen. Dunkle und werthlose Allegorien, Gegenstände, welche einen moralischen oder gar politischen Zweck beabsichtigen, und Scenen, welche gar

nicht zur Darstellung für die bildende Kunst geeignet sind, wechseln mit Portraits und Landschaften ab. Historische Bilder, auf welche ernstliche Muse, Studium und Fleiß verwendet wäre, sind sehr selten. Das Urtheil des Verf., welches fast immer durch politische Rücksichten bedingt ist, kann zur Erklärung der Kupfertafeln wenig Brauchbares liefern; Rec. enthält sich also auch aller Special-Urtheile, weil sich dergleichen auf bloße Umriffe hin nicht sicher fällen lassen. Eine kurze Anzeige wird hinreichend seyn, den Leser zu unterrichten, und ihn mit den hier gelieferten Kunstfachen bekannt zu machen.

1. Die Krönung der Kaiserinn Josephine, von David. Das Gemählde ist allgemein bekannt, und in einer eignen Schrift beschrieben worden.
2. Die Soldaten des 76. Linienregiments, welche im Arsenal zu Insbruck ihre Fahnen wiederfinden, von Meynier.
3. Napoleon, wie er am 12. October 1805 in der Nähe von Augsburg seine Truppen anredet, von Gautherot.
4. Das Schlachtfeld bey Eilau, von Gros.
5. Napoleon, wie er den Rebellen in Cairo ihre Freyheit wiedergibt, von Guerin.
6. Napoleon empfängt die Huldigung der Deputirten der Armee in den Gallerien des Museums, von Serengeli.
7. Eben derselbe, wie er dem Oberhaupte der Stadt Alexandria in Aegypten einen Ehrensäbel zum Geschenke macht, von Mulard.
8. Eben derselbe, wie er den Braven der Armee zu Tilsit die Kreuze der Ehrenlegion überreicht, von Debret.
9. Ein Portrait von Agob Duz-Oglu. Dieser Mann ist von Geburt ein Armenier, und der Sohn des Johann Duz-Oglu, der sich durch seine Stelle als Juwelier der Pforte und Aufseher über die Münze und den kaiserlichen Haushalt zu Constantinopel berühmt gemacht hat. Selim III. schickte ihn nach Paris, um die Mahle-

ren zu lernen, worin er es bereits weit gebracht haben soll. Der Urheber des Bildes heißt **Anstaur**, und hat den jungen Künstler dargestellt, wie er gerade beschäftigt ist, das Bildniß seines Vaters zu entwerfen. 10. **Jacob**, der seine Kinder segnet, von **Lafond**. In diesem Bilde herrscht ein kräftiger heroischer Styl, weit entfernt von der gezwungenen Einfach und Leere anderer Französischer Künstler. Es erhielt den Beyfall **Napoleon's**, der den Künstler mit einer *Medaille d'encouragement* belohnte. — Unter den Sculpturen zeichnen sich folgende aus: 1. **Dädalus** und **Icarus**, ein Basrelief von **Riccyhiel** (?); 2. eine Bildsäule der Kaiserinn Mutter, von **Canova**; 3. **Amor** und **Psyche**, von eben demselben. In der Stellung und dem Ausdruck des **Amor** liegt viel Einfach und Unschuld. **Canova** soll vermittelst des Wachses der **Carnation** eine gelbliche Tinte geben, die dem Auge schmeichelt, und die **Draperie** weiß lassen. Wir können dieß Verfahren unmöglich billigen, vorzüglich weil man so leicht die Grenzen überschreitet.

Die biographischen Nachrichten von mehreren Künstlern, welche vor der letzten Exhibition gestorben sind, werden den Freunden der Kunstgeschichte willkommen seyn. Es sind folgende: 1. **Kambert Dumarest**, ein Medailleur, geb. 1750, † zu St. Etienne 1806. (Man hat eine einzeln gedruckte Biographie von ihm von **le Breron**.) 2. **Jean Honoré Fragonard**, ein bekannter Mahler, geb. in der Provence 1732, † 1806. 3. **Claude Nicolas le Doux**, ein Architect, von dessen Verdiensten in unsern Blättern zu seiner Zeit die Rede gewesen ist, geb. 1736, † 1806. Der Architect **Celerier** soll eine Biographie dieses Mannes bekannt gemacht haben. 4. **Antoine Renou**, ein Mahler und Dichter, geb. zu Paris 1731,

† 1806. Wir kennen von ihm eine Uebersetzung des Gedichtes von Dufresnoy über die Mahlerey, mit Anmerkungen. 5. Jean Baptiste Suvée, geb. zu Brügge 1743, † 1807. Seine Biographie, worin von seinen Verdiensten als Director der kaiserlichen Mahler-Academie zu Rom gehandelt wird, ist einzeln von Hrn. le Breton erschienen. Der jetzige Director heißt le Thiers. 6. Jacques Guillaume le Grand, ein Architect, geb. 1753, † 1806. Er erhielt von dem Minister des Innern den Auftrag, die verwüstete Abtey zu St. Denis wieder herzustellen, und die Gräber der Könige von Frankreich zu restauriren. Er war ein Mann von vielen Talenten, und hat in der Handschrift ein Werk hinterlassen, welches wohl an das Licht gestellt zu werden verdiente. Es hat den Titel: Comparaison des Monumens de tous les âges chez les différents peuples etc. Außerdem bewahrt man von ihm eine Nomenclature des Antiquités de la France; eine neue Uebersetzung des Traums des Polyphilus; eine Galerie antique, und eine Description de Paris et de ses Environs. 7. François Masson, ein Bildhauer, geb. 1745, † 1807. 8. Hubert Robert, ein Mahler, geb. 1733, † 1808, und zuletzt 9. Johann Georg Wille, geb. zu Sießen 1715, † 1808. Ein bekannter und allgemein geschätzter Kupferstecher.

Frankfurt an der Oder.

Lehrbuch des Naturrechts, von Joh. Christian Friedr. Meißner, königl. Preuß. Criminalrathe und öffentl. ordentl. Lehrer der Rechte an der Universität zu Frankfurt. In Commission der academ. Buchhandlung. 1810. 591 S. in gr. Octav.

Dieses neue Lehrbuch des Naturrechts schließt sich an die Reihe der älteren aus der Wolfischen Schule

Bem

enger an, als irgend eines, das seit der Entstehung der Kantischen Schule bekannt geworden ist. Der achtungswerthe Verf. hat, wie er selbst in der Vorrede sagt, seit 16 Jahren sich immer noch des Höpfer'schen Lehrbuchs zu seinen Vorträgen über das Naturrecht bedient, ist aber durch fleißiges Studium der neueren Systeme der Philosophie und durch eigenes Nachdenken veranlaßt worden, sich immer weiter von dem Wegweiser, den er gewählt hatte, zu entfernen, und sich das eigene System zu bilden, das er jetzt dem Publicum mittheilt. Da der Verf. Jurist ist, so läßt sich schon erwarten, daß er, wie mehrere Juristen, einen guten Theil des positiven Rechts in das Gebiet des natürlichen herübergezogen haben wird. Die Idee, das Naturrecht in eine Philosophie des positiven Rechts zu verwandeln, mißbilligt er, ob er ihr gleich den Werth zugestehet, der ihr bleibt, auch wenn man sie von der Idee des eigentlichen Naturrechts absondert. Aber der Rec., der von der Wissenschaft des Naturrechts überhaupt eine andere Ansicht hat, als der Verf., muß sich hier, eben deswegen, auf eine kurze Anzeige beschränken. Denn zur Disputation über die Principien ist in diesen Blättern eben so wenig der Ort, als zur critischen Analyse einzelner Theile des Systems, oder gar zur Empfehlung der eignen Grundsätze des Recensenten. Von der drohenden Krise, in welcher jetzt das ganze Naturrecht, ungeachtet aller neuen Lehrbücher desselben, sich befindet, seitdem Praxis und Theorie nirgends mehr Schritt halten zu wollen scheinen, und die Theorie selbst sich hier und da nach der Praxis umgestaltet, scheint der Verf. wenig für seine Wissenschaft zu besorgen. Er führt diese Wissenschaft zu dem Princip der Vollkommenheit zurück, über das er sich aber anthropologisch, folglich anders, erklärt, als die Wolf'sche Schule. Vollkommenheit ist, nach dem Verf., Harmonie der mannigfaltigen Kräfte eines Wesens bis zur

höchst möglichen Totalwirksamkeit desselben. Das Griech. Wort τελειότης sey bezeichnender für diesen Begriff, als das Deutsche Wort Vollkommenheit, dem so manche andre Bedeutung zugetheilt ist. Glückseligkeit sey ein nothwendiges Resultat der Vollkommenheit. Das Urprincip der Moral sey, Vollkommenheit in sich und in Andern auf alle Art zu entwickeln, zu erhalten u. zu befördern. Das Naturrecht sey ein System der Vernunftwahrheiten über das Erzwingbare unter den Menschen. Zwang, an sich betrachtet, schone Verminderung der Freiheit, also auch der Vollkommenheit der menschl. Natur, zu seyn. Aber durch die Coexistentialverhältnisse unter den Menschen werde gegenseitige Beschränkung der Freiheit nothwendig. Die moral. Zulässigkeit des Zwanges ergebe sich nun aus den Eingeschränktheiten der menschl. Natur. Die Vernunft erkenne den Zwang für zulässig, wo er, ohne die Vollkommenheit dessen, gegen den er ausgeübt wird, zu vermindern, den Coexistentialverhältnissen unter den Menschen gemäß sey, indem er in diesen Verhältnissen das moral. Gleichgewicht wieder herstellt, das durch willkührliche Störungen der natürl. Freiheit aufgehoben wurde. — Das System des Verf. hat so viele Abtheilungen und Unterabtheilungen, daß der vorangeschickte tabellarische Abriss allein 16 S. einnimmt. Wir können also auch von der Art, wie hier die Begriffe von reinem, absolutem, hypothetischem, Naturrechte u. s. w. bestimmt sind, keine befriedigende Nachricht in einem Auszuge geben. Was der Vf. unter synallagmatischem u. vor-synallagmatischem Naturrechte versteht, muß man bey ihm selbst nachlesen. Zur natürlichen Begründung des äußern Eigenthums scheint dem Vf. die Detention und die Vereinigung unserer Kräfte mit einer Sache hinreichend, weil dadurch Etwas außer uns in ein solches Verhältniß mit dem Ursprüngigen trete, daß es uns nicht mehr entzogen wer-

den kann, ohne zugleich das Ur-Unrige zu beleidigen. Aus Verträgen entstehen, nach dem Vf., Zwangsrechte u. Zwangspflichten, weil Verträge Uebertragungen des Eigenthums sind. Die Frage: ob Zusage u. Annahme eines Versprechens in der That für wahre Uebertragung des Eigenthums gelten kann, oder ob die Art, sich die Sache so vorzustellen, nicht vielmehr bloß sinnbildlich ist? fanden wir nicht weiter erörtert. Auch das allgemeine Staatsrecht gründet der Vf., wie die meisten seiner Vorgänger, auf einen Vertrag. Staaten, die durch Gewalt und Unrecht begründet sind, werden, nach dem Vf., rechtsbeständige Staaten in ihrer Fortsetzung durch eine stillschweigende Vertragsschließung. Wir hätten gewünscht, aus einander gesetzt zu sehen, ob und wie sich auf eine unverkennbare Art dieser Uebergang des Unrechts in Recht für einen gegebenen Zeitpunkt nachweisen lasse, und ob derjenige, der nur aus Noth und gegen seinen Willen zu gehorchen fortfährt, sich in gleichem Rechtsfalle mit dem befinde, der sich wirklich einer stillschweigenden Vertragsschließung bewußt ist. Auch über die Entstehung des Civilrechts aus dem Naturrechte hätten wir weitere Belehrung zu erhalten gewünscht, da doch in den Tribunalen, ohne Rücksicht auf die Entstehung der Staaten und der öffentl. Gewalt, für Recht erkannt wird, was dem Willen des Gesetzgebers, der diesen Willen geltend zu machen weiß, gemäß ist. — Doch wir wollten nur Einiges ausheben, um auf das Verhältniß dieses Lehrbuchs des Naturrechts zu andern Lehrbüchern aufmerksamer zu machen. Der litterarische Theil des Buchs ist so vollständig, wie ihn der Rec. noch nirgends gefunden zu haben sich erinnert. Unter den Kleinigkeiten, die uns auffielen, ist auch eine grammaticalische. Der Vf. schreibt *Paciscente*, *Paragraphe*, *Philosophie*, statt *Paciscent*, *Paragraph*, *Philosoph*.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 7. Junius 1810.

Augsburg.

Versuch einer Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Philipp Jacob von Suth zu Desendorf. Erster Band, vom Jahre 1700... 1750. 1807. S. 681. Zweyter Band, vom Jahre 1750... 1800. 1809. S. 806 in Octav. Wenn man bey diesem Werke nur an dasjenige denkt, was man sonst Kirchengeschichte nannte, und auch unter uns eine geraume Zeit hindurch recht gern dafür gelten ließ, so kann man nicht umhin, den Titel davon noch sehr bescheiden zu finden. Es enthält nicht nur einen Abriß, oder, wie sich der Verf. in der Vorrede zu dem zweyten Bande ausdrückt, eine Skizze der wichtigsten Auftritte und Ereignisse, welche im achtzehnten Jahrhundert in der Kirche vorfielen, und auf ihre Schicksale einen besonders merkwürdigen Einfluß hatten, sondern es ist alles darin zusammengebracht, was in dem Verlauf dieses Zeitraumes in der Kirche und mit der Kirche vorging, oder in irgend einer Beziehung mittelbar und unmittelbar auf sie einwirkte. Die Materialien zu der Geschichte sind also hier vollständig

genug gesammelt, und schon dieß wurde ja lange genug und oft genug Geschichte genannt; wenn daher auch der Verfasser dieses Werks nur jenes geleistet hätte, so würde es doch unbillig seyn, über den Titel mit ihm zu rechten. Wir sind aber sehr geneigt, ihm noch etwas mehr einzuräumen. Er hat sich gewissenhaft und nicht ohne Erfolg bestrebt, auch noch mehreren der Forderungen genug zu thun, welche die neuere, philosophischer gewordene, Critik an die Geschichte macht. Er hat wenigstens die Hauptforderung der Treue und der Wahrheit in der Darstellung der Begebenheiten fast immer mit der möglichsten Unparteilichkeit erfüllt, die mit seinen Ueberzeugungen und Ansichten vereinbar war; und dieß könnte vielleicht, in Verbindung mit der zweckmäßigen Vollständigkeit des Werks, schon hinreichen, daß es als ein wohlgerathener Versuch einer Kirchengeschichte empfohlen werden dürfte.

Gestattete es der Raum unserer Blätter, daß wir uns auf eine ausführlichere Critik einlassen dürften, so würde die innere Anordnung und Eintheilung des Werks den Hauptgegenstand davon ausmachen. Auch ohne den Wink, den der Verf. in der Vorrede darüber gab, würde man zwar leicht errathen haben, wie er dazu kam, und wovon er zum Theil diese Anordnung absah. Schon bey der ersten Anlage seines Plans schwebte ihm der Gedanke vor, eine Fortsetzung der Kirchengeschichte des Abts Ducreux zu geben: es war also natürlich genug, daß er auch das Muster zu seinem Fachwerk, so weit es nur anging, davon hernehmen zu müssen glaubte; aber wenn sich ihm deswegen auch das Unnatürlich-Willkührliche bey der Wahl des Fachwerks leichter verzeihen läßt, so läßt sich doch schwer begreifen, wie er dabey den gänzlichen Mangel jeder Realverbindung und den Nachtheil übersehen konnte, der aus diesem Mangel

unausbleiblich entspringen mußte. Zum Beweis, wie zufällig sich in dieser Geschichte die Materien zusammenfanden, darf nur Folgendes angeführt werden. Jeder Band enthält die Geschichte von einer Hälfte des Jahrhunderts, und eröffnet sich mit einer Schilderung der damaligen Lage der vornehmsten Europäischen und außereuropäischen Staaten. Dieß wäre ganz gut, wenn bey dieser Schilderung besonders dasjenige ausgehoben und ins Licht gesetzt worden wäre, was in der Verfassung, in den Schicksalen und in der Lage eines jeden Staats auf die Verhältnisse oder auf die Schicksale der Kirche und der Religion den bemerkbarsten Einfluß hatte; aber anstatt dessen findet man in dieser Schilderung aus der Geschichte mehrerer Staaten nur einzelne Thatfachen, und nur allzu oft solche Thatfachen ausgehoben, bey denen man gar keinen Grund der Aushebung absieht. So sind S. 2 die wegen America entstandenen Handelskriege das Einzige, was aus der Staatengeschichte von America angeführt wird. So erfährt man S. 3 durch die Beschreibung von dem politischen Zustande von Africa weiter nichts, als daß Ceuta vom J. 1706 bis 1720 von den Mohren belagert, daß Oran in diesem Zeitraum bald von den Spaniern, bald von den Mohren erobert, daß die Christl. Seemächte von den Africanischen Raubstaaten, Algier, Tunis und Tripoli, fortdauernd in ihrem Handel gestört, und daß in Marocko nach dem Tode des Kaisers Muley Ismael ein bürgerlicher Krieg wegen der Erbfolge entstanden sey. In der Schilderung des Zustandes von Deutschland wird S. 13 bemerkt, daß zwar das Reich seine alte Verfassung behalten, aber doch das aristocratische Ansehen der Reichsstände ein immer größeres Uebergewicht bekommen, und besonders die Churfürsten sich mehr Rechte und Vorzüge zu verschaffen gemußt

hätten, wovon dann als eigener Beweis angeführt wird, daß sie sich im J. 1705 auch von dem Kaiser den Titel: Hochwürdigster und Durchlauchtigster, ausbedungen hätten. Bey einigen andern Staaten findet man allerdings auch Einiges bemerkt, was sich näher auf das Kirchliche und Religiöse zu beziehen schien — bey Dänemark und Schweden zum Beispiel die nach Lappland, Grönland und Malabar veranstalteten Missionen, und bey Preußen sogar die Bewegungen, welche die Wolfische Philosophie unter den Hallischen Theologen veranlaßte; allein dieß hätte aus einem andern Grunde aus der Schilderung von dem politischen Zustande dieser Staaten wegbleiben sollen, denn es gehört ja unter die Ereignisse, von denen die eigentliche Kirchengeschichte Notiz nehmen, und die also wieder in dieser vorkommen müssen. Am wenigsten hätte der Verf. nöthig gehabt, das Politisch-Merkwürdige von einigen der kleineren Herrschaften in Italien, wie von Mantua, Modena, Mirandola, besonders anzubringen, denn was konnte sich hier Wichtiges anbringen lassen? Doch darüber ließe sich schon noch hinwegsehen, wenn nur jene Abschnitte, in welche das eigentlich Kirchlichgeschichtliche zusammengestellt ist, nach einem etwas überdachtren Plane geordnet wären; allein auch dabey hat sich der Verf., und besonders dabey hat er sich sein Geschäft gar zu leicht gemacht. Man sieht wohl, daß er sich die Mühe gab, das Gleichartige zusammen zu suchen, um es an einem Nagel zusammen zu hängen. Auch damit nahm er es indessen nicht sehr genau; aber daran dachte er gar nicht, ob nicht auch in die Stellung seiner Nägel eine natürliche oder eine künstliche Symmetrie hineingebracht werden könnte. So wird in dem zweiten Abschnitt die Reihe der Römischen Päpste aus jeder Hälfte des Jahrhunderts aufgeführt. Der dritte Abschnitt hat die

Aufschrift: Die Cleriken des achtzehnten Jahrhunderts. Der vierte enthält das Verzeichniß der neuen Bisthümer und Erzbisthümer, die in diesem Zeitraum errichtet wurden, und der fünfte soll das Merkwürdige zusammenfassen, das sich in der Lage der Ordensstände und der Klöster dieses Zeitraums veränderte. Der sechste Abschnitt ist der Fortpflanzungsgeschichte des kathol. Glaubens gewidmet, und dieser ist in dem siebenten eine Beschreibung von dem damaligen Zustande des Christenthums in Paraguay angehängt. Nach diesem geht es in folgender Ordnung fort. IX Streithandel der Theologen in scholastischen Gegenständen. X. Mißverständnis in Beziehung auf die Landesgebräuche in China. XI. Sectenstifter. Erneuerer alter Ketzereyen und Irrthümer. XII. Handel, welche der Lehre Jansen's wegen auf Veranlassung des N. L. von Quesnel entstanden. XIII. Anlässe zu Mißhelligkeiten zwischen den Fürsten des Staats und den Vorstehern der Kirche. XIV. Synoden zwischen 1700. . . 1750. XV. Kirchenzucht. Kirchliche Gebräuche u. Gewohnheiten. XVI. Anbau der Wissenschaften des geistl. Fachs. XVII. Aufgeklärte Kirchen-Prälaten, berühmte Schriftsteller im geistl. Fach. XVIII. Sittlichkeit der Menschen im 18. Jahrh. XIX. . . XXII. Zustand der Griechischen unirten und nichtunirten — der Lutherischen und der übrigen nichtkathol. Kirchen. XXIII. Gottesläugner und andere Ungläubige dieses Zeitraums. XXIV. Sonderbare Vorfälle dieses Zeitraums. XXV. Wachsthum der Künste und Wissenschaften. XXVI. Gelehrte Männer zwischen 1700 und 1750. XXVII. Begriffe von Ahnenadel und Stiftung neuer Ritterorden. XXVIII. Fürsten und Könige der ansehnlicheren Völker dieses Zeitraums. Auf eben diese Art sind auch die kirchlichen Merkwürdigkeiten aus der zweyten Hälfte des Jahrhunderts

zusammengereihet; nur fand es der Verf. nöthig, der Fäden mehrere dazu zu nehmen, und deswegen fällt das Zufällig-Willkürliche der Berührung, in welche sie dabey unter einander gekommen sind, in dieser zweyten Hälfte fast noch mehr, als in der ersten, auf.

Wenn wir uns in das Besondere einlassen dürfen, so würden sich wohl auch manche kleine Mißgriffe des Verf. in der Auswahl, manches Unrichtige in der Erzählung, und manches Schiefe in der Darstellung der einzelnen von ihm aufgenommenen Thatfachen rügen lassen. Wenigstens das letzte tritt sehr stark bey demjenigen ein, was Th. I. S. 65 von dem Project einer Vereinigung aller Christl. Parteyen erzählt wird, zu dessen Realisirung der Papst Benedict XIII. vier Synoden, zu Rom, zu Lübeck, zu London und zu Petersburg, habe veranstalten wollen. Es ist noch mehr der Fall S. 119, wo man die ganz neue Nachricht erfährt, daß Clemens XII. im J. 1735 das Bisthum Toledo zu einem Erzbisthum erhoben habe. S. 142, 143, wird Abissynien von Aethiopien ausdrücklich unterschieden; aber dasjenige, was der Verf. als in Aethiopien erfolgt angibt, geschah in Abissynien. S. 147 wird Cochinchina an die Gestade des Ganges versetzt, und nach S. 248 soll Paschas. Quesnel im J. 1714 gestorben seyn; doch wird S. 295 richtig bemerkt, daß er im J. 1717 von dem Papst an ein Concilium appellirt habe. Nach S. 496 soll Friedrich Wilhelm I. in Preußen mehrere Neuerungen im Gottesdienst eingeführt, und selbst die Consecrations-Worte des Abendmahls abgeschafft, Friedrich I. aber soll im J. 1740 den Lutherischen Wortesdienern die Macht gegeben haben, in Ehesachen unbeschränkt, nur umsonst, zu dispensiren. S. 501 werden unter den Lutherischen Theologen des achtzehnten Jahrhunderts, welche die Bibel in die Latei-

nische Sprache übersetzt haben sollen, Castalio, Junius und Tremellius aufgeführt. In der Geschichte der Händel Benedict's XIV. mit Venedig Th. II. S. 31 fehlt hingegen gerade die Hauptnachricht, welche gegeben werden sollte, nämlich der Inhalt des Edicts, das der Senat der Republik den 7. Sept. 1754 erließ. Doch von kleinen Unrichtigkeiten und Mängeln dieser Gattung wird gewiß kein Werk dieser Art ganz frey seyn. Sie können daher dem Verdienste nichts entziehen, das sich der Verf. durch den Fleiß und durch die Genauigkeit erworben hat, wovon man sonst in seinem Werke so viele Spuren gewahr wird. Sie können noch weniger dem Vobe etwas entziehen, das ihm als katholischem Gelehrten für die Billigkeit und Mäßigung gebührt, welche er in der Geschichte der andern Christl. Parteyen bey mehreren Gelegenheiten — freylich nicht bey allen — bewiesen hat; aber sie können auch der Brauchbarkeit des Werks nicht viel entziehen, da sie meistens eine sehr leichte Verbesserung zulassen. Sehr viel würde es hingegen an Brauchbarkeit gewonnen haben, wenn es dem Verf. gefallen hätte, auch die Quellen, aus denen er geschöpft hat, genauer anzugeben. Man findet sie nämlich an dem Ende jedes Abschnitts zwar erwähnt, aber nur in einer Allgemeinheit erwähnt, welche ihre Anführung für denjenigen, der nicht schon damit bekannt ist, völlig nutzlos macht: man begreift aber desto weniger, warum sich der Vf. der kleinen Mühe einer genaueren Anführung entzog, da man überall auf unverkennbare Spuren stößt, daß sie wirklich von ihm benutzt wurden.

Paris und Genf.

Vie d'Ulrich Zwingle, Réformateur de la Suisse, par Mr. J. G. Heß. 1810. S. 375 Octav. Es ist bemerkenswerth, daß seit einiger Zeit so viele

M

neue Bücher über die Reformation herauskommen, und dieses vorliegende Werk sogar in Frankreich geschrieben und gedruckt worden ist. Ulrich Zwingli, der Sohn eines wohlhabenden Bauern aus dem Lothemburg, war bekannter Maßen nicht nur einer der ersten, sondern auch wegen seiner gründlichen classischen Gelehrsamkeit, wegen seines großen Verstandes, selbst in allen politischen Geschäften, und wegen seines untadelhaften Wandels allerdings einer der ehrwürdigsten unter allen Reformatoren. Die Umstände seines thatenreichen Lebens, von seinen ersten Studien in Basel, Bern und Wien bis zu seinem Tod in der Schlacht bey Cappel (1551), wie sie aus den Schriftstellern über die Schweizerische Reformationsgeschichte bekannt sind, werden hier mit echtfranzösischem Geschmac in einem schönen und fließenden Styl erzählt, wodurch man um so angenehmer überrascht wird, da der Verfasser ein geborner Zürcher ist, der sich aber lange in Genf aufgehalten hat. Zu dem Zweck, für welchen das Werk verfaßt worden zu seyn scheint, war freylich kein großer Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit nothig; eigentlich neue Thatsachen oder Untersuchungen finden sich auch nicht darin, daher es ganz überflüssig seyn würde, hier einen Auszug desselben zu liefern: doch sind die Begebenheiten tren dargestellt, die Gedanken und Urtheile bestimmt, auch die wesentlichsten Quellen werden in Noten angeführt. Das ganze Buch ist nicht nur für Gelehrte, sondern überhaupt für alle gebildete Menschen sehr anziehend zu lesen, und obgleich durchaus im Sinn und zu Gunsten der Reformation geschrieben, doch mit außerordentlicher Urbanität und Mäßigung gegen die katholische Kirche abgefaßt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 9. Junius 1810.

Meißen.

Anleitung, den verdunkelten Krystallkörper im Auge des Menschen jederzeit mit seiner Kapfel umzulegen. Ein ophthalmiatischer Versuch zur Vervollkommung der Depression des grauen Staares und der künstlichen Pupillenbildung von *Karl August Weinhold*, der A. und W. Dr. ausübendem Arzte zu Meißen etc. Mit einer illustrirten Kupfertafel. 1809. 114 Seiten in klein Octav. In der Vorrede wird sehr anzüglich gegen die Erinnerungen, welche ein uns Unbekannter zu der Schrift des Verfassers: Der Graphit, als neuentdecktes Heilmittel gegen die Flechten, machte, geeifert, und ein scherenartiges subtiles, ohne Abbildung nicht deutlich zu machendes, Instrument zur Erreichung der auf dem Titel angegebenen Absichten in Vorschlag gebracht, von welchem es S. 59 heißt: "Wer bey der Ansicht dieses Instruments nicht selbst fühlt, was des Künstlers geübte Hand damit zu verrichten im Stande sey — der ist für die Technik verloren". Da wir aber unter andern

Hrn. Weidmann (der nach S. 26 unter die Todten verfezt wird) das Nähnliche mit ganz einfachen Instrumenten bewirken sahen, so macht ein solcher Machtspruch uns wenigstens in der theoretischen und practischen Ueberzeugung, daß dieses Instrument füglich zu entrathen seyn dürfte, keinesweges irre. Nach S. 2 gaben vier ausehnliche Aerzte und Wundärzte einer großen Residenz zur Ausrottung eines vermeintlichen carcinomatösen Auges ihre Stimme, wo hernach doch noch das Sehvermögen, so wie das ganze Organ überhaupt, gerettet wurde, da man diese Substanzwucherung der Conjunctiva heilte. Bey einem Manne von 40 Jahren verlor sich ein paar Mahl die Amaurosis durch den Galvanismus, zugleich aber auch das feine Gefühl. Ein anderer Amaurotischer konnte täglich mittelst eines dynamisch eingreifenden Augenmittels (was das gewesen sey, wird nicht angegeben) eine Stunde lang sehen. S. II: "Die Cilien und Supercilien sind die eigentlichen Exhalationsgefäße (?) des Sehorgans, sie sind die Pupillen (?), durch welche das Individuum das erloschene (?) Licht der Außenwelt wieder zurückgibt". Erster Abschnitt: Von den Vorzügen der Umlegung des grauen Staares vor der Ausziehung desselben. Meine Encheiressis in dieser Beziehung, und Beschreibung des scherenförmigen Reclinators. Der Verf. erzählt wichtige Fälle von schneller Einsaugung einer operirten Cataracta purulenta, ein Beyspiel vom sogenannten Erbstaare, von glücklicher Operation eines blindgeborenen Mädchens, das beim Vorlegen von blauem Papiere fragte: "Ich fühle Etwas, aber was ist denn Blau"? Er befrehete durch sein Instrument einen Mann von einem zitternden Staar-Fragmente; in einem andern Falle will er damit

die Haut der tellerförmigen Grube von der Ciliarzone losgetrennt haben. Er lege die Linse zwischen die Aponeurosen des Musculus rectus externus und rectus inferior. Er will bey einem heftigen tonischen Krampfe des Bulbus oculi vier Spatia beobachtet haben, welche von den Zusammenziehungen der vier geraden Augenmuskeln am wenigsten belästigt werden. Die Sehne des untern geraden Augenmuskels hebe bey den Krämpfen den nach der alten Art niedergedrückten Staar nach und nach wieder empor. (Doch wenn dieß auch möglich wäre, schwerlich bedeutend hoch.) Die Stelle S. 60: "Oberhalb dem Horizontaldurchmesser des Auges liegen die meisten Ciliargefäße und Nerven", scheint uns entweder unrichtig, oder unverständlich. — Zweyter Abschnitt: Von der Anwendung der Staarnadelschere als schneidendes Instrument bey der künstlichen Pupillenbildung, den Adhäsionen der Krystallhaut mit der Uvea und dem Nexus derselben bey dem Nachstaare. Zu allen hieher gehörigen Operationen sey sein Instrument vorzüglicher, als alle bekannten. Eine einfachere, weniger sentimental und philosophisch seyn sollende, Schreibart würde dieses Werkchen noch mehr, als der Fall ist, empfehlen.

Berlin.

von *h. a. h.*

Die Elemente der Staatskunst. Öffentliche Vorlesungen vor Sr. Durchlaucht dem Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar und einer Versammlung von Staatsmännern und Diplomaten im Winter von 1808 auf 1809 zu Dresden gehalten von Adam S. Müller, herzogl. Sachsen-Weimarischem Hofrathe. Band I. S. 298. Band II. S. 375. Band III. S. 328 in Octav.

Wir haben dieses Buch mit gespannter Erwartung zur Hand genommen, mit angestrebter Aufmerksamkeit gelesen, aber zuletzt nur mit partieller Befriedigung und nicht ohne eine gewisse Wehmuth über den jetzigen verdorbenen (obgleich aus dem Schlamm sich etwas hervorarbeitenden) Zustand der Staatswissenschaft bey Seite gelegt. In die Untersuchung der einzelnen 36 Vorlesungen einzutreten, gestattet der Raum dieser Blätter nicht, auch scheinen sie uns unter sich in keinem genauen Zusammenhang zu stehen; kaum wird es uns vergönnt seyn, eine Idee von ihrer Tendenz überhaupt zu geben, und es ist nicht unsere Absicht, durch diese Anzeige das Lesen des genialischen Buches selbst entbehrlich zu machen. Durch das ganze Werk athmet ein tiefer und bitterer Unmuth über das Gegenwärtige, Vorliebe für das Alte oder wenigstens für seinen Geist, Verachtung des pseudophilosophischen, eiteln und hochmüthigen Zeitalters, der geist- und seelenlosen Staatstheorien, die alles Lebendige todt machen, alles Vereinigte spalten und aus einander reißen — eine dunkle Ahnung besserer Grundsätze, aber noch keine Ergreifung und Festhaltung derselben — ein warmes Gefühl von Religiosität und Vaterlandsliebe, die, nach seinem Lieblingsausdruck, alles durchtränken und befruchten sollen u. s. w. Der Geist ist gut, das Herz schön; im Einzelnen finden sich viel herrliche und neue Gedanken: aber, wie uns scheint, im Ganzen wenig deutliche Begriffe, viel verworrene Vorstellungen, ein Streben nach paradoxen und seltsam klingenden Rubriken, wobey oft die einfachsten Wahrheiten ohne Noth in gezierten und unverständlichen Worten ausgedrückt werden. So führt z. B. gleich die erste Vorlesung die Ueberschrift: "Daß es den politia

ſchen Systemen unſerer Zeit an Bewegung man-
gele, und daher die Theorie mit der Praxis im Wi-
derspruch sey". Eigentlich will der Verf. nichts
anders ſagen, als, daß jene Systeme ohne Geiſt und
Leben wären, ſich nur mit todten Formen, die er
Begriffe nennt, beſchäftigten, und daher durchaus
unbrauchbar ſeyen. Den Streit zwischen Theorie
und Praxis hält er für unauflöslich, weil ſie ganz
verſchiedene Gegenstände hätten; wir hingegen
glauben, daß ihr Object das nämliche ſeyn ſolle,
und daß der Widerspruch zwischen beiden (in der
Staatswiſſenſchaft) nur in der Falſchheit der bis-
herigen Theorien liege. Denn die Praxis iſt immer
nur theilweiſe ſchlecht, die größere Maſſe von Hand-
lungen und Begebenheiten ſtimmt doch mit der wahr-
en Theorie überein, nur daß die Verletzung der
Regel mehr in die Augen fällt, als die Befolgung
derſelben. Der Verf. iſt hier ſelbſt noch nicht ganz
von dem Glauben an jene Theorie befreit, gegen
welche er doch ſo bitter loszieht. Eine andere Vor-
leſung iſt überſchrieben: "Von der Weltherrſchaft
des Geldes, und daß der Staatsmann wahres
Geld ſey"; eine dritte: "Daß Chriſtus nicht nur
für die Menſchen, ſondern auch für die Staaten
geſtorben ſey", und in der Entwicklung des letz-
tern findet man nichts weiter, als einige Betracht-
ungen über die Nothwendigkeit der Chriſtlichen Re-
ligion als völkerrechtliches Band, als Baſis des
Zutrauens, des gemeinſchaftlichen Glaubens an ein
höheres Geſetz, welches unter Fürſten wie unter
Privatperſonen nöthig iſt.

Uebrigens iſt das Werk in ſechs ſo genannte Bü-
cher abgetheilt. Das erſte handelt in fünf Vorle-
ſungen "von der Idee des Staats, und dem Be-
griffe des Staats". Der Verf. fühlt, daß die

Staaten keine Maschinen, kein todtes Räderwerk, sondern ein lebendiges Verhältniß von freyen, lebendigen und in beständiger Wechselwirkung stehenden Wesen seyen. Das drückt er aber so aus: "Der Staat müsse im Flug, in der Bewegung, nicht begriffen, sondern ideenweise ergriffen und betrachtet werden", und dieser Lieblingsausdruck ist in dem ganzen Werke vorherrschend. Vom Staate gebe es keinen Begriff, sein Wesen lasse sich nicht in Formen ausdrücken, S. 25. Dieses Paradoxon ist nur dadurch erklärbar, daß der Verf. die Begriffe haßt, die er, nach dem Sprachgebrauch einer neuen Schule, bloß für steife Formen ausgibt, und an einer andern Stelle auch die Definitionen das Gift der Wissenschaften nennt. Freylich sollen auch die Definitionen, mit Geist und Leben erläutert, eingesehen, und nicht immer bloß mit den nähmlichen Worten ausgedrückt werden, worüber man zuletzt in Logomachien verfällt, und das Wesen der Sache vergift; aber der Himmel wolle uns vor Wissenschaften ohne Definitionen, ohne deutliche Begriffe, bewahren! Dieses Hasses der Definitionen ungeachtet sagt der Verf., die Staaten seyen nicht künstliche Veranstaltungen, nicht organisirte Polizeyanstalten oder erweiterte Marchaussees — sondern das Ganze des bürgerlichen Lebens selbst — menschliche und bürgerliche Existenz, gesellschaftliche Bande und der Staat seyen eines und eben dasselbe, S. 39, 40, 76. An einer andern Stelle nennt er die Staaten — die innige Verbindung der gesammten physischen und geistigen Bedürfnisse, des physischen und geistigen Reichthums, des gesammten innern und äußern Lebens einer Nation zu einem großen energischen, unendlich bewegten und lebendi-

gen Ganzen; S. 50 die Totalität der menschlichen Angelegenheiten; S. 66 die Allianz aller Zeit- und Rauminossen, der vorangegangenen Generationen mit den nachfolgenden, und umgekehrt; S. 84 die erweiterte Familie; S. 125 — den erweiterten Menschen in lebendigen Verhältnissen. S. 240. Sie kämen unmittelbar und zugleich mit dem Menschen, eben daher, woher der Mensch kömmt — aus der Natur, aus Gott, sagten die Alten. S. 62. Der Mensch sey nicht zu denken außerhalb des Staats. S. 40 u. f. w. Das sind freylich keine Definitionen: aber allen diesen dunkeln Vorstellungen liegt doch etwas Wahres zum Grunde, nur hätten sie viel deutlicher und bestimmter ausgedrückt werden können. Man sieht, daß dem Verf. die Idee vor Augen schwebt, daß die Staaten nur natürliche (durch die Natur gegebene) Gesellschaften seyen, welche man, nicht ganz richtig, mit dem Römischen Ausdruck *Societas civilis* belegt, und dadurch, unserer Ueberzeugung nach, den ersten unmerklichen Anlaß gegeben hat, daß man, statt allmählich das Wort nach der Sache abzuändern, vielmehr die Sache nach dem unschicklichen Worte zwingen, mithin alle Staaten, alle gefelligen Verhältnisse, als eigentliche Bürgerschaften, als künstliche republicanische Communitäten, darstellen oder in solche umschaffen, oder als solche beurtheilen wollte. Warum soll es aber nicht möglich seyn, von diesen natürlichen Gesellschaften und Verknüpfungen, ihren verschiedenen Arten, ihrer Bildung und Auflösung, einen bestimmten Begriff zu geben? die selbstständigen (Staaten) von denen, die es nicht sind, zu unterscheiden, und auf beide die allgemeine Regel des

Rechts anzuwenden? Wir müßten auf alle staatsrechtliche Wissenschaft Verzicht thun, wenn dieses nicht möglich wäre. — In den folgenden Vorlesungen sind die Hauptgedanken: Daß die Idee des Rechts durch den Souverän regiere; das Gesetz allein könne nicht herrschen; der Souverän allein (ohne höheres Gesetz) solle nicht herrschen S. 73. Das läuft auf den alten Spruch hinaus *Lex sine rege jacet, rex sine lege nocet*, wo bey aber unter dem Worte *lex* nicht ein menschliches (etwa vom Volke gegebenes), sondern das göttliche (natürliche) Gesetz der Gerechtigkeit und Liebe verstanden werden muß, zu dessen Handhabung die Fürsten so gut, als andere Menschen, und wegen ihrer Macht noch mehr, verpflichtet sind. S. 75 ist uns die Behauptung aufgefallen, daß alle positive Recht natürlich sey, weil die Verschiedenheiten, welche die Localitäten herbeyführen aus der Natur fließen. Mit solchen Sentenzen wird man doch nicht die fruchtbarsten wissenschaftlichen Unterscheidungen aufheben wollen? Wenn schon die näheren Formen und Bestimmungen, welche zur Ausübung natürlicher Pflichten und Befugnisse bald so, bald anders vorgeschrieben oder üblich seyn können, nicht naturwidrig, sondern sogar durch Umstände veranlaßt sind: so wird es deswegen immer nöthig bleiben, das eigentlich Natürliche, das Allgemeine und Nothwendige, das Bleibende und Wesentliche, von dem Zufälligen und Veränderlichen zu unterscheiden, wofern man nicht in den graffesten Aberglauben an positive Formen verfallen will. — (Die Fortsetzung dieser Anzeige s. im nachfolgenden Stück.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 9. Junius 1810.

Berlin.

(Fortsetzung der S. 904 abgebrochenen Anzeige
- der Elemente der Staatskunst 2c. von
Adam S. Müller: s. oben S. 899).

Paradox klingt die Ansicht, die Weltgeschichte einen Krieg des menschlichen Geschlechts mit dem Erdboden, und die Erde, diese freundliche Mutter, einen ewigen Feind der Menschen zu nennen. Sonst aber kommen in der vierten Vorlesung, S. 99, 100, gegen die Spaltung der Behörden, die absolute Scheidewand zwischen Justiz und Administration, zwischen äußern und innern Angelegenheiten, vortreffliche Bemerkungen vor. Ehemahls nannte man die Rechtsgelehrsamkeit, nicht ohne Grund, *jurisprudencia*; man glaubte, daß die Administration vor allem gerecht, und die Justiz zugleich klug ausgeübt, daß das Innere mit Rücksicht auf das Äußere, das Äußere mit Rücksicht auf das Innere, der Krieg mit Hinsicht auf den Frieden, und der Friede mit Hinsicht auf den Krieg behandelt werden solle; daß Gerechtigkeit, Verstand und Kraft zu allen Dingen und in allen Ge-

N (4)

nl. hall n

schäften nöthig seyen: aber unsere Aufklärung bestand nur in ewigem Spalten, das Getrennte wußte sie nie wieder zu vereinigen; und dieses hieß man Geist, obgleich es todte Maschinerie, vollendete Geistlosigkeit ist, mit welcher wir auch alles haben zu Grunde gehen sehen. — Die fünfte Vorlesung, S. 125, ist überschrieben: **Daß die Natur des Staats sich in der Familie ausdrücke.** Aber in dieser Familie sieht der Verf. nur die collidirenden und zu vermittelnden Ansprüche zwischen Jugend und Alter, zwischen männlichem und weiblichem Geschlechte, als Repräsentanten der Gewalt und Liebe, worüber viel Artiges und Genialisches gesagt wird; uns scheint es jedoch, daß in diesem, oft zu weit getriebenen, Bilde einer Familie gar viel Mehreres und Wesentlicheres hätte gesagt werden können, z. B. ihre Bildung von oben herab, die successive Aggregation der Untergebenen, der Gegenstand und die Gradation der Herrschaft, je nach den verschiedenen Verhältnissen, die Cessation oder Erschlaffung der Abhängigkeit mit der Cessation oder Schwächung des Bedürfnisses u. s. w.

Das zweite Buch handelt der Ueberschrift nach **von der Idee des Rechts.** Zwar findet man hier weder eine neue Bestimmung oder deutliche Formel, noch neue Anwendungen des obersten Rechtsgesetzes, sondern nur eine Entwicklung des seltsam klingenden Satzes: **Du sollst neben der Idee des Rechts (neben Gott) keine anderen Rechte (keine anderen Götter) haben.** Die Idee des Rechts müsse alle einzelnen unzähligen Rechte beleben, und nicht zum todten Begriff (Götzen) herabsinken. S. 162. Den Sinn, der in diesen dunkeln Worten liegt, würden die Alten so ausgedrückt haben: Man solle vor allem das lebendige Gefühl der Gerechtigkeit, Niemand zu beleidigen, in seinem Herzen tragen, alle

anderen so genannten Rechte, Grundgesetze, Verträge, Institute u. s. w. nur als Behülfel und Mittel zur Handhabung von jenem betrachten, sie in ihrem Geiste und Zweck einsehen (Glaube an den Gott Recht), nicht aber den todten Buchstaben, das Mittel für den Zweck halten, als welches ein juristischer Aberglaube, ein Götzendienst, seyn würde. Dieß, und nichts Anderes, hat sich der Verf. dabey gedacht. Wie doch die alte Wahrheit mit neuen Worten immer wieder kömmt! Sey es: wenn nur die himmlische Schöne zu uns zurückkehrt, gleich viel, in welchem Kleide sie der Welt gefallen mag. Wir stimmen der Behauptung S. 171 ff. bey, so sehr sie auch den neueren Meinungen widerspricht, daß der Richter nicht nur mechanisch zu entscheiden, sondern auch lebendig zu vermitteln habe, indem gar nicht immer Recht und Unrecht, sondern sehr oft auch collidirende Rechte und Ansprüche vor ihm auftreten. Scharfsinnig und wahr ist die aus dem Princip der Gegenseitigkeit hergeleitete und schön entwickelte Behauptung, daß jedes wahre Recht, jedes gute Gesetz, aus dem lebendigen Streit entgegengesetzter Parteien und Interessen hervorgehe, gleichsam die Natur eines Vertrags annehme, oder auf denselben müsse zurückgeführt werden können. Je mehr man dieser Idee nachdenkt, je richtiger und fruchtbarer wird man sie finden. Aber freylich ist sie den neuern imperiosen, einseitigen, nie das Recht der Andern berücksichtigenden, Befehlen, welche man Gesetze nennt, und die das Product des allgemeinen Willens seyn sollen, nicht günstig. Selbst von dem natürlichen, ins Herz geschriebenen, Gesetz läßt sich jene Behauptung gewisser Maßen denken: daher auch der Verf. S. 184 mit einer neuen und seltsamen Accommodation den so genannten Grund- oder bürgerlichen Vertrag die Idee des Vertrags aller

Verträge nennt. Allein wenn auch dieses in einem gewissen sublimirten Sinne gesagt werden kann: so scheint es uns doch eine überflüssige und unfruchtbare Hypersubtilität zu seyn. Zudem ist zu bemerken, daß die Philosophen unter ihrem bürgerlichen Contract nicht einen Vergleich der Parteyen zur **Einführung** der Rechts-Idee, sondern einen reellen Social- oder Communitäts-Vertrag zur **Handhabung** des präcriftirenden Rechts verstanden haben, welcher aber weder wirklich, noch nöthig ist, maßen das Recht auch ohne ihn gehandhabet werden kann, und soll. Lieblich und freundlich, aber mehr moralisch, als streng juristisch, scheint uns in der achten Vorlesung die sinnreiche Entwicklung, nach welcher der Verf. S. 219 die **Sachen** nur Accessorien der Personen nennt, die nicht für sich allein betrachtet werden könnten, ihnen sogar eine gewisse Persönlichkeit zugesetzt, die ihrer Wechselwirkung auf die Menschen wegen geschont und respectirt werden solle u. s. w. Dem Römischen todten und einseitigen Sachenrechte wird hier eine derbe Lektion gehalten. Der Kantischen Schule wird der Ausdruck S. 233 nicht gefallen, daß jeder Mensch zugleich **Person und Sache** sey, andere Personen und Dinge besitze, von ihnen hinwieder besessen werde u. s. w. Aber freylich wird hier kein todter Besitz, keine einseitige Leibeigenschaft (die wahre Leibeigenschaft ist auch nicht ganz einseitig), sondern ein wahres Wechselwirken verstanden. IX. **Vom Staatsrechte und vom Adel.** S. 242 ff. Wir sehen nicht ein, wie dieses so unmittelbar zusammenhängt. Man könnte eben so gut sagen, vom Staatsrechte und von angesehenen mächtigen Privatpersonen. Eigentlich staatsrechtliche Grundsätze über die wahren Verhältnisse der Fürsten zu ihren Unterthanen u. s. w. findet man hier gar kei-

ne, wohl aber wieder einzelne, von ferne dahin einschlagende, scharfsinnige Gedanken, z. B. S. 244 daß der ewige Friede (die Abwesenheit alles Streits) sowohl von innen als von außen der angeblich rechtliche Zustand nicht nur eine Grille, sondern eine ganz falsche, alle Freyheit, alles wahre Recht tödtende, Idee sey; daß der Krieg gar kein rechtloser Zustand sey (wie die Kantische Schule behauptet), und das Recht nicht darin besteht, daß man zufälliger Weise einen Mächtigeren über sich hat, daß das Gesetz lebendig und in einer Person repräsentirt seyn müsse, wobey es zwar verletzt und gemißbraucht werden, aber nicht erstarren könne. S. 247. (Auch dieser Behauptung stimmen wir vollkommen bey. Jrgendwo muß eine lex viva seyn, die erklären, dispensiren, modificiren könne, mag auch die Geistlosigkeit unserer Zeit dieses noch so sehr Willkühr nennen. Nicht jeder Menschenwille ist Willkühr, sondern nur derjenige, der nach gar keiner, weder natürlichen, noch conventionellen, Regel handelt. Jrgendwo muß dem natürlichen Rechte, und auch der Liebe, eine Thür gegen die eisernen Fesseln bloßer Menschenfrazungen offen gelassen werden, und übrigens hätte der Verf., zur Unterstützung seines Satzes selbst, bemerken sollen, daß gedruckte oder geschriebene Gesetze eben so gut verletzt und gemißbraucht werden können, als andere, daß sie zulezt auch nur das Product eines Menschenwillens, und mithin im eigentlichen Sinn willkürlich sind.) Was S. 258 ff. vom Adel gesagt wird, der ein Repräsentant der fortdauernden Familienrechte seyn soll, scheint uns äußerst schwach zu seyn. Wenn der Verf. ihn eine göttliche Institution nennt, so mögen wir diesen Ausdruck in so fern zugeben, als man darunter ein

Product oder ein Institut der Natur selbst verſteht, nach welcher es unter den Menſchen, wie in allen Dingen, Hohe und Niedere, Große und Kleine, Mächtige und Schwache, Seltene und Gemeine, gibt. Aber eine kunſtliche Staats-Inſtitution iſt der Adel nicht; und diejenigen ſind ſchlechte Vertheidiger deſſelben, die ihn dafür ausgeben; denn eine ſolche Inſtitution könnten Andere ſchlecht finden, und mithin wieder aufheben wollen. Jideiſcommiſſe und Majorate vertheidigt der Verſ. auch nicht mit den rechten Gründen. Sie ſind nicht nothwendige Staats-Inſtitute, ſondern Reſultate der alten Privat-Freyheit, nach welcher ein Jeder über ſein Eigenthum nach Gefallen diſponiren, und bey der Uebertragung ſeines Erbſes beliebige Bedingungen feſtſetzen konnte. Dieſe Freyheit braucht daher, unſers Erachtens, auch gar nicht ein Privilegium einzelner Claſſen zu ſeyn. X. Vom Völkerrichte oder von der Chriſtenheit. Enthält vorerſt genialiſche Anſichten über die beſtändige Wechſelwirkung und gegenſeitige Ausbildung der fünf Reiche, Italien, Spanien, Frankreich, England und Deutſchland, welche, nach dem Verſ., allein vollſtändige organiſirte Staaten ſind. Auch hier gehe das eigentliche Völkerricht, die weltumfaſſende Idee des Rechts, aus dem Streite entgegengesetzter Freyheit hervor. Zuletzt kommen Betrachtungen über die Chriſtliche Religion, der der Thron über dieſe fünf Reiche gebühre, als Band des gemeinſchaftlichen Glaubens an etwas Heiliges, an ein unſichtbares, mächtiges, lebendiges Geſetz der Religion.

V. II. Drittes Buch. Vom Geiſt der Geſetzgebungen im Alterthume und im Mittelalter. XI. XII. XIII. Vom Geiſt der Moſaiſchen, Griechiſchen und Römischen Geſetzgebung. In dieſen

Vorlesungen fanden wir nicht viel von dem, was die Rubrik anzeigt. Moses soll sein Volk absichtlich durch Leiden und Trübsal vereinigt, und für Ideen erzogen haben. (Das letztere ist in allen geistlichen Staaten der Fall.) Das ganze Privatrecht hätte einen persönlichen und fideicommissarischen Character gehabt. In den Griechischen Republiken sey die Constitution, das positive Staatsrecht, vorherrschend gewesen. S. 27 ff. (Das konnte nicht anders seyn, da in Republiken die Organisation der herrschenden Communität, das feste Zusammenhalten, die Hauptsache ausmacht, da hingegen in Monarchien keine solche Organisation in diesem Sinne bestehen kann.) Rom, als ursprünglich aus fremdartigen Elementen zusammengetrieben, hätte, nebst der militärischen Subordination, alles auf ausschließenden weltlichen, sächlichen, Besitz berechnet. Gegen diese Einseitigkeit des Römischen Rechts erklärt sich der Verf. wieder sehr nachdrücklich; sie habe alles Gemüth, alle Persönlichkeit, alle Religion, verdrängt; ihr Triumph sey der gepriesene Sieg unserer Generation über Kirche und Lehenswesen. S. 55.

XIV. Vom Wesen des Feudalismus. Obgleich der Verf. diesen gehässigen Ausdruck gebraucht, so hält er doch dem Lehenswesen eine gründliche Lobrede. Es sey der Gegensatz der unbedingten Vergötterung des absoluten ausschließenden Privateigenthums; sein Wesen bestehe in Nießbrauch, Besitz gegen Dienst, inniger Gegenseitigkeit, und könne mit und neben dem andern gar wohl bestehen. Scharfsinnig ist die Bemerkung, daß der Haß unserer Zeiten gegen das Lehenswesen (wovon zwar der Geist verfliegen, und nur ein todter Begriff zurückgeblieben sey) aus einer Tendenz, das Eigenthum von allen Pflichten zu befreyen, und aus der Abneigung gegen alles Gemeinschaftliche, gegen alle

Corporationen, herrühre (welches letztere um desto feltfamer ist, als man zu gleicher Zeit alles zu Republiken, mithin zu Corporationen, machen wollte). Je mehr man in den Geist der neuern, so genannten politischen, Philosophie eindringt, je mehr überzeugt man sich, daß sie in einem Auseinanderreißen aller geselligen Bande besteht (S. 121). Man hat nicht bedacht, daß diese isolirte Freiheit jedes Einzelnen ohne Macht doch nicht behauptet werden kann, daß durch natürliche Dienst- und Lebensverhältnisse auch der Schwächere stark ward, da er ohne dieß der willkührlichen Gewalt jedes Stärkern preis gegeben ist, woben denn ihm und seinem Eigenthum schon neue Lasten aufgelegt werden, die auf keiner Gegenseitigkeit mehr beruhen. XV. Von dem Verhältniß der kirchlichen Gesetzgebung zu der weltlichen. Hier kömmt viel Schönes über die Christliche Kirche vor, als Gewährleisterinn des wahren Völkerrechts, als Band der verschiedenen Nationen; ferner über die Nothwendigkeit einer reichen Dotation, und sogar des bürgerlichen Einflusses der Geistlichen. Nicht ohne Grund klagt auch der Verf., daß man die Religion zur bloßen einseitigen Privatangelegenheit oder zum untergeordneten Nothbehelf des Staats gemacht, und ihr ihren öffentlichen (corporativen) Character genommen habe. XVI. Von der Natur der bürgerlichen und städtischen Gesetze im Mittelalter. Viel Treffliches über die Nothwendigkeit und das Wechselwirken der verschiedenen, durch die Natur gegebenen, Stände; über das Derbe, Gemüthliche, Freye, des alten wahren Bürgerstandes; über das Herzliche, Moralsche, Gesellige und Ehrliebende, was in den Zunft- und Innungsverfassungen lag. In der XVII. Vorlesung, welche Schluß der Rechtslehre heißt, kommen, mit aller Schonung, Betrachtungen über Fried-

rich II., über seine Vorliebe für Französischen Zeitgeist, seine Undeutschheit und Religionsgleichgültigkeit vor, die nicht zu seinen Gunsten sind.

Das vierte und fünfte Buch sollen zusammen eine Finanzlehre ausmachen, die ziemlich ingenios aus den nähmlichen Ideen und Grundsätzen hergeleitet ist. Hier handelt die XVIII. Vorlesung von dem individuellen (Gebrauchs-) und dem geselligen (Tausch-) Werth der Dinge. S. 179 ff. Alle Personen und Dinge hätten einen doppelten Werth oder Character, nähmlich einen **privativen** für den Besizer, und einen **bürgerlichen**, unter welchem der Tauschwerth oder die Brauchbarkeit für Andere verstanden wird. Letztere allein mache den wahren Reichthum aus, der sich selbst garantiren müsse. S. 202. Es zeige sich nur in der Bewegung. Das Geld sey eine Idee, d. h. eine allen Individuen der Gesellschaft (Personen und Sachen) inharirende Eigenschaft, ein Mittel des Auseinandersezens. Daher wird vorzüglich gegen den Irrthum gekämpft, allen National-Reichthum bloß auf die Masse von Metallgeld zu beschränken, und (XIX.) die Einseitigkeit der Theorie von Colbert, Adam Smith und der Physiocraten aus einander gesetzt, die nur auf materielle Production, auf bloße Plusmacherey (entweder durch Handel und Fabriken, oder durch den Ackerbau) losgingen, und wobey die Personen, das geistige Capital, die Conservation, und die Verbindung von beiden mit dem bürgerlichen Ganzen, völlig vergessen werden. XX. Vom Wesen der ökonomischen Production. Sinnreich wird mit sehr verschiedenartigen Beyspielen gezeigt, wie Produziren nichts anders heiße, als, aus zwey Elementen etwas Drittes erzeugen, wie aus dem Streit zwischen Arbeit und Materie ein drittes (Product) hervorgehe, und dadurch die Falschheit oder Dürf-

tigkeit des physiocratischen Systems, welches alle wahre Production nur auf die rohe Materie beschränken will, an Tag gelegt. XXI. XXII. Vom Verhältniß des Metallgeldes zur Idee des Geldes (in obigem Sinn), von dem Real- und Nominal-Werthe desselben, von seiner Circulation, vom Münzfuße und vom Münzschatze. Viel richtige, aber, wie uns scheint, nicht ganz neue Gedanken, zum Theil in dunkle Wort eingekleidet. XXIII. Vom Kampf der Könige mit dem Gelde. Unter diesem seltsamen Titel bestreitet der Verf. den, wie er sagt, seit dem 16. Jahrhundert auch in die Ministerien der Fürsten eingeschlichenen Irrthum, allen Reichthum, alle Kraft, nur in dem Besitz von Metallgeld sehen zu wollen. Von dieser Tyranney des Metallgeldes (welches alle Nationalität auflöse) müßten sich die Regierungen zu befreien suchen, und hätten nach diesem Zwecke gestrebt. Es gefällt uns nicht, daß der Verf. bey dieser Gelegenheit dem Papiergelde so sehr das Wort redet, und selbiges als ein National-Bindungsmittel ansieht. Auch dünkte er mit seiner Behauptung, daß der *intérêt général* in Oestreich mit Herstellung des Papiergeldes verlieren würde, und daß es die größte Thorheit sey, die Cur eines Staates mit der Papiertilgung anfangen zu wollen, nicht viele Anhänger finden. Ein gegebenes National- oder königliches Wort — ein Schuldschein, ein Bankozettel u. s. w. kann freylich als Assignation auch für Geld dienen, aber sein Werth beruht zuletzt doch darauf, daß das Wort gehalten werde. XXIV. Von dem National-Capital und dem National-Credit. Das Capital wird als ein früheres Product (ein Beystand der Vergangenheit) zur Erzeugung neuer Producte betrachtet, und auch hier sey das Metallgeld nur Maassstab. Das eigentliche National-

Capital aber bestehe in der Nationalkraft. Einer gehaltleeren Subtilität scheint jedoch die Behauptung ähnlich, daß England bey seinen Anleihen keine Schulden mache, sondern nur ein bereits vorhandenes Capital realisire, in Bewegung setze. S. 351. Die Durchdrungenheit, - Verschmolzenheit und absolute Einheit zwischen jeder Regierung und der Nation (wenn sie nicht aus Liebe und wechselseitiger Hochachtung freiwillig geschieht) möchten wir nicht so unbedingt als rechtlich empfehlen. Man dürfte dergleichen Maximen leicht dahin benutzen wollen, um Personen und Eigenthum aller Landes- einwohner der unbeschränkten Willkühr der Fürsten zu überliefern. Liebloser Egoismus taugt freylich nichts, und straft sich selbst; aber der so bequeme Vorwand des Ganzen kann sehr leicht auch alle Tyrannen beschönigen.

B. III. Fünftes Buch. Von den öconomischen Elementen des Staats und vom Handel. XXV. Von der Wechselwirkung zwischen den Naturkräften, den Menschenkräften und der Vergan- genheit, oder zwischen Land, Arbeit und Capital. Schön entwickelt, wie dieses nicht drey ganz abge sonderte Quellen des Reichthums sind, sondern daß sie in inniger Verbindung stehen, und bey jeder denkbaren Production alle drey Elemente zusammen- wirken, nur daß bey der einen Art der Accent mehr auf der Natur, bey der andern mehr auf der Arbeit oder dem Capital beruht. XXVI. Von der Thei- lung der Arbeit, und vom geistigen Capital. Unfers Erachtens eine der scharfsinnigsten und geist- vollestes Vorlesungen des ganzen Werks. Die Thei- lung der Arbeit sey ohne großes Capital verderblich, und im Feldbaue lasse sie sich gar nicht anwenden, außer in auf einander folgenden Functionen. Unter dem geistigen oder wissenschaftlichen Capital versteht

der Verf. die Summe von Erfahrungen, Ideen und Lebensweisheit einer Nation; hier sehen wir mit Vergnügen, daß er die Ehre der Wissenschaften, und unter diesen vor allen die der religiösen, rettet, sie als ein Element des National-Reichthums anerkennt, und ihr sogar den Thron über alle übrigen einräumt. Wir bedauern, in dieser schon zu langen Recension eine besonders schöne Stelle nicht anführen zu können, welche S. 52 hierüber vorkommt, und wo mit einem treffenden Gemälde der Gegenwart gezeigt wird, wie ohne das wahrhaft geistige Capital, ohne das hinzugefügte heilige Band ewiger Gefühle, aller Fleiß, alle Industrie, alle Production, alles physische Capital, über kurz oder lang wieder hoffnungslos dahin muß. Andere schöne Gedanken über die gemeinschaftliche Bewirthschaftung und Erhaltung dieses geistigen Capitals durch einen eigentlichen Stand der Gelehrten müssen wir des Raums halber übergehen. XXVII. Daß die Abgaben des Bürgers Zinsen des geistigen National-Capitals sind. Paradox und unbefriedigend. Der Satz S. 69, die Staaten seyen nur deswegen nicht über das Bedürfniß äußerer Zuflucht erhaben, weil es den Regierungen an der edeln Verwegenheit gebreche, den Völkern zu sagen: Was Euer ist, ist mein, ist ziemlich auffallend, und scheint in unsern Tagen nicht sehr passend angebracht zu seyn. XXVIII. XXIX. Vom Markt, Vorrath und Mangel, wie auch vom öconomischen Gleichgewichte im Innern der Staaten, besonders mit Beziehung auf die Direction des Getreidehandels. Nachdenkenswürdige und tiefsinnige Gedanken über die verschiedenen Ursachen der Theuerung und der Wohlfeilheit, und über den Getreidehandel, in so fern er einer (freylich sehr delicaten) Leitung von Seiten der Regierung unterworfen seyn kann,

woben beständig zwischen den Producirenden und den Bedürftenden oder Begehrenden lebendig zu vermitteln, und beide ins Gleichgewicht oder Wechselwirkung zu setzen seyen. **XXX. Vom Zins und vom Verhältniß des Capitals zur Circulation.** Im Ganzen lehrreich, wiewohl wir nicht alle einzelne Sätze unterschreiben möchten, z. B. daß der Staat (das heißt denn eigentlich der Fürst) unbedingt auf das ganze Volk trassiren, d. h. Papiergeld ausstellen solle. **XXXI. Von dem lebendigen Gleichgewichte zwischen dem Nationalgelde und dem Weltgelde, und vom Geldmangel.** Wie die völkerrechtliche Verbindung der Nationen der Idee Gott oder der Geistlichkeit zukomme, so komme die völkeröconomische dem Gelde oder der Kaufmannschaft zu: ein vierter Stand neben Adel, Bürgerschaft und Geistlichkeit, welcher erst seit den letzten drey Jahrhunderten entstanden sey. Uebrigens enthält diese Vorlesung in Absicht der Direction des Geldhandels ungefähr die gleichen Principien, wie bey dem Getreidehandel. Allzu große Wohlfeilheit und allzu große Theurung des Geldes seyen gleich verderblich u. s. w. Practisch dürften alle diese Vorschläge nicht so leicht auszuführen seyn. **XXXII. Von der Weltherrschaft des Geldes, und daß der Staatsmann wahres Geld sey.** Ziemlich dunkel, wie die Rubrik. Der Staatsmann wird Geld, und zwar das höhere leibnizische Geld, genannt, weil er die Wechselwirkung des auswärtigen und einheimischen öconomischen Lebens beständig zu nähren, das Nationalgeld und die Metalle oder das Universalgeld zu vermitteln habe. Mit dieser Vorlesung wird die so genannte Finanzlehre geschlossen.

Das sechste und letzte Buch soll von dem Verhältniß des Staats zu der Religion handeln. Die

XXXIII. Vorlesung ist seltsam überschrieben: **Von dem Streite zwischen dem Privat-Christenthum und dem politischen Heidenthum in den bessern Gemüthern.** Deutlich wird nicht erklärt, worin dieser Streit bestehe. Dagegen dringt der Verf. wieder darauf, daß die Christliche Kirche die Gemeinschaft wahrer Staaten bilde; Privat-Glück und Privat-Wohlergehen Eines Staats, ohne Erhaltung der übrigen, wären an und für sich Udinge. Das National-Leben unter Siegen und Glück sey schal und nichtswürdig; die Regierung der Völker ein heffnungsloses Geschäft; die Sorge für die Völker ein Schöpfen der Danaiden, ohne die Religion. S. 238. Ueberhaupt wird hier die Religion gar nicht, nach der Ansicht der Neuern, als eine untergeordnete Polizeyanstalt betrachtet, sondern über den Staat und über alle Staaten hinaufgesetzt. Die nämliche Idee herrscht, unter vielen genießtönenden Worten, auch in der XXXIV. Vorlesung, daß Christus nicht bloß für die Menschen, sondern auch für die Staaten gestorben sey. Die Christliche Religion allein sey die Stifterinn eines lebendigen Friedens. XXXV. **Von der Universalität des Christenthums, von politischen Opfern und politischer Eintracht.** Unter Opfer versteht der Verf. Aufopferungen, die Gefühle der Hingebung: die Zeit nahe heran, wo dieselben wieder in Aufnahme kommen müssen. XXXVI. **Von der Freyheit und vom Gehorsam in demselben Christenthum.** Diese letzte Vorlesung ist vorzüglich gegen die privative Glaubensfreyheit oder gegen die Ansicht gerichtet, welche die Religion als eine bloße Privatsache betrachten will. "Einem gründlich treuen Herzen sey solche Absonderung von der bürgerlichen Gesellschaft in den erhabensten Angelegenheiten schon an und für sich

ein Grenel". S. 301. Auch die religiöse Freyheit bedürfe unaufhörlich der religiösen Gegenfreyheit der andern: das sey aber nicht eine Freyheit, aus der Kirche zu treten, sondern ein wechselseitiges Streben, daß der Glaube lebendig erhalten werde, und nicht zum Götzen herabsinke. Der Catholicismus sey der Wortführer des Gesetzes, und der Protestantismus der Wortführer der Freyheit; sie wären die beiden Elemente der Christlichen Religion, welche der Verf., wie es scheint, doch auf eine andere Art, als die gegenwärtige, innig mit einander verbunden zu sehen wünscht. Ueberhaupt müssen wir das Urtheil bestätigen, welches wir im Eingange dieser Recension über das ganze Werk gefällt haben. Etwas mehr gründliche Gelehrsamkeit und schulgerechte Ordnung, um die Imagination zu zügeln, und mehr Liebe zur Einfachheit in der Darstellung, welche zuletzt doch das schönste Kleid der Wahrheit ist, würde dem Verf. vielleicht mehreren Beyfall erwerben, und seine Talente nützlicher machen.

Paris.

Manuel pour extraire le sucre du raisin par J. J. Poggi, traduit de l'Italien. 1809. 2 Bogen in Octav. Die Anweisung, aus Weinbeeren Zucker zu machen, ist ein leidiger Trost für Deutschland, dem dadurch die Borenthaltung des Zuckers nicht erleichtert, sondern noch wohl gar verlängert werden möchte. Die Möglichkeit, wenigstens einen guten Syrup aus Weinbeeren zu machen, kann keinem Kenner der Chemie wunderbar scheinen, so wenig, als die Zubereitung demjenigen, welcher mit diesem Theile der Technologie bekannt ist. Inzwischen können dazu nur diejenigen Beeren mit wahren Nutzen angewendet werden, wel-

che zwischen dem 30. und 48. Grad Polhöhe wachsen, und auch unter diesen nur diejenigen, welche dünnhäutig sind, und einen sehr geistigen weißen Wein von starker Süßigkeit geben. So würden denn die Trauben von Malaga und Extern dazu am besten seyn. Da mag denn aus solchen schönen Beeren die Gewinnung des Zuckers seyn, bey dem unmäßigen Preise desselben, und bey dem gestörten Weinhandel, vortheilhaft seyn; aber die Frage ist, ob nicht alsdann, wenn einst Europa wieder freyen Handel erhalten hat, die Gewinnung des Weins so viel mehr Vortheil verleihen wird, daß es klüger seyn werde, Wein zu machen, und Zucker aus Westindien kommen zu lassen. Um dem Moste die Säure zu nehmen, wirft man eine einmahl ausgewaschene und wiederum getrocknete Asche hinein, und braucht zum Klären, wie gewöhnlich, Ochsenblut. Der eingetochte Saft soll sich in fein durchlöcherten Kästen krystallisiren, und durch Hülfe der aufgedeckten Thontuchen den Syrup absegen. Der fest gewordene Zucker soll erst an der Sonne, und hernach in der Darre getrocknet werden. Diese Arbeiten fordern viele Zeit, Feyerung und große Aufmerksamkeit, und so leicht der Verf. alles vorstellt, so erkennt man doch, daß dabey viel mehr Schwierigkeit, als bey der Reinigung und Krystallisirung des Rohrzuckers, vorkömmt. Mögen wenigstens unsere Entel so glücklich seyn, für ihren Verdienst Zucker und Wein kaufen zu können, wenn sie nicht lieber statt des Zuckers Rübensyrup brauchen, und statt des Weins ihre Biere verbessern wollen, um den Engländern weniger für Rohrzucker, und den Franzosen weniger für Wein zu bezahlen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den II. Junius 1810.

Rostock.

Beckmann

Annalen der Mecklenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft. Rostock. I. 1803. 232 S. II. 1805. S. 318. III. 1809. S. 290 in Octav. Diese Gesellschaft hat den 20. Jan. 1798 ihre erste Versammlung zu Rostock gehalten. Ihre Schriften beweisen, daß Mecklenburg viele Landwirthe besitzt, welche Geschicklichkeit und Neigung haben, zuverlässige Versuche über neue Vorschläge und Behauptungen anzustellen, und solche, so wie ihre eigenen Bemerkungen über landwirthschaftliche Gegenstände, bekannt zu machen. Ihr Secretär ist Hr. Prof. Karsten zu Rostock, und einen bessern könnte doch wohl eine öconomische Gesellschaft nicht haben. Hier zeichnen wir nur aus den neuesten Theilen Einiges aus, was auch Ausländern lehrreich seyn kann, für welche man die Erklärung mancher Provinzialwörter wünschen möchte. Die Aufsätze, welche, was zu loben ist, meistens nicht weitschweifig oder zu wortreich sind, sind zu zahlreich, als daß sie alle genannt werden könnten. 2. S. 56 liefert man eine Anweisung, aus gelben Wurzeln ein angenehmes und haltbares

Getränk zu machen. Länger ist schon der daraus gemachte Syrup bekannt. Nach S. 61 soll man, um den Ackerbau zu verbessern, die Landgüter auf viele Jahre, oder wohl gar auf Lebenszeit, jedoch mit allmählicher Erhöhung des Pachtgeldes, verpachten. Ein Pächter auf wenige Jahre kann keinen Muth zu Verbesserungen haben, deren Nutzen er nicht hoffen kann. Sehr gut ist S. 147 gezeigt worden, wie auch in Mecklenburg, bey dem verbesserten Ackerbau, die Schäfereyen haben abnehmen müssen; aber anstatt daraus den Schluß zu ziehen, daß sie endlich auf magere Heidegegenden eingeschränkt werden müssen, wird hier gewiesen, wie sie dennoch mit Vortheil beygehalten werden könnten, um auch die Weide zu nutzen, wenn die Kühe nicht mehr ausgetrieben werden können. Wider den, welcher anrieth, die Kühe schon vor dem dritten Jahre zum Stiere zu lassen, wird S. 180 ganz wohl erinnert, daß dadurch das Wachsthum gehindert, und die Race verschlimmert würde. Ein Anderer will es nur gestatten, wenn die Kühe von Jugend auf sehr gepflegt worden. Noch ist man nicht einmahl darüber einig, ob es besser sey, den Dünger gleich unterzupflügen, oder ihn erst eine Zeit lang ausgebreitet liegen zu lassen. Jedoch scheinen die meisten das erste vorzuziehen, und diese haben wohl gewiß die Theorie auf ihrer Seite. Ein durch Erfahrung bewährter Vorschlag, die abgetrockneten Kartoffeln auf einem etwas abhängigen Plage in kegelförmige Haufen oder Riethen aufzuschütten, und sie mit derjenigen Erde zu bedecken, welche man aus den daneben, zum Abzuge des Wassers, gemachten Gräben nimmt. Bey Anfang des Frostes soll man die Haufen dicht mit Mist überlegen, den man im Frühjahre, bey gelinder Witterung allmählich wieder abnimmt. Wird ein Haufen angebro-

chen, so muß er ganz ausgeleeret werden. So erhalten sich die Kartoffeln bis zum März (wenn nur die Mietthen nicht bestohlen würden!). Die Häckerlings-Maschine des Engländers Lester ist brauchbar, kostet aber wenigstens 12 Pistolen. Die im dritten Theile erzählten Versuche mit Jursfung der Schafpocken scheinen diese allerdings zu empfehlen. S. 102 Anweisung zu Bier aus Kunkelrüben, welches aber wegen seines süßlichen Geschmacks Manchen nicht gefällt. Was über das Mecklenburgsche Creditwesen vom Hrn. Prof. Wiese S. 107 gesagt ist, zeugt freylich von Erfahrung und Scharffsinn, aber höchst bedenklich ist doch der Vorschlag einer Zettelbank, welche sogleich nach der Präsentation das Geld zurückgeben, und doch bis zur Rückzahlung Zinsen bezahlen, und ihren Fonds gegen höhere Zinsen verleihen soll. Die Beyspiele der Zettelbanken außer England, aus welchen lauter Unglück entstanden, welches desto unheilbarer wird, je länger es dauert, sollten doch wohl mehr auf uns wirken, als die S. 146 angeführten Englischen, deren Einrichtung vielleicht noch nicht vollständig bekannt ist, und auch wohl auf Nebenumständen beruhet, welche in Deutschland, zumahl jetzt, bey dem Ruin aller Gewerbe, nicht Statt finden. Nach S. 145 soll die Mecklenburgsche Bank nicht mehr Zettel machen, als sie Münze erhalten hat. Dieß haben noch alle Banken bey ihrer Errichtung zu thun versprochen, aber wie wenig es gehalten worden, ist bekannt, auch hier S. 145 durch ein Beyspiel bewiesen worden. Wahrlich, der Vorschlag einer Zettelbank ist ein höchst verfänglicher, gefährlicher Rath, und die scheinbare Vermehrung des umlaufenden Geldes durch Zettel oder Banknoten ist so bedenklich, daß vorher die sorgfältigste Ueberlegung verständiger,

redlicher, unparteiischer, Männer nothwendig ist, welche schwerlich diese Unternehmung billigen werden, obgleich sie selbst wohl nicht die unglücklichsten Folgen davon erleben mochten. Die zahlreichen Erzählungen, wie man sich bey Unfällen der Witterung geholfen hat, wie sie geschadet haben, und wie sie erträglicher gemacht sind, verdienen einen besondern Dank, weil darüber noch wenige Belehrungen vorhanden sind.

1810

Paris.

Fortsetzung der oben S. 501 und S. 864 abgebrochenen Anzeige der *Annales de Chimie* Tome 63. oder Nr. 187. . 189. — **Figuiet** über das **Howard'sche Knallsilber**. — **Guyton** über den **Einfluß des Galvanismus auf das Verwittern und die Verwandlungen der Mineralkörper**. Im **Julius-Stück** des *Journal de l'Ecole polytechnique* von 1802 bemühte sich unser **Verk.**, es wahrscheinlich zu machen, daß der Uebergang des **Grau-Spießglanzerzes** in **Spießglanzocher**, so wie auch das **Verwittern anderer Schwefelerze**, als der **Schwefeltiefe**, der **Graukupfererze** ic. einer durch **Galvanismus** bewirkten **Zersetzung des Wassers** bezumessen sey. Durch **Davy** in dieser Meinung aufs neue bestärkt, sucht er in vorliegender **Abhandlung** nun auch dieselbe durch **entscheidendere Versuche** zu bestätigen. — **Cluzel** über den **Mineralkermes**. Die **außerordentliche Verschiedenheit** des **Mineralkermes** in **Hinsicht seiner Farbe**, seines **Glanzes**, seiner **Leichtigkeit** und **mehrerer seiner übrigen Eigenschaften**, so wie auch das **Unsichere** in dem **Verfahren**, dieses **Präparat zu erhalten**, veranlaßten die **Société de Pharmacie zu Paris**, einen **Preis** auf die **beste Angabe eines sichern Ver-**

fahrens, den Mineralkermes stets von gleicher Farbe und Beschaffenheit zu erhalten, und für die Auf-
 findung der Ursachen, welche die große Ungleichheit dieses Medicaments veranlassen, auszusetzen. Die-
 sen Preis gewann Hr. Cl., und die von ihm hier-
 über bey der Société eingereichte Abhandlung ist
 die eben erwähnte. Der Verf. überzeugte sich
 durch eine große Reihe von Versuchen, woben er
 das Verhältniß von Schwefel-Antimonium und
 Alkali auf eine hinreichend mannigfaltige Weise ab-
 änderte, daß man bisher bey der Bereitung des
 Mineralkermes eine viel zu große Dosis von Schwe-
 fel-Antimonium angewandt habe, daß die kohlen-
 stoffsauren Alkalien einen viel bessern Kermes gäben,
 als die äyenden, und daß man mit kohlenstoffsaurem
 Natron einen an Farbe und Glanz viel reichern und
 schönern Kermes erhalte, als mit kohlenstoffsaurem
 Kali. Ferner, daß die Farbe und der Glanz dieses
 Präparats allein im Verhältniß mit der Menge von
 Schwefel-Wasserstoffgas stehe, welches dasselbe,
 mit Salzsäure behandelt, gebe, woraus sich dann
 auch der Einfluß der Beschaffenheit und Tempera-
 tur des Wassers zum Ausfüßen, und der Art des
 Trocknens in Absicht der Güte dieses Medicaments,
 so wie auch die Vorzüge des Natrons zu seiner Dar-
 stellung, erklären ließen. Durch diese Erfahrung
 hält sich der Verf. auch für berechtigt, Thénard's
 Meinung, daß der Unterschied zwischen dem Mine-
 ralkermes und Goldschwefel vorzüglich mit auf dem
 Grad der Oxydation des Antimoniums beruhe, be-
 zweifeln zu müssen, so wie er überhaupt hiervon
 Anlaß nimmt, die Existenz des braunen und orange-
 farbener Antimoniumoxyds von Thénard in Zwei-
 fel zu ziehen. Hierzu scheinen uns indessen diese
 Versuche noch keineswegs zu berechtigen. Obgleich

wir nicht in Abrede sind, daß die Existenz dieser Oxyde auf sehr seichten Beweisgründen beruhet, und es bloße Hypothese ist, wenn ihr Entdecker ihnen bereits die Verschiedenheit mehrerer Antimonialverbindungen beyzumessen will: so müssen wir doch hier aus eigener Erfahrung dieselben gegen unsern Verf. in etwas in Schutz nehmen. Wir haben nämlich öfter die Bemerkung gemacht, daß geschmolzenes Antimonium beym allmählichen Erkalten auf seiner Oberfläche zuerst gelb, dann orange-farben, nun braun, und zuletzt blau anläuft, also, mit Ausnahme des blauen Anflugs, gerade dieselben Farben und dieselbe Ordnung, welche **Thénard** für die Oxydationsstufen dieses Metalls festsetzt. Mit Platin zusammengesmolzenes Antimonium, bis zum Glühen in Berührung mit der Luft erhitzt, stieß nebst weißen Nebeln auch gelbe aus, die sich wie die erstern in der Kälte zu Nadeln condensirten. Und Antimonium, auf der Kohle vor dem Löthrohre bis zum vollkommenen Verbrennen erhitzt, und dann auf eine Glastafel ausgegossen, setzt neben dem weißgefärbten Oxyd da, wo das Kügelchen auffällt, auch ein blaues ab. Zuverlässig sprechen diese Erfahrungen für die Wahrscheinlichkeit der Existenz der **Thénardschen** Antimonialoxyde, ohne aber darum die übrigen Folgerungen dieses Chemikers in Betreff derselben nur im mindesten zu unterstützen. Uns hat es überhaupt bey dem interessantesten Streit über die Oxydationszustände der metallischen Substanzen immer geschienen, daß man die Sache nur allein in Beziehung des Verhaltens des oxydirten Metalls zu den Säuren genommen habe. Die Möglichkeit, sich, in einem oder in zwey bestimmten Verhältnissen oxydirt, nur mit den Säuren vereinigen zu können, kann auf keine Weise die

Möglichkeit anderer, für sich bestehender, Oxydationsverhältnisse ausschließen. Die Erfahrung, daß es Metalloxyde gibt, wie z. B. das schwarze Magnesiumoxyd, die, um in Säuren auflöslich zu werden, sich zuvörderst desoxydiren müssen, macht es schon mehr als wahrscheinlich, daß es eben so gut Oxyde geben kann; die, um einer Verbindung mit Säuren fähig zu werden, sich zuvörderst noch stärker oxydiren müssen. In einem solchen Falle stets nur Einmischung von höchst fein zertheiltem regulinischem Metall zu sehen, ist gewiß eben so einseitig, als für die Sache nicht entscheidend. Sollte es übrigens auch wohl so ausgemacht seyn, wie man es doch stillschweigend allgemein anzunehmen scheint, daß die Oxydationszustände der metallischen Substanzen in ihren salzigen Verbindungen durchgehends eben dieselben sind, wie solche sich unmittelbar durch Combustion erzielen lassen; oder sollten wohl nicht wenigstens einige Metalle unter diesen Umständen eine andere Oxydationsfolge beobachten, als bey ihrer Oxygenation an der Luft, und sich hier durch Concurrenz der Säuren das Metall mit dem Oxygen in Verhältnissen verbinden können, in denen es für sich nicht darstellbar ist. Könnte selbst die Natur der Säuren nicht vielleicht auch hierin wiederum Verschiedenheiten zuwege bringen? Die Entscheidung und Bestimmung dieser Punkte darf jetzt für die chemische Statik nicht länger ausgesetzt bleiben. Es sollte uns daher lieb seyn, wenn diese Bemerkungen zu deren baldiger Beantwortung eine Veranlassung abgäben. Nun kehren wir aber wieder zu der Abhandlung von Hrn. Cl. zurück, aus der wir hier noch unsern Lesern dessen Darstellungsmethode des Kermes mitzutheilen haben. Auf 16 Grammes höchst pulverisirtes Schwefel-Antimonium (*Antimonium crudum*) nimmt Cl. 360 Grammes kryстал-

lirtes kohlenstoffsaures Natron, und 4000 Grammes Wasser. Das Wasser wird zuerst für sich bis zum Kochen erhitzt, worauf man das Schwefel-Antimonium und kohlenstoffsaure Natron zusetzt, und damit $\frac{1}{2}$, höchstens $\frac{3}{4}$ Stunden lang kocht. Hierauf gibt man die noch heiße Flüssigkeit in irdene, durch Wasserdämpfe zuvor erwärmte, Gefäße durch, und nachdem sich hierin der Kermes gehörig abgesetzt hat, süßt man denselben sorgfältig mit zuvor gekochtem Wasser aus, und trocknet ihn im Schatten bei einer Temperatur von höchstens 20° Reaum. — Ueber die Destillation des essigsauren Kupfers und die Producte desselben. Bekanntlich hatte schon **Courtenvaur** die Beobachtung gemacht, daß die bei diesem Prozeß anfangs übergehende Essigsäure ein größeres eigenthümliches Gewicht habe, als die nachgehends gewonnene, obgleich diese eine viel größere Säuremächtigkeit besitze. Diese Anomalie schreiben unsere Verf. der Vermischung einer während der Zersetzung des essigsauren Kupfers sich zugleich bildenden eigenthümlichen Substanz zu, die sie für eine besondere Art Aether erklären, und ihr daher die Benennung **ether pyro-acétique** beigelegt haben. — Außerdem findet der Leser in diesem Band noch Bemerkungen von **Pinel** und **Salic** über eine dem National-Institute zu Paris von **Dupuytren** vorgelegte Abhandlung, den Einfluß der in die Lungen sich vertheilenden Nerven auf das Athemhohlen betreffend; einen von **Descostils** besorgten Auszug zweyer Abhandlungen von **Riffault** und **Chompre** über die Zersetzung der Salze durch die Voltaische Säule, und einen Brief von **Zassenfranz** über die ungleiche Schmelzbarkeit der Spatheisensteine, in Bezug der von **Collet-Descostils** hierüber geäußerten Meinung, nebst Gegenbemerkungen des letztern. (Den Inhalt von Tome 64. nächstens.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 14. Junius 1810.

Ofen.

W. H. W.

Practischer Vorschlag, wie das auf dem Reichstage 1807 zu Ofen im zwanzigsten Artikel sanctionirte Gesetz, betreffend die Urbarmachung des Fluglandes in Ungarn, auf die leichteste Art realisirt werden könne. Auf eigene Erfahrung gegründet, und auf allerhöchsten Befehl Sr. kaiserl. königl. Majestät Franz des Ersten zum zweyten Mahle aufgelegt, vermehrt und durchgehends berichtiget; nebst dem Entwurfe eines auf Fluglande anzulegenden Dorfes. Mit zwey Kupfern. Von *Rudolph Witsch*, Ingenieur im Deutsch Bannater Regimente. Im April 1809. Auf Kosten des Staats.

Der Verfasser hat uns ausdrücklich aufgefordert, diesen Aufsatz zu prüfen, und unsere Meinung darüber öffentlich zu sagen — was wir sonst nicht gethan haben würden; da wir die Tendenz desselben für ganz local, und in so fern auch die Nützlichkeit des Vorschlags, als von dem Staate, der den

Aufsatz auf öffentliche Kosten hat drucken lassen, anerkannt ansehen; solche Vorschläge dann aber der Critik eines bloß gelehrten Instituts, das von den Localverhältnissen nicht hinlänglich unterrichtet seyn kann, nicht für unterworfen halten.

Alle Mittel zur Befestigung des Fluglandes, so verschieden sie auch an sich seyn mögen, können doch nur den doppelten Zweck haben, erstens den Stof des Windes, wodurch der Sand gehoben und weggeführt wird, zu brechen; und weil auch dadurch die Einwirkung des Windes nicht ganz vernichtet werden kann, zweitens die Sandkörner in so weit zu binden, als es nöthig ist, daß sie sich gegen die noch übrige Kraft des Windes selbst zu halten vermögen. Ersteres geschieht durch Anlegung von Schugwehren, letzteres durch Anbauung von Gewächsen, die im Sande fortkommen, und denselben durch die vielen Haarwurzeln, die sie treiben, festhalten. Dieses Festhalten gelingt aber immer um so schwerer, je feiner die Sandkörner sind, je weniger bindende Theile derselbe enthält, und je trockener der Boden ist. Vorzüglich haben die Sandeschollen in Niedersachsen, in Jütland, in Holland u. s. w. diese Fehler; und es ist daher in dieser Ländern keine so ganz leichte Operation, den Flug sand stehend zu machen. In Ungern scheint derselbe aber nach dem, was Hr. Witsch von den schnellen glücklichen Erfolge seiner gemachten Vorkehrungen hier vorträgt, weit geschickter dazu, theils weil er mit mehr bindender Erde vermischt, theils auch, weil er einen Fuß unter der Oberfläche schon ganz feucht ist, am Tage also bey Wärme immer Feuchtigkeit daraus ausdünstet, die den Sandkörnern Anhänglichkeit gibt, und die darein gepflanzten Gewächse erhält und nährt.

Die Schutzwehren, welche der ältere Schreiber, Gleditsch, Wibocg ic. vorzüglich empfohlen haben, sind Verzäunungen, Gräben und Aufwürfe. Hr. Witsch setzt dazu noch Dämme von Laub und Dünger, Wände von Rohr ic., Strohseile, Wasser, Befriedigungen von Pise, Pflanzen und Mauern, und Bedeckung mit schwerer Erde. Wo von diesen, ohne daß die Kosten dadurch zur Wirkung unverhältnißmäßig werden, Gebrauch gemacht werden kann, da verdienen sie gewiß alle Aufmerksamkeit. Mit Vergnügen bemerken wir dabey nur im Allgemeinen, daß unsere Ansicht der Sache überhaupt dadurch auf eine sehr lehrreiche Art generalisirt worden ist.

Von den Gewächsen, die zur Bindung des Sandes dienen, finden wir keine andere genannt, als die, welche aus andern Schriften hiesiglich schon bekannt sind. Auch begnügt sich Hr. W. damit, sie nur zu nennen, ohne über die Mittel, wie der Anbau und der Wuchs derselben erleichtert und befördert werden kann, weiter Etwas zu sagen. In diesem Betrachte hat also die Lehre von der Fixirung des Flugsandes durch die Schrift des Hrn. Witsch nichts gewonnen.

Auffehen muß aber erregen, was von dem schnellen glücklichen Erfolge der Urbarmachung der Sandeschollen in Ungern hier vorgetragen wird. Mit dem dritten Jahre kann ein solcher verbesserter Boden schon als Mittelacker genutzt, wechselweise aufgebrochen und besäet werden. Wiesen werden, außer den Gewächsen zur Bindung des Sandes, gleich anfangs schon mit den Gewächsen zum Grasstragen angebauet; und darunter finden wir Pflanzen, die wir hier für Sandeschollen nie wählen würden, als Wiesenhafer (*Avena pratensis*). Den Pesth hat

man einer, dort so genannten, Hotter theils zu Gärten ausgewiesen, theils mit Pappel- und Kastanien-Stämmen bepflanzt, und so in drey Jahren eine Wüste (wie Hr. W. sagt) zu einem lachenden Gefilde gemacht. Ein so außerordentlicher Erfolg würde uns unglaublich scheinen, wenn wir ihn uns nicht daraus erklären dürften, daß der Flugsand hier an sich schon ein fruchtbares Erdreich sey, oder daß man Verbesserungsmittel angewandt habe, mit deren Werthe man anderwärts einen recht guten Boden hätte kaufen können. Hr. W. rechnet die Sandshollen in der Oestreichschen Monarchie (vor dem letzten Frieden) auf 200 Quadratmeilen. Was für ein ungeheurer Gewinn, wenn man diese alle in einer so kurzen Zeit zu einem so reichlichen Ertrage wird bringen können!

Der größte Theil des Buchs, und gewiß auch der, worin sich Hr. W. am meisten auszeichnet, ist der Plan zu Anlegung eines Dorfs im Fluglande. Für ausführbar, so wie er da liegt, halten wir ihn nun zwar nicht; und wir glauben auch, daß selbst Hr. W. ihn dafür nicht hält. Aber als ein Ideal, worauf man bey Anlegung eines Dorfs im Fluglande unverwandten Blicks hinzuwirken suchen müßte, wenn man es auch nur in so weit, als es die Umstände erlauben wollten, erreichen könnte, dünkt er uns vortrefflich. Er ist mit einer Menge von Sachkenntnissen jeder Art, mit der Umsicht, die nur die fruchtbarste Phantasie hat gewähren können, und mit dem wärmsten Eifer für das Beste der Menschen gedacht. Nur in einigen einzelnen Punkten können wir dem Verf. unsern Beyfall dabey nicht geben. So scheint er uns bey dem, was er bey Gelegenheit des Schulhauses sagt, von seiner Phantasie ganz fortgerissen zu seyn. Das Resultat der

Berechnung des Fleischverbrauchs in der Oestreich-
 schen Monarchie nach dem Verhältnisse, welches
 Wien ergibt, grenzt fast an Unmöglichkeit: indem
 die Monarchie, selbst wenn man den auswärtigen
 Verkauf und den Abgang durch Sterben abrechnet,
 jährlich so viel nicht erübrigen kann. Die unge-
 heuren Summen sollen seyn: 5,893,641 Ochsen,
 181,521 Schlachtkühe, 189,054 große Kälber (Kin-
 der?), 6,672,294 Saugkälber, 5,590,944 Schafe,
 10,888,587 Lämmer, 3,942,027 große Schweine,
 1,659,366 Frischlinge, 625,560 Spanferkel. Bey
 der Berechnung des Bedarfs an Mastvieh-Ställen
 dünkt uns nicht beachtet zu seyn, daß weniges Vieh
 ein ganzes Jahr lang zum Mästen aufgestallt ist,
 und daß also in einem Stalle die Stückzahl von
 Vieh, die er zum Mästen faßt, mehrmahls fett ge-
 macht wird. Die Mästung des Viehes auf gemeine
 Rechnung, die Hr. W. annimmt, würde auch für
 den Staat gewiß nichts weniger als öconomisch
 seyn u. d. m.

Sulzbach.

In der Seidelschen Buchhandlung: Ueber
 Stärke der Seele. Ein philosophischer Versuch
 von Harro Wilhelm Dirksen. 1810. 244 Octavf.

Den Begriff der Seelenstärke bis zu seiner Wur-
 zel im menschlichen Bewußtseyn zu verfolgen, ist
 keine leichte Aufgabe. Stärke bedeutet, nach dem
 allgemeinen Sprachgebrauche, einen ungewöhnlichen
 Grad von Kraft. Seelenstärke aber ist nicht ein
 ungewöhnlicher Grad irgend einer einzelnen Seelen-
 kraft. Denn was wir Seele, im psychologischen und
 moralischen, nicht im metaphysischen, Sinne nennen,
 ist die Vereinigung einer Summe von Kräften in

einer lebendigen Selbstthätigkeit oder Individualität. Stark, oder schwach, ist die ganze Seele. Die Aufgabe eines philosophischen Versuchs über die Seelenstärke wäre also, zu zeigen, wie sich die innere Fretheit, als die höchste Kraft in der menschlichen Selbstthätigkeit, zu den übrigen Kräften verhält, durch deren Vereinigung mit der Fretheit die geistige Individualität des Menschen im Ganzen den ungewöhnlichen Character erhält, welcher Seelenstärke genannt wird. Aus der Beantwortung dieser Frage müßte sich ergeben, wie weit die Fretheit, als Fretheit, hinreicht, die übrigen Kräfte unserer geistigen Natur zu wecken und zu beleben; ob und in wie fern Muth, Entschlossenheit, Beharrlichkeit, Geistesgegenwart und andere Eigenschaften, durch die sich eine starke Seele vorzüglich von einer schwachen unterscheidet, angeboren sind, oder sich durch Fretheit erwerben lassen; und endlich, woher es kommt, daß in einigen starken Seelen die Fretheit selbst, die doch mit dem Bewußtseyn der Sittlichkeit ursprünglich verbunden ist, einen, man möchte sagen absolut = unsittlichen Character annimmt, und den energischen Menschen zum großen Bösewicht, oder zu einem moralischen Ungeheuer macht, das sogar seinen Stolz darin setzt; alle Schranken der consequenten Befriedigung seiner Leidenschaften mederzureißen. Der Verfasser der vor uns liegenden Schrift hat sich, wie es scheint, auf diese verwickelte Untersuchung nur benläufig eingelassen wollen. Er unterscheidet, gegen den Sprachgebrauch, zwischen Seelenkraft und Seelenstärke. Unter Seelenkraft versteht er das Unwillkürliche, und nicht selten Unsittliche in der geistigen Energie, zum Beispiel den Muth, die Entschlossenheit und

Festigkeit, die Beharrlichkeit, so fern diese geistigen Eigenschaften nicht durch Freyheit erworben, und nicht auf das Gute gerichtet sind. Seelenstärke heißt bey dem Verf. die eigentlich sittliche Energie, die aus der Freyheit stammt, und im Kampfe mit der Nothwendigkeit auf das Gute und auf den Erwerb der wahren Tugenden gerichtet ist. Auf diese Unterscheidung folgt eine Analyse der Aeußerungen der Seelenstärke nach der Verschiedenheit ihrer Objecte, wie der Verf. es nennt, das heißt, der Hindernisse, die sie zu überwinden hat. Unter diesen Objecten zeichnet der Verf. mehrere besonders aus; namentlich die Affecten und Leidenschaften, die kränklichen Gefühle, die Launen, das ärgerliche Wesen, die Vorurtheile und Gewohnheiten, Glücks- und Unglücksfälle, und die Ungerechtigkeit der Menschen. Dann handelt er weiter vom Verhältnisse der Seelenstärke zur Geduld, zu den Anlagen eines gefühlvollen Herzens, zur Einbildungskraft u. s. w. In allen diesen Untersuchungen zeigt sich ein heller und gesunder Verstand, ein nicht gemeiner Beobachtungsgeist, und ein ernstes Interesse für sittliche Bildung. In practischer Hinsicht ist diese Schrift besonders zu empfehlen. Daß es dem Verf. vorzüglich um das Practische zu thun war, sieht man aus den letzten Capiteln, wo er von den Hülfsmitteln zur Seelenstärke handelt, und vortreffliche Maximen einschärft. Sprache und Styl des Verfassers sind populär und gefällig.

Paris.

Von Filhol: Galerie du Musée Napoléon, publiée par Filhol, graveur, et redigée par Lavallée. Tome cinquième. gr. Quart. 1808.

für die

In dem 48 Seiten langen Vorberichte setzt der Verfasser die Geschichte der Schüler Raphael's fort. Neues darf man hier nicht erwarten; es sind bekannte und bis zum Ueberdruß wiederholte Sachen. Julio Pippi, genannt Julio Romano, geb. 1499 (nicht, wie hier angegeben wird, 1492) gest. 1546, steht, wie billig, oben an. Daß er wegen der unzüchtigen Vorstellungen, welche Marc Antonio Ramondi in Kupfer stach, und Aretin besang, aus Rom geflohen sey, ist eine falsche, von dem Verfasser nachgebetele, Sage. Julio war bereits in Diensten des Herzogs von Mantua, als der Proceß unter Clemens VII. vor sich ging. S. 10 werden die Zöglinge Julio's und die übrigen Schüler und Nachahmer Raphael's erwähnt. Die berühmtesten sind: Pierino del Waga; die Gebrüder Penni, von denen sich besonders Gian Francesco, genannt Fattore, hervorthat; Giovanni Nanki, genannt da Udine; Polidoro Caldara, genannt Carravaggio u. s. w. S. 19 muß man einen Druckfehler berichtigen. Die Plünderung Roms geschah nicht im Jahre 1427, sondern 1527. Nun folgen Pellegrino Munari von Modena; Venvenuto Titi, genannt Garofalo, und der Flammänder, Pietro Campagna, der in Spanien starb. Der Artikel von Michel Angelo geht von S. 23 bis 48, und umfaßt auch die Zeiten von Cimabue, Giotto, Masaccio und Lionardo da Vinci. — (Nächstens die Fortsetzung.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 16. Junius 1810.

Göttingen.

Ga. J. 3

Wir haben im 113. Stücke dieser Gel. Anzeigen vom vorigen Jahre die merkwürdigen Resultate mitgetheilt, welche Hr. von Lindenau aus den Greenwicher Beobachtungen von 1750 . . . 1786 über den Sonnendurchmesser gezogen hatte. Seitdem hat dieser Astronom seine Untersuchungen auch auf die neuern Beobachtungen von 1787 . . . 1798 ausgedehnt, und die Resultate davon unserm Hrn. Prof. Gauß in einem Schreiben vom 23. May mitgetheilt. Es ist interessant, daß dieselben mit den früheren sehr gut harmoniren, und sie verdienen daher um so mehr wenigstens in practischer Hinsicht alle Aufmerksamkeit. Zuvorderst findet sich auch hier wieder eine Art von periodischer Ungleichheit in den auf die mittlere Entfernung reducirten Halbmessern nach den verschiedenen Jahreszeiten, wie folgende Uebersicht zeigt.

|Sonnenhalbmesser

Januar	959,70
Februar	959,99
März	960,41
April	959,80
May	959,81
Junius	959,00
Julius	959,22
August	959,98
September	960,19
October	960,10
November	960,07
December	958,75

Diese Beobachtungen lassen sich ganz gut darstellen, wenn man in der Formel am angeführten Orte S. 1125 (wo übrigens Z. 2 durch einen Druckfehler 0,9631 statt 0,09631 steht) $\frac{bb}{aa} - 1 = \frac{1}{2}$ setzt, also etwas kleiner, als der dort bestimmte Werth, jedoch auch positiv.

Die mittlern Sonnenhalbmesser aus allen einzelnen Beobachtungen der verschiedenen Jahre findet Hr. von Lindenau, wie folget:

	Sonnenhalbmesser	Anzahl der Beobachtungen
1787	959,26	62
1788	959,10	75
1789	959,68	95
1790	959,33	80
1791	959,51	91
1792	960,24	65
1793	959,59	75
1794	959,96	62
1795	960,05	64
1796	960,02	48
1797	959,99	70
1798	960,03	72

Ueber die scheinbare successive Abnahme des Sonnenhalbmessers gibt die Zusammenstellung der drey und dreyßigjährigen Maskelyne'schen Beobachtungen nach drey Epochen folgende Resultate:

		Sonnenhalbmesser
1765 . . .	1775	961"66
1776 . . .	1786	960,22
1787 . . .	1798	959,77

Aus 116 von Piazzzi in den Jahren 1791 . . . 1793 beobachteten horizontalen Sonnenhalbmessern findet Hr. von Lindenau 961"21, so wie aus **Bradley's** Beobachtungen von 1755 . . . 1760, 961"86. Die nahe Uebereinstimmung dieser Messungen aus so verschiedenen Zeiten bestätigt die Unveränderlichkeit der Größe des Sonnenkörpers; hingegen von der successiven Abnahme in dem langen Zeitraume der Maskelyne'schen Beobachtungen findet Hr. von Lindenau den Grund in der veränderten Beschaffenheit der Gesichtskraft des Beobachters, wo bey zunehmenden Jahren die Irradiation kleiner geworden zu seyn scheint. Hr. von Lindenau erklärt dieß selbst nur für eine, weiterer Untersuchung nicht unwerthe, Vermuthung.

Der ansehnliche Unterschied zwischen den horizontalen und verticalen Halbmessern findet sich auch in den neuern Beobachtungen wieder. Folgendes sind die Resultate der Berechnungen des Hrn. von Lindenau hierüber:

	Verticalhalbmesser	Anzahl der Beobachtungen
1787	962"42	72
1788	962,44	102
1789	963,10	91
1790	963,03	66
1791	963,10	57
1792	963,30	48

	Verticalhalbmesser	Anzahl der Beobachtungen
1793	963' 22	49
1794	963,13	72
1795	963,22	60
1796	962,40	61
1797	962,25	50
1798	962,10	53

Das arithmetische Mittel aus allen ist 962"82, also um 2"96 größer, als das Mittel aus den horizontalen Halbmessern. Aus den Beobachtungen von 1765 . . . 1786 folgte dieser Unterschied 2'80. Aus 71 Piazzischen Beobachtungen findet Hr. von Lindenau den mittlern verticalen Halbmesser 963'01, und den horizontalen um 1"80 kleiner. Auch Beobachtungen von Bouvard gaben Hrn. von Lindenau eine ähnliche Differenz.

Sehr auffallend ist diese Uebereinstimmung der Resultate aus den Beobachtungen von drey verschiedenen Beobachtern allerdings. Wenn indef eine länglich = ellipsoidische Gestalt des Sonnenkörpers aus andern überwiegenden Gründen nicht wohl für zulässig gehalten werden kann, so möchte man eher geneigt seyn, den Grund jenes Unterschiedes anderswo, und vielleicht am füglichsten in der Beobachtungsmanier, zu suchen, in so fern man gewöhnlich bey Messung der Zenithdistanzen den Sonnenrand mit dem Horizontalfaden von außen in Berührung bringt, und daher die Zenithdistanz des obern Sonnenrandes um die halbe Fadendicke zu klein, die des untern um dieselbe Größe zu groß finden muß; daher denn die auf diese Art bestimmten Sonnendurchmesser um die ganze Fadendicke zu groß ausfallen müssen.

Gotha.

Bei dem Herausgeber: **Holzsnitte alter
Deutscher Meister** in den Original-Platten gesammelt von **Hans Albrecht von Derschau**, als ein Beitrag zur Kunstgeschichte herausgegeben von **Rudolph Zacharias Becker**. Zweyte Lieferung, mit einem Französischen Text zur Seite. Imperial-folio 12 Seiten. 1810.

Rec. wurde auf eine angenehme Art überrascht, als er die zweyte Lieferung dieses Werkes erhielt, dessen Anfang er in diesen Blättern vom J. 1808 (St. 194 S. 1929) angezeigt hatte. Bei den für den Buchhandel so ungunstigen Zeiten, und noch mehr bei der Gleichgültigkeit, womit die Deutschen bisher ihre vaterländische Kunstgeschichte vernachlässigt haben, war eine Fortsetzung kaum zu erwarten; um so mehr freuet es uns, daß der Herausgeber in seinem Eifer nicht nachgelassen, und sogar diese Lieferung noch reicher, als die erste, ausgestattet hat. Denn hier erhalten wir 150 Holzsnitte, von denen viele durch ihren Inhalt sehr interessant sind. Der Raum unserer Blätter verbietet uns, sie sämmtlich aufzuzählen, wir werden aber den Leser mit den merkwürdigsten derselben bekannt machen. Der erste Abschnitt enthält die so genannte **Incunabeln**. Unter diesen zeichnet sich Nr. 16. aus, nämlich ein Blatt, das den heiligen **Minus** darstellt, dessen Beystand von **Venerischen** angeflehet wird. Die dabey befindliche **Legende** ist in mehrerer Rücksicht interessant. Nr. 7. ein **Calender** vom J. 1439, ein für die Geschichte der **Astronomie** sehr wichtiger Holzschnitt, der auch mehrere **Gelahrte** in **Zach's monathl. Correspondenz** zur **Beförderung der Erd- und Himmelskunde** (Dec. 1808, und März 1809) beschäftigt hat. Nr. 19. Der heil.

Hieronymus in der Wüste. Zu seinen Füßen liegt ein Löwe und ein Cardinalshuth, den der Herausgeber fälschlich für einen Pilgerhuth hält. In dem zweyten Abschnitt finden wir Blätter bekannter Meister des 16. Jahrhunderts, nämlich eines **Hans Burgkmair**, **Georg Glockendon** u. **Hans Schäußlein**. Von diesem rührt die Geschichte der Königin Esther, die Eufanne, und eine schöne Vorstellung der Judith und des Holofernes her. Diese wurde noch zu Sandrart's Zeiten am Rathhause zu Nordlingen bewundert, und war in Fresko gemahlt. Schäußelein hat sie meisterhaft in Holz geschnitzet. Mit dem Costume des Alterthums darf man es nicht so genau nehmen. Die sämmtlichen Figuren erscheinen in Deutscher Tracht, auch erblickt man unter den Waffen Kanonen; dessen ungeachtet ist alles mit Geist und Kraft behandelt, so daß man dem Künstler den Verstoß gegen das Costume gern verzeiht. Ferner müssen wir die Anbetung der Hirten, nach **Lucas Cranach**, von **Wolfgang Sieber**, und ein Portrait des Doctors Brück erwähnen, der zu Gotha im J. 1567 geviertheilt wurde. Bey diesem Blatte befindet sich die Marke von **Cranach**, und die Jahreszahl 1549. Ein großer Holzschnitt von **Erhard Schön** ist durch seinen Inhalt sehr anziehend. Der Herausgeber hält ihn für eine allegorische Vorstellung einer schlechten Gerechtigkeitspflege; Rec. aber hat entdeckt, daß es eine Copie des berühmten Gemähltes des Apelles ist, welches die Verläumdung schilderte, und von Lucian beschrieben wird (s. *Lucian. in calumn. non temere cred.* T. VIII. p. 34 ed. Bipont.). Merkwürdig ist es, daß auch **Naphael** und **Federigo Zuccherò** denselben Gegenstand, freylich auf eine ganz andere Weise, als der Deutsche Künstler, behandelt haben. Unter diesem Holzschnitt hat der Herausgeber zwey Blät-

ter angebracht, welche Figuren zur Erklärung der Proportion des menschlichen Körpers enthalten, und aus Erhart's Unterweisung der Proportion entlehnt sind. Die Idee, einen menschlichen Körper durch Quadrate zu zeichnen, verdient immer Aufmerksamkeit, und ist auch, wie Fiorillo (Geschichte der Malerei) B. 2. S. 867, 870) bewiesen, von Italiänischen Künstlern ausgeübt worden. Noch gehören zu diesem Abschnitt mehrere Blätter von Albrecht Altorfer, und von Peter Flörner in Hellsdunkel mit zwey Platten. Der dritte Abschnitt enthält Blätter von unbekanntem Meistern mit Monogrammen. Unter diesen rechnen wir Nr. 13. zu den besten. Es ist ein Bildniß Friedrichs, Pfalzgrafen und Herzogs von Baiern, wie er in einer Sänfte von zwey Pferden getragen wird. Das Monogramm ist MO, mit der Jahrzahl 1556. Den Inhalt der sechs Blätter, Nr. 18 . . . 23., scheint der Verf. verkannt zu haben. Er glaubt in ihnen die Versuchungen des heil. Antonius, des Einsiedlers, zu finden; allein sie stellen gewiß einen ganz andern Gegenstand dar. Wahrscheinlich ist es eine Allegorie auf die Tugend und das Laster, denn dem angeblichen Heiligen fehlen die charakteristischen Kennzeichen, ein Schwein, und ein Römisches T auf dem Gewande. In dem vierten Abschnitte, der die Holzschnitte unbekannter Meister ohne Zeichen umfaßt, sind nur wenige Blätter, welche sich durch das Technische empfehlen. Einige sind jedoch durch ihren Inhalt interessant. Dahin rechnen wir Nr. 23 . . . 25., nämlich den Gimpelpfang, die Weibertreue und den bestrafte Ehebriuch. Der fünfte und letzte Abschnitt endlich liefert große Capital-Blätter. Es sind sechs Holzschnitte. Eine Verkündigung, mit dem Monogramm MK., soll von Michel Kirchner oder Kirner herrühren. Allein das wichtigste ist eine Vorstellung der Auferweckung des Lazarus von Hans Schäuf-

lein. Die Anordnung der Figuren ist vortrefflich, der Geist und Ausdruck in den Physiognomien meisterhaft, und das Technische mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit ausgeführt, welche uns Bewunderung abnöthigt.

Man wird es uns verzeihen, wenn wir diese Recension mit einer Anzeige der Arbeiten verbinden, welche man von Hrn. Bernhard Zundeshagen zu erwarten hat. Ihrer geschah bereits Erwähnung in diesen Blättern vom J. 1808 (St. 112 und 194). Jetzt hat Hr. Zundeshagen sein Werk durch einen Probebogen unter dem Titel: Kaiser Friedrichs I., Barbarossa, Pallast in der Burg zu Gelnhausen, eine architectonische Urkunde vom Adel der von Hohenstaufen, so wie der schönen Bildung ihrer Zeit, angekündigt. Das Werk soll, wenn sich bis Ende 1810 eine hinreichende Anzahl von Subscribenten bey dem Verfasser meldet zur Deckung der Kosten des Stichs und Drucks, auf Ostern oder Michaelis 1811 in der Buchhandlung von Barrentrapp und Wemmer zu Frankfurt am Main erscheinen. Der Subscriptionspreis ist nur auf 9 fl. Rheinisch gesetzt. Drenzehn Kupfertafeln in Folio, und ungefähr 24 Bogen Text, auf Velinpapier gedruckt, mit dem alten Bilde Barbarossa's in Aquatinta, auch mit einem Titelblatt in den schönen Schriftzeichen des 12. Jahrhunderts geziert, werden mehrere höchst interessante Gegenstände abhandeln, oder bildlich darstellen. Wir halten es für unsere Pflicht, das Publicum auf dieses Werk aufmerksam zu machen, und es zur Unterstützung aufzufordern. Der Probe-Kupferstich, der emige architectonische Ueberreste enthält, läßt nichts zu wünschen übrig. Wann wird ein reicher Potentat nur Einmahl für die Wissenschaften thun, was so oft für unbedeutende Kleinigkeiten geschah?

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Junius 1810.

Salzburg.

Bemerkungen über den Staatsverein und die wesentlichen Rechte der höchsten Gewalt nach Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechtes. Von Georg Sedlmayer, kais. königl. Landrath in Salzburg. 1809. S. 256 in Octav. Der Verfasser hatte, laut der Vorrede, von jeher eine Vorliebe für das Studium des allgemeinen Staatsrechts, und so fiel ihm plötzlich bey, über den bezeichneten Gegenstand, seine Gedanken niederzuschreiben (S. 1). Er gibt zwar den Versuch nur für rhapsodische Bemerkungen aus, doch will es auch sein Scherz über Staatsverein und Majestätsrechte mit beytragen (eben das). Gut mag er es allerdings gemeint haben; aber das Scherz scheint uns einem falschen Spözen, dem Irrthum, und nicht der Wahrheit, geopfert zu seyn. Es ist das gewöhnliche Lied des angeblich ursprünglichen gesellschaftlosen Naturstandes, der Verlassung desselben, des verabredeten Social-Contractes, der Delegation aller Privatmacht an ein selbstgeschaffenes Staats-Oberhaupt, der Organisation dieses

N (4)

Staatsvereins, der Ausübung aller Gewalten zur Erfüllung eines erdichteten gemeinsamen Staatszwecks u. s. w. mit einigen Varianten, gezwungenen Accommodationen und klug ausweichenden Vorbehalten oder Retencenzen abgelenkert. Rec., so sehr er auch allen diesen Grillen oder naturwidrigen Hypothesen abgeneigt ist, gesteht gleichwohl, daß er die echten und unverhohlenen Consequenzen davon, welche man sensu strictiori das revolutionäre oder Jacobinische System zu nennen pflegt, gerade wegen der empörenden Resultate für noch weniger gefährlich hält, als dieses anscheinend gemäßigte, welches das verderblichste Gift durch den umgeworfenen Schleier nur desto leichter in das Gemüth eindringen läßt, Fürsten und Völkern gleich gefährlich ist, jene in der Idee bald zu Knechten, bald zu allwissenden und alles regierenden Göttern, die Unterthanen dann dem Scheine nach zu Herren, in der That aber zu vollendeten Sklaven macht. Was das für Principien sind, denen ihre Bekenner selbst alle Augenblicke widersprechen müssen, aus denen sie die nächsten Schlussfolgerungen nicht ziehen dürfen, so bald nur ein Rest von Verstand im Kopfe, oder von Redlichkeit im Gemüthe übrig bleibt! Recensent müßte ein Buch schreiben, das bey der äußersten Gedrängtheit zwey Mahl größer, als das anzuzeigende wäre, wenn er alle Irrthümer und Widersprüche, die in diesen Bemerkungen über den Staatsverein enthalten sind, anzeigen und widerlegen wollte. Er kann sich dieser Mühe um so mehr überheben, da mit dem Principe des Social-Contracts und delegirter Volksgewalt das ganze System zusammenfällt. Nur einige neue Dichtereyen und Accommodationen wollen wir bemerklich machen, um zu zeigen, wie dieses System, gleich einem Chamäleon, alle Augenblicke andere Gestalten annimmt,

und anders gedreht werden kann. Der Verf. redet vorerst von einem so genannten **primitiven Naturzustande der Menschen**, den er so umständlich beschreibt, als ob er ihn mit Augen gesehen hätte. Da soll der Mensch wild, rauh, scheu und ganz in sich zurückgezogen gelebt haben, und nur in Wäldern herumgezogen seyn; ohne Vernunft, ohne Moralität, und doch schon mit gemeinschaftlichem Eigenthum. §. 1. Endlich brach sich die Wildheit; es äußerte sich durch physische Bedürfnisse ein unwiderstehlicher Trieb zur Geselligkeit (warum denn erst so spät?); man trat aus dem primitiven Naturzustande heraus, und vereinigte sich in eine Gesellschaft, aber noch ohne Staatszweck. Das ist etwas Nagelneues. Es ist schon mehr als genug, daß man, laut unsern Büchern, den Naturstand, die Ordnung Gottes, einmahl verlassen haben soll; jetzt will uns dieser Hr. Sedlmayer gar zwey Mahl heraustreten lassen. Er mag sich hier dunkel die mannigfaltigen natürlichen Gesellschaften und Verknüpfungen gedacht haben, welche wohl, so lange die Welt besteht, die einzigen gewesen seyn dürften, und ohne welche der Mensch nicht existiren kann. Aber in denselben soll, nach seiner Meinung, immer noch allgemeine Freyheit und Gleichheit, geherrscht haben, und es hätte weder Obere, noch Untere, auch keine Richter, gegeben: als ob z. B. das Haupt einer Familie nicht ein Oberer wäre, und die Gerichtsbarkeit in etwas anderem, als in Hülfsanrufung und unparteyischer Hülfleistung von Seiten eines Oberen, bestände! "Verschiedene Neigungen u. s. w. trübten den friedfertigen geselligen Stand" (als ob diese verschiedenen Neigungen späterhin aufgehoben wären!); "auf das göttliche, Jedem ins Herz geschriebene, Gesetz achtete man nicht, weil es mit keinem Zwange verbunden war". S. 8.

(Dieses Gesetz wird also hier nun doch anerkannt. Gut! Gut! Gott, wie übel wären wir daran, wenn dasselbe nicht noch jetzt von den meisten Menschen in den meisten Fällen freiwillig befolgt würde! wenn wir bloß auf menschliche Gesetze, die den Wenigsten bekannt sind, und auf den Schutz des Staats beschränkt wären!) Nun soll man eine künstliche, verabredete Staatsgesellschaft gebildet haben (die juristische, wie Kant sie seltsam nennt, bloß des Rechtes, d. h. der Prozesse wegen, gestiftete); die Vernunft hätte die Unterwerfung angerathen (und doch unterwirft sich Niemand, wer nicht muß); die Staaten hätten sich nur allmählich gebildet (und doch sey kein Volk auf dem Erdboden je ohne Staat angetroffen worden (S. 11)). Solche künstliche Staaten seyen das untrügliche Mittel, seine unveräußerlichen Rechte unverletzt zu erhalten. (Warum treten denn die Fürsten nicht auch in einen solchen Staat, und finden es besser, ihre unveräußerlichen Rechte selbst zu beschützen? warum vertheidigt sich jeder Mensch, so lange er kann?) In die künstliche Frage von der besten Staatsverfassung, dem so genannten Staatsgesellschaftsvertrag (pactum ordinationis), läßt sich der Verf. kluger Weise nicht ein, sondern hilft sich mit dem bekannten Widerspruch von Pope heraus. S. 24. Diese Constitution könne einseitig weder von dem Volke, noch von dem Herrscher gebrochen werden; auf den Fall aber, daß letzteres gleichwohl geschehe, gibt er uns den Trost, daß es völlig gleichgültig sey, ob die Einwilligung des Volks auch hier, so wie bey der Unterwerfung, erst hinterher und stillschweigend hinzukomme. Der Oestreichischen Regierung wird bey diesem Anlaß S. 27 das Compliment gemacht, daß sie sich nie erlaube, Fundamentalgesetze, Grundverträge, Provinzialverfassungen u. s. w. zu verletzen. In die

Wahrheit dieser Behauptung wollen wir hier nicht eintreten, noch an die Zeiten von Joseph II. erinnern; allein auf jeden Fall sind das nicht Verträge, die bey Gründung oder Einrichtung des Staats gemacht worden, sondern Privatrechte einzelner Individuen oder Corporationen, die ohne allen Vertrag bloß nach der natürlichen Gerechtigkeit respectirt werden sollen, und ohne die neueren falschen Staats-Doctrinen auch wohl ganz gewiß weit mehr wären respectirt worden. Dieser Heiligkeit der Verträge ungeachtet behauptet der Verf., daß die äußere Religion, mithin die ganze Kirchenverfassung, bloß eine Angelegenheit des Staats sey; und das wird in einem katholischen Staate gesagt. S. 33. Auch hat er eine andere Aushülfe, welche wir noch bey keinem Bekenner dieser Principien gelesen haben, um den Versuchen zu ihrer Realisirung zuvor zu kommen, oder den Verdacht solcher Absichten von sich abzuwenden. Er sagt nämlich S. 28, es sey sehr gefährlich, wenn sich die Willkühr, die Opinion, der Gelehrten in den Nationalwillen eindringen, und positive Verfassungen nach ihren glänzenden Idealen (uns scheinen sie nichts weniger, als glänzend) umzuformen suchen. "Sie sollen nicht ihren Privatwillen zum allgemeinen erheben". So weit ist es durch falsche Wissenschaft gekommen, daß Staatsrechtsgelehrte selbst ihren eigenen Grundsätzen nicht trauen, und ihnen die Anwendbarkeit auf das Leben absprechen. Sonst hatten doch überall die Gelehrten in den Dingen, welche sie vorzüglich verstanden, Ansehen, Einfluß, und fanden gern Glauben; aber dann trugen sie auch wahre, vernünftige und mögliche Lehren vor. Sie wußten besser und gründlicher, was Andere nur dunkel fühlten. Welch eine verkehrte Welt, wo hingegen das Volk klüger ist, als seine Gelehrten, wo man von Menschen aus den

niedrigsten Ständen oft richtigere staatsrechtliche Begriffe und Urtheile hört, als von den sich weise Dünkenden, qui prae caeteris se se sapere profitentur! Jene sehen den Fürsten als einen großen Herrn an, oder wenigstens als den Obersten, der keinen Höheren über sich habe, und der, wie andere Herren, durch sich selbst oder durch die Natur vorhanden (von Gott geschaffen) sey. Die Rechte und Verbindlichkeiten zwischen ihm und ihnen beurtheilen sie nach dem natürlichen, ins Herz geschriebenen, Gesetz, oder nach besondern Versprechungen; in seine eigenen Geschäfte mischen sie sich nicht; aber sie fordern von ihm, daß er sie nicht beleidige, und danken ihm, wenn er ihnen noch dazu mit seiner Macht nützt, ihnen in streitigen und nichtstreitigen Dingen menschenfreundliche Hülfe leistet. Ihrer Seits halten sie sich ebenfalls zur Gerechtigkeit und zu Liebespflichten verbunden, letztere aber freiwillig, und so weit es in ihrem Vermögen steht. In der Vereinigung von beidem scheint ihnen zugleich das Ideal eines vollkommenen Staates zu liegen: ein Ideal, das nicht schwer ist, und leicht realisirt werden kann. Verdiente dieser Gedanke nicht, einft von einem wahren Gelehrten in seiner Reinheit ergriffen, geprüft, entwickelt zu werden? Welch eine neue Welt von Wahrheiten müßte sich nicht da öffnen, von denen man kaum begreifen würde, daß man sie vorher nicht erkannt habe! O, wie die einfache göttliche Wahrheit immer so nahe vor Augen liegt, und doch so selten beachtet wird! Man überfieht das bescheidene Weischen, das am Wege blüht, um in naturwidrigen und herzlosen Sophisterei Dornen und Disteln zu suchen. Wird man nicht bald auch in der Staatswissenschaft sagen können: "Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen". Hat nicht be-

reits die Natur alle jene künstlichen Theorien Lügen gestraft? oder, wie die Alten sich ausdrücken, „hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht“? Doch wir kehren zur Anzeige des Buchs zurück. In Ansehung des Staatszwecks, worüber ein Jeder seine eigene Grille aufstellt, hat der Verf. wieder eine gar bequeme Vereinigungsmethode. Derselbe bestehe nicht in Sicherheit, nicht in Freyheit, nicht in Cultur und Glückseligkeit allein, sondern in allem zusammen. S. 47. In dem außerbürgerlichen, bloß geselligen, Naturstande soll aber der Wirkungskreis für die Ausbildung des Verstandes zu enge gewesen seyn! Demnach hätten wir seit Erschaffung der Welt unsern Verstand nicht ausbilden können, denn ein bürgerlicher Zustand in dem neuen Sinne, den man jetzt mit diesem Worte verbinden will, hat noch nie existirt. Unter den staatsbürgerlichen Rechten S. 31 ff. begreift der Verf. nur angeborne Menschenrechte, wie Leben, Eigenthum, körperliche und geistige Kräfte u. s. w. Aber diese Rechte sollen und können unter allen möglichen Verhältnissen respectirt und gehandhabt werden; eigentlich staatsbürgerliche Rechte (wenn einst eine Bürgerschaft existirte) wären ganz andere. Die staatsbürgerlichen Pflichten werden S. 37 ff. gar rührend und herzbrechend aufgezählt. Sie fordern Vaterlandsliebe, Liebe und Treue zu seinem Souverän — Anhänglichkeit an die Verfassung, wenn sie auch alle Augenblicke nach dem Zeitgeiste abgeändert werden sollte, unbestimmte Personal- und Realdienste, Beyträge an allen physischen und moralischen Kräften, Aufopferung von Gut und Blut, über welches alles das Staats-Oberhaupt zum Behuf des Staatszwecks zu disponiren habe. Das wäre denn das unrieglische Mittel zur Garantie der natürlichen und erworbenen Rechte. Uns fällt dabey

das *lucidum intervallum* des J. J. Rousseau ein, welcher, nachdem er selbst den *Contrat social* und die Abtretung aller Privatmacht, alles Privattheils an den allgemeinen Volkswillen docirt hatte, gleichwohl nachher ausruft: *Les sujets donnent donc leur personne à condition qu'ils donnent aussi leurs biens; je ne vois pas ce qui leur reste à conferver. Il n'y a nul dedommagement possible pour quiconque renonce à tout.* Ist das nicht das schneidendste Argument gegen sein eignes System und gegen das ganze pseudo-philosophische Staatsrecht? O, daß uns alle Götter vor einer solchen Hobbesianischen *civitas*, Rousseauianischen Pantocratie oder Kantianisch-juridischen Genossenschaft fernerhin bewahren mögen! Wie kann man übrigens einem Souverän oder einer Verfassung anhänglich seyn, wenn man vorerst nach solchen Principien jenen für einen Usurpator, diese für natur- und vernunftwidrig ausgibt? Erst in dem künstlich geschaffenen Staate soll es Herrscher und Beherrschte geben. S. 42. Die höchste Gewalt ist Alles in Allem, und nur durch den Staatszweck begrenzt. S. 51. Sie soll aber nicht getheilt werden können: darin geht der Verf. von Montesquieu und seinen Jüngern ab. Der Wille des Regenten ist der allgemeine Wille, und mit dem Willen der Unterthanen eines und dasselbe. S. 53. (Echt-Hobbesianisch). Unter den Rechten der höchsten Gewalt zählt der Verf. vier Gewalten auf, nämlich die aufsehende, die verfügende oder gesetzgebende, die richterliche, und die vollziehende. Uns scheinen alle diese und noch viel mehrere Gewalten nur Aeußerungen einer und eben derselben natürlichen Freyheit, und alle durch fremde Rechte begrenzt zu seyn. Man könnte dergleichen Gewalten durch Spaltung der Begriffe noch

eine unendliche Zahl schaffen; und es wäre unterhaltend, zu zeigen, welche Cumulation von Gewalten jeder Mensch auf dem Erdboden tagtäglich ausübt. Jene aufsehende Staatsgewalt soll sich über Alles und Jedes erstrecken, nicht nur über die Bevölkerung, sondern auch über das Vermögen und die Habe aller Staatsgenossen, über alle Handlungen und Natur-Producte; Aufzählung von Korn, Vieh u. s. w. — Conscriptionen aller Art. Also ein ewiges zweckloses Tabelliren. Warum lassen die neuen Statistiker nicht auch alle Hunde und Katzen, alle Mäuse und Ratten aufschreiben, um etwa das notwendige Verhältniß zwischen beiden bestimmen zu können? Handlung, Gewerbe und Ackerbau sollen vorzüglich von einander ausgeschieden werden, und Keinem beides zusammen erlaubt seyn. S. 78. Demnach wird auch kein Fabrikante, kein Handwerker mehr seine Producte selbst verhandeln dürfen. Wie doch unsere heutigen Wissenschaften in lauter Spaltungen und Trennungen bestehen, und diese dem Mangel an reellen Einsichten zum Deckmantel dienen müssen! Unter eben diese Aufsicht soll gehören, daß kein anderer Mensch, keine Corporation, Etwas beaufsichtige. Der Unterthan dürfe kein Hoheitsrecht ausüben. Es sey widersprechend, Unterthan und Herrscher zugleich seyn zu wollen. S. 88. Freylich gegen die nähmliche Person, aber nicht gegen andere. — Ist nicht fast jeder Mensch gegen die einen in einem dienstbaren, gegen die andern in einem herrschaftlichen Verhältniß, gegen die dritten in keinem von beiden? Steht er nicht in allen möglichen menschlichen Verhältnissen zugleich: in dem außergeselligen gegen seines gleichen, mit denen er keine besondere Verknüpfung hat; in dem geselligen bald als Oberer, bald als Untergebeuer, bald, jedoch seltener, als Mitglied

irgend einer Corporation. — Was sind übrigens jene Hoheitsrechte? Uns scheint, und wir vertrauen uns zu beweisen, es gebe kein einziges, welches nicht im kleineren Kreise von jedem Menschen ebenfalls ausgeübt werde: und damit sollte man ja doch zufrieden seyn. — Von der Gesetzgebung, welche sich ebenfalls über alle Personen, Sachen und Landungen erstrecken soll, dergestalt daß Gott und andern Menschen gar nichts zu regieren übrig bleibt, werden S. 80 ff. so mannigfaltige Regeln aufgestellt, daß nach denselben, so lange die Welt steht, noch kein gutes Gesetz hätte gegeben werden können. Das *πρωτον ψευδος* aller dieser wunderlichen Doctrinen, dieser aufgehäuften Schwierigkeiten, liegt darin, daß man die natürlichen (göttlichen) und die menschlichen Gesetze stets mit einander verwechselt, und daher den letztern die Eigenschaften der erstern zuschreiben will. Jene allein sind **allgemein-nothwendig, ewig und unabänderlich, indispensabel** u. s. w.; sie brauchen nicht gegeben zu werden, sondern sind bereits vorhanden und Jedermann bekannt. Die menschlichen Gesetze hingegen, Formen, die man zu natürlichen Befugnissen hinzufügt, verbindliche Willensäußerungen über eigene Sache oder über gewisse Gegenstände, gehen nicht alle Menschen an; sie sind nicht absolut nothwendig, durch Umstände bedingt, abänderlich, wie der Zweck und der Wille der Menschen; jeder Urheber derselben kann davon dispensiren. Dergleichen Gesetze aber werden nicht nur von den Landesherren, sondern auch von andern Menschen und Corporationen gegeben, wenn auch letztere nicht so viel Aufsehen machen, und bisweilen mit andern Nahmen, als da sind: Verordnungen, Reglements, Instructionen, Statute, Publicationen, Bekanntmachungen u. s. w., getauft werden. Unserm Verf. ist zwar diese letz-

tere Bemerkung selbst aufgefallen, nach welcher die ganze Erfahrung seinen Sätzen widerspricht; aber dann hilft er sich mit der Wendung heraus, daß dergleichen Privatgesetze oder verbindliche Willenserklärungen nur aus Sorglosigkeit von Seiten der Fürsten, oder aus ihrer Zulassung und in ihrem Rahmen geschehen: gleichsam, als ob alle Einwohner eines Landes Staatsbeamte wären. „In den geharnischten Zeiten des Faustrechts hätten sich die Regenten um dergleichen Gesetzgebung wenig bekümmert“. Gott sey Dank! ist es großen Theils noch so; und übrigens können wir nicht finden, daß unsere Zeiten, wo die ganze Welt Krieg führt, weniger geharnischt seyen. Privilegien gibt zwar der Verf. zu, und er sagt darüber manches Gute; sie sollen aber nicht mehr beschützt werden können, so bald der veränderte Zeitgeist ihnen widerspricht. S. 138. Was ist denn dieser Geist der Zeit, als gewisser Herren eigener Geist? und sollte man nicht vielmehr von der Geisllosigkeit unserer Zeit sprechen können? Der Abschnitt von der richterlichen Gewalt, S. 144 . . . 180, scheint uns noch am erträglichsten behandelt. Er ist ziemlich reichhaltig, und fast alles darin wahr, wenn auch nicht aus den rechten Gründen hergeleitet. Doch dürfen manche Behauptungen, wie z. B. die von der angeblich verbotenen gerechten Selbsthülfe, daß der Fürst nie selbst richten solle, und die absolute Nothwendigkeit der Instanzen, noch eine Berichtigung verdienen. Unter der vollziehenden Gewalt endlich versteht der Verf. die Polizeygewalt — die Criminalgewalt — die Militärgewalt und die Finanzgewalt. Die erste kann doch nur gezwungener Weise eine Vollziehung von Gesetzen genannt werden; die zweite gehört eben so gut unter die Gerichtsbarkeit — und wie man die

Finanzverwaltung, die Disposition über eigenes oder auch über anvertrautes Geld, eine Vollziehung von Gesetzen nennen könne, vermögen wir noch weniger zu begreifen. Was die Polizey, deren Grenzen zu bezeichnen zwar noch Niemanden geglückt habe, nach dem Verf. alles zu leisten hat, das geht über alle Begriffe. Der Schöpfer der Welt hat wieder nicht so viel zu regieren, als diese Polizen. Unter andern bekämpft sie auch den Aberglauben, verscheucht die Finsterniß, hellet auf, und duldet keine Müßiggänger. S. 189. Wenn aber der Müßiggänger Niemand beleidigt, wenn er reich genug ist, um müßig gehen zu können, soll man ihn auch ausrotten oder zur Arbeit anhalten? Uebrigens zweifeln wir, daß man Aberglauben und Finsterniß nur durch Polizey-Beamte verscheuchen könne. Bey der Criminalgewalt gründet der Verf. das Recht, zu strafen, auf den Staatsvertrag. S. 202. (Was es doch für eine bequeme Aushülfe ist, alles, wovon man den natürlichen Grund nicht anzugeben weiß, auf den Staatsvertrag zu gründen.) Gegen die Todesstrafen hat der Verf. zwar viele Einwendungen, doch will er sie zuletzt, wenn die Noth- oder die Sanction der Staatsgesetze es erfordern, gelten lassen. S. 207. Auch Begnadigungen gibt er zu, doch nur als ein Vorzug des Throns; uns hingegen scheint, daß jeder Mensch, der in eigenem Nahmen straft, auch zu verzeihen, d. h. zu begnadigen, von seinem Rechte nachzulassen, befugt sey. Wenn also die Fürsten nichts anderes ausüben, als was andere Menschen im Kleinen auch thun, so ist das kein Vorzug des Throns. Daß endlich der Verf. bey der Militär- und Finanzgewalt dem Staats-Oberhaupte das Recht zuspreche, über Personen und Güter der sogenannten Staatsgenossen zu disponiren, die Art-

des Dienstes einseitig zu bestimmen u. s. w., ist nach seinen Principien ganz consequent. Diesem angeblich philosophischen Staatsrechte verdanken wir auch den Grundsatz, daß die Einnahmen sich nach den Ausgaben richten sollen, statt daß vormahls die Ausgaben sich nach den Einnahmen richten mußten, wobey Fürsten und Völker sich beide besser befanden. "Domainen sollen bey der Gründung des Staats dem Souverän angewiesen worden seyn; sie seyen ein Eigenthum der Nation" u. s. w. S. 242. Unser Werk will endlich gar noch, wiewohl unter gewissen Verwahrungen, die Güter milder Stiftungen, öffentlicher Anstalten ic. zum Staatseigenthum machen, und dem Regenten das Verwaltungsrecht zusprechen. Corporationsgüter sollen also nicht mehr Eigenthum dieser Corporationen seyn, noch von ihnen verwaltet werden! Wer wird noch Legate ad pias causas verordnen, wenn von den Gelehrten selbst solche Principien aufgestellt werden, und durch sie zuletzt auch in die Ministerien eindringen?

Doch genug von diesem Werke, welches sich so gutmüthig ankündigt, welches auch noch weniger trocken ist, als manches andere von ähnlichem Geiste, dessen Verfasser sich so oft selbst citirt, und stets genöthiget wird, seine eigenen Sätze durch mancherley Ausnahmen und Protestationen zu mildern, oder aufzuheben. Es sey uns erlaubt, nur mit einer kurzen Betrachtung zu schließen. Soll eine Grille, die vor 160 Jahren von einem durch Melancholie verrückten Kopf (Hobbes), wahrlich nicht zu Gunsten der Völker, erfunden worden, die zeither unter unzähligen Varianten und Widersprüchen bald so, bald anders, gedeutet, gedreht, wunderlich accommodirt, bis zum Ekel ausgedroschen und wieder aufgewärmt wurde, die man uns bald, als angebliches Factum, bald als Hypothese, bald als Ideal aufdringen will,

und aus der gleichwohl weder mit redlichen, noch mit unredlichen Gesinnungen, weder mit richtigen, noch mit unrichtigen, weder mit ganzen, noch mit halben Consequenzen, nie etwas Gutes gezogen werden konnte — ewig fortdauern? Soll der Scandal nie aufhören, der uns am Ende zum Spott der Laien machen muß, daß die Gelehrten in einem der wichtigsten Theile der Jurisprudenz nicht einmahl über das Factum einig sind, auf welches er sich bezieht. Hat man etwa jene Grillen nöthig, um dasselbe in seiner wahren, von allem Unrecht gereinigten, Natur zu kennen? Wie Herrschaft und Dienstbarkeit rechtmäßig entsteht, wie gesellige Verhältnisse und Verknüpfungen aller Art sich bilden und wiederum auflösen: das sehen wir ja alle Tage vor Augen, nicht nur im Innern einer Familie, sondern auch in größern Kreisen einer Familie zu mehreren, und mehreren zu einer. Es geschieht nicht durch collective Zusammentretungen und Unterwerfungen, sondern durch individuelle, sehr verschiedene, Dienstverträge, die zuletzt durch nützliche Macht auf der einen, Bedürfniß auf der andern Seite, veranlaßt, und nichts weiter, als ein Austausch wechselseitiger Hülfleistungen sind. Die Geschichte liefert uns ferner viele tausend Beispiele, wie bloße Privatverhältnisse zu Staaten werden, und gewesene Staaten in Privatverhältnisse zurücksinken, bloß durch das erworbene oder verlorne Glücksgut der Unabhängigkeit oder vollkommenen Freyheit; und hätte man auch diese Erfahrung nicht: so würde uns schon die Vernunft a priori beweisen, daß, so bald es durch die Natur gesellige Verhältnisse, Obere und Untergebene, gibt (wie Manche gelehrt haben), auch nothwendig in jedem Verbande, bald früher, bald später, Einer der Oberste seyn muß, weil sich kein progressus in infinitum denken läßt: daß also der wahre Naturstand nicht nur Gesellschaften, sondern

auch Staaten enthält. Da haben wir also den Ursprung und die Natur der Staaten: sie entstehen, wie alle Verhältnisse, und sind nichts anders, als die höchste Gradation derselben, geschlossene und vollendete Menschenverknüpfungen. Wenn aber das Factum, eine einzige Modification abgerechnet, das nähmliche ist: warum soll die Regel des Rechts, die darauf anzuwenden, nicht mutatis mutandis auch die nähmliche seyn? Zwar findet Rec., daß, leider! auch das gesellschaftliche Privatrecht in unsern magern und geistlosen Naturrechts-Compendien äußerst dürftig abgehandelt sey. Man kannte von den Römern her nur das so genannte Civilrecht (das absolute, außergesellschaftliche Privatrecht, zwischen Unabhängigen fälschlich Völkerecht genannt), oder hat wenigstens nur dieses vorzüglich bearbeitet. Das nicht minder reichhaltige, fruchtbare und freundliche Gesellschaftsrecht wird auf die erbärmlichste Art bloß mit der Ehe u. dem Verhältniß zwischen Hausherrn und Diener (dem Pufendorfschen jus oeconomicum) in ein paar Linien abgefertigt, woben dann noch häufig die absurdesten Sätze vorkommen, u. man unter dem vielumfassenden Wort Diener nur Römische Sklaven zu verstehen scheint. Aber bey dem allen ist doch das gesellschaftliche Privatrecht noch weniger schlecht abgehandelt, als das Staatsrecht, welches nur die Anwendung des erstern auf unabhängige Societäts- u. Dienstverhältnisse ist. Man pflegt von jedem Privatherrn zu sagen, er habe nur über seine Sache zu befehlen, und über keine andern Handlungen zu gebieten, als die man ihm oder den Seinigen natürlich oder vertragmäßig schuldig sey. Dagegen ist seit der Entstehung des wissenschaftl. Naturrechts ein ewiges Wanken und Schwanken, worauf man die landesherrl. Rechte gründen, und nach welcher Regel man sie begrenzen solle. Guter Gott! wie konnte man doch nicht darauf fallen, sie aus der nächsten, vor Augen liegenden, Quelle herzuleiten, nähmlich aus ihren eignen

Rechten, aus allgemeinen Menschenrechten, die ihnen so gut als den übrigen Sterblichen zukommen, und aus erworbenen Privatrechten: mit andern Worten, aus Freyheit und Eigenthum. Und nun die Schranken.— Liegen sie anderswo, als in dem, was alle menschliche Freyheit beschränken soll, in fremden Rechten? Ist der Despotismus etwas anders, als was man bey Privatpersonen Veldidigung heißt, eine Läsion von Seiten desjenigen, dem man nicht widerstehen kann, welches aber wahrlich auch unter Privatpersonen, aller gerichtl. Hülfe ungeachtet, sehr häufig der Fall ist; u. gerade aus diesem Grunde ist auch eine gute Rechtslehre so nothwendig. Man denke doch nur diesen einfachen Grundsätzen mit reiner Wahrheitsliebe nach, man sehe, um Einseitigkeit zu vermeiden, zum bloßen Rechte die gewöhnlichsten wechselseitigen Liebespflichten hinzu: und man wird finden, welches neues Licht in d. Wissenschaft aufgeht, wie diese Lehre einerseits die Existenz und die wahren Rechte der Fürsten unerschütterlich gründet, anderseits die rechtliche Privatfreyheit der Unterthanen triumphirend rettet, u. daher beiden willkommen sehn wird; wie sie das lange gesuchte Problem befriedigend auflöst, Theorie und Praxis, Vernunft u. Erfahrung, Idee und Geschichte, Staatsmänner und Gelehrte, mit einander vereinigt. O! möchte es der Rec. erleben, daß diese Ideen einst von wahren Gelehrten geprüft, nach überstandener Probe consequent und fruchtbar entwickelt, durch mancherley Hülfswissenschaften illustriert, allgemein verbreitet würden, u. mittelst dessen in Kopf und Herz der Menschen übergingen! Dann will er mit einem alten Weisen sagen: "Nun, Herr! laß deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deine Herrlichkeit gesehen"; sie haben gesehen, daß die Ordnung Gottes und der Natur auch in der Wissenschaft triumphirt, und über finstere, drückende Menschengrillen gesieget hat.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 18. Junius 1810.

Göttingen.

Bey den neulichen Bestrebungen, die Redekunst
 schnell empor zu bringen, war es zwar überhaupt
 nicht auf eigentliche Redekunst abgesehen, sondern
 auf einen guten mündlichen öffentlichen Vortrag,
 wie dazu auf einigen unserer Academien eine dien-
 liche Einrichtung könne getroffen werden; etwa
 wie bereits für den Kanzelvortrag gesorgt ist, so
 daß er einen Theil der theologischen Studien aus-
 macht. Aber man mußte bald finden, daß der
 Catheder-Unterricht der Rednerkunst hierzu bey
 weitem nicht zureicht; daß auf fleißig und viel-
 besuchte Uebungstunden das Meiste ankömmt, und
 daß bereits Vieles, zur Vorbereitung, vorausge-
 gangen seyn muß. Unter diesem Vielen ward auch
 das Lesen der alten classischen Redner genannt.
 Hier drang sich aber eine allgemeine Wahrnehmung
 auf, wie sehr bisher das Studium der letztern über-
 haupt, selbst unter den Humanisten, vernachlässigt
 worden ist, die sich lange Zeit her fast ganz auf die
 Dichter, letzter auf die Tragiker, eingeschränkt

hatten. Hr. Prof. Wunderlich, mit allem Eifer und Muth ausgerüstet, übernahm es, Griechische Redner zu erklären: aber nun fehlte es an käuflichen guten Handausgaben; er entschloß sich also, selbst einen Abdruck von den beiden berühmtesten Reden zu besorgen, der für die Bürgerkrone gehaltenen des Demosthenes, und der vorangegangenen Anklage des Aeschines. Einen bloßen, nicht vorher berichtigten, Abdruck zu liefern, konnte er sich aber auch nicht entschließen: so war also ohne eine critische Berichtigung von der Sache nicht zu kommen. Auf diese Weise erhielt der Abdruck einen höhern Werth, und Hr. W. ein Verdienst mehr durch critische Berichtigung, die doch durchaus nicht weiter gehen durfte, als so weit der Zweck des Gebrauchs verlangte. Die Aufschrift ist: *Demosthenis Oratio pro Corona. Aeschinis in Ctesiphontem. In usum praelectionum. recensuit Ern. Car. Frid. Wunderlich, Professor philol. in Acad. Gotting. Ben. Dieterich, 1810. Octav.* Jede dieser beiden Reden ist wieder einzeln, mit eigenem Titel, gedruckt. Beiden ist eine gemeinschaftliche Vorrede vorgefetzt S. I . . . L. Der Text des Demosthenes S. I . . . 106, 7, 8, und vom Aeschines S. I . . . VIII, 1 . . . 232, mit einem Blatt Errata: denn bey einem Druck dieser Art, während der Vorlesung selbst, und zwar von einem Griechischen Buche, ist es fast unmöglich, Druckfehler, Verbesserungen und Zusätze zu verhüten: doch sind ihrer beym Aeschines weit weniger, da der Seger sich besser in sein Geschäft mag eingearbeitet haben. Indessen die Hauptsache macht ein deutlicher, lesbarer, so gut als möglich richtiger Druck; veranstaltet nach der Reiskischen Ausgabe, mit Ausbesserung dessen, was Reiske sich zu dreist darin er

laubt hat; mit der gehörigen Erinnerung unter dem Texte, an der Stelle, da es geschehen ist, und nach welcher Autorität es geschehen sey; es sind kleine Verbesserungen, aber diese machen eben das, was man einen richtigen Text nennt, aus, und entfernen die Anstöße bey dem Lesen des Ganzen. Da die Erklärung des Einzelnen bey einer Handausgabe dieser Art dem Lehrer selbst überlassen seyn muß: so bleibt hingegen für den Herausgeber eine unerläßliche Pflicht, im Allgemeinen vom Ganzen der Schrift eine Uebersicht voranzusetzen, die diejenigen, welche der Erklärung des Einzelnen folgen sollen, in den Stand setzt, den Fortgang und Zusammenhang des Ganzen beständig vor Augen zu behalten. Freylich liegt es außerdem dem Lehrer selbst ob, immer wieder bey jeder Lectio an die allgemeine Verbindung, und den Zusammenhang mit dem Nächsten, zu erinnern: denn dem Lehrer, als Interpreten, kann kein größerer Vorwurf gemacht werden, als daß er immer nur die einzelnen Stellen liest und nach seiner Art durchgeht, aber den Faden des Zusammenhangs nie festhält, und glaubt, mit Erklärung einzelner Wörter, Phrasen und Critiken habe er sein Werk geleistet. Die der Demosthenischen Rede vom Hrn. Prof. W. vorgesezten Prolegomena machen daher einen schätzbaren Theil der Ausgabe aus; sie geben die Uebersicht von der Sache und vom Zwecke beider Reden. Gern glauben wir, daß derjenige, welcher beide Reden, jede für sich, hat erklären hören, wenn er sich hinsetzt, und die Rede des Aeschines, als Anklagsrede, zuerst, und dann die Vertheidigungsrede des Demosthenes liest, an Einsicht des Ganges und des Geistes beider Reden gar sehr gewinnen muß. — In der vorgesezten praefatio editoris wird, nach einer allgemeinen Be-

trachtung über den Kreislauf menschlicher Dinge, da auch die Griechischen Redner jetzt wieder in Betrachtung kommen, der Zweck und Plan dieser Ausgabe angegeben, wie bereits vorhin ist gemeldet worden; die Mängel der Keistischen Behandlung in der Ausgabe der Griechischen Redner werden auch hier wieder scharf gerügt. Wie viel sich bereits durch richtigere Interpunction und Absonderung der Theile der Sätze zur Berichtigung und zur Deutlichkeit beitragen lasse, wird mit Beispielen bewiesen; weiter, in einem Anhang, die Unvollständigkeit der Auszeichnung der Lesarten in ältern Ausgaben, wie sie Keiske angestellt hat; weiter hin, besonders im Aeschines, wird sie auch auf Taylor ausgedehnt, geht dabey bis in die offenbaren und kleinsten Schreib- und Druckfehler. Daß für diejenigen, für welche diese Ausgabe zum Gebrauch bestimmt ist, alles dieses keinen Werth habe, läßt sich denken; eher könnte es abschrecken. Daß aber diese critischen Kleinigkeiten für einen Gelehrten, der den Text rein und richtig liefern will, nichts Verächtliches seyn dürfen, versteht sich; ihre Auszeichnung legt wenigstens die Genauigkeit dar, mit welcher er verglichen hat. Einige Bemerkungen dieser Art können auch vielleicht ihren Nutzen für genaueres Studium der Declamation haben, z. B. die Apostrophe. Ehe wir aber an diese kommen, ist zu wünschen, daß erst das Talent und die Kunst des Redners besser, als noch geschehen ist, entwickelt werden möge. Beyläufig geräth er auf Fälle, wo er den neueren Lehrern von Attischen Feinheiten, besonders über die Zeitbestimmungen, Manches entgegen stellt, wie S. XV f.; und so führt immer Eines weiter auf das Andere; es sind also eine Menge einzelne

97. St., den 18. Jun. 1810. 965

Stellen berichtigt, vertheidigt oder erläutert, besonders in der Anordnung und Gegenstellung der einzelnen Theile der Perioden.

Leipzig.

Universal-Lexicon der Handlungswissenschaften; bearbeitet nach *Savary*, verfasst von *Moses Israel*, *Friedrich Heusinger* und *Casp. Ihling*. Erster Theil. A. . . Bank. Bey *Heinr. Gräff*. 1809. XIV und 604 S. gr. Quart.

Unser Zeitalter, das so manche litterarische Mißgeburt erzeugt, und besonders eine Menge oft zweckwidrig ausgeführter Compilationen in den Deutschen Buchhandel bringt, läßt deren Verfasser oft selten zu Athem kommen, weil die Macht des Schicksals es will, die Federn eines großen Theils der Deutschen Schriftsteller zu beschäftigen, damit sie auf diesem litterarischen Wege Mittel finden, ihre etwanige Subsistenz durch die Beselust ihrer Landsleute zu sichern, welche durch die Gewalt der Zeitumstände zum Theil dahin gebracht sind, im abnehmenden Glanze ihrer wirkenden Kraft zu erscheinen. So dachte der Rec., als er den ersten Theil des vorliegenden Werks zur Hand nahm, um den Inhalt und Werth desselben unsern Lesern anzuzeigen. Indessen überzeugte er sich bald, daß die Ausführung desselben, so weit sie bis dahin erschienen, ganz von derjenigen verschieden sey, womit der gegenwärtige Deutsche Buchhandel, der ohnehin durch die jetzigen Zeitumstände keine vortheilhafte Ansichten darbietet, in der Regel von Messe zu Messe überschwemmt wird, ohne daß die Wissenschaften dabey das Mindeste gewinnen. Das Universal-Lexicon der Handlungswissenschaften

schaften scheint darin eine günstige Ausnahme machen zu wollen, indem es das bekannte Werk von Savary, Dictionnaire universelle de Commerce etc. (nach der Kopenhagener Ausgabe 1759 . . . 1765, 5 Bände Folio) nicht sowohl übersezt, als vielmehr zum Leitfaden gewählt hat, wornach alle hier vorkommenden Gegenstände nach den seit 50 und mehreren Jahren im Land- und Seehandel, — im Münz-, Maas-, Gewicht- und Wechselwesen, — in der Chemie und Naturgeschichte, in so fern diese Zweige auf die Waren- und Productenkunde Bezug haben, — kurz in allen Branchen der staats- und politischen Handlungs-Beziehung, entstandenen, oft sehr bedeutenden, Veränderungen bis auf die neuesten Zeiten mit glücklichem Erfolge ausgearbeitet, und alles das, was in der so eben erwähnten neuesten Ausgabe des Savary (die allerneueste Ausgabe dieses Werks, womit man gegenwärtig in Paris beschäftigt seyn soll, ist dem Rec. noch nicht vorgekommen), als für die dermaligen Zeiten nicht mehr brauchbar und völlig unnüz stehen blieb, weggesehritten worden. Durch dieses sorgfältige Bemühen, Kürze mit Gründlichkeit, das Wesentliche mit hinlänglicher Ausführlichkeit, das Neue mit der historischen Treue und Wahrheit, und die Darstellung des Ganzen mit der critischen Schärfe zu verbinden: Eigenschaften, welche alle in dem ersten Bande dieses Werks glücklich vereinigt sind, haben die Verfasser den ungetheilten Dank des mercantilschen Publicums, das durch Ludovici's Academie der Kaufleute, nach der jüngsten Schedelschen Ausgabe, Leipz. 1797 . . . 1801, 6 Bände gr. Octav, der häufigen Mängel wegen unmöglich befriedigt werden konnte, zu erwarten.

Eines Auszugs ist dieses Werk nicht fähig. Die eigentlichen Staatshandlungs-Artikel, wohin auch Münzen, Maße und Gewichte gehören, sind von dem Hof-Commissär Moses Israel in Memmingen; die der Naturgeschichte, Naturlehre, Technologie, Chemie, Physik und Pharmaceutik von dem Pfarrer Heusinger zu Eich a. b. R. in Franken; und die der Geographie, Geschichte, Gesetze, kaufmännischen Jurisprudenz u. von dem Doctor und Rector Johng in Memmingen abgefaßt. Durchgängig haben sie das Gepräge einer fleißigen Bearbeitung. Ueberall, wo es angebracht werden konnte, ist auf das französische metrische System Rücksicht genommen worden. Mehrere Druckfehler, besonders in den Zahlenangaben, die uns aufgestoßen sind, und die wir in der Anzeige derselben vermissen, werden wir bei der Anzeige des zweiten Theils, dem wir bald entgegen sehen, ausheben. Der Druck ist, seiner öconomischen Einrichtung ungeachtet, wirklich elegant, und das weiße Papier trägt nicht wenig dazu bei, auch den äußern Gehalt dieses Werks zu verschönern.

Paris.

(Fortsetzung der S. 936 abgebrochenen Anzeige des Tome cinquième der Galerie du Musée Napoléon etc. s. oben S. 935).

Die Kupferstiche sind folgende: Nr. 289. Die Abnehmung Christi vom Kreuze, von Rubens. Ein herrliches Werk, und vor Zeiten die schönste Zierde der Cathedrale zu Antwerpen. Den Liebhabern wird der vortreffliche Kupferstich von Lucas Bossermann nach diesem Gemälde bekannt seyn. 290. Eine Zigeunergruppe (halte des Bohémiens), von Sebastian Bourdon. 291. Die

Werkstätte eines Schreiners, von Rembrandt. Das Bild gehört zu den Meisterstücken Rembrandt's, und wird nur durch seine Ehebrecherinn übertroffen, welche gegenwärtig im Besitze eines Hrn. de la Fontaine ist. Die Anordnung ist sehr einfach. Eine Mutter sitzt, mit ihrem Säugling am Busen, in der Mitte des Zimmers. Eine Alte, vielleicht die Großmutter, betrachtet denselben mit liebevollen Blicken. Der Mann ist mit seiner Arbeit beschäftigt. Das Licht fällt in ganzer Stärke auf das Kind. Durch ein offenes Fenster sieht man in der Ferne eine Landschaft. 292. Eine anmuthige Gegend mit einem Flusse, von L. Swanefeldt. 293. Eine Alte, in einem Buche lesend, von G. Dow. 294. Eine 6 Fuß hohe Statue des Mercurus aus Pentelischem Marmor. 295. Das Abendmahl, von Phillip de Champagne. Man kann das Bild zu den besten Werken dieses Meisters zählen; allein die Sage, daß die Köpfe der Apostel Portraite seiner Zeitgenossen seyen, und daß der Judas dem berühmten Arnaud ähnlich sehe, ist eben so ungegründet, als das Märchen von dem Judaskopfe auf Vinci's Abendmahl zu Mailand. 296. David, als Harfenspieler, von Dominichino. 297. Eine Bauernstube, von Adrian van Ostade. Die treueste Nachahmung der gemeinen Natur. 298. Ansicht von Ponte Rotto zu Rom, von Vernet. 299. Eigenes Portrait von Giacomo Robusti, genannt Tintoretto. 300. Eine Statue des Sextus von Chäroneia, 6 Fuß hoch, aus Griechischem Marmor; ehemahls im Vaticanischen Museum. — (Diese Anzeige wird in einem der nächstfolgenden Blätter fortgesetzt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. u. 99. St.

Den 21. Junius 1810.

Halle.

Bey Hemmerde und Schwetschke: *Amos, über-*
setzt und erläutert, mit Befügung des Hebräi-
schen Textes und des Griechischen der Septuagin-
ta, nebst Anmerkungen zu letzterem, herausge-
ben von Johann Severin Vater, Doctor und
Professor der Theologie zu Königsberg. 1810.
 75 Seiten in Quart, und 2 Seiten Vorbericht.
 (Auch mit dem Titel: *Oracula Amosi. Textum et*
hebraicum et graecum versionis Alexandrinae
notis criticis et exegeticis instruxit, adjunctaque
versione vernacula edidit Joanes Severinus Va-
ter etc.)

Durch diese neue Bearbeitung des Amos gibt
 der gelehrte Verfasser dem Publicum einen schät-
 baren Beweis, daß auch bey seinen neuesten gelehr-
 ten Arbeiten anderer Art sein Eifer für ein gründ-
 liches Bibelstudium keinesweges erkaltet ist. Zu-
 gleich lehrt schon der Titel vorliegender Schrift,
 daß sie sich von den bisher gewöhnlichen Bearbei-

Z (4)

Meyer 6

tungen alttestamentlicher Schriften durch besondere Rücksichten unterscheidet. Es soll nämlich, nach dem Vorberichte, diese Ausgabe des Amos nicht bloß als eine Probe der Manier des Verf., die alttestamentlichen Sänge zu übersetzen, sondern auch als Probe einer Bearbeitung der so genannten Septuaginta angesehen werden. Hr. V. hatte über letztere öfter Vorlesungen gehalten, um zu dem Gebrauch dieses Hülfsmittels für das Studium des N. T., zu einem richtigen Urtheil über die LXX, und zur alttestamentlichen Critik anzuleiten. Jetzt wählte er, da die Gesänge des Amos einen besondern Reiz für ihn hatten, diese zu einer sorgfältigen Vergleichung der LXX mit dem Hebräischen Text, und vollendete solche, ehe er noch auf die ähnliche Vergleichung im Richhornschen Repertorium Bd. VI. aufmerksam ward. Er übersetzte und erläuterte nun diesen Sänge auch mit besonderer Rücksicht auf grammatische Schwierigkeiten, wie man sie bey den classischen Schriftstellern des Alterthums zu nehmen pflegt, ohne noch die Vorarbeiten neuerer Gelehrten über unsern Propheten vor sich zu haben; woben ihn dann, auch nach Benutzung derselben, manche Eigenthümlichkeiten seines Sanges zur Herausgabe dieser Bearbeitung bestimmten. Die Uebersetzung sollte sich so nahe, als möglich, an das Original anschließen; daher er auch z. B. die Wahl verschiedener Ausdrücke vermied, wenn das Original dasselbe Wort wiederholte. Die Anmerkungen sind für den Anfänger berechnet; daher auch Manches, z. B. in Hinsicht auf die Grammatik, bemerkt wird, was sonst übergangen wäre. Um aber auch den Anfänger zum gelehrteren Studium hinaufzuziehen, ward der Commentar zur Griechischen Uebersetzung Lateinisch geschrieben; wodurch

er zugleich für Ausländer mittheilbar ward, die, wie Hr. V., gewiß mit vollem Rechte, hofft, diesen, wie ihm dünkt, ersten Versuch eines exegetisch-critischen Commentars zur LXX (doch möchte Rec., außer einigen gelehrten Schleusnerischen Programmen von ähnlicher Tendenz, woben jedoch die critischen Rücksichten immer vorherrschend waren, an die *Observationes in Proverbiorum Salomonis versionem Alexandrinam. Scripsit Jo. Gottlob Jäger. Meldorpi et Lipsiae 1788. 228 S. 8.* als ein Werk von ähnlichem Zweck und ähnlicher Ausführung, erinnern; wenn gleich dieser Verfasser, aus Mangel an Kenntniß der dem Hebräischen verwandten Dialecte, über die Orientalischen Versionen und deren etwaniges Verhältniß zu den LXX nicht so instructive Bemerkungen mittheilen konnte, als Hr. V.) ihrer Aufmerksamkeit würdig finden werden. (Ob aber nicht zu diesem Zweck auch die Erläuterung des Hebräischen Textes, wenn auch nicht gerade die Uebersetzung desselben, hätte Lateinisch abgefaßt werden mögen, wodurch auch die Bearbeitung des Ganzen gleichförmiger geworden wäre? dieß will Rec. dem Verfasser bloß zu bedenken geben.) Uebrigens hat Hr. V. hier im Ganzen den Grabe-Breitingerischen Text der LXX abdrucken lassen, also meistens die Lesarten des Alexandrinischen Codex, eben weil der Vaticanische Text so gewöhnlich ist, daß sein Abdruck weniger Werth hatte. In Ansehung des Hebräischen Textes erklärt er sich, daß er alle andere Punctionen, die man etwa vorschlagen möchte, so bestimmt in den Rang der Conjecturen setzt, daß sie als solche unter, nicht in den Text, und also auch nicht einmahl in die Uebersetzung, gehören. Wenn er sie aber der Textes-

Lesart gleich achtete, hat er das Griesbachische Zeichen S dazu gesetzt, z. B. Kap. 8, 8., 9, 5., wo הַלֵּךְ statt הָלַךְ vorgeschlagen ist; wo sie aber Vorzug vor dem herkömmlichen Text haben, da gehören sie, nach seiner Meinung, in den Text. Endlich hat Hr. V. noch gesucht, bey dem Hebräischen Text unsere Art zu interpungiren, mit dem Gebrauch der alten Zeichen so zu vereinigen, wie man es bey den alten Classikern thut. Man findet hier nämlich, außer den Accenten, die als Interpuncti-
 onszeichen dienen, und außer den beiden Puncten zu Ende jedes Verses, noch das Fragzeichen bestimmt ausgedrückt, wo der Sinn es fordert; auch ist, z. B. 6, 11., von dem Exclamationszeichen Gebrauch gemacht, so daß unläugbar eben so die Interpunction des Hebräischen Textes an Bestimmtheit gewonnen hat, wie hier ein glücklicher Versuch gemacht ist, wo nicht, den Text selbst kritisch zu constituiren, doch die mit demselben vorzunehmenden Verbesserungen bestimmter anzudeuten. — Ueber die innere Oeconomie dieser Bearbeitung bemerkt Rec. nur noch, daß auf der linken Seite der Hebräische Text steht, unter welchem zunächst einige parallel zu setzende Lesarten oder merkwürdige Conjecturen angegeben sind; unter demselben der Griechische Text folgt, gleichfalls mit Bemerkung einzelner bedeutender Abweichungen; und unter diesem der kritisch-exegetische Commentar zu den LXX; daß dann auf der rechten Seite die Deutsche Uebersetzung als Text steht, und unter demselben die ihn erklärenden Anmerkungen. — Die rhythmische Deutsche Uebersetzung findet Rec. so weit schön, als es mit dem Streben nach Treue vereinbar ist,

ohne daß hier modernisirt wird, und ohne daß einzelne Härten, die dem Original eigen sind, hier unmerklich gemacht werden; und hierdurch sowohl, als durch größere Kürze in einzelnen Stellen, unterscheidet sie sich von der sonst sehr vorzüglichen **Dahlschen** Uebersetzung. Die lehrreichen Anmerkungen sind mehr ergänzend, mit Hinsicht auf frühere Bearbeitungen, oder rechtfertigend in Ansehung einzelner Lesarten oder Abweichungen, oder summarisch den Hauptgedanken andeutend, als ganz vollständig erläut. id. Die critisch = exegetischen Anmerkungen zu den LXX zeugen eben sowohl von vertrauter Bekanntschaft des Verf. mit dieser Version, als von der Gewandtheit und dem Scharfsinn desselben, sich die oft so wenig begreiflichen Abweichungen derselben vom Original zu erklären, und selbst eine dem Scheine nach ganz sinnlose Uebersetzung doch als erträglich darzustellen. Nur einmal, nämlich 6, 10., wo Hr. V. bemerkt: בירכתי expresse non est, war Rec. anderer Meinung, indem ihm der Uebersetzer den Ausdruck: אמר הבית אשר בורכתי הביח durch sein: ερη τοις προσεστη-κους της ομοιας, scheint haben ausdrücken zu wollen. Von einzelnen Winken für den Ausleger des N. T. können die Bemerkungen über die LXX zu 2, 4., 3, 6. zu Beispielen dienen. — Ähnliche Bearbeitungen anderer Bücher des N. T. von Hrn. V. werden eben so nützlich als willkommen seyn. Doch wünscht Rec., daß der Verf. sie auch mit kurzen Prolegomenen ausstatten möge.

Königsberg.

Wey Fr. Nicolovius: Können die Gutsbesitzer die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit wünschen? 1808. Octav.

Bei den vielfachen Reformen fast aller Deutschen Staats-Organisationen hat die Aufhebung der Patrimonial-Gerichte nothwendig mit zur Sprache kommen müssen. Dieser Gegenstand verdient die ernstlichste Aufmerksamkeit, indem die große Menge der zahllosen Verwicklungen und Verstümmelungen, welche in der Gerichts- und Polizeiverfassung der Länder sich bemerken lassen, in denen das Uebel der Patrimonial-Gerichte unter mannigfachen Modalitäten angetroffen wird, sich ohne Aufhebung dieser zweckwidrigen Institute nicht wegräumen läßt.

Der Regent allein hat das hoch wichtige Recht, Richter seiner Unterthanen zu seyn, und er übt es aus durch die von ihm verfassungsmäßig angeordneten Gerichte, die nicht von irgend einem Privatmann abhängen dürfen.

Das Wohl der Unterthanen erfordert eine kraftvolle und ungelähmte Handhabung der Justiz- und Polizeiverwaltung. Der Staat ist verpflichtet, sie zu leisten, und nur er kann sie gewähren.

Der Verfasser der obigen Abhandlung macht von diesen unbestreitbaren Grundsätzen eine sehr angemessene Anwendung auf seinen Gegenstand. Er untersucht die zwey Fragen: 1) ob von der Patrimonial-Gerichtsbarkeit eine zweckmäßige Rechtspflege zu erwarten? und 2) ob die Aufhebung seiner gerecht und nothwendig sey?

Einleuchtend und unverkennbar sind die Gründe, aus denen die erste Frage zu verneinen, die andere zu bejahen ist. Da man gleichwohl das den Römern völlig unbekannt gewesene und aus einem dunkeln Zeitalter verwirrter Verhältnisse übrig gebliebene Unwesen der Patrimonial-Gerichte mit allen seinen Nachtheilen bis auf unsere Tage fort dauern

sieht: so verdient eine wohlgelungene Zusammenstellung der Betrachtungen und Wahrheiten, vor denen jenes nicht bestehen kann, eine besondere Anzeige in unsern Blättern.

Gewöhnlich sind die Parteyen, mit denen es die Patrimonial-Gerichte zu thun haben, Gutseingefessene, die mit den Gutsherren täglich in Verhältnisse kommen, welche Vorliebe oder Abneigung erzeugen. Unwillkürlich nimmt die rechtlichste Gutsherrschaft Partey, und das hat den unlängbarsten Einfluß, wenn sie selbst das Gericht verwaltet. Thut sie aber auch dieses nicht, sondern hält einen Gerichtshalter, so wird die Sache dadurch um nichts besser. Die meisten Gerichtsherrn werden nämlich am liebsten zu Justitiarien die gefälligsten Leute wählen, von denen sie keinen Widerspruch zu erwarten haben. Diese, die Gerichtshalter, werden in der Regel den ihnen sehr einträglichen Ruf der Gefälligkeit nicht gern verscherzen; denn ihnen liegt viel, und wohl gar, zumahl wenn sie auf dem Lande oder in kleinen nahrungslosen Städten wohnen, alles daran, durch diesen Ruf der Gefälligkeit, Lenksamkeit und Nachgiebigkeit auch von andern Gerichtsherrn Justitiariate zu erlangen, die Patrimonial-Gerichtsverwaltung ihrer Nachbarschaft in ihrer Person zu vereinigen, und dadurch ein gewisses sicheres Einkommen zu gewinnen. Die Zahl der geraden und festen Menschen ist überhaupt nicht groß. Energie des Geistes und Characters ist selten, am seltensten bey Nahrungsorgen, und mit den Sorgen kleinlichen Erwerbs verträgt sie sich gar nicht. Da biegen die meisten ihre Grundsätze täglich nach ihren Bedürfnissen, nach ihrer Menschenfurcht, nach ihrer Eitelkeit.

Immerhin mögen die Geseze bestimmen, der Gerichtsherr solle sich, wenn er einen oder andern seiner Gerichtsfaffen vor seinem Patrimonial-Gericht belangt, alles directen oder indirecten-Einflusses auf solche Rechtsfachen enthalten. Immer werden solche Geseze unzulänglich seyn, und den beabsichtigten Erfolg nicht hervorbringen. Wenn durch sie auch jener Einfluß, in so fern er von der größten Art seyn möchte, abgehalten wird; — indirecter Weise bleibt er vorhanden, ist unvertilgbar, ist zu fürchten, und wird gefürchtet. Das untergräbt aber alles Zutrauen der Unterthanen zu der Obrigkeit, und vernichtet den Glauben an ihre feste Unparteylichkeit, auf welchen so unendlich viel ankömmt, auf dem öffentliches und Privatwohl in so großem Maasse beruhet.

Gegen Parteylichkeit, Einseitigkeit und Ueber-eilung bey Behandlung der wichtigen Geschäfte des Richters schützt am sichersten eine collegialische Behandlung der richterlichen Geschäfte. Diese aber ist auch nicht in einigem Maasse bey einer Gerichtsverfassung gedenkbar, wo man um zwanzig oder funfzig, mehr oder weniger, Thaler einen benachbarten Advocaten dingt, damit er jährlich etliche Mahl Gericht halte; wovon außerdem noch eine höchst schädliche Verzögerung der Justiz, und nicht selten eine gänzliche Vernachlässigung der Polizeypflege, die immer wachen und thätig seyn sollte, die Folge ist. So lange die Gerichtsverwaltung, selbst in einem und demselben Districte, unter zahllose Patrimonial-Jurisdictionen zersplittert ist, wird ein Heer von Zeit und Geld raubenden Requisitionen und Communicationen erforderlich, die nur von der Sportellsucht als eine Schatzgrube betrachtet werden

können, sonst aber in jeder Hinsicht verwerflich sind. Manches Dorf ist unter mehrere Gerichtsbarkeiten getheilt, und ein Zeugenverhör, welches in Einem Termin erledigt werden könnte, macht Verhandlungen vor mehreren Gerichtsstellen nothwendig.

Noch nachtheiliger und gemeinschädlicher sind diese und ähnliche Weitläufigkeiten in Criminal- und Polizeyfällen, welche Einheit, Eile, Zusammenwirken, Verschwiegenheit, Beharrlichkeit und Energie erfordern, wo bey eintretender Vernachlässigung nicht nur das Wohl Einzelner, sondern, was mehr und unendlich wichtiger ist, das Wohl des Ganzen gefährdet werden kann.

Den Justitiarien, die viele Gerichte zu verwalten haben, geht überdieß viele Zeit durch Hin- und Herreisen verloren, und der Landmann hat demnach zu befürchten, daß ein Proceß, der nicht an Einem Gerichtstage erledigt, sondern bis zum folgenden ausgesetzt wird, erst nach einem Viertel- oder halben Jahre wieder zur Verhandlung gelangt.

Dieser Zersplitterung der Justizpflege will der Verf. die vielen Personal-Exemptionen bemessen, indem man für unschicklich gehalten, Honorationen unter die Gerichtsbarkeit eines einzelnen Gerichtshalters zu stellen. Der Grund der privilegierten Gerichtsstände mag tiefer zu suchen seyn; immer aber wird die Rechtsverfolgung dadurch erschwert, und wo jene wegfallen, wird diese einfacher und schneller werden.

Fast nie sind bey Patrimonialgerichten schickliche Anstalten zu Verwahrung der Verbrecher, und die Registraturen werden auf eine sehr wenig angemessene Art aufbewahrt. Die dazu erforderlichen Kosten stehen mit dem, was die Gerichtsbarkeit ein-

bringt, in keinem Verhältniß, und werden gescheut, wenn der Besitz einer Guts- und Gerichtsherrlichkeit, wie nicht immer der Fall ist, nicht mit Gemeingeist und Gefühl der Pflichten gegen den Staat sich verknüpft findet, oder, welches nicht selten seyn mag, die anderweiten beschränkten Vermögensverhältnisse den Kostenaufwand nicht erlauben. Durch den Mangel jener Anstalten aber wird die Rechtspflege zuverläßig vereitelt. Verbrecher entfliehen, oder verlieren ihre Gesundheit; Verbrecher bleiben unentdeckt, wo Mühe und Kosten, die zur Entdeckung, Verhaftung und Ueberführung erforderlich sind, gern gespart, die Mißethäter nicht hinlänglich abgefondert, Collusionen begünstigt, und die Gelegenheiten, zu entfliehen, erleichtert werden. Diese Klagen gehen freylich nicht auf die kleineren Gerichte allein, wo ein Privatmann die Kosten hergeben und ein einzelner, nicht vollständig controllirter, Officiant die Mühwaltung übernehmen soll. Auch bey andern öffentlichen Behörden gibt es noch hin und wieder schlecht verwahrte Registraturen, Repositorien und Gefängnisse, wovon die Nachtheile, auch wenn sie nur Einzelne treffen, sehr groß und unersetzlich sind. Aber bey diesen öffentlichen Behörden ist unter einer aufmerksamen Ober-Aufsicht Verbesserung wahrscheinlich, die bey der unendlichen Menge, Kleinheit und Verschiedenheit einander durchkreuzender Patrimonial-Gerichte vernünftiger Weise nicht erwartet werden kann, wo der Aufmerksamkeit zu leicht entgeht, und allemahl zu viele, wahre oder gesuchte, Schwierigkeiten findet, was verbessert werden sollte.

Beu dem höchst einleuchtenden Anspruch der Staatsbürger auf Sicherheit und Gerechtigkeit ist es nicht zu verkennen, daß diese nicht, wie sie soll-

besitzern ihre eigne Gerichtsbarkeits-Verhältnisse haben, die auf die zweckwidrigste Weise durchflochten sind, und unter deren unabsehbarer Menge ein sehr großer Theil der Unter-Gerichtsbarkeit zersplittert ist. Der Staat, der die Pflicht auf sich hat, eine zweckmäßige Justizpflege zu gewähren, kann und darf diese hoch heilige Pflicht dem Interesse weniger Gerichtsherrn nicht aufopfern. Diese Pflicht gibt ihm das Recht zu der angemessensten Anwendung der Mittel, ohne welche die Pflicht nicht erfüllt werden kann. Wenn er zu dem Zweck die Gerichtsbarkeit, die ihm allein gebührt, und deren er sich nur in dem Zeitalter der Ohnmacht und Unwündigkeit entäußern konnte, wieder zurücknimmt, und sie unter seiner Auctorität zweckmäßig verwalten läßt; so gibt er nur einer moralischen Nothwendigkeit nach, er erfüllt nur die klarsten Forderungen der Gerechtigkeit.

Auch geht den Gerichtsherrn durch Aufhebung der Patrimonial-Jurisdiction nichts Reelles verloren. Daß sie baren Ueberschuß abwerfe, wird nie behauptet; und daß sie ein Ehrenrecht sey, kann nicht behauptet werden, so lange sie dem Gute anklebt, mit demselben für bares Geld erhandelt werden kann, und auf jeden Besitzer, auch den Blodsinnigen oder unter Curatel gesetzten Verschwender, übergeht. Wie sie nun in dieser Hinsicht als ein Nichts, als eine Förmlichkeit, erscheint, so kann sie auch gewiß nicht in allen Fällen als ein besonderes Privilegium betrachtet werden, und deßhalb mehrere Aufmerksamkeit verdienen. Mehrere Güter mögen sie bloß vermöge des Besitzstandes, und ohne eine Verschreibung darüber aufweisen zu können, ausüben. Sollte sie aber auch auf Privilegien beruhen,

so kann unmöglich dabey die Absicht gewesen seyn, durch solche Privilegien der erst erwähnten Pflicht, einer zweckmäßigen Handhabung der Gerechtigkeit, entgegen zu handeln. In Zeiten einer unvollständigen Gesetzgebung, einer zweifelhaften und willkürlicheren Auslegung und Anwendung der Gesetze, war der niedriacere Stand ohne Zweifel weit mehr, als jetzt, der Willkühr des Richters preis gegeben, und sicherer befand er sich in der Hand seines Herrn, als eines andern. Der Leib- und Gutsherr hatte ohnehin Rechte auf die Person, Ober-Eigenthum am Gute, und was er von beiden zu fordern haben mochte; in den Zeiten der Selbsthülfe war er befugt, sich dazu selbst zu verhelpfen.

Das alles stimmt nicht mehr in unsere Zeiten und Verfassungen, wo das Gesetz alle Unterthanen auf gleiche Weise in Schutz nimmt; die Gesetzgebung vollständiger und bestimmter, die Willkühr beschränkter, die Form fester ist; wo weit mehr von einem Richter erwartet werden darf, der in durchaus keiner Verbindung mit den Parteyen steht, als von dem, der Herren-Recht über sie ausübt.

Jene Voraussetzung fällt also weg, unter welcher Privat-Gerichtsbarkeit erlangt worden seyn kann, und hin und wieder auch verliehen seyn mag. Der Zweck der zur Zeit billigsten Rechtspflege wird nicht mehr durch sie erreicht, und das Privilegium, welches sich auf diesen Zweck bezog, muß von selbst aufhören, und dem Resultat richtigerer Grundsätze Raum geben. — Ueberdies wer wird bestreiten, daß der Staat Privilegien aus überwiegenden Gründen des gemeinen Wohls beschränken, modificiren oder ganz aufheben könne, wenn vor Augen ist, daß sie ihm durch ihre Fortdauer zum Verderben ten, gewährt werden, so lange Hunderte von Guts-

gelingen, und seinen Zweck zum großen Theil vernichten werden!

Solche Gründe treten in Ansehung der Aufhebung der Patrimonial-Gerichte ganz unlängbar ein. Entschädigung will der Verf. den Gerichtsherrn nur da zugestehen, wo sie darzuthun vermögen, daß die Gerichtsbarkheit ihnen gegen Uebernehmung anderer Lasten verliehen sey; und selbst da würde schwer seyn, ein nach Gelde zu schätzendes Interesse, und folglich einen Betrag einer ihnen gebührenden Vergütung, nachzuweisen.

Wenn man dennoch die Gemüther gegen diese Reform gestimmt findet, so läßt sich dieses nur aus der allgemeinen Wahrnehmung erklären, daß jeder nicht hinlänglich klar gemachte Gedanke daran, man verliere Etwas, was man bisher besessen, ängstlich und mißtrauisch macht. Man verliert nicht an Einkünften. Auch verliert man nicht an Macht, denn man war zu redlich, um auf die Urtheile des Gerichtshalters Einfluß haben zu wollen. Ansehen konnte der leere Titel des Gerichtsherrn eben wenig gewähren. — Aber vielleicht Belegenheit, den Gerichtssassen wohl zu thun! An dieser kann es dem Gerichtsherrn niemahls fehlen, auch wenn er aufhört, Gerichtsherr zu seyn. Bleibt er es aber, so gereicht das — nicht zu gedenken der argen Inconsequenz, daß einem Unterthan, als solchem, das hohe Vorrecht zustehen soll, Richter über Leben und Tod, Ehre und Eigenthum, seiner Mitunterthanen zu seyn — dem Staat immer zum Nachtheil, und dem Gerichtsherrn selbst zur größten Verantwortlichkeit.

In der Staatsverwaltung kommt alles darauf an, daß die rechten Männer auf die rechten Stellen und zum Dienst des gemeinen Wesens in Thätigkeit gesetzt werden. Für eine weise Regierung ist daher die Wahl der zu Staatsämtern, insbesondere auch zu Justiz-Bedienungen, anzustellenden Personen von der höchsten Wichtigkeit. Sie erfordert die reifste, vielseitigste Ueberlegung. Nun aber wird Jeder anerkennen, daß es sehr vielen Gerichtsherrn an aller Fähigkeit zu dieser fehlt; und wie oft sehen wir, daß alle paar Jahre gewechselt, daß gar leicht nur der Mindestfordernde gewählt wird! Gleichwohl ist der Dienst des Staats unlängbar ein Gegenstand, der nicht durch Herabbieten verhandelt, der nicht dem hingegeben werden sollte, welcher ihn auf die wohlfeilsten Bedingungen übernehmen will. Ein gutes, anständiges Auskommen, welches bey einer den Verhältnissen angemessenen und frugalen Lebensweise mindestens gegen Nahrungsorgen schützt, sollte jedem Staatsdiener für seine Dienstleistungen vom Staate beygelegt werden. Das gewährt die beste Sicherheit gegen allen Reiz zu ungerechtem Erwerbe, gegen Unternehmungen der Habsucht und des Geitzes. Dieß allein kann in der sehr respectablen Classe der Staatsdiener und in ihren Familien die libérale Geistes- und Character-Bildung erhalten, welche dem Staate selbst durch ihre wohlthätigen Wirkungen bey der Verwaltung eben so wichtig, als den Einzelnen beglückend ist.

Die Gerichtsherrn wählen ihre Gerichtshalter gewöhnlich aus dem Stande der Advocaten. Nur da finden sic Subjecte, die für ein geringes Jahresgehalt die Function übernehmen. Nach der Erfahrung geschieht es leicht, daß jeder Stand seinen

Angehörigen eine eigenthümliche Bildung gewährt. Die des Advocaten = Standes führt zu einseitigen Ansichten, und gerade unter den Mindestfordern- den wird man am wenigsten den Mann erwarten dürfen, wie ihn das richterliche Amt erheischt, der von solchen advocatenmäßigen Ansichten frey wäre.

Sollte ein Gerichtsherr aber deshalb einen Werth auf Beybehaltung der Jurisdiction setzen, weil er diese, wovon doch schwerlich ein Beyspiel vorhanden seyn möchte, ganz sportelfrey verwalten, und dadurch seinen Gerichtssassen eine Wohlthat erweisen lassen wollte: so mag er sich crinnern, daß eine solche sportelfreye Gerichtspflege schwerlich eine Wohlthat seyn würde. Sehr mit Recht hat ein erhabener Staatsmann diese unter die schönen Träume gerechnet, welche unter den Menschen, wie sie sind, nicht ausgeführt werden können; und sehr wahr ist die von ihm hinzugefügte Bemerkung, es sey ein Bollwerk gegen Ebitane und Proceßsucht nöthig, ohne welches Niemand des ruhigen Besizes seines Eigenthums und seiner Gerechtsame versichert seyn würde. Ist es dem Gerichtsherrn ein Ernst, Drustige in Verfolgung ihrer Rechte zu unterstützen; so mag er, auch ohne den Besitz der Patrimonial = Gerichtsbarkeit, diesen edeln Zweck dadurch erreichen, daß er die ihnen zur Last fallenden Gebühren, wenn das Gericht diese nicht erläßt, für sie bezahlt.

Bei der ganzen Veränderung, welche dem Staat ein wesentliches Recht zurückgibt, würde also eigentlich wohl nur das Einzige verloren, daß das Gericht forthin nicht mehr in der Burg des Gerichtsherrn gehalten würde. Vielleicht wird auch einer oder anderer der Gerichtskleute weitere Wege zum

Gericht haben. Dagegen aber sind die Gerichtssitzungen nicht mehr durch Monathe, Viertel- oder halbe Jahre getrennt, und die Gerichtssassen, welche doch immer, oft meilenweit, zum Wohnorte des Gerichtshalters gehen mußten, und oft vergeblich gingen, wenn er gerade andere Justitiarate bereisete, treffen nun die Obrigkeit immer an ihrer Stelle.

Wer bisher bey einer mangelhaften Verfassung des Gerichtswesens über Zögerung in der Justizpflege, über Fahrlässigkeit, Feilheit, Parteylichkeit, und Sportelsucht klagte, der vergesse nicht, daß die bisherige tausendfache Zersplitterung der Justizverwaltung daran vorzüglich Schuld war, indem dabey die Richter nicht unter naher Aufsicht gehalten werden konnten. Ein einzeln stehender Richter, der verschmizt und gewissenlos genug ist, die Formen zu schonen, und keinen schriftlichen Beweis seiner Untreue existiren zu lassen, kann, ohne Controлле gelassen, und im Dunkeln handelnd, der Verantwortung und Strafe sich entziehen, und doch, wo er nicht übersehen werden kann, viel Böses wirken. Auch bey collegialisch verfaßten Behörden mag es einzelne schlechte Mitglieder geben. Aber wo die Rechtspflege bey collegialischen Formen eine zweckmäßige Publicität genießt, wo sie nicht auf die vielfältigste Art zersplittert ist, und dadurch in eine Winkel-Justiz ausartet, da macht immer die Controлле des Staats, da ist Besserung leicht möglich, da bleibt für Willkühr, Dünkel, Bequemlichkeit und bösen Willen weit weniger Spielraum übrig.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Junius 1810.

Leipzig.

M 219

Bei Vogel: Adiphora. Wissenschaftlich und historisch untersucht von Carl Christ. Erhard Schmid, Dr. und Professor der Theologie und Philosophie zu Jena. 1809. 700 S. klein Octav.

Ueber die Lehre vom Sittlichgleichgültigen, welche tief in das Wesen der Moral und in das practische Leben eingreift, ist schon viel nachgeforcht und geschrieben, noch niemahls aber ist dieser Gegenstand so systematisch behandelt, so tief ergründet, in einem solchen Umfange gefaßt worden, als in vorliegender Schrift geschieht. Es ist der Geist der critischen Philosophie, welcher eine solche Behandlung einer sehr wichtigen Materie möglich und ausführbar gemacht hat. Den Principien dieser Philosophie folgt der Verfasser durchaus. Uebrigens ist es einer seiner Hauptzwecke, darzuthun, daß Kant in dieser Lehre, seinen eigenen Principien gemäß, hätte strenger seyn, daß er consequenter Weise alles Moralisgleichgültige

hätte ablängnen müssen. Dadurch, daß er überall auf die Systeme Andersdenkender Rücksicht nimmt, sie prüft und widerlegt, sucht er die Resultate seiner Nachforschungen von allen Seiten sicher zu stellen, und dadurch, daß er durch eine kurze Geschichte der Lehre von den moralischgleichgültigen Handlungen hinzufügt, läßt er auch ein historisches Licht auf den Gegenstand fallen, und befriedigt seine Leser auch von dieser Seite. Die Untersuchung, so weit sie philosophisch ist, zerfällt in zwey Haupttheile, von welchen der erste die Begriffe, auf welche es hier ankömmt, erklärt und entwickelt, der andere aber die Probleme, welche die sittliche Gleichgültigkeit menschlicher Handlungen und Charactere betreffen, löset. Wir wollen das Wesentlichste und Wichtigste des Inhalts in möglichster Kürze auszeichnen. Wir übergehen absichtlich, was von theoretischer, ästhetischer, intellectuellder, logischer, metaphysischer, kosmischer, technischer oder pragmatischer und practischer Gleichgültigkeit, im allgemeinsten, unbestimmtesten Sinne des Worts, vorkömmt, wodurch hier zu viel Weitläufigkeit entstehen, und nur die Hauptsache mehr aus den Augen gerückt werden würde. Auch lassen wir die Frage wegen der Adiaphorie der Objecte freyer Willkühr, der eigentlich so genannten Mitteldinge, bey Seite liegen, und haben uns zunächst nur an die Untersuchung über die Adiaphorie der Handlungen, Gesinnungen und Charactere.

Ein gesetzliches, legales Adiaphoron ist eine solche äußere Handlung, welche das practische oder das juridische Gesetz weder gebietet, noch verbietet, sondern bloß zuläßt. Ein ethisches Adiaphoron

ist diejenige Handlung, deren Triebfeder weder das practische Gesetz selbst ist, noch auch dieser gesetzlichen Triebfeder widerspricht; diejenige Gesinnung, wobey ein Mensch weder die allgemeine Befolgung des Gesetzes, noch auch die Abweichung von demselben in seine Maxime aufgenommen hat; derjenige Character, welcher sich durch Maximen, zu handeln, bestimmt, welche weder von einer sittlich-guten, noch sittlich-bösen Triebfeder abhängig sind.

Es kann allerdings Handlungen der Menschen geben, welche bloß aus Naturgesetzen erfolgen, und also auf das sittliche Gesetz, als Gesetz der Freyheit, in gar keiner Beziehung stehen. Doch läßt sich nie mit Gewißheit bestimmen, daß in der Wirklichkeit solche Handlungen ganz und gar außer dem Gebiete der freyen und moralischen Bestimmbarkeit liegen.

In jeder freyen Handlung des Menschen ist etwas Nichtfreyes, welches sittlich indifferent ist. Nur die Form der Handlung, nur die Handlungsweise macht das Moralische oder eigentlich Freye derselben aus, der Stoff oder die Materie der Handlung ist bloß natürlich und sittlich indifferent. Zu diesem Stoffe der Handlungen gehört Alles, woran sich die freye Person, als an etwas Gegebenem, wirksam beweiset, die Sphäre, worin sie moralisch gut oder böse handeln kann. Dahin muß man nicht nur die äußere Natur, die äußeren Sagen, Verhältnisse und Umgebungen, sondern auch die innere Natur des Menschen, alle seine Vorstellungen und die damit natürlich verbundenen Gefühle und Begierden rechnen. Alles dieses steht unter nothwendigen Gesetzen, erfolgt in bestimmten

Zeitverhältnissen nach unabänderlichen Regeln der Physik und Psychologie, und ist seinem Ursprunge nach von der freyen Selbstthätigkeit der Person unabhängig, es ist also sittlich indifferent; nur die bewiesene oder unterlassene Selbstthätigkeit der Person, in dieses Gegebene einzutreten, und diese Sphäre vernünftig auszufüllen, ist das Moralische (diaphoron) der Handlung, welches über den sittlichen Werth oder Unwerth des Handelnden entscheidet. Die sinnliche Natur des Menschen, die gesetzgebende Handlung der Vernunft selbst, das angeborne moralische Gefühl, das Naturell — alles dieß ist an sich sittlich indifferent.

Eine Handlung an und für sich, im Allgemeinen oder *in abstracto* betrachtet, ist eine solche, welche nach einem allgemeinen Begriff durch einige bestimmte Merkmale gedacht, und bey deren Vorstellung von allen individuellen Umständen abstrahirt wird. Solche Handlungen sind keine Handlungen der Wirklichkeit, sondern bloß denkbare Dinge, allgemeine Begriffe, logische Wesen, Abstracta von Handlungen des wirklichen Lebens. Eine Handlung *in concreto* aber ist eine individuelle, wirkliche Handlung. Sie ist in aller Rücksicht bestimmt, in Ansehung der Zeit, des Orts, der Umstände, der Person, der Triebfedern ic. Es ist längst zugestanden, daß es freye Handlungen der Menschen gebe, welche, *in abstracto* betrachtet, sittlich = indifferent seyen. Genau genommen aber, müßte dieser Satz ganz allgemein gedacht und bezeichnet werden: Jede menschliche Handlung, *in abstracto* betrachtet, ist sittlich = indifferent, und umgekehrt: Alles Sittlich = Erlaubte ist sittlich = unbestimmt, und wird nur in

abstracto, ohne alle zur sittlichen Schätzung notwendige Bestimmungen, gedacht. In abstracto können die Handlungen gar nicht sittlich beurtheilt werden. Ob sie gut oder böse seyen, hängt von näheren Bestimmungen ab, von welchen hier abstractirt wird.

Man muß auch zwischen der relativen und absoluten Indifferenz der Handlungen unterscheiden. Relativ indifferent heißt eine Handlung, so fern sie durch Beziehung auf irgend ein besonderes practisches Gesetz weder geboten, noch verboten ist; absolut indifferent aber, wenn sie selbst durch das ganze, allumfassende Pflichtgesetz, weder als gut, noch als böse bestimmt wird. Eine freye Handlung kann relativ indifferent seyn, welche doch keineswegs absolut indifferent ist. Jede Handlung hat mancherley Beziehungen, Wirkungen, Erfolge, und mancherley Zwecke können durch dieselbe befördert oder gehindert werden. Jeder Mensch hat mancherley Pflichten zu erfüllen. Bey jeder Handlung soll jeder Mensch auf alle jene Beziehungen und auf alle seine übrigen Pflichten Rücksicht nehmen, und dann wird sich immer zeigen, daß keine Handlung moralisch-indifferent ist.

Es gibt keine absolute, legale Indifferenz der Handlungen: denn 1) das Moralgesetz ist für alle und jede freye Handlungen ohne Ausnahme verpflichtend. Es ist ein Vernunftgesetz, welches aus der ewigen, unveränderlichen, allbeherrschenden Natur des Geistes hervorgeht, und als ein ununterbrochen wirksames Princip der freyen Thätigkeit eines Vernunftwesens betrachtet werden muß. Seine durchaus formale Natur vernichtet alle Schranken seiner Anwendung, welche ihm durch

gegebene Gegenstände oder äußere Verhältnisse gesetzt werden könnten. Das Gebiet der Moral ist allumfassend, die Sphäre der Pflicht ist grenzenlos, sie erstreckt sich auf alle Menschen, Zeiten, Orte, Verhältnisse, Lagen; sie überläßt nichts der bloßen Willkür, Neigung, Gewohnheit. 2) Das Moralgesetz ist für jede Handlung und auf Eine bestimmte Weise anwendbar. Es gibt keinen Fall, wo sich das Moralgesetz auf mehr als Eine Weise erfüllen ließe, wo uns die beliebige Wahl zwischen zwey gleich pflichtmäßigen Handlungen übrig bliebe. Es gibt auch keine sittlich gleich viel geltende freye Handlungen (actiones aequipollentes). Denkbar ist zwar allerdings ein solches Verhältniß des Moralgesetzes zu den Verhältnissen des wirklichen Lebens, wornach für einen und denselben individuellen Handlungsfall mehrere gleich pflichtmäßige Handlungen möglich wären. Das Gegentheil können wir durchaus nicht erweisen. Streng erweislich ist nur das, daß das ganze freye Verhalten des Menschen unter Pflichtgeboten stehe; allein dieß geschieht ja auch alsdann, wenn den Pflichtgebote in gewissen Fällen auf mehr als Eine Weise Genüge geschehen kann. Von der andern Seite aber können wir auch nicht streng erweisen, daß wirklich in gewissen Fällen mehrere Pflichtgebote anwendbar seyen. Da nun die Frage keiner dogmatischen Beantwortung nach objectiven Principien fähig, und gleichwohl ein großes practisches Interesse für den Menschen hat, so ist ihre Entscheidung nach subjectiv gültigen Maximen der Vernunft zu versuchen. Eine gewissenhafte, der Pflichterfüllung ganz und ungetheilt gewidmete Denkart geht nothwendig darauf aus, überall in

immer nach Pflicht, und nach Pflicht allein, zu handeln; ihr ist also die practische Maxime angemessen, in dem Gebiete der Freyheit kein objectiv Gleichgültiges oder Gleichvielgeltendes zu statuiren, weil sie nur unter dieser Voraussetzung bey jedem freyen Entschlusse legalen Entscheidungsgründen nachforschen kann, ohne der sinnlichen Neigung irgend einen bestimmenden Einfluß auf die Handlungen zu überlassen. Wir wissen zwar nicht, daß es eine legale absolute Adiaphorie gebe, aber wir finden uns doch nach practischen Maximen genöthiget, es zu glauben. Uebrigens ist es freylich für uns Menschen nach unsrer sinnlich beschränkten, schwachen Natur nicht möglich, das Gesetz der Pflicht in jedem Falle genau zu bestimmen und zu erkennen. Oft vermögen wir nicht, in dem Augenblicke, da wir wählen und handeln sollen, den sittlichen Vorzug der einen vor der andern Handlung zu entdecken, und mehrere Handlungen erscheinen unserer moralischen Urtheilskraft und Erkenntniß wo nicht als gleichgültig, doch als gleich viel geltend für unsere Pflicht. In jeder, besonders etwas längern, pflichtmäßigen Handlung, die zur Erreichung irgend eines gebotenen Zweckes unternommen wird, gibt es so viele kleine Nebenhandlungen, wie Sitzen und Stehen, Bewegung, Stellung und Lage der Hände, Füße und anderer Glieder, verschiedene Gebärden und Stimme und dergl., die sich unmöglich alle sogleich unter lauter Pflichtgebote und Verbote bringen, und dem Einflusse der sinnlichen Neigung oder dem blinden Mechanismus der Natur und Gewöhnung gänzlich entziehen lassen. So erscheint demnach die moralische Vorschrift, in keinem Falle nach bloßem Belieben

zu handeln, als ein Ideal, welches wir, wie es scheint, nie erreichen können, welchem wir aber doch nachstreben sollen. Dieß Ideal behält, trotz seiner Unerreichbarkeit in irgend einem Moment, seinen vollen practischen Werth unverletzt, und die Verbindlichkeit, sich ins Unendliche demselben zu nähern, bleibt ewig unverändert. Die Schranken können allmählich aufgehoben, die Hindernisse nach und nach entfernt, die Schwierigkeiten besiegt werden; dieß Kann und soll unablässig geschehen.

Was nun das Ethisch-Indifferente betrifft, so gibt es allerdings eine relative ethische Indifferenz. Sie tritt ein, wenn der Mensch das Sittlich-Zweckwidrige oder minder Zweckmäßige thut, ohne daß Mangel an Achtung für das Gesetz und an Wirksamkeit der sittlichen Triebfeder, unmittelbar oder mittelbar diese fehlerhafte Wahl veranlaßt hat. Es ist denkbar, daß ein Mensch sich in Rücksicht auf die Data zur Handlung in unverschuldeter Unwissenheit oder in schuldlosem Irrthum befaßt, oder daß ihm die innere oder äußere Möglichkeit, die Gelegenheit, die erforderliche Bildung seiner Vernunft und Freyheit, die Kenntniß, die anreizende Neigung u. fehlte, in einem gewissen Falle und auf gewisse Weise moralisch oder unmoralisch zu handeln, wie dieß überhaupt bey Kindern, Blödsinnigen oder Verrückten, im Einzelnen aber bey allen Menschen ohne Unterschied für gewisse Objecte und Handlungen zu gewissen Zeiten mehr oder weniger der Fall ist. Solche relative unschuldige und verdienstlose Handlungen können aber doch absolut moralisch oder unmoralisch seyn; sie sind nur in so fern nicht moralisch oder unmoralisch, d. h. indifferent, als

der freye Wille nicht an der ganzen Legalität oder Illegalität derselben Antheil nahm oder nehmen konnte. Es gibt überhaupt keine absolut ethisch gleichgültige Handlung des Menschen. In Ansehung der Gesinnung ist bey dem Menschen, welcher im Gebrauche seiner Vernunft und Freyheit steht, und in Beziehung auf das ganze Moralgesetz, keine Handlung gleichgültig, sondern nur entweder gut oder böse. Gut ist sie, wenn sie aus der gesetzlichen, böse, wenn sie aus der der gesetzlichen widersprechenden Triebfeder entspringt; ein Drittes gibt es nicht; die gesetzliche Triebfeder ist fortdauernd wirksam, wo sie keinen Erfolg hat, muß sie von einer andern, ihr entgegen stehenden Triebfeder besiegt seyn, und dann ist die Handlung böse. Die Gesinnung selbst kann daher auch nicht gleichgültig seyn: denn sie hängt von der Aufnehmung der Triebfedern in die Maximen ab. Es gibt auch keine aus Tugend und Laster gemischte Gesinnung, und also auch in so fern kein Mittelding der Gesinnung. Die Begriffe von Tugend und Laster heben sich auf. Tugend und Laster können nicht die Herrschaft über Einen Menschen theilen. Eins schließt in demselben Moment das andere aus. So ist es endlich auch mit dem sittlichen Character. Kein Mensch ist zugleich gut und böse, oder keines von beiden.

Ein ethisch gleichgültiger Character müßte sich durch Maximen, zu handeln, bestimmen, welche weder von einer sittlich-guten, noch von einer sittlich-bösen Triebfeder abhängig wären. Da aber die sittliche Triebfeder allein eine schlechtthin gebotene Triebfeder, frey zu handeln, ist, so ist jede andere von ihr verschiedene Triebfeder, welche mit

Freiheit an die Stelle der sittlichen gesetzt wird, eine unsittliche, und so auch der Mensch, welcher sich selbst durch diese Triebfeder bestimmt. Ein ethisch gemischter Character, wornach derselbige Mensch in einigen Stücken tugendhaft, in andern zugleich lasterhaft seyn soll, würde das Unmögliche voraussetzen, nämlich daß in demselben Subjecte die sittliche Triebfeder der sinnlichen, und die sinnliche der sittlichen durch Freiheit der Person selbst untergeordnet wären.

Wir haben alles übergangen, was der Verf. zur Widerlegung der Gründe für die entgegengesetzte Meinung beybringt; unter diesen Gründen dünken uns aber wirklich einige zu seyn, welche nicht von ihm widerlegt sind. Wir stimmen zwar darin vollkommen bey, daß es nichts absolut ethisch Gleichgültiges gebe. Auch in Ansehung der Handlungen sind wir für Strenge und Bestimmtheit. Davon aber haben wir uns auch nach Lesung dieses Buchs nicht überzeugen können, daß es gar nichts bloß Erlaubtes in den menschlichen Handlungen gebe, sondern daß Alles in denselben entweder strenge geboten oder verboten sey. Das Erlaubte ist deswegen nicht moralisch gleichgültig: es hat Beziehung auf das Moralgesetz, es ist durch dasselbe erlaubt. Der Begriff eines Erlaubnißgesetzes bietet sich der menschlichen Vernunft von selbst dar, indem sie Gebot- und Verbotgesetze aufstellt. Es ist eben so, wie andere Moralgesetze, ein Gesetz für den Willen aller vernünftiger Wesen, und kann ohne Widerspruch von allen befolgt werden. Erlaubte Handlungen sind freye, und eben deswegen dem Moralgesetze untergeordnete, Handlungen. Es kann wohl seyn, daß Etwas,

was im Allgemeinen als erlaubt gedacht werden kann, in der wirklichen Praxis durch die Umstände geboten oder verboten wird; aber daß dieß durch- aus der Fall sey, und daß selbst, wo wir es nicht einsehen, doch ein uns unbekanntes Gebot oder Verbot darüber vorhanden sey, dessen Erkenntniß wir nachstreben sollen — wer kann dieß erweisen? Der Begriff des Moralgesetzes selbst bringt dieß nicht nothwendig mit sich. Man kann dem Moral- gesetze auch dadurch Achtung beweisen, daß man Et- was bloß deswegen thut, oder sich darin bloß des- wegen der Willkühr überläßt, weil man es als erlaubt durch dasselbe anerkannt hat, und daß man gern anders handeln würde, wenn das Moral- gesetz etwas Bestimmteres angeordnet hätte. Un- ter die erlaubten Zwecke gehört die Glückseligkeit. Es ist zwar auch Pflicht, nach Glückseligkeit zu streben, wenn man unter derselben die physische Vollkommenheit und Entwicklung versteht, oder wenn die Glückseligkeit ein Mittel zur Sittlichkeit ist; es kann auch verboten seyn, nach Glückselig- keit zu streben, namentlich wenn man dabei auf die Glückseligkeit Anderer gar keine Rücksicht nimmt, sie auch wohl stört, und das Vergnügen im Uebermaße genießt; eben so kann aber auch Vergnügen, Genuß, Befriedigung der Neigungen, zuweilen bloß erlaubt seyn, wenn man auch nicht einsteht, wie die Sittlichkeit dadurch befördert wer- den sollte, wenn man nur auch die Glückseligkeit Anderer will. Es ist nicht erweislich, daß das Moralgesetz seiner Natur nach die ganze Thätig- keit des Menschen so sehr in Anspruch nehme, daß es gar nichts mehr seiner Neigung und Will- kühr überlasse, oder ihm gar nichts erlauben

Könne. Das Erlaubte ist ja auch nicht das Unbeschränkte und Zügellose; es ist durch die Gebots- und Verbotgesetze begrenzt, und sein Spielraum geht nicht ins Unendliche. Das Erlaubnißgesetz gestattet, zu thun oder zu lassen, so oder anders zu handeln, jedoch nur innerhalb gewisser Grenzen. Eben so ist es auch bey den so genannten unvollkommenen, unbestimmten oder weiten Pflichten für uns Menschen unmöglich, mit vollkommener Gewißheit und Genauigkeit zu bestimmen, auf welche Art und Weise sie am besten ausgeübt werden; wir können es nicht nur in abstracto, sondern auch in concreto nicht, wie der Verfasser selbst zugesteht. Der Zweck, den wir haben, nach welchem wir streben, welchen wir erreichen sollen, ist nothwendig, bestimmt und uns bekannt: aber in der Art und Weise, ihn zu erreichen, ist Vieles unserer Willkühr überlassen; da sind also mehrere, verschiedene, Mittel und Handlungsarten erlaubt oder gleich viel geltend. Nun sagt man zwar: Auch hier müsse und solle die Willkühr ferne seyn, man solle hier nach bester Ueberszeugung von seiner Pflicht handeln, sich, wo die apodiktische Gewißheit mangelt, eine moralische verschaffen, und, wo sich nichts wissen läßt, vernünftig glauben; dazu werde man in jedem einzelnen Handlungsfalle Gründe genug finden. Allein es sind und bleiben doch immer bloß Gründe der Wahrscheinlichkeit, und möglich bleibt es immer, daß das Moralgesetz oder sein Urheber absichtlich in solchen Fällen uns für die Wahl der Mittel einen Spielraum eröffnet habe, der jedoch durch gewisse Pflichten umgrenzt ist. Wir ziehen diese Voraussetzung vor, weil die andere etwas

Unmögliches von uns fordert, und in der That hier nicht einmahl eine hinlänglich begründete Ueberzeugung, eine moralische Gewißheit und ein auf Vernunft ruhender Glauben Statt finden kann. Endlich müssen wir noch hinzusetzen, daß die Behauptung, es gebe gar nichts moralisch Erlaubtes und gleich viel Geltendes, uns auch moralisch schädlich zu seyn scheint. Sie bringt einen Pedantismus, eine Micrologie, eine Aengstlichkeit und Peinlichkeit hervor, welche mit der Natur der Tugend streitet. Wer den Grundsatz hat, daß er durchaus in allen Stücken nach einem bestimmten Gebote oder Verbote handeln müsse; daß er niemahls seiner Neigung und Willkühr folgen dürfe; daß es gar nichts bloß Erlaubtes für den Menschen gebe: der wird seine Kraft an unzähligen Kleinigkeiten erschöpfen und schwächen, und keine Kraft mehr für das Große und Wichtige übrig behalten; er wird sich unaufhörlich mit der genauesten Bestimmung des Pflichtmäßigen bey den kleinsten, geringfügigsten Handlungen beschäftigen, und doch nicht zum Zweck kommen, weil diese Bestimmung menschliche Kräfte übersteigt. Es ist gar nicht möglich, bey der Beschäftigung mit so vielem Kleinen noch Sinn und Kraft genug für das Große übrig zu behalten. Das Kleine ist freylich relativ, und das moralische Leben ist Ein Ganzes, worin Großes und Kleines zusammenhängt; aber die Natur und das Moralgesetz selbst haben dem Menschen absichtlich in der Sphäre des Erlaubten einen freyen Spielraum in Ansehung des Kleinen eröffnet, und nicht durch Hinauffsteigen von unzähligen Kleinigkeiten zum Großen, sondern vielmehr dadurch, daß man

sich mit Achtung für das allgemeine Gesetz erfüllt, kommt man dahin, daß man es auch im Besondern achtet, auch im Kleinen treu wird, auch im Erlaubten seine Sittlichkeit beweiset, und in sein ganzes Leben einen sittlichen Geist bringt. Wenn es bey der Tugend am meisten darauf ankäme, jede, auch die kleinste, Handlung den pünctlichsten Regeln zu unterwerfen: so würde der größte moralische Kleinigkeitsmeister der Tugendhafteste seyn. Der muthige und frohe Geist in der Ausübung der Tugend würde auf diese Art vertrieben, und einem niedergeschlagenen, stets geängstigten, Geiste Platz machen. Steifheit würde an die Stelle des freyen, ungezwungenen, schönen, moralischen Lebens treten. Wenn das Moralgesetz nicht nur als gebietend und verbietend, sondern auch als erlaubend gedacht wird, so erhält es für uns das Ansehen eines zugleich strengen und doch milden und väterlichen Gesetzes, und erfüllt uns desto mehr mit Zutrauen und Kindlichkeit. Natur und Neigung sind an sich nicht böse; es liegt kein Widerspruch darin, daß das Moralgesetz ihnen unter gewissen Begrenzungen einen freyen Spielraum verstatte.

Wir haben uns durch das Visherige zu viel Raum weggenommen, um noch, was wir Anfangs im Sinne hatten, etwas über die im zweyten Abschnitte enthaltene **Kurze Geschichte** der Lehre von sittlich gleichgültigen Handlungen hinzusetzen zu können. — Das ganze Buch verdient, allen, welche gründlicher moralischer Forschungen fähig sind, empfohlen zu werden; es dient in vielen Stellen zur Erläuterung und weiteren Entwicklung Kantischer Lehren; und durch unsere Gegengründe

und Einwendungen glauben wir einen Beweis gegeben zu haben, wie sorgfältig wir es studirt haben, und wie hoch wir seinen Verfasser achten.

Paris.

Chez Caille et Ravier: *Traité des fièvres pernicieuses intermittentes.* Par J. L. Alibert, Médecin de l'Hôpital Saint-Louis, et du Lycée Napoléon. Quatrième Edition, revue, corrigée et augmentée. XXXII und 422 Seiten in Octav. 1809.

Ein durch fleißige Sammlung und gute Anordnung sich auszeichnendes Werk, das Französischen Aerzten eine genaue Bekanntschaft mit den Symptomen, den Gefahren und der Behandlungsweise der mißlichen Arten des kalten Fiebers mitzutheilen sucht, deren nächste Anfälle einen tödlichen Ausgang drohen. Deutsche Aerzte, bekannt mit Lortz, Werlhof, Medicus, oder im Besitz von guten Handbüchern, werden hier nicht neue Belehrung finden. Durch eigene Erfahrung oder tief eindringende Beurtheilung wird der große Gegenstand der Schrift weder selbst aufgeheilt, noch besonders anziehend abgehandelt. Die Hauptpunkte, die in der Lehre von kalten Fiebern noch im Dunkeln sind, haben hier kein neues Licht erhalten. Warum sind diese Fieber in den höchst sumpfigen Gegenden von Seeland und einiger Districte von Italien so gefährlich, hartnäckig, so leicht in Tod oder andere große Krankheiten endigend? Ist da die Chinarinde nicht das specifische Heilmittel dagegen? oder gibt man sie nicht auf die gehörige Weise? thut man vor oder nach ihrem Ge-

1000 B. g. A. 100. St., den 23. Jun. 1810.

brauche nicht, was man sollte? oder ist ihnen daselbst ein fremder Character eingedrückt, daß man sie ganz oder zum Theil unter eine andere Krankheitsgattung stellen muß? Ferner bedarf der Zusammenhang, welchen intermittirende Fieber mit den anhaltenden haben können, ob und wie sie in diese überzugehen vermögen, wenn sie sich nicht bloß unter der Larve dieser verstecken, noch neuer Forschungen. Es sind hierüber Vorstellungen von jeher in Umlauf, die in Norddeutschland in den letzten Jahrzehenden sich nicht bewähren, wenn Recensent nur nach den Resultaten seiner eigenen Praxis urtheilen darf. Ein sehr gut bearbeiteter Abschnitt ist der von der Einwirkung des Sumpf-Miasma auf den Menschen. Bey den endemischen Ursachen der kalten Fieber gibt dasselbe vollen Aufschluß. Aber der Verfasser schweigt darüber, was die über viele Länder so oft, und besonders in den letzten Jahren, allgemein, ohne Unterschied der Lage und Beschaffenheit der Gegenden verbreiteten Epidemien von kalten Fiebern herbeiführt, und worauf hier mit einiger Wahrscheinlichkeit der Verdacht fallen kann. Er erwähnt nicht einmahl der Thatsache selbst, so daß man auf die Idee kommen muß, Frankreich und Paris habe dieses harte Schicksal der letzten Zeit nicht mit den mehr nördlich gelegenen Ländern Europa's getheilt. In einem Anhange, welchem 5 Kupfer beygefügt sind, unterhält der Verf. seine Leser über die verschiedenen Arten der Chinarinde nach den besten und neuesten Schriftstellern und Mittheilungen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 25. Junius 1810.

Altona.

Beck

Forststatistik der Dänischen Staaten, entworfen von August Niemann. Mit drey statistischen Tabellen. 1809. Von J. F. Hammerich. 2 Alphabete in Octav. Unter Forststatistik (welches Wort wohl nicht allgemein gefallener möchte) versteht der Verf. eine genaue, vollständige, physicalische und öconomische Beschreibung aller Waldungen eines Reichs, eine zuverlässige Nachricht von ihrer Einrichtung und Verwaltung, auch Anzeige der Schicksale, welche den jetzigen Zustand derselben bewirkt haben, und alles dessen, was zu ihrer Erhaltung oder Besserung von Zeit zu Zeit bisher geschehen ist, was dadurch bewirkt worden, welche Hindernisse dabey vorkommen, und welche Fehler noch dabey fort dauern. Eine solche Beschreibung hat der Verf. von den Dänischen Staaten zu liefern gesucht. Man kennt seinen Fleiß und seine Kenntnisse aus vielen andern nützlichen Schriften, und wird also nicht zweifeln, daß er alle Kräfte angewendet hat, seine Absicht zu erreichen; aber man wird sich nicht wundern, daß dennoch viele

Lücken übrig geblieben sind, daß manche Waldungen ausführlicher, andere mangelhafter beschrieben sind. Es ist unmöglich, alles, was zu einer solchen Beschreibung erforderlich ist, aus so mancherley und weit entfernten Gegenden aufzutreiben; zumahl da manche Forstbediente Ursachen haben können, die gewünschten Nachrichten zu verweigern, oder die Wahrheit zu verheimlichen. Auch bey dem besten Willen der Forstbedienten werden ihre Berichte meistens mangelhaft und unzuverlässig seyn, weil Vermessungen, Risse und genaue Untersuchungen und Beschreibungen einzelner Waldungen noch ganz fehlen. Allein nichts desto weniger hat Hr. N. ein Werk geliefert, welches viel mehr leistet, als billige Leser erwarten werden; ein Werk, welches dem Vaterlande zum größten Nutzen gereichen wird, zumahl wenn die, welchen die oberste Direction des Forstwesens anvertrauet ist, solches beherzigen wollen. Sie werden hier Fehler finden, welche ihnen vielleicht noch nicht bekannt gewesen sind, weil sie keiner hat rügen mögen, und welche hier, wo sie neben einander gestellt sind, ihnen Furcht vor der Zukunft erwecken, und ihre Vorsorge für dieselbe vermehren und thätiger machen werden. Aber auch die Ausländer werden dem Verf. für seine große Mühe danken. Sie erhalten hier ein Muster, dem man billig überall nacharbeiten sollte; und nebenher treffen sie hier manche Beobachtungen, Erfahrungen und Nachrichten an, welche auch sie nutzen können. Sogar zur eigentlichen Statistik von Dänemark sind hier schätzbare Brocken befindlich. Ein aufmerksamer Leser wird erkennen daß zwar die Regierung und manche Patrioten den Anfang gemacht haben, die Waldungen der Nachwelt zu retten; daß aber doch im Ganzen noch wenig ausgerichtet ist; daß in den meisten Gegenden

Mißbräuche und Verwüstungen fort dauern, und Verbesserungen und Anbauungen noch nicht mit der nöthigen Beharrlichkeit und Aufmerksamkeit betrieben werden. Leider! wirkt dieses schleichende Gift noch in allen Ländern, woran mit der Zeit die meisten Gewerbe absterben werden. Dieß Unglück wird in den von Feinden überschwemmten Ländern am stärksten beschleunigt, denen nicht einmahl die Möglichkeit, es in den Jahren der Ruhe aufzuhalten, gelassen wird. Ach! dieß Unglück ist zu groß, als daß man darüber die Scufzer ganz ersticken kann. Auf Amat, wo weder Holz, noch Torf ist, braucht man die Kohlstämme zur Feuerung, auch den Tang, welcher eben so auf Vornholm genutzt wird, wo nur sporadische Wohnungen sind, deren freye Eigenthümer die Heide immer mehr urbar machen. Die kostbaren Anstalten zur Dämpfung des Fluglandes im Amte Kronborg, welche man durch eine Denksäule 1738 ehrte, sind dennoch nicht von Dauer gewesen. Im J. 1792 ließ man die ganze Strecke mit Tang überdecken, und mit einem Steindamm von 9173 Faden Länge einschließen, welcher noch mit gutem Erfolge sorgfältig unterhalten wird. Unwirksamer sind die kostbaren Gegenmittel wider die *Phalaena turionella* gewesen, um die dort angebaueten Kiefern zu retten. Jetzt läßt man die Raupen in der Mitte des Junius ablesen, und die angegriffenen Zweige abbrechen. Aber die beste Hälfte hofft man noch von einer nassen, kalten Witterung im Julius und August, wenn das Insect abfliegt. In den Seeländischen Forsten wird seit einigen Jahren die Tapation betrieben, um den wirklichen Holzvorrath zu wissen; denn dort bildet man sich nicht ein, dadurch den jährlichen Zuwachs und den jährlichen höchsten nachhaltigen Ertrag bestimmen zu können. Unter allen Dänischen Inseln ist Langeland durch ihre Frucht-

barkeit, ihren Wohlstand, durch ihre mahlerische Naturscenen und durch ihre vortrefflichen Wege ausgezeichnet. Laland hat ein flaches, niedriges Land (Lav heißt im Dänischen niedrig), gleicht den Marschen, und hat den fettesten Boden. In den holzreichen Gegenden Jütlands ernährt das Gewerbe der Holzschuhmacher mehr als 4000 Menschen, und veranlaßt einen jährlichen Geldumsatz von 3 bis 4 Tonnen Goldes. Die in Jütländischen Heiden vor 50 Jahren angelegten Colonisten haben meistens ihre Stellen muthlos verlassen. Merkwürdig ist die Nachricht S. 82 von dem dortigen Ortstein oder Ahle. Eine Art Torf (Lysethne) dient zur Beleuchtung, weil er mit einer anhaltenden Flamme brennt. Vorzüglich lesenswerth ist der Abschnitt von Norwegen, wo durch unmäßige Ausfuhr des Holzes und durch unvorsichtige Urbarmachung der Waldungen schon jetzt viele Gewerbe, z. B. die Salzsiederereyen an der westlichen Seite, Eisen- und andere Hüttenwerke, unmöglich geworden sind. Im innern Theile des Landes, wohin sich die Menschen ziehen müssen, ist freulich noch Holz genug; aber es ist Zeit, diesen Vorrath zu Rathe zu halten, wenn nicht das ganze Land veröden soll. (Recent erinnert sich, daß, als Pontoppidan die Million Thaler pries, welche Norwegen für Nadelholz von den Ausländern erhielt, der Hauptmann Lütken im Kopenhagener Magazin daher Noth und Elend prophezeigte.) An Fleiß und Industrie fehlt es dort nicht. Auf 7000 Quadratmeilen leben zwar nur 900,000 Menschen, aber auf den urbaren Strecken des Landes ist die Volksmenge größer, als in den urbaren Theilen von Dänemark. Die Thalstrecke des Kirchspiels Bier enthält auf die Quadratmeile 3000 Menschen. Wirthschaftlichkeit und Genügsamkeit sind die wirksamen Mittel wider

die Nothwendigkeit des Rindenbrottes, und wider Mangel, den die öffentlichen Magazine nicht sicher genug abwehren. Zu dem in Norwegen und im nördlichen Schweden gebräuchlichen Rindenbrotte dient nicht die Rinde der Fichte (*Pinus abies*), wie doch gemeiniglich gesagt wird, sondern die Rinde der Kiefer (*Pinus silvestris*, wie schon Linné Fl. Lapon p. 276 gemeldet hat). Die Ehrlichkeit hat der Normann als eine Erbtugend behalten. In den hölzernen Häusern fürchtet man keine Einbrüche, keine Diebstähle. Manche haben keine Fensterläden, und viele werden nie verschlossen. Die Eichen sind aufgerieben; jetzt sieht man sie nur noch in den Grafschaften Laurwig und Jarlsberg, und im Stifte Christiansand. Die meisten Waldungen gehören kleinen Gemeinden, die oft aus 8 oder mehr Bauern bestehen, welche darin nach Gutdünken, ohne Maaß und Schonung, hauen. Dem Könige gehören nur die wenigen Waldstrecken neben einigen Bergwerken, und in der angekauften Grafschaft Laurwig. Die Verdienste der Deutschen: der Gebrüder von Langen, von Zanthier, Dieskau, Carlowitz, Lasberg und Lengefeld, sind hier nicht verschwiegen; aber alle Deutsche erhielten 1746 ihren Abschied, und darauf ward alles wieder schlimmer. Die ungeheuern Waldbrände sind noch nicht selten. Sägemühlen mit mehreren Blättern sind noch selten. Bey dem Floßwesen sind die Arbeiter (Brytningskarle) den größten Gefahren ausgesetzt. Holland erhält seine Holzladungen fast nur in Valken, und schneidet sie auf seinen eigenen Mühlen. Theer wird in Gruben, nur erst an wenigen Orten in Defen, geschwelet. Der zuerst von den oben genannten Deutschen angelegten Pottaschenfiedereyen waren im J. 1783 an der Zahl 26, und

lieferten 134,836 Pfund. Das Meiste verbrauchen die inländischen Glashütten und Kobolwerke. Die Holzausfuhr soll in den letzten Jahren jährlich über fünf Millionen betragen haben; aber zuverlässige Nachrichten hat man hierüber nicht. Elendthiere sind selten geworden. Bären werden vorzüglich wegen der Häute gefangen. Im Jahre 1796 ward einer im Stiframte Aggerhuus gefangen, dessen Haut fünftehalb Ellen lang, und drey Ellen breit war. Fleisch, Speck und Schmeer wogen 480 Pfund. Daß die weiße Farbe der Norwegischen Hermeline dauerhafter, als die der Ruffischen, seyn soll, wird auch hier gesagt. Viber und Fischottern werden auch dort immer seltener. Das Salzwerk zu Walloe verfertigt, mit Zusatz von Englischem Steinsalze, in 10 Pfannen jährlich 25,000 Tonnen. Dadurch werden fünftehalb hundert Menschen beschäftigt. Der jährliche Holzverbrauch beträgt 4000 Faden. Weil dort Schwarzdorn nicht häufig wächst, so nimmt man zu den Gradirwänden Wachholder, welcher dazu sechszehn Jahre dauert. Der vollständigste Abschnitt ist der von Schleswig und Holstein S. 181 bis 625. Vieles ist jedoch schon aus den Provinzial-Berichten bekannt. Beide Herzogthümer, die unlängbar den besten Theil der Monarchie ausmachen, hatten, nach der Zählung im Jahre 1803, auch Altona mitgerechnet, 604,087 Einwohner. Auch hier liest man mit äußerstem Unwillen, wie die jezigen Einwohner die Forstünden ihrer Vorfahren büßen, und das Unglück, welches grausame und gierige Sieger dem unschuldigen Lande auf ewig angerichtet haben, beufenzen müssen. In neuern Zeiten hat der Holz-mangel durch den übertriebenen Holzhandel, welchen auch der

Canalbau vergrößert hat, und durch den Güterhandel, fürchterlich zugenommen. Im Amte Rendsburg ist schon manches Birkenwäldchen durch die Verfertigung der Besen, womit von dort die meisten Städte der beiden Herzogthümer versorgt werden, aufgerieben worden. Mit den Waldungen ist dann auch das Wild ausgerottet worden. Lesenswerth ist die Geschichte des Jäger-Corps und der Forst-Lehranstalten, um welche der Verf. große Verdienste hat. Was über den inländischen Verbrauch des Holzes hier gesammelt ist, gibt zwar keinen sichern Schluß, wohl aber Gelegenheit zu heilsamen Betrachtungen. Ausländer werden den Bericht vom Schiffbau, der seit 20 Jahren sehr zugenommen hat, gern lesen. S. 416 Empfehlung der Eichenzäune, welche ein geschickter Gärtner, Isaaß Wall in Altona, zur Erhaltung der Bohle, in der Herrschaft Pinneberg veranstaltet hat. Merkwürdig ist die Beschreibung des Entenfanges auf einigen Inseln, auch des Fanges der Meven und der Seehunde. Die Denksäule neben dem von dem guten Heinrich Kanzau 1580 angelegten Walde in der Herrschaft Breitenburg steht noch, aber die Inschrift hat nur noch wenig leserliche Buchstaben. S. 658 ein Anschlag der zu einem Schiffe von etwa hundert Commerz-Raßen erforderlichen Baumaterialien nach ihren Maassen und Preisen, mit Angabe des Arbeitslohns, entworfen zu Flensburg im August 1807. Schade, daß dieses Buch kein Register, nicht einmahl Columnentitel hat.

Berlin und Stralsund.

Gedächtnisschrift auf Johann August Eberhard, von Friedrich Nicolai, 1810. Octav 82 S.

1008 G. g. A. 101. St., den 25. Jun. 1810.

Die Schrift ist in der Academie der Wissenschaften in Berlin vorgelesen worden. Hr. N. bewahrt das Andenken seiner frühern Freunde treu; und verschafft sich dadurch einen Genuß, daß er jetzt noch im Kreise der Verstorbenen lebt; auch hier stiftet er dem würdigen Eberhard ein Denkmahl, dessen erste Schrift, Apologie des Socrates, ein großes Aufsehen erweckte, da es das feindselige Vorurtheil der Orthodorie des Zeitalters von Verdammniß der Heiden angriff, das selbst Ernesti in Schuß nahm, weil die grammatische Exegese es unterstützte, und dem Apostel kein einseitiges Urtheil bezumessen seyn sollte. Es gehörten Fortschritte in der gesunden Philosophie dazu, die man damahls noch nicht gethan hatte, um in das Wahre, und in den Grund davon, tiefer einzudringen. Hr. N. führt den Leser in die Streitigkeiten jener Zeit zurück, auch in der folgenden, da Eberhard als Professor in Halle durch seine allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens (1776), und so weiter in seinen folgendenden Schriften seine philosophische Denkart entwickelte. Gut wird gezeigt, wie dieser scharfsinnige Denker doch in dem Cathereder-Vortrag weniger Beyfall fand; durch sein früheres Leben im Kreise gebildeter Menschen, im Hause des Ministers von Horst, hatte er sich mehr zu einem freyen Gedankenwechsel in gesellschaftlichen Unterhaltungen gebildet, als zum Vortrag der Anfangsgründe wissenschaftlicher Gegenstände in einer Versammlung von Jünglingen, in einer systematischen Ordnung. Die beigefügten Anmerkungen des Hrn. N. erläutern Mehreres aus jenen frühern Zeiten.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 28. Junius 1810.

Paris.

Oeuvres complètes de M. Palissot, nouvelle édition, revue, corrigée et augmentée. To. I . . . VI. 1809. Octav, jeder Band gegen 500 S.

Mit einem zu schweren Gepäcke zieht man nicht leicht in den Tempel der Unsterblichkeit ein, am wenigsten wenn unter dem Gepäcke viel ist, was sich auf die litterarischen Streitigkeiten des Tages bezieht, wie hier der Fall ist. Palissot, der, wenn wir nicht irren, im verwichenen Jahre starb, war, nach einem kurzen, von ihm verfertigten, Vorberichte (geb. 1730), der Sohn eines Staatsraths des Herzogs von Lothringen, und gewiß kein geistloser, wenn gleich kein eminenter, Kopf, aber ohne dichterische Schöpfungskraft. Gleich einer bedeutenden Zahl seiner Landsleute, waren seine ersten Arbeiten für das Theater. (Weit mehr bey den Franzosen, als bey den Deutschen, findet sich dies, vielleicht, weil bey jenen der Hauptgedanke, die Vorstellung der Arbeit auf dem Theater, ist, die Hoffnung des sinnlichen Beyfalls so sehr reizt; aber höchst merkwürdig, daß dennoch seit einem

Y (4)

halben Jahrhundert so äußerst wenig, was sich nur eine Zeit lang erhalten konnte, auf die Nationalbühne geliefert worden. Man sieht, die Eitelkeit erzeugt weder Genie, noch ausgezeichnete Talente. Die Bestrebung, jene anzufachen, zu belohnen, wirkt nicht viel Bleibendes.) Zuerst gab Palissot ein Trauerspiel, hernach 7 Lustspiele, die hier wieder abgedruckt sind. Die Titel von vergessenen mittelmäßigen Theaterstücken anzuzeigen, ist unnöthig. Nur zweyer seiner Comödien müssen wir gedenken. In einem kleinen, für den König Stanislas geschriebenen, Gelegenheitsstücke, le Cercle, nicht mit einer spätern verdienten Arbeit Poinssinet's unter dem nähmlichen Titel zu verwechseln, von 1755, persiflirte der Verfasser, nicht sehr witzig, Rousseau. Nicht dieser, aber die so genannten Philosophen zu Paris, mit denen Rousseau damals noch in gutem Vernehmen stand, geriethen darüber in Wuth. Sie ließen Palissot bey dem Könige Stanislas verklagen, zu dem Zwecke, daß dieser ihn als Mitglied einer gelehrten Gesellschaft in Nancy austreichen lassen sollte, verfolgten überdem Palissot, der seit seinen Jünglingsjahren in Paris lebte, wie er behauptet, dort. Gewiß war P. von der reizbarsten Eitelkeit, welche bey der geringsten Kränkung auf das höchste aufloderte. Meid über vornehme Geselligkeitsverbindungen und Geselligkeitsklatschereien mochten gegen P. hinzukommen. P., aus einer angesehenen und nicht ganz unvermögsamen Familie, scheint ein angenehmes Aeußeres und eine der Welt gefällige Bildung eigen gewesen zu seyn. Bey dem Herzoge von Choiseul war er sehr wohl gelitten, noch mehr bey ein paar sehr vornehmen Damen, zwischen deren einer, der Prinzessin von Kobecq, der Tochter des Marschalls von Luxemburg, die auch in den Confessions vorkommt,

und ihm, vernuthlich ein zärtlicheres Verhältniß Statt hatte. Ein Pasquill erschien gegen diese Damen, und P. nahm, mit der in seiner Nation herrschenden Uncritik, für ausgemacht an, daß Diderot, den er nicht persönlich kannte, der Verfasser sey: denn den Beweis ist P. stets schuldig geblieben. Daß die Präntensionen der Encyclopädisten in Schriften, wie in der Gesellschaft, beleidigen mußten, war wohl unlängbar. An die ersten Encyclopädisten, die bey manchen Fehlern ausgezeichnete Talente besaßen, hing sich ein Schwarm von hundert und mehreren Nachkläffern ohne Talente, wie die ungeheure Masse der Encyclopädie beweiset, der aber, hochgeehrt durch die Firma, gleichfalls voll Präntensionen war. (Ist es wohl beachtet, wie nachtheilig die großen litterarischen Unternehmungen, deren Mitarbeiter Legion heißen, die wir in Deutschland meistens nur in Recensir-Anstalten und einigen Flugschriften kennen, von jener und andern Seiten wirken? Daß durch die große Zahl der Arbeiter so viel mehr Geistloses geliefert wird, leuchtet von selbst ein; aber die Einbildung, der Sectengeist, der bey dem Troß von Schalkköpfen durch das Gefühl, auch wir gehören zur Firma, entsteht, die Nachbeterey der gangbaren Ideen des Moments aus hundert und einigen Federn: das ist es, was zwar Wirkung, allein überwiegend nachtheilige Wirkung, erzeugt.) So viel Antheil auch immer persönliche Ursachen an Palissot's Abneigung gegen Encyclopädisten und Philosophen haben mochten, so wirkten doch jene gewiß nicht allein bey ihm. Er fühlte die Perverstität der Moral, die ernsthaft von Diderot mit einer sentimentalischen Schamanen-Emphase, von Helvetius ruhig und bey Weltleuten höchst eingreifend, gepredigt wurde, die Folgen der Angriffe Rousseau's auf die bürgerliche Gesellschaft,

und noch mehr die immerwährenden Attaquen der Secten gegen die Maßregeln des Gouvernements, fühlte das wie ein aufgeklärter Kopf, nicht im Mönchsgeiste. Mit Voltaire stand P. in genauer Verbindung, wie die schon bekannte, hier wieder abgedruckte, Correspondenz beweiset. Die hohe Verehrung Voltaire's erhielt sich im Ganzen bey ihm bis an sein Ende, und da Voltaire größten Theils nur scherzend, nicht ernsthaft, predigte, die Eigenthümlichkeit seines Geistes auch weit mehr aus der alten Nationalität hervorging, so läßt sich die Bewunderung, die P. für ihn hegte, mit dem Widerwillen gegen die andern Philosophen aus allgemeinen Gründen ganz gut erklären. Um sich, seine Geliebte, gewisse Ideen, denen er anhing, zu rächen, schrieb P. sein Lustspiel in drey Aufzügen in Versen, die Philosophen, aufgeführt 1760, hernach gedruckt. Der Zuschnitt ist nach den *leaves savantes*, an deren Nachahmung, und nebenbey an die des *Méchant*. man erinnert wird. Nicht allein gegen die moralischen Grundsätze der Philosophen, von deren Aeußerungen einige wörtlich angeführt werden, sondern auch gegen einzelne Personen, ist das Stück gerichtet. Im Theophrast mußte man Duclos erkennen, im Dortidius Diderot, wenn gleich diese durchaus nicht nach ihren persönlichen Eigenthümlichkeiten gemahlt sind. Crispin kömmt zuletzt als ein Rousseauaner auf den Bieren auf die Bühne. Die höchste irritable National-Eitelkeit, die bey viel geringeren Reizungen in die feurigste Kraglust ausschlägt, kann allein hinlänglich die allgemeine, bis zur Wuth getriebene, Lebendigkeit, mit welcher für und gegen diese Comödie Partey genommen wurde, erklären. Daß die Philosophen-Secte in Feuer und Flammen gerieth, war natürlich genug. Sie war nicht allein auf das

heftigste angegriffen, sondern auf dem Theater, sonst für sie Kirche und Altar, angegriffen. Eben so natürlich folgten nun auch Pasquille von ihrer Seite. In einem derselben, von dem Abbe Morellet, der darüber in die Bastille kam, ward die Prinzessin von Kobecq mit hineingezogen; von ihr, die ihren eigenen Zustand nicht kannte, gesagt, daß sie sterbend sey. Man trieb die Barbarey so weit, der kranken Dame das Pasquill zuzusenden, deren Tod es aus Schrecken beschleunigt haben soll. Der Druck des Lustspiels mit Borrede, Briefe &c. unterhielt und vermehrte die Wuth von beiden Seiten. Unter der vornehmen Welt, die im Durchschnitte wohl allenthalben, bey steigender Reizbarkeit und wechselseitigen mannigfaltigen Prätensionen, gern die Schriftsteller, die eine ehrenvolle unabhängige Existenz in Anspruch nehmen, gedemüthigt sieht, hatte P. anfangs viele Protectoren, besonders den Dauphin, den Herzog von Choiseul, der ihn jedoch, wie P. behauptet, den Philosophen aufopferte, als er dieser Partey bey der Aufhebung der Jesuiten zu seiner Unterstützung bedurfte. Von der ästhetischen Seite nicht minder, wie von der moralisch-politischen, ward der Krieg über P's. Comödie lange geführt. Es gehört bekanntlich zu den Eigenheiten der Nation, die einige wahrhaft grundgelehrte Männer besitzt, daß sie im Ganzen eine gelehrte Nation seyn will. Es hieß also: Aristophanes sey in P. wieder aufgelebt. Seine Gegner sagten das, um ihn zu schmähen, sich mit Socrates zu vergleichen. P. selbst aber ließ sich die Vergleichung recht wohl gefallen, und der alte Socrates mußte ihm herhalten. Daß jedoch etwas ganz Anderes zu einer Aristophanischen Arbeit, als Personal-Satyre, daß hohes Genie und comische Kraft dazu gehörte, das ahneten Wenige. P's.

Philosophen sind das beste unter seinen theatra-
lischen Werken, im Ganzen aber doch ein mittel-
mäßiges Stück, wenn gleich nicht schlechter, als
manche andere, die eine Zeit im Gange blieben.
In P's. Vorreden zu seinen Schauspielen finden
sich hier und da ein paar gute Gedanken practi-
scher Art; allein theoretisch so tief in das Wesen
der dramatischen Kunst einzudringen, ohne sich in
abstruse metaphysische Speculationen zu verlieren,
wie vordem von Lessing, und ganz neuerlich in wei-
terem Umfange, und in mehreren Stücken richtiger,
von Schlegel geschah, ist überhaupt von keinem Aus-
länder geschehen, nicht von Franzosen, noch von
Engländern, so viele treffende einzelne Gedanken
und Critiken auch Voltaire, Diderot, la Harpe,
vorbrachten. Bald ist es die noch dazu größten
Theils mißverstandene Ansicht der drey Einheiten,
welche bey den Ausländern den Gesichtskreis be-
engt, bald die in ihrer Nacktheit so dürftige Lehre
vom Natürlichen, vor allem aber die von dem un-
mittelbaren moralischen Nutzen, als höchstem Zwecke
der Kunst. Unter den Engländern findet sich noch
weniger ein vorzüglicher Kunstrichter des Faches.
Johnson, der originale, ausgezeichnete Kopf, glänzte
überhaupt nicht im Wesentlichen der Critik, zumahl
nicht in der Critik der dramatischen Dichtkunst. Die
dramatische Kunst anderer neuen Nationen blieb
den Ausländern zu fremd, wurde meistens von
diesen zu sehr herabgesetzt, oder von einigen We-
isigen zu sehr erhoben. Seinen Hang zur Sa-
tyre, seine Trascibilität, zeigte Palissot nächst den
Philosophen in der Dunciade, die viele Auflagen
erlebte, und zu zehn Gefängen anwuchs. Von
Pope war der Gedanke entlehnt, dessen Dunciade
keine Leser mehr findet, ungeachtet der wohlklin-
gendsten Verse, in welche dieser manchemahl tref-

fende, gesunde Vernunft kleidet. Welch übelgewählter Stoff! Wen vergnügt es, lange in Gesellschaft von schlechten, vergessenen Schriftstellern zu seyn, oder Schriftsteller von unlängbaren Talenten in einigen Fächern ganz herabgewürdigt zu sehen? Nur der treffendste Witz kann einzelne kurze Stellen in der Gattung zu einer angenehmen Unterhaltung machen; aber selbst Voltaire hat seiner Pucelle geschadet, wie er in ihr seine meist vergessenen Feinde verewigen wollte. Von diesem treffenden Wize zeigen sich in Palissot's Dunciade äußerst wenige Spuren. Langeweile erregende allegorische Personen paradiren darin, und aus dem gewöhnlichen Schmuckkästchen der Dichterslinge ist viel poetischer Glitterstaub hergehohlet. Von bedeutenden Männern sind Diderot und Marмонтel, mit dessen schlechten Tragödien Palissot früh wetterferte, und von dem er sich einmahl beleidigt glaubte, am meisten mitgenommen. Theater und Dunciade füllen die zwey ersten Bände der Sammlung. Der dritte hebt mit einer Jugendarbeit Palissot's, der *Histoire des premiers siècles de Rome*, an, der Geschichte der sieben Könige, die zuerst 1753 erschien, und mehrere Auflagen erlebte. Eine Sagengeschichte der Art, wo Dionysius von Halicarnas, Livius und ein paar Lebensbeschreibungen von Plutarch die einzigen Quellen sind, besonders herauszuheben, um sie nachzuerzählen, war freylich ein eigenes Unternehmen. Die Ansichten späterer Zeit über die Unsicherheit dieser Sagengeschichte hielt Palissot nicht fest: aber er ahnet sie doch hier und da, erzählt dabey lesbar, und nicht zu weitläufig. Dann folgen im dritten Bande Briefe und *Mélanges*. Der vierte und fünfte Theil enthält die *Mémoires sur*

1016 G. g. N. 102. St., den 28. Jun. 1810.

la Littérature: ein bey allen seinen Fehlern brauchbares Handlexicon der Französischen Schriftsteller. Die vorlegte Ausgabe ist in dem Jahrgange 1803 dieser Blätter angezeigt. Die vorliegende hat einige Zusätze. In einzelnen Artikeln sieht man, wie P., nachdem sich bey ihm die reizbare Eitelkeit über kleine mutmaßliche oder wirkliche Beleidigungen abstumpfte, billiger wird, z. B. in dem Artikel von Duclos. Der 6. Band umfaßt das in diesen Blättern 1806 S. 1817 angezeigte Génie de Voltaire, das aus den Anmerkungen Palissot's zu der von ihm besorgten Ausgabe der Werke Voltaire's entstand: eine Ausgabe, welche, nebst der des Theaters von Corneille, seine letzte größere Arbeit war. Durch die Revolution verlor Palissot zwey Drittel seines Vermögens, erhielt aber demnächst eine Gnadenbezeugung zu seiner Unterstützung von dem Französischen Kaiser.

Wien.

Erst spät kam uns aus der hiesigen Degenschen Buchdruckerey ein Exemplar der Prachtausgabe 1808 von der Mularion von Chr. Mart. Wieland. Ein Gedicht in drey Gefängen, zu. Der Wetteifer der Druckerey, andern in dieser Art von Drucken nicht nachzustehen, verdient schon allein alle Achtung; aber an edler Simplicität würden wir das Werk selbst manchem andern Versuche dieser Art vorziehen. Papier, Lettern, Ebenmaaß, thun dem Auge wohl. Die drey Bignetten vor den drey Büchern sind im Stich sehr fein gehalten von John, nach Zeichnung von Agricola, in der man sich vielleicht etwas edlere Figuren wünschen könnte.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 30. Junius 1810.

Langen

Göttingen.

In dem Winter 1805 wurden den Herren Professoren **Langenbeck** und **Sempel** die anatomischen Demonstrationen und die Anweisungen zum Präpariren auf dem anatomischen Theater übertragen; und in dem Jahre 1808 wurden beide von Sr. Majestät unserm allergnädigsten Könige zu Professoren der Anatomie ernannt. Beide halten gemeinschaftlich die anatomischen Demonstrationen; und ertheilen den Unterricht beim Präpariren.

Im Anfange hatten sie mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, indem auch nicht ein einziges Präparat auf dem anatomischen Theater vorgefunden ward. Der Hr. Prof. **Langenbeck** besaß die syndesmologischen Präparate, mehrere von der Angiologie und Neurologie, und der Hr. Prof. **Sempel** die osteologischen. Dessen ungeachtet ward gleich im ersten Winter ein vollständiger anatomischer Cursus gegeben, indem beide mit der größten Anstrengung die Präparate zu jeder Vorlesung verfertigten. Da es sich beide Lehrer zum Besetz machten, für die Errichtung eines anatomi-

schen Cabinets zu sorgen, und täglich mehrere Stunden auf die Verfertigung der anatomischen Präparate verwendeten: so ist jetzt schon eine sehr ansehnliche und kostbare Sammlung vorhanden, so daß jeder Theil der Anatomie genau und deutlich demonstirt werden kann. Diese Arbeiten werden täglich von den beiden Professoren fortgesetzt. Weil das anatomische Theater bey den vielen Präparanten eine sehr große Anzahl Leichen gebraucht: so ward von der hohen Präfectur des Seine-Departements die Verfügung getroffen, daß die Leichen aus den Hospitälern, Armen-, Zucht- und Gefangenhäusern drey Meilen im Umkreise der Stadt Göttingen, mit Einschluß aller solcher Anstalten zu Heiligenstadt, Münden und Osterode, so wie auch die Leichname aller armen Menschen, dem anatomischen Theater zu Göttingen übergeben werden sollten. Nach einer neuen hohen Verfügung sollen auch Leichname aus Cassel an das anatomische Theater abgegeben werden. Diese vortrefliche Einrichtung wird für den Unterricht in der Anatomie sowohl, wie auch in der Chirurgie, von dem größten Nutzen seyn, indem im Sommer die Leichen zu den Uebungen in den chirurgischen Operationen benutzt werden.

Die Anzahl der Zuhörer in den Demonstrationen beträgt gewöhnlich 60, und die der Präparanten einige und dreyßig. Mit dem Unterricht beim Präpariren wird immer ein Examinatorium verbunden, und in den Demonstrationen wird jeder Theil drey- bis vier Mal demonstirt, in der letzten Viertelstunde jeder dieser Vorlesungen aber nehmen die entfernt sitzenden Zuhörer die vordern Plätze ein, da manche Theile in der Entfernung nicht genau gesehen werden können.

Zu wünschen bleibt uns nun noch übrig, daß uns bald von der Gnade Sr. köngl. Majestät ein neues

105. St., den 30. Jun. 1810. 1019

anatomisches Theater zu Theil werden möchte; wo-
zu wir auch große Hoffnung haben, da das alte
sehr baufällig, und viel zu klein ist.

Göttingen.

Geschichte des Portugiesischen Colonialwe-
sens in Ostindien, von Fr. Saalfeld. 1810.
2-8 Seiten in Octav. Die Geschichte des Portu-
giesischen Colonialwesens, in so fern man dabey
auf Handel und Verwaltung Rücksicht nimmt, war
bisher die am wenigsten bearbeitete. Ueber ihre
Indischen Kriege und Eroberungen hatte man aus-
führliche Werke; bey der Geschichte ihres Handels
berief man sich gewöhnlich auf Raynal (der, wie der
Verf. mit Recht sagt, in keinem Abschnitt seines
Werks so leicht und oberflächlich, als in diesem ist);
über die Administration hatte man so gut wie Nichts.
Daß also durch die gegenwärtige Arbeit eine Lücke,
und zwar eine sehr bedeutende, in der Colonialge-
schichte ausgefüllt werde, wird Niemand in Abrede
seyn. Den Gesichtspunct indeß, aus welchem ihr
Verfasser sie will betrachtet haben, hat er selber in
der Vorrede angegeben. Er bescheidet sich, keine
vollständige Geschichte des Portugiesisch-Ostindi-
schen Colonialwesens, sondern nur einen Versuch
darüber, geben zu können. Aber auch für diesen
werden alle Freunde der Geschichte ihm dankbar
seyn. Es konnte dieß nur in der Nähe einer gro-
ßen Bibliothek geschehen; daß die hiesige von be-
kannten gedruckten Sachen über diese Materie ihu
fast nichts habe vermissen lassen, bemerkt der Verf.
selber mit Dankbarkeit. Sein Hauptverdienst be-
steht darin, diese Schätze mit großem Fleiß und
Gewissenhaftigkeit genutzt, das Wichtige heraus-
gehoben, und seine Materialien zweckmäßig geord-
net, und die Hauptpunkte allenthalben in ihr gehö-

Neenth

riges Licht gesetzt zu haben. Das Ganze zerfällt in drey Abschnitte. Der erste: Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen. Allerdings mußte diese als Uebersicht vorangehen. Sie ist nicht nur bloß nach den Jahren, sondern seit 1504 auch nach den Vicekönigen geordnet; denn es war um desto mehr Bedürfnis, diese kennen zu lernen, je mehr an ihrem Persönlichen hing. Wie jeder die Portugiesische Herrschaft erweitert, befestigt habe, bis zur Spanischen Eroberung 1580, wird hier in einer kurzen Uebersicht dargelegt. Hierauf folgt im zweyten Abschnitt: Geschichte des Portugiesischen Handels. Sie ist in die beiden Kapitel abgetheilt: 1) Handel der Portugiesen zwischen Europa und Indien; und 2) Zwischenhandel der Portugiesen in Indien selbst. Die Portugiesen errichteten bekanntlich keine ausschließende Compagnie. Aber wenn gleich alle Portugiesen den Handel führen durften, so ward er doch nur unter dem Schutz der Krone und in den Schiffen der Krone geführt, von denen jährlich eine so genannte Flotte nach Ostindien geschickt ward. Woher diese Einrichtung entsprang, wird sehr gut entwickelt. Die Schifffahrt selbst ward gewaltig dadurch erschwert, daß man nicht den jetzt gewöhnlichen Weg durch das offene Meer mit Hülfe der Passatwinde nahm; sondern in der Nähe der Ost- und Westküste von Africa hinfuhr. Die gewöhnliche Dauer der Hin- und Herreise war 18 Monate, oft noch länger. Der Handel ward von Portugall aus großen Theils mit barem Gelde geführt; außerdem gingen nach Indien wollene Zeuge, Waffen, Weine, Bücher und einige andere Waren. Die Einfuhr bestand dagegen in Gewürzen, vor allem Pfeffer. Aber der Pfefferhandel war beständiges Monopol der Krone; zuweilen behielt sie sich auch den Handel mit allen Gewürzen vor. Außer-

dem Perlen, Edelsteine, Kampfer, Porcellan ic., auch feine baumwollene Waren. Die Casa da India in Lissabon blieb der einzige Marktplatz dieser Waren für Europa; aber bekanntlich verführten sie die Portugiesen selber nicht weiter, sondern die Fremden mußten sie hohlen. Die Folgen davon für die Schwäche des Portugiesischen Seewesens werden genauer gezeigt. 2) Der Zwischenhandel in Ostindien war von noch größerer Wichtigkeit. Die Portugiesen wollten ihn mit Gewalt sich zueignen, und die Mauren daraus verdrängen; dieß verursachte fast einen beständigen Kriegszustand. Auch hier aber behielt sich die Krone die wichtigsten Zweige ausschließend vor, wie den Handel nach China, nach Mozambique ic.; nur zuweilen durften vornehme Beamte Schiffe dahin ausrüsten. Der Verf. hat diesen Handel wieder eingetheilt: a. in den Handel nach Mozambique und der Ostküste von Africa: von sehr großer Wichtigkeit, weil mit dem dort gewonnenen Golde der übrige Handel großen Theils betrieben wurde. b. Den Handel zu Malacca, der große Marktplatz für das östliche Asien; und von Malacca aus nach den Sunda-Inseln und Molukken. c. Den Handel auf Coromandel, der wenig bedeutend war. d. Den Handel von Ormuz und Mascate, von großer Wichtigkeit. e. Handel auf der Küste von Cambaya, und f auf den Küsten Malabar. g Handel mit Ceylon, h. Handel mit China, und endlich i mit Japan. Der dritte Abschnitt, die Geschichte der innern Administration umfassend, ist, wie der Verf. selber bemerkt, derjenige, wo er sich selber am wenigsten Genüge thun konnte. Wer den Gegenstand, wovon die Rede ist, kennt, wird dieß nicht anders erwarten. Indesß ist keine einzige uns bekannte Quelle vernachlässigt worden; und wenn also Lücken blie-

ben, so war die Schuld nicht des Verf., sondern der dürftigen Hülfsmittel. Eine Hauptschwierigkeit lag schon darin, daß die Vollmachten der Vice-Könige gar nicht sich ganz gleich waren, sondern daß man nach den Umständen verfuhr. Statt das von dem Verf. Gesagte zu wiederholen, sey es uns erlaubt, für eine künftige Auflage noch ein paar Bemerkungen hinzu zu fügen. **Erstlich:** Die den Portugiesen eigenthümliche Erscheinung, daß sie sich weit mehr in Indien niederließen, dort eine Nation bildeten, die unter dem Nahmen der Portugiesischen Caste, der schwarzen Portugiesen, noch fast allenthalben fortbauert, hätten wir noch weiter aufgeklärt zu sehen gewünscht. Die Möglichkeit davon lag doch wohl darin, daß der Handel keiner privilegirten Compagnie übergeben war, die nur ihre Bedienten hinüberschickt. Freylich wirkten andere Ursachen ein; die Verfolgungen der neuen Christen, die aber seit der Einführung der Inquisition in Goa auch in Indien keinen sichern Zufluchtsort mehr fanden. Aber Vieles mußte doch auch in dem National-Character liegen. **Zweytens,** wird auch der Einfluß der Religion und des Missionenwesens noch eine etwas weitere Ausführung verdienen. Wir setzen diesen, bey dem Spanisch und Portugiesischen Colonialwesen, gewöhnlich zu niedrig an. Religion hieß nicht nur, sondern war hier auch die Stütze des Ganzen. War sie es doch, die, als Indien, durch die schlechte Verwaltung, dem Könige mehr kostete, als es einbrachte, es verhinderte, daß es nicht aufgegeben ward; mit den Philippinen war es bekanntlich bey Spanien dasselbe. Mit Vergnügen sehen wir, daß der Verf. sich nicht auf diesen Abschnitt der Colonialgeschichte beschränken, sondern weiter gehen will; so daß er die Geschichte der **Holländer** in Ostindien, die sich von selbst an

die der Portugiesen anschliesst, zunächst wird folgen lassen. Mögen sich ihm dazu recht viele Quellen öffnen!

Wittenberg.

Hr. Dr., Prof. und Probst Schlessner hat zu einer Folge von academischen Programmen den Anfang gemacht, die ihm von Kennern und Freunden dieses Zweiges der Griechischen Gelehrsamkeit viel Dank erwerben wird: *Auctarium observationum in Suidam et Hesychium et alios Lexicographos Graecos ratione maxime habita glossarum sacrarum*. Wir haben bereits Pars I. S. 1 . . . 29, Pars II. . . . 48, mit fortlaufender Seitenzahl, in Händen, und diese gehen auf Stellen im Suidas vom Anfang bis ἀμύειν für ἀνύειν. Das eigentliche Interesse, das die Glossarien für uns haben, besteht zwar darin, wenn sie Wörter, Erklärungen und Berichtigungen von Stellen in andern Schriftstellern geben, und uns historische oder litterarische Notizen verschaffen, die wir sonst nicht hatten; denn was wir sonst bereits wußten, hier erst mühselig auszumitteln, bis wir die übereinstimmende Stelle finden, ist kein Gewinn, der die Zeit und Mühe belohnen könnte; wiewohl hierbey der Zufall gemeinlich das Meiste an Hand zu geben pflegt. Aber es gibt eine verdienstliche Arbeit, die auf Berichtigung und Bestätigung der Glossarien selbst verwendet wird, wozu Vergleichung anderer Lexicographen vielerley Art behülflich ist. Dieser Theil der Bearbeitung erlaubt und verlangt noch viel gelehrte Anstrengung, und beschäftigte vor ein paar Decennien gar manchen Gelehrten, und unter ihnen Hrn. Dr. Schl. vorzüglich. Da die jezigen Zeiten am wenigsten neue Ausgaben von Suidas, Etymologicum, Phavorin und ähnlichen Werken erwarten lassen: so ist es verdienst-

lich, wenn er seinen reichen gesammelten Vorrath von Bemerkungen, so gut es sich thun läßt, in Gelegenheitschriften den Gelehrten mittheilt, bis einſt der glückliche Zeitpunkt kommen wird, da alles in ein großes Werk sich wird bringen lassen: welches desto mehr zu wünschen ist, da einerley Bemerkung und Verbesserung immer von Mehreren gemacht wird, wie es der Natur der Sache nach nicht anders gehen kann. Der Hr. Dr. Schl. hat sich aber durch die Länge der Zeit, in welcher er sich mit den Lexicographen beschäftigt hat, eine große Fertigkeit und ein geübtes Auge zur Wahrnehmung solcher Verbesserungen verschafft. Noch ist ein anderer Zufall günstig gewesen, da ihm die Ausgabe des Suidas mit Jac. Gronov's Randanmerkungen zugekommen ist, welche der zu Gotha verstorbene wackere Gelehrte, Prof. Lenz, in einer Holländischen Auction erstanden hatte.

Lexigo.

Von dem gelehrten Teutschland oder Lexicon der jeztlebenden Teutschen Schriftsteller ist der Vierzehnte Band, oder des Gelehrten Teutschlands im neunzehnten Jahrhundert zweyter Band, in der Meyerschen Buchhandl. 1810, 708 S., erschienen; er begreift die Buchstaben H . . . O. Hr. Hofrath Meusel fährt fort, mit seinem Litteratorfleiß den Deutschen Gelehrten die Dauer ihrer Nahmen wenigstens dadurch zu sichern, daß er ein vollständiges Verzeichniß ihrer Nahmen und Schriften zu verfertigen fortsetzt, das sich hoffentlich als Register am längsten erhalten wird, wie wir wohl gesehen haben, daß dieß bey Archiven der Fall war, wenn die Urkunden auch nicht mehr alle vorhanden waren.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Junius 1810.

Leipzig.

Friedrich Aug. Carus — Psychologie der Hebräer. 1809. Bey Barth und Kummer. Octav 455 Seiten, als der fünfte Theil seiner Nachgelassenen Werke. Die Geschichte der Psychologie, als eine historisch-philosophische Darstellung sowohl der nach und nach erfolgten Entwicklung der Geisteskräfte der Menschen überhaupt, als auch insbesondere der Klarheit des Bewusstseyns denkender Köpfe, sammt der Verichtigung des Ausdrucks dieses Bewusstseyns in der Sprache, hat für die frühern Perioden keinen bessern und fruchtbarern Stoff, als die Schriften der Hebräer. Was darüber der sel. Carus bereits ausgesunden hatte, was er als Stoff und Borrath zu der weitern Vollendung gesammelt hatte, ist uns, als ein schätzenswürdiger Nachlaß, in diesem Bande geliefert, den wir der liebevollen Mühe eines andern seiner dankbaren Schüler, des Hrn. M. Joh. David Goldhorn, Mittagspredigers an der Thomaskirche in Leipzig, zu verdanken haben. Freylich ist Vieles nur erst

A (5)

Stoff und Anlage; und zu bedauern, daß die Verarbeitung von Meisterhand unterblieben ist; Aber noch mehr wäre es doch zu bedauern, wenn auch diese Anlage nicht durch Hülfe seiner würdigen Schüler gerettet worden wäre. Den Weg, den Carus ging, von der frühern Bildung aus, weiter durch das verständige Studium der Classiker, vom Homer an, immer mit beobachtendem Geiste und seinem Gefühl, und mit dem Bestreben, unter den Wortschalen den Kern aufzusuchen, geht nicht ein Jeder. Es sind historische Data, aus denen die Fortschritte der Ausbildung der intellectuellen und moralischen Geisteskräfte der Hebräer zu erschen sind, zugleich Geschichte der frühern Geistescultur dieses sonderbaren Volks. Jene Data sind theils Handlungen, Gebräuche, Sitten, theils die Sprache selbst, wie sie die Geisteskräfte ausdrückt, theils Vorstellungsarten und Urtheile der Schriftsteller selbst über diese Kräfte und die Aeußerungen derselben.

Voraus Einleitung: der Begriff von einer biblischen Psychologie. Immer verbindet C. beides, die psychologische Bildung der Nation, wie wir sie aus ihren Geschichten und Nachrichten abstrahren können, und die psychologischen Begriffe und Vorstellungen, welche einzelne Menschen in jenen Zeiten aufgefaßt hatten, und in welchen Ausdrücken sie dieselben in ihrer Sprache mitgetheilt haben. — Schriften, welche für die biblische Psychologie Beiträge liefern, so, wie bey jedem Abschnitte die Schriften angeführt werden, welche Carus vor sich hatte. Der Zustand des Menschengeschlechts vor den Hebräern veranlaßt eine Ansicht des Zustandes des zur Beobachtung der Menschheit aufstrebenden Menschen, und die möglichen Gegenstände seiner ersten Beobachtungen und Reflexionen. Trefflich

ausgeführt! Wohl zu bemerken ist, was die **Verichtigung** der psychologischen Begriffe in der folgenden Zeit so schwer gemacht hat, daß die ersten **Benennungen** vom Göttlichen, und von der Seele, so grobsinnlich, und bereits in der ersten Bildung der Sprache selbst gebildet waren. Wohlgethan ist es, daß die ersten Bezeichnungen, sowohl des ganzen Menschen, als der Seele (als Hauch, Athem, Leben, Muth, Gemüthe, endlich sinnender Geist, Verstand), vorangeschickt werden. Das Zeitalter vor und bis Abraham, mit den Ansichten, welche die ersten drey, unter sich verschiedenen, Urkunden darbieten. Die ganze Folge der Seelenkunde der Hebräer (objectiv und subjectiv), von Abraham an, ist nun S. 70 f. in acht Perioden, vertheilt; keinem Leser von irgend einer Bildung wird es gereuen, diese Ausführung aufmerksam zu verfolgen. In einem Blatte, wie das unsrige ist, läßt sich nicht in das Einzelne gehen.

Erste Periode: Zeitalter der Hirten und Nomaden, vom Stammvater der Hebräer, Abraham, bis auf ihren Gesetzgeber, Moseh, 2000 . . . 1500 vor Ehr. Geb. Jetzt sieht man bereits Chaldäische Cultur mit Kanaanischer und Aegyptischer vermischt. Eigenthümlichkeiten des Nomadenlebens, in welchem sich Abraham befand. Uebergang in das städtische Leben durch Bekanntschaft mit den Kanaaniten. Aufenthalt Abrahams, dann der Familie Jakobs, in Aegypten. Bekanntschaft mit den Künsten. Ueberal ist also die Frage: welche, nicht nur äußerliche, Ansichten, sondern auch, welche Veranlassungen konnte man im Patriarchenleben haben, Beobachtungen über sich selbst und über Andere zu machen? denn das Handeln, nach dem Impuls des Außerlichen, was uns umgibt, geht

dem hellen Denken vor; von practischen Erfahrungen schreitet der Mensch zu den theoretischen Betrachtungen fort. Wie einfach ist doch alles in der Anlage der Natur! Schilderung der Charactere Abrahams, Jischaq, Esau, Jakob, Joseph; diese belehren uns allerdings, wie, und wie weit, waren die Geisteskräfte der Menschen bereits ausgebildet. Abgesondert blieb indessen doch das Andere, wie weit waren sich die Patriarchen dieser innern Ausbildung selbst bewußt durch Beobachtung ihres Selbsts? so, daß sie sich über sie neue Einsichten verschafft haben mögen; damit von ihren psychologischen Kenntnissen sich viel sprechen ließe, die wemalstens noch nicht sehr theoretisch seyn konnten; als etwa von Joseph; auf seinen Geist wirkte bereits fremde Cultur. Wichtig wird bemerkt, daß der Aufenthalt der Familie Jakobs in Aegypten der eigentliche Zeitpunkt ihrer Ausbildung zu einem Volk mit eigenthümlichem Character war; Rohheit, durch und aus Druck der Sklaverey, hartnäckiger Sinn, Grausamkeit und Uebermuth im Glück, beständige Unruhe und Ungeduld, grobe Sinnlichkeit, überall, Unfähigkeit, sich zum Geistigen zu erheben. Armutb der Sprache. II. Periode. Von Moseh bis Samuel. Uebergang des Nomadenlebens in ein Nomadenvolk; dann einer ackerbauer-Republik in eine Monarchie. 1500 bis 1100 vor Ehr. Geb. Der Character des Moseh, auf die vorhin bemerkte Art; seine eigene Bildung und Ausbildung, aus dem Betrachtungspuncte seiner eigenen Menschenkunde. Sein fester Glaube seiner Bestimmung zum Befreyer und Gesetzgeber seines Volks, wie er sich selbst begeistert, von Gott getrieben fühlte und dachte. — S. 112 f. Josuah und die folgenden Anführer, auf ähnliche Weise be-

handelt, alle, für große Gefahren eraltirte Menschen. — Die nach Josuabs Tod erfolgte Trennung der Stämme: ein unpolitisches Ereigniß von den schlimmsten Folgen, dem Verlust des Nationalfinnes, und neue Verwilderung. Militär-Richter; das durch kriegerische Tapferkeit erworbene Ansehen und Zutrauen bewog die rohen Menschen, ihre Streitigkeiten zur Entscheidung vor sie zu bringen.

III. Von Samuel bis Salomo. Der religiöse Volksregierer Samuel; Eine beständige Rechtsverwaltung wird von ihm gegründet, und führt dann weiter zu einer festen Staatsverwaltung. Schilderung von Samuel, Saul, David. Bildung von Propheten und Seherschulen, d. i. von Begeisterten, durch Poesie, Gesang und Musik, mit religiöser Stimmung, und dadurch geregtem Aufschwung der Phantasie. Wie ganz anders muß man sich den Menschen in jenen Zeitaltern denken! Man fing nun an, sich vorseßlich und künstlich in Begeisterung zu versetzen. Davids Zeitalter, als Zeit der Ausbildung der Hebräer, ihres Geistes und Characters; sein eigener Character, gebildet durch verschiedene Lagen des Lebens, und Erfahrungen; sein dichterischer Geisteschwung. Besonders ist aus den Psalmen alles zusammengetragen, was seinen Character, auch den Volkscharacter für die folgende Zeit der Psalmensänger, zu zeichnen dient. Ein sehr ausführliches Stück S. 151 f. von damahliger psychologischer Kenntniß überhaupt. Das Merkwürdigste in diesem Zeitraum ist, wie uns deucht, daß die Priester und der Cultus dem Könige untergeordnet werden, aber doch, eher zufällig, als durch Politik: David verschönernte ihn, und setzte sich selbst an die Spitze der religiösen Feierlichkeiten und der Feiernden. Zugleich wird vom

Jehovah ein erhöhteter, obgleich sinnlicher, Begriff verbreitet. Schon unter Samuel fing der Gottesdienst an, zu einer Religion des Herzens und Lebens sich zu bilden. — S. 180 Salomo. Verfeinerte Bildung, aber nicht practisch, wie die von David; des letztern Weichheit geht über in Weichlichkeit. Salomo selbst war, mehr betrachtend, als handelnd, weise. Verfeinerung der Begriffe, mit verminderter Religiosität; auch dieß der natürliche Gang! Jehovah wird nun auch Gott der fremden Völker, wenn sie in seinem Tempel anbeten. Aber nach Salomo herrschen Könige, die zum Throne geboren sind. — Von S. 187 ein episodischer Auszug, wie vorhin, aus den Gnomen, von Stellen und Ausdrücken, welche psychologische Einsichten enthalten oder andeuten. Zwar sind es eigentlich Collectaneen, aus denen Carus vermuthlich einst bloß die Resultate ausziehen und aufstellen wollte. Indessen sind sie selbst in so vielen andern Beziehungen lehrreich. Eben so vom Koheloth. Hiob. IV. Von der Trennung des Jüdischen Staats in zwey Reiche an bis auf das Exil, V. während des Exils, und VI. unter der Makkabäischen Familie, bis zur Erhebung der Herodischen Familie auf den Jüdischen Königsthron. Diese drey Abschnitte sind eigentlich bloß die Entwürfe von dem, was der Verf. weiter auszuführen gedachte. Begierig würden wir auf seine Ansichten von den Propheten, einer so ganz sonderbaren Erscheinung im Jüdischen Staate, von öffentlich geduldeten begeisterten poetischen Sittenrichtern, gewesen seyn; Ueberall war es auf eine allgemeine Staats- und Volksverbesserung abgesehen; dazu ward das Gegentheil, das Ideal eines glücklichen Staats und Volks, von den Begeisterten aufge-

stellt; ausgeschmückt mit Bildern aus dem frühern, glücklichen Zustande der Davidischen Zeiten. Je mehr aber in den folgenden Zeiten unter fremden Beherrschern jener Aufschwung der begeisternden Phantasie sank, und sich zu kalter Betrachtung und Schriftstudium herabsänkte: verlor sich auch der Hebräer in die gewöhnliche Denkart anderer Völker: Jehovah wohnte nicht mehr unter ihnen als ihr eigener Schutzgott. — Eine besondere Ausföhrung verdiente das gewaltsame Gracisiren der Juden durch den mächtigen Antiochus Epiphanes, mit den verderblichen Folgen, wie überall, wo die Gewalt, der Menschennatur entgegen, arbeitet; denn, das große Naturgesetz ist Mannigfaltigkeit, nach Verschiedenheit der Anlage, der Kräfte, des Typus, den sie selbst einföhrete. Antiochus wollte auf einmal Juden und Syrer in eine und dieselbe Form schmelzen; beide Formen zerstören konnte er; zerstören kann die Gewalt; selbst Alexander hat nur zerstört, aber nichts umgeschaffen. Umschaffen und umbilden, das vermag nur die weit höhere Macht, die Allmacht der Zeit, und auch sie nicht plötzlich und auf Einmahl; nur im Fortgange der Zeit wird Veränderung des Sinnes und der Denkart der Völker bewirkt; und leider! alsdann Vieles durch Zufall, nicht nach Plan. Ein Etwas entstand freylich aus Antiochus Machtstreich, aber ein ganz Anderes, als die Einheit des Willens, die er zu erzwingen gedacht hatte: die Juden zerstreuten sich durch Aegypten, Asien und Europa, und hierdurch ward ein Werk vorbereitet, wovon dem Kurzsichtigen nicht geträumt hatte: er bahnte den Weg zur Verbreitung einer neuen Gotteslehre und reineren Sittlichkeit von Nazareth aus. Jene gewaltsame Verschmelzung bewirkte Zerstreung der Juden,

Vermischung Griechischer Philosophie mit Jüdischer Gesetz- und Formenkunde, die aus einer früheren Gotteskenntniß ausgegangen war; alles bot sich einander die Hand. — Wie Vieles wäre noch in dieser ganzen Periode, einer der wichtigsten in unserer ganzen Weltgeschichte, in sein rechtes Licht zu setzen! Wäre es doch unserm Verf. aufbehalten gewesen, diese Ansicht zu verfolgen, und unsere Wünsche zu befriedigen! — Die Schilderung der drey Volks-Secten S. 258 f. ist kurz, aber gut, angelegt. Dagegen hat sich in den Papiereu des sel. Eurus ein Hauptstück erhalten, das zur Hellesnistischen Seelenkunde, *Φυσις, Ψυχη, πνευμα, κους, θυμος, φρην, καρδια, ο λογος*, gehört. Wieder der verschiedene Gebrauch der Wörter, durch welche die Geisteskräfte und ihre Aeußerungen bezeichnet werden; leider das Hinderniß, das uns nie zu einer reinen Seelenlehre gelangen läßt, an dessen Stelle sich aber doch nichts anderes setzen läßt. — An diese reihen sich andere schätzbare Fragmente einzelner Ausführungen an. — S. 392 Jesus. Schriften über Jesus Menschenkenntniß: denn unter diesem Begriff ist wieder alles gefaßt, der Character oder die Anlagen, Bildung, Geist, Denk- und Gemüthsart des großen Lehrers des Menschengeschlechts; seine Lehr- und Handlungsweise. — So folgen auch S. 322 die Apostel, Johannes, Jakobus, Paulus; Skizzen, mehr oder weniger, von ihrer Seelenkunde und Menschenkenntniß. Zu diesen sind S. 342 . . . 371 noch zwey Jüdische Schriftsteller beigelegt, Josephus und Philo; ihre Menschenkenntniß. — Den Schluß machen zwey herrliche Untersuchungen: die eine betrifft die häufige Ableitung der verschiedenen, in den biblischen Schriften vor-

Kommenden, Erscheinungen im menschlichen Geiste von einem übersinnlichen Princip, und die andere, die ganz eigenthümliche Erklärung von dem Grunde der unnatürlichen Seelenzustände, und von Geisteskrankheiten in der Bibel. Schon diese beiden Entwürfe von Abhandlungen allein, vorzüglich der letztere, würden zureichen, in unserm Carus einen sehr aufgeklärten Theologen und Psychologen zu erkennen. Besonders ist die Bezeichnung der Stufen, in welchen jene Vorstellungen von den rohesten sinnlichen Begriffen, mit denen, leider! die bezeichnenden Wörter zugleich entstanden sind, sich immer nach und nach zum Geistigen verfeinerten, oder an gemeine Meinungen angeschlossen.

Utrecht.

Bei B. Wildt und Altheer: *Hieronymi de Bosch* Observationes et Notae in Anthologiam Graecam. Quibus accedunt Cl. *Salmasii* notae ineditae. 1810. groß Quart I. . . XVI. zwey Mahl, und I. . . 510 Seiten. Kaum hätte der Rec. die Fortsetzung dieses Werks, bey dem jetzigen Zustand der Dinge, zu hoffen sich getrauet. Die Fortsetzung dieses Werks setzt ihn in jene Zeiten der so schön aufblühenden Griechischen Litteratur zurück, da die Griechische Anthologie ein Lieblingsgegenstand war. Glücklicher Weise gab es in diesem Fache keine entehrende Auftritte der Rivalität. Die beiden edeln Männer, de Bosch und Jacobs, begegneten einander mit Redlichkeit und Offenheit, theilten sich wechselseitig die Hülfsmittel mit, die sie in Händen hatten, ehrten sich einander, und wurden geehrt. — In dem gegenwärtigen vierten Bande (von den vorhergehenden

f. Gött. gel. Anz. 1793 S. 1094 f. — 1795 S. 1963 — vom zweyten Bande 1797 S. 1515 f. — vom dritten Bande 1799 S. 2021 f.) ist der critische Apparat enthalten, von Lesarten, Verbesserungen und Erläuterungen zur Griechischen Anthologie. Hr. de Boscq nimmt aus dem, was Jacobs verbessert, erläutert, gemuthmaſet hat, mit Achtung und Unbefangenheit auf, was er billiget. Er sammelt aber auch nicht bloß Varianten und Conjecturen, sondern er legt auch den Erklärungen und Erläuterungen der Sachen und des Inhalts einen Werth bey; er erlaubt sich auch Digressionen, wie S. 139 f. von den Pisonen im Sendschreiben über die Dichtkunst, imgleichen über Bestimmung, Plan und Zweck des Gedichts. Man erinnere sich, daß des Hrn. de Boscq Hauptabsicht anfänglich auf die schöne Lateinische Uebersetzung des Grotius von der Anthologie des Planudes gerichtet war; da hingegen unsers Jacobs Gesichtspunct die Griechische Anthologie und die Behandlung derselben allein war. Die große Liebe für den unsterblichen Grotius ging bey de B. so weit, daß er selbst den Anfang seiner Observaciones S. 129 . . . 171 mit Erläuterungen der Prolegomenen des Grotius gemacht hat, in denen er eine Menge mannigfaltiger Bemerkungen und gelehrter Notizen eingewebt hat. Die Observaciones erstrecken sich über die ersten zwey Bücher der Planudischen Compilation, im ersten Bande; es sind dazu noch S. 478 einige Addenda et Emendanda hinzugesügt; überall sind Varianten, Critiken, Erläuterungen, von Sprache und Gegenständen und Inhalt der Gedichtchen vereiniget; unterhaltend und belehrend für junge Leser sind die Zusammenstellungen von Dichterbildern, Darstellungen und

Ausdrücken, ähnlicher und derselben Gegenstände, bey mehreren Dichtern, auch von Römischen. — Dem bisher Angeführten sind noch folgende Stücke vorgesetzt: Eine lesenswürdige Zueignungsschrift an den gelehrten Hrn. David Jacob van Kennep, Professor der alten Griechischen Literatur, der Lateinischen Beredsamkeit, der Dichtkunst und der vaterländischen Geschichte auf dem Athenaeum illustre zu Amsterdam; die Verehrung des Andentens von Grotius, erregte die Unternehmung, auf die Art, wie des Grotius Florilegium und Excerpta e Tragicis et Comicis ans Licht gestellt sind, auch die in Handschrift hinterlassene Lateinische Uebersetzung der Anthologie zum Druck zu befördern. Als Zögling von Burmannus Secundus verdankte de V. ihm noch in spätem Jahren die Erweckung der Lust zur Lateinischen Verskunst, die bey uns so ganz vernachlässiget wird. Quia in re, sagt er, inprimis commendare debeo Poetios Latinae cultum, quam non eo, quo par est, honore hodie venerantur quidam viri clarissimi; plane non reputantes, quanta in ea ad omnes artes et scientias amplectendas et illustrandas sit vis atque efficacia; er führt noch die Verse Valkenaer's an:

— dent primos versibus annos

Maeoniumque bibant felici pectore fontem!

Während daß viele Schulen durch das gehäufte Vielerley des Unterrichts für den academischen Unterricht nicht sowohl vorbereiten, als vielmehr verderben, liefert die Sächsische Schulpforte, mit wenigen andern Schulen, noch Studirende, die zu classischen Studien angehalten sind, und unter diesen findet man immer, daß diejenigen, welche sich haben zu Uebungen und Versuchen in Lateinischen

und Griechischen Versificationen haben erwecken lassen, die tüchtigsten für Auffassung wissenschaftlicher Kenntnisse sind. Daß nicht jeder Kopf zur Dichteren gemacht, nicht wider Neigung dazu anzuhalten, auch auf keine Weise zu wünschen ist, daß wir mit Dichterlingen noch mehr gesegnet werden mögen, versteht sich von selbst. — Unser Hr. von Boscward nach dem vollendeten academischen Cursus in andere Geschäfte versetzt, und verdient desto mehr Achtung, daß er sich dennoch von der Ausführung einer Unternehmung, wie die gegenwärtige ist, nicht hat abschrecken lassen. Unnöthig scheint es uns, daß er sich gegen kleinlichen Tadel vom Gebrauch streitiger Lateinischer Partikeln vertheidiget. Er hat sich mit der Anthologie länger als 25 Jahre beschäftigt; dagegen rühmt er seinen Freund, und desselben Vater, wegen ihrer Humanität, die er selbst in seinem ganzen Werke nie aus den Augen gelassen hat, und welche so sehr contrastirt mit der schwarzgallichten pedantischen Bitterkeit eines Salmasius gegen Grotius. Um deutlich zu machen, was er in seiner Ausgabe der Anthologie zu leisten versprochen habe, rückt Hr. von Bosc die erste Ankündigung von 1793 ein; erwiedert ein Schreiben von Kuhnkenius; die in einem liberalen Geiste geschriebene Vorrede von Hrn. Jacobs. Nun folgt S. I . . . 128 das wichtige litterarische Stück: Cl Salmasii Notae in Anthologiam lib. I . . . VII., das aber doch nur diejenigen anziehen kann, die sich der Critik der Anthologie besonders widmen wollen. — Nun bleibt noch der Wunsch übrig, daß der verdienstvolle Hr. von Bosc noch den fünften Band möge hinzufügen können, welcher die Anmerkungen zu den übrigen Büchern der Anthologie enthalten wird, und zu-

gleich die Indices, mit welchen Grotius die Ausgabe begleiten wollte, denen Hr. von Bosh noch einen wichtigen Index aller Griechischen Worte beyfügen wird, worin viele vorkommen werden, die in den bisherigen Wörterbüchern mangeln. Er setzt hinzu, daß dieser schon ganz zum Druck bereit liege, und die weitere Besorgung, selbst wenn er sie nicht erlebe, dem Hrn. Prof. van Vennep anempfohlen sey.

Hamburg.

Unsere Aufmerksamkeit erweckte, und verdiente; eine geschichtliche Darstellung der Streitigkeiten zwischen Dänemark und Hamburg, die aus bekannten, aber guten, Quellen zusammengestellt, und in einem guten Latein abgefaßt ist, und von dem jungen Verfasser viele Hoffnung erweckt: *Narratio de controversiis quae inter Daniae reges et Hamburgenses usque ad mortem Christiani IV. 1648 agitatae sunt: sub discessum e Gymnasio Hamburgensi edidit Frid. Cropp, Moorburgensis Hamburg. Juris Stud. 1810. 65 Seiten.* Voraugeschicht ist eine kurze Uebersicht des frühesten Zustandes Hamburgs bis auf die Zeit unter Christian 1460, da die Ansprüche Holsteins auf Hamburg, als zu Holstein gehörig, lebhaft betrieben wurden. Die Fortsetzung seit Christian IV. wird künftig versprochen.

Göttingen.

Hr. Munkel, Schullehrer in Hameln, hat uns einen schriftlichen Aufsatz über verschiedene Gegenstände der Naturlehre zugesandt, aus dem wir hier Einiges auszeichnen, um eine Probe zu geben, wie der Verfasser bemüht ist, die Natur-

may

lehre durch eigene Ansichten zu erweitern, und diese oder jene Erklärungsarten noch mehr zu vervollständigen. Zuerst über den Magnetismus, dessen Erscheinungen noch nicht befriedigend genug entwickelt seyen. Seiner Ansicht nach gebe es zwey, nicht verwandte, magnetische Materien, A und B, die sich in entgegengesetzter Richtung durch den magnetischen Körper bewegen, wovon jede wieder aus zwey, auch wohl mehreren, nicht verwandten Arten besteht, und die vorhergehende der folgenden die Annahme oder den Weg bereitet. Ferner bilden die kleinsten ganzen Theile des Eisens zwey Körperchen, die aus mehreren Stoffen zusammengesetzt sind. In jedem Körperchen sind in drey senkrecht auf einander, aber nicht gegen über stehenden Seiten, unbiegsame bewegliche Nadeln eingezahnt. Diese Seiten sind beständig, die andern aber veränderlich, und je eine beständige Seite eines Körperchens liegt an einer veränderlichen der andern. Das eine Körperchen eines kleinsten ganzen Theiles ist mit A, und das andere mit B verwandt. Es entstehen also nach jeder Richtung Gänge, wo in einem die mit A, und in dem andern die mit B verwandten veränderlichen Seiten liegen. Die magnetische Materie werde übrigens vom Magnet angezogen, und gehe mit demselben eine gewisse Verbindung ein. Aber diese Verbindung müsse zugleich wieder eine Trennung bewirken, und das Getrennte an Masse den verbundenen Stoffen gleich seyn, weil sonst ein Magnet eine Zunahme an Masse erleiden würde, die man doch Jahre lang an ihm nicht bemerke. Man wird aus dieser Darstellung wohl sehen, daß diese Hypothese etwas erkünstelt ist,

und andere bekannte Ansichten, mit gewissen Modificationen, in Verbindung zu bringen sucht. Aber man wird uns entschuldigen, wenn wir wegen des beschränkten Raums unserer Blätter die Art, wie der Verfasser aus den angenommenen Principien die Erscheinungen des Magnets ableitet, übergehen müssen. — Die zweyte Abhandlung beschäftigt sich mit den Hypothesen, die Bewegungen der Himmelskörper zu erklären. Weder die Cartesischen Wirbel, noch Newton's allgemeine Schwere, schienen zur vollständigen Entwicklung aller Phänomene hinzureichen. Besser gehe es wahrscheinlich, wenn man beide Theorien mit einander vereinige, und hierin besteht der Versuch, den der Verfasser hier darlegt. Der ganze Himmelsraum sey mit einer flüssigen Materie erfüllt, die man ohne Rücksicht auf Unterschiede, Aether zu nennen pflege, und es hindere uns Nichts, anzunehmen, daß dieser sich, wie andere nicht tropfbare Flüssigkeiten, zusammendrücken lasse, und nach eben dem Verhältnisse dichter werde, nach welchem die zusammendrückende Kraft zunimmt. Nun nehme die anziehende Kraft, welche hier die drückende Kraft vorstellt, ab, wie das Quadrat der Entfernung vom Mittelpuncte eines Himmelskörpers zunimmt, und daher müsse der Aether ebenfalls in diesem Verhältniß an Dichtigkeit abnehmen, folglich an der Oberfläche des Himmelskörpers am dichtesten seyn. Bewegt sich ein solcher Körper um eine Axe, so reißt er den Aether in einem Wirbel mit sich fort, dessen Geschwindigkeit in jeder Entfernung sich in dem umgekehrten Verhältniß jener Quadrate, die Wurfkraft hingegen in dem umgekehrten Ver-

hältniß der Biquadrate der Entfernungen stehen müsse, vorausgesetzt, daß sich der Aether nach der Tangente bewegen könnte. Da er sich aber wegen der Schwerkraft in einem Kreise bewege, so verwandle sich dadurch jenes Verhältniß der Biquadrate, in dasjenige der Würfel. Alle flüssigen Materien, welche, außer dem Aether, überhaupt noch den Weltkörper umgeben, an allen Bewegung desselben Theil nehmen, und mit ihm vorzüglich verwandt sind, nennt der Verfasser den *Circumfluens* des Himmelskörpers. Er ist mit dem Himmelskörper nur als Ein Körper zu betrachten, und jeder Druck, Stoß und dergl. auf Eines, müsse zugleich auf das Andere wirken. Die Größe eines Himmelskörpers sey nur geringe gegen den Umfang seines *Circumfluens*. Wie der Verfasser aus diesen Voraussetzungen ableitet, daß sich bey der Bewegung der Himmelskörper die Quadrate der Umlaufzeiten wie die Würfel der mittlern Entfernungen verhalten, die Flächenräume zwischen zweyen radiis vectoribus im Verhältnisse der Zeiten stehen, die Dauer der Umwälzung eines Himmelskörpers um seine Aze sich in allen Entfernungen gleich verhalte u. s. w. davon können wir ebenfalls nichts im Auszuge mittheilen. Durch den Magnetismus der Trabanten zu ihren Planeten erkläre sich das Phänomen, daß sie sich in eben der Zeit um ihre Aze drehen, in der sie ihren Umlauf vollenden. — Die dritte Abhandlung beschäftigt sich mit der Kugelgestalt, welche liquide Flüssigkeiten annehmen, mit der Ausdünstung derselben u. s. w., wobey man sich in Rücksicht der von dem Verfasser gewählten Principien doch wohl auch nicht so leicht mit ihm vereinigen möchte.

G ö t t i n g i s c h e gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band

auf das Jahr 1810.



Göttingen,
gedruckt bey Heinrich Dieterich.



EX

BIBLIOTHECA

REG. ACADEMIE

GEORG. AUG.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. u. 106. St.

Den 2. Julius 1810.

Rudolstadt.

In der Hofdruckerey, und Paris, bey Schöll: *Mythologie des Indous: travaillée par Madame la Chanoinesse de Polier, sur des manuscrits authentiques apportés de l'Inde, par feu Mr. le Colonel de Polier, Membre de la Société Asiatique de Calcutta. To. I. II. 1809. Octav.*

Oft haben wir uns bey dem Lesen der Indischen Religionslehren gewünscht, hätten wir nur erst eine, von allen fremden, hineingebrachten und hineingetragenen Vorstellungen befreyte, den Indern eigenthümliche, buchstäbliche, Darstellung ihrer Lehren! wir würden freylich immer noch nicht im Stande seyn, so zu sehen und zu denken, wie sie sahen und dachten; wir würden aber doch, bey einem unbefangenen Lesen, zu einer reinen Ansicht und zu einem allgemeinen richtigen Begriff gelangen, was der eigentliche Centralpunct ist, in welchen sich ihre Fabeln zusammenbringen lassen. Bloße Erdichtungen, Träume, Märchen, kann das alles nicht seyn; etwas Gedachtes muß zum Grunde liegen, das von den Ersten, die es vor-

brachten, Andern hat mitgetheilt werden sollen. Aber sie können es selbst nicht deutlich gedacht haben, oder sie haben es auf ihre Art vorgetragen und eingekleidet; und dieß müßte rein, ohne alle Mischung fremder alter Lehrbegriffe, religiöser und philosophischer Art, aufgefaßt werden. Mit Verlangen harreten wir auf gegenwärtiges Werk, das uns zur Erreichung jenes Wunsches führen zu können schien; zu großem Theile ist es auch geschickt, uns zu jener freien Aussicht zu leiten. Um diese Aussicht aber selbst zu fassen, und wieder Andere in dieselbe zu versetzen, sieht der Rec. wohl ein, daß es ein Werk von Zeitaufwand und von Kräften und Kenntnissen ist, die er selbst nicht aufzuwenden hat; Aber geschehen kann er es auch nicht lassen, daß ein Buch dieser Art so unbekannt bleibe, als es der Fall zu seyn scheint; er sieht sich also gedrungen, wenigstens eine Nachricht davon zu geben, welche Andere erwecken kann, mit dem reinen, unverfälschten Sinn, ohne irgend eine vorgefaßte Meinung; nur mit der ganz natürlichen Voraussetzung: es sind Vorstellungsarten von speculativer Art, von Menschen aus andern Zeiten, in einer andern Sprache, auf eine eigene Weise ausgedrückt, nachher auf unzählige Arten erklärt, gedeutet, mit unverständlichen und verständigen Ideen überladen; dahin lenkt sich ja auch die verständigsten Gelehrten, die darüber commentirt haben. Man sieht, daß frühere Weisen sich ein ursprüngliches, selbstständiges, ewiges Wesen (**Brahm**) als Einheit, vor aller Schöpfung voraus, gedacht, und an ihm die productive Kraft als ein personificirtes Wesen (**Bhavani**) abstrahirt, und wieder, in Beziehung auf das Producte, das Entstehen, Erhalten, Zerstören, als drey Gottheiten, **Birmah**, **Wischnu**, **Mhadajo** oder

Schiven, personificirt haben; ferner daß mehrere auf einander gefolgte Schöpfungen als Personen gedacht sind, mit einer Menge Kräfte, die zu guten und bösen Untergotttheiten gemacht sind; Also sind Abstracte des Verstandes Personen und Gotttheiten. Es sind also auch verschiedene Birmahs (Zeitperioden) gewesen, die sich immer wieder erneuert haben, und erneuern werden, bis einst eine Zeit seyn wird, in welcher eine völlige Vernichtung von Allem eintreten muß. Jene, bloß gedachten, Zeiten, als vor der jezigen Zeit vorausgegangen, sind als eben so viele Vorwelten gedacht, und das, was davon und darüber gedacht worden, ist wieder als Personen und Handlungen vorgetragen; so konnten und mußten leicht solche Reihen von Fabeln und Gotttheiten entstehen. Daß solche speculative Grillen die Basis von einem religiösen Lehrsystem haben werden können, setzt viele ganz besondere Verhältnisse im Aeußern voraus, über welche sich noch viel denken und rathen, aber nichts Befriedigendes erdenken läßt. Soll das Speculative das Früheste gewesen seyn? Soll ein einziges unendliches, unsichtbares Wesen gleich der Grundbegriff des rohen Menschengeschlechts, oder des neugeschaffenen Menschen, gewesen seyn? Oder entstand, bey der gänzlichen Unwissenheit anderer Menschengeschlechter, mitten unter ihnen ein solcher metaphysischer Kopf? wie konnten ihm andere folgen? Oder man muß annehmen, daß unter dem übrigen großen Haufen das eigentliche Practische und Moralishe ganz abgesondert für sich bestanden hat; so wie wir glauben, daß eben dieß das Gewöhnliche bey den alten Völkern gewesen seyn muß, daß das Moralishe von Sitten und Gesetzen abhing, und mit religiösen Gebräuchen verbunden ward, die Lehre selbst aber Sache

der Speculation für alle Gebildetere und Klügere war und blieb.

Gehet man nun an das Lesen des gegenwärtigen Werks mit Unbefangenheit vorwärts, so sieht man wohl, es fügt sich hier und da Manches zusammen, wenn man sich an das reine Indische hält, so wie es hier vorgetragen ist. Denn der Verfasser, Hr. von Polier, von dem weiter hin gesprochen werden soll, war auf dem rechten Wege, und war auch im Stande, ihn zu gehen und zu verfolgen; er hatte den gelehrtesten Lehrer, welcher vorhin bereits Lehrer von Sir William Jones gewesen war. Das Ansehen des Obersten, als eines bedeutenden Mannes, welcher den nöthigen Aufwand machen konnte, und mit dem Eifer erfüllt war, einen gründlichen Unterricht von den mythologischen Meinungen der Indier, und zwar von den ursprünglichen (*primitives et fondamentales*), gründlich unterrichtet zu seyn: alles dieses erweckt ein seltenes, begründetes Zutrauen zu dem Werke. Der Gelehrte, genannt **Kamtschund**, war kein Bramin, aber wohl ein Kättris, also von der edlern Rasse, welche das Recht haben, das Lesen der heiligen Bücher (*Veds*) anhören zu dürfen. Hr. v. P. ließ sich von ihm dictiren, und schrieb (S. XVI) ein *précis historique* von den dreien epischen Gedichten, *Marconday*, *Ramein purly* und *Mahaasarat*, dem Gedichte der *Awtars*, oder *Incarnationen des Vishnu*, der Geschichte des **Christmen**, und allen den Fabeln und Legenden von den *Dejotas*, oder *Mittelwesen*, den **Bhagts** oder Heiligen, und berühmten Personen in ihrer Mythologie: mit Einem Worte, das vollständige System, so wie es in seinem Ursprunge war, und wieder so, wie es in seinen Abände-

rungen geworden ist; welches, in seinem wahren Gesichtspuncte betrachtet, ganz verschieden von demjenigen ist, aus welchem es Hr. de P. bis dahin betrachtet hatte, und von den Begriffen, die man in Europa davon hat. Die Handschrift gab er hierauf den Braminen und den Gelehrten von seiner oder seiner Freunde Bekanntschaft, und erhielt überall die Versicherung von ihrer Richtigkeit. — Unter solchen Zusicherungen der Zuverlässigkeit haben wir wohl noch wenig von diesen Gegenständen erhalten. Um nun zuerst eine allgemeine Uebersicht von dem Werke zu geben: Es ist in 18 Kapitel getheilt, welche in den zwey Bänden fortlaufen. **Erster Band, S. I. . . LX. 1. . . 628:** Einleitung, 1. . . 149. S., auf die wir zurückkommen werden. Kap. I. Allgemeine Begriffe von der Mythologie der Inder; von den drey großen Gottheiten **Birmah, Vishnu, Mahadajo** oder **Siven**. II. . . V. von **Vishnu** und seinen sieben Incarnationen. VI. VII. VIII. von **Christen** als der achten; vom **Bhagavat** und **Mahabarat**. **Zweyter Band, S. I. . . XII, 1. . . 722.** Noch Kap. IX. X. XI. von **Christen**. Nun folgen Kap. XII. XIII. die **Dejotas** und **Daints**, von verschiedenem Rang, nach diesen die **Daints**. — XIV. Die gottesdienstliche Verehrung der Zwischenwesen. XV. Von der Seele und den verwandten Lehren. XVI. XVII. **Moral, religiöse** und **philosophische**. Und hiermit endiget sich der Unterricht, welchen **Kamtschund** dem **Hrn. v. P.** gibt, und seine Fragen beantwortet; vorausgesetzt, daß keine fremden Begriffe eingemischt sind (denn die catechetische Form verdanken wir wahrscheinlich der **Madame de Polier**). Es ist dieses die wichtigste Schrift und die lauterste Quelle, die wir über die Reli-

gion und Fabeln der Inder haben, und haben können; der Stoff besteht aus Auszügen aus den drey Gedichten, Marcondai, Kamein und Mahabarath, and den achtzehn Purams, die zum öffentlichen Unterricht der Inder im Gebrauche sind, mit Zuziehung der Legenden und anderer zur Sammlung der Indischen Mythologie gehöriger Schriften. Wie weit eigentlich das Verdienst gehet, das die edle Chanoinesse um das Werk und dessen Anordnung hat, muß in der Vorrede S. XLIII, IV, V nachgelesen werden. Das angehängte achtzehnte Kapitel enthält die eigenen Vorstellungen der Madame de Polier, und schließt sich an die vorangestellte Introduction an. Angenommen, was wahrscheinlich ist, daß eine Verschiedenheit und Folge in den Fabeln ist, und daß sich ein Theil derselben auf eine unsichtbare, bloß denkbare, mit übernatürlichen Wesen angefüllte, Welt bezieht, ein anderer auf die wirkliche physische Welt, vor und nach einer Sündfluth, und daß beides vom Vessern zum Schlechtern fortgegangen ist: so stoßen Aehnlichkeiten mit den Religionsbegriffen und Fabeln anderer Völker überall auf, und locken zu Vergleichen; diese sind in dem achtzehnten und letzten Kapitel ausgeführt, und auf eine Uebereinstimmung geleitet S. 657 f.: *Conformité d'opinions fondamentales et primitives, qui sont la base de la mythologie des Indous; qui se remarquent aussi dans les mythologies et mystères de tous les anciens peuples de l'Asie; et qui se retrouvent entre les opinions speculatives et les faits entrevus par les peuples; et les dogmes et vérités positives conservées par la revelation positive.* So fern alle diese Fabeln von einer frühern wirklich vor-

handenen Kunde eines einzigen höchsten unsichtbaren Wesens abgeleitet werden, und dieses als Schöpfer, Erhalter, und Zerstörer, und sein Wesen als ein unerschaffenes unförperliches Licht betrachtet wird, aus dem die menschliche Seele, mehr oder weniger rein, ausgefloßen: müßte alles menschliche Denken gleich von metaphysischen Speculationen ausgegangen seyn; es bleibt also nichts übrig, als, man muß eine ursprüngliche Offenbarung annehmen, welche dem ersten Menschen ertheilt ward; Das wäre also das Gegentheil von dem, was wirklich im Gange der Natur, nach Erfahrung und Regel, wahrgenommen wird, und den andern Grundbegriff der westlichen Völker, an deren Spitze bereits die Aegypter standen, erzuget hat, welchem zufolge die menschliche Vernunft erst sich von der niedrigsten Stufe emporheben muß, bis sie zu jenen metaphysischen Begriffen gelangt; daß es ferner in der Menschen-Natur liegt, daß nicht nur der gesunde Menschenverstand, sondern selbst Irthümer und Phantasien von Mehreren, und endlich von der Menge selbst, übereinstimmen, ohne von einander entlehnt zu seyn. Jene Uebereinstimmung der Meinungen der alten Völker (Asiens) mit jenen ursprünglichen Grundbegriffen, wird im Einzelnen durchgeföhrt; diese Grundbegriffe müssen schon vor Moses vorhanden gewesen seyn; dieser habe sie nur rein gefaßt, so wie sie dem ersten Erschaffenen unmittelbar von Gott mitgetheilt worden. — An eine allgemeine Uebereinstimmung der Urtheile über alle diese Gegenstände bey so ganz verschiedenen, hinzugebrachten, Ansichten und Vorstellungen ist nicht zu gedenken. Nicht zwey denkende Köpfe werden vollkommen mit einander zusam-

mentreffen. Am nächsten müßte man indessen der Sache selbst kommen, wenn man des Ramtschund's Darstellung der Lehren ganz und allein auffaßte, und daraus unbefangen eigene, nicht Europäische, Begriffe bildete, die man dann in seiner Landessprache wiederzugeben suchte. Viel leicht unausführbar!

Die vorhin bereits erwähnte Einleitung von Madame la Chanoinesse *ur / oliv* ist mit großem Verstande, Scharfsinn, und Sachkenntniß geschrieben, aber nicht bloß nach dem Inhalt dessen, was der Hr. Oberste von Polier aus dem Munde des Lehrers Ramtschund aufgezeichnet hatte, sondern mit erstaunender Belesenheit in allen den Schriften, welche wir über die Indische und über die ältesten Religionen überhaupt haben (Hr. Schlegel über die Sprache und Weisheit der Inder war damahls noch nicht vorhanden). Es ist also als die Zusammenstellung eigener Begriffe der Verfasserinn anzusehen, bey welcher zwar die Handschrift des Hrn. Obersten von P. zum Grunde liegt, aber nach eigenen Begriffen verarbeitet ist, treffliche Einsichten enthält, sinnreiche Aufschlüsse gibt: aber doch weiter nicht als ein Indisches Product betrachtet werden darf.

Es wird davon ausgegangen, daß in Asien eine Zahl Urbegriffe und Ueberlieferungen sich sollen erhalten haben, von welchen die religiösen Vorstellungsarten überall abgeleitet seyn. Wir haben nunmehr die ältesten heiligen Schriften mehrerer Nationen, der Perfer, Schinesen und Inder: die heiligen Bücher der letztern, die Weds im Sanskrit, gehen an Alter allen vor, die der Perfer und der Schinesen scheinen aus jenen abgeleitet zu seyn. Es finden sich also gewisse ursprüngliche Grund-Ideen über den Ursprung des

Universums, der physischen Welt, und von Verstandeswesen (êtres intelligens); also, Begriffe von einem einzigen höchsten unerschaffenen Gott, von Hierarchien von Verstandeswesen, von einer ursprünglichen unsichtbaren Welt, die vor der sichtbaren körperlichen Welt vorausgegangen sey. Von jenen Wesen entwürdigte sich ein Theil, und wurde aus der unerschaffenen Lichtwelt entfernt; auch in der jetzigen sichtbaren Welt war ein Zustand der Unschuld, und ein Fall des Menschengeschlechts; darauf eine Wasserfluth, und ein erhaltener Mensch: von diesem geht das jetzige Menschengeschlecht und seine Geschichte aus. — Nun gibt es eine Folge von drey Epochen, eine vorchaotische, in der unsichtbaren Welt, mit Göttern, Halbgöttern, Genien und Dämonen; alles nach Einbildung und Allegorien ausgeschmückt; auf jene ist, eben so, wie in der physischen Welt, eine Zeitrechnung angewendet; eine andere, die vorsündfluthliche Zeit, in welcher noch jene Verstandeswesen haufen, und die dritte, seit dieser Sündfluth. Nun folgen auf diese Götter-Dynastien Dynastien von Königen. Virmah oder Bramah schuf diese sichtbare Welt, und den ersten Menschen Menu, und führte die Bevölkerung durch zwey Geschlechter ein. — Die hier und da sich darbietende Ähnlichkeit der Indischen Mythologie mit der Sage der übrigen alten Welt wird ergriffen, und, wie Jones bereits vorangegangen ist, nach allen Seiten aber, fortgeführt: dieses muß an Ort und Stelle S. 34 f. nachgesehen werden.

Von diesem Schritte an hört aber auch alle reine Darstellung der Indischen Fabel auf; die ohnedem unübersteigliche Schwierigkeiten hat, da keine Uebereinstimmung der Erklärung und der

Meinung, sondern eine Verschiedenheit und Uneinigkeit von metaphysischer Speculation bis zur höchsten Schwärmeren bey der großen Zahl von Secten unter den Braminen selbst, angetroffen wird (S. 84 f.). So viel man sieht, schränken sich die Verständigern bloß auf die vier Bed's ein. Die Snyhs (Sainks) aber erkennen bloß einen einzigen unsichtbaren allmächtigen Gott, und verwerfen alle Fabeln. Der Europäer vermischt überall seine eigene Alterthumskunde, wie er sie aus den Hebräischen und andern Vorasiatischen und Griechischen Sagen und poetischen Ausschmückungen dieser Sagen sich gebildet hat, mit der Indischen. Noch weniger, als die eigenthümliche Indische Lehre, läßt sich der Grund derselben unter der Hülle der Fabel und allegorischen Einkleidung, mit dem ganzen Zusammenhang der darein verteilten Ideen, auffinden. Die gegenwärtige Einleitung verfolgt nun jene Europäische Ansicht und Behandlungsart der Vergleichung ausführlich, nach eigenen Vorstellungen, mit großer Belesenheit und vielem Verstand, und verbindet die ganze Geschichtsfolge von Ober- und Hiaterasien. Alles dieses läßt sich weiter in keinen Auszug fassen, da es selbst nur Auszug, nach einer zahllosen Menge von Angaben und Meinungen, ist. — S. 69 f. von den vier Kasten und ihrem Ursprunge; auch dieser lehrt, wie alles Wirkliche bey den Indern an das frühere Allegorische, Fabelhafte, angeknüpft ist; nichts ist rein historisch; Auch das Religiöse wird auf eine frühere Urreligion zurückgeleitet, die in Iran vorhanden gewesen seyn soll, noch vor der Sabäischen Lehre. — Verliert man sich einmahl in das Land der Möglichkeiten, es sey der metaphysischen, oder der physisch-historischen, so ist kein fester Punkt mehr, wo sich

still stehen ließe. — Von der Litteratur der Brahminen S. 87 f. Die Veds, welche der Hr. v. Polier nach England gebracht hat, als Grundlage aller speculativen und practischen Religion der Indier; von ihrem Alterthum, vom Sanscrit s. w.; meist nach Sir William Jones. — Der gemeine Volksunterricht (S. 143) vereiniget eben diese Mythologien mit den Grundbegriffen der reinen Theologie. Wie dieß möglich sey, kann sich der Rec. auf keine Weise begreiflich machen; eben so wenig, wozu also diese Fabeln zum Grunde zu legen sind, und nicht lieber die Lehren und Sitten ohne jene Einkleidung vorgetragen werden. Freylich läßt sich auch in ungereimte Fabeln eine Lehre hineinlegen oder zwingen; so wie der gesunde Menschenverstand oft ungereimte Kirchenlehren gereinigt und verbessert hat.

Der ausgezeichnete innere Werth des Buchs war dem Rec. das Erste und Wichtigste, das er anzuzeigen hatte. Nun hat er den Weg frey gemacht, auch von dem Außerlichen des Werks und von dem würdigen Verfasser selbst zu sprechen; obgleich dieß am Ende zu einem tragischen Beschluß und zu schmerzhafter Erinnerung führt. Der Verfasser, Oberster von Polier, war längst im gelehrten Europa bekant wegen der litterarischen Sanscrit-, Persischen und Arabischen Schätze, die er aus Ostindien nach Europa gebracht hatte. Gehürtig aus Lausanne im Waadtland, aus einer reichen Französischen, aber in der Schweiz naturalisirten, Familie, hatte er früh einen mächtigen Trieb, Asien zu sehen, wo sein Onkel in Englischen Diensten war. Er hatte Mathematik gelernt, viel gelesen, ging bereits 1756 nach England, und kam schon 1758, in einem Alter von 17 Jahren, in Ostindien an, wo eben damahls Calcutta

von den Franzosen belagert ward, und sein Onkel in der Vertheidigung des Places geblieben war. Seine eigenen Lebensnachrichten sind in der Vorrede vorangeschickt, und machen ein lesenswürdiges Stück aus. Mannigfaltig waren seine Schicksale; er trat in Dienste der Englischen Compagnie, als Cadet, ward bald als Ingenieur angestellt; diente unter Mylord Cleves; — weiter hin beym Kaiser zu Dehln. — Eine Zeit, die er in Ruhe in Lucknow verlebte, verwendete er auf das Studium der Landesgeschichte, worüber er ein Mémoire für den General Cootes entwarf. Dieß leitete ihn zu genauern Forschungen über die Indier und ihre Religion. Ein glücklicher Zufall führte ihm den alten Vehrer des Sir William Jones zu, mit Nahmen Kamtschund, der zu Sulstanpur bey Lahor lebte; er war der Religion nach ein Sykh (Seikh), und aus der edeln Raste der Kättris: diese, ob sie gleich nicht, wie die Braminen, den öffentlichen Unterricht geben dürfen, haben sie doch das Recht, die heiligen Bücher zu lesen; er hatte außerdem noch zwey Braminen bey sich; und so konnte Hr. de Polier zu einem gründlichen, genauen Unterricht vom Sanscrit, Religion, Geschichte und Mythologie der Indier gelangen; er setzte denselben fort bis auf seine Abreise nach Europa, wo er im Sommer 1788 anlangte, nach einem fast dreßßigjährigen Aufenthalt in Indien.

Bekannt ist noch aus den periodischen Schriften der Zeit, was für gelehrte Schätze der Oberste von Polier mit nach England brachte, und darunter das Wichtigste, die Veds, welche er in dem Brittischen Museum niederlegte; bis dahin hatte man nur die Commentarien über dieselben, die Schasters, gehabt. In einem hier S. XVII

eingesendeten Schreiben an Sir Joseph Banks gibt er selbst eine interessante Nachricht von diesem allem, von den Schwierigkeiten, ein Exemplar der *Beds* zu finden, und eine richtige Abschrift davon zu erhalten. Er brachte eine Menge anderer Arabischer und Persischer Handschriften mit sich, welche er, so wie Nachrichten daraus, auf eine liberale Weise den Gelehrten mitgetheilt hat, so wie verschiedene den Herren Langles und Silvestre de Sacy. — Nach seiner Rückkehr ins Vaterland lebte Hr. de Polier auf einem Landgute bey Lausanne, in der Nähe v. B. (von Bonstetten?), bis auf die unseligen Zeiten des Ausbruchs der Revolution und der daher veranlaßten Unruhen in der Schweiz. Um ihnen zu entgehen, kaufte er ein schönes Landgut, Rosetti, in der Nähe von Avignon, an, wo er 1792 sich mit seiner Gemahlinn und ältesten Tochter niederließ. Man erinnert sich der schrecklichen Mordauftritte der Revolution in Avignon. Die Pracht, in welcher de Polier lebte, lockte eine Räuberhorde an, das Landhaus zu plündern; den aus dem benachbarten Sorgue herbey eilenden Hrn. de Polier überfallen sie in seinem Wagen, schleppen ihn in das Haus und die Keller, und ermorden ihn nach vielen Mißhandlungen. Welch ein Schicksal für den würdigen Mann, der so glänzende Auftritte des Lebens durchgegangen, und so vielen Gefahren entgangen war!

Madame la Chanoinesse de Polier, der wir diese Nachrichten und dieß schätzbare Werk, von welchem bisher die Rede war, zu verdanken haben, lebte zu Lausanne. In einem langen Aufenthalt zu Paris hatte diese geist- und kenntnißreiche Dame eine Uebersetzung ins Französische von einer Schrift Adelung's (doch wohl: des Versuchs

einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts?) angefangen, und verglich sie mit Herder's ältester Urkunde des menschlichen Geschlechts. Gibbon hatte gleichfalls Lausanne zu seinem Aufenthalt gewählt; eine vertraute Freundschaft verband beide, und man kann die Vortheile, welche beiden aus dieser Verbindung erwachsen, leicht denken; sie erweiterte den Plan ihrer Arbeit zu einer allgemeinen Geschichte der Philosophie vom Anfange bis auf unsere Zeit, "betrachtet als den Gang des menschlichen Verstandes von der Zeit an, daß der sich selbst überlassene Mensch angefangen hat, die ursprünglichen Grundbegriffe auszufinden, die er im Anfange seiner Schöpfung von seinem Schöpfer erhielt". Natürlich fand sie gar bald, daß sie diese in Oberasien aufsuchen müsse, mit der Voraussetzung, daß sich diese opinions fondamentales primitives von da aus über alle Zeiten und die ganze Welt verbreitet hätten; die damals erscheinenden Asiatick Researches kamen ihr weiter zu statten. Gibbon munterte sie selbst zu einem eigenen Werke, statt der angefangenen Uebersetzung, auf; sie war ganz mit den Indern beschäftigt, als ihr Cousin aus Indien zurückkam. Man kann denken, wie herrlich vorbereitet sie nun war, von seinem Unterricht Vortheil zu ziehen. Wünschen mußte man, daß Hr. de Polier seine Nachrichten selbst ordnete und zum Druck beförderte; hiervon war er ganz abgeneigt. Gibbon wollte die Materialien bloß nach seiner Weise und nach eigenem Willen verarbeiten; er rieth dagegen, daß Madame de Polier das Werk übernehme, so daß sie die Indische Mythologie in zwey Bänden faßte, diesen aber ihre Sammlung aller Asiatischen Mythologie voraussetzte. Sie handelte

weiser, indem sie die Mythologie der Jnder allein ans Licht gestellt hat, und den Stoff zu zwey andern Bänden davon trennte und für einen künftigen Druck aufbewahrte; doch zog sie aus ihrem Werke die jetzt vorangesezte Introduction zusammen. Sie hatte den Aufenthalt bey ihrem Cousin genuzet, unter seinen Augen und mit seiner Hülfe und Bevrath die Materialien zu ordnen, und die mythologischen Handschriften zu versichen. Der gegenwärtige Druck ist durch die Zeitumstände aufgehalten worden, und es ist als ein besonderes Glück für die ganze Litteratur anzusehen, daß endlich das Publicum in den Besiz dieses Schazes von Original-Ideen und Kenntnissen der Jnder gezezt ist.

Zum Bewundern ist es, daß einer Dame vorbehalten war, alles dieses zu leisten; und welches Glück, daß sie auf die vorhin gedachte Weise dazu vorbereitet war! Es kann seyn, daß der Franzose gegen Manches im Französischen Ausdruck und Stil zu erinnern hat. Allein den Werth macht hier der Stoff und die Behandlung desselben. Für die zwey Bände, die sie noch hinzu zu fügen gedachte, werden bessere Zeiten die gewünschten Mittel herbeiführen.

Amsterdam.

Bev Ludwig van Es: *D. L. Suasso, M. D. morborum exanthematicorum descriptionis, tabularum forma ordinatae, specimen, variolarum atque vaccinarum decursum exhibens. 1809.* Titel und Vorrede 2 Quartblätter, Tabellen auf 3 Foliobogen.

Der Verf. äußert in der Vorrede, daß er, so wie hier von den Pocken, auch von den übrigen Ausschlagskrankheiten Uebersichten in tabellarischer Form zu liefern entschlossen sey, wie **Jourcrov** von der Chemie,

11113

1056 G. g. A. 105. u. 106. St., den 2. Jul. 1810

Trommsdorff von der Pharmacie, für Anfänger s nützlich, gegeben habe. Die Struvischen Tafeln scheint er nicht zu kennen. — Bey solchen tabellarischen Uebersichten, die nichts weniger als leicht und ja nicht von Anfängern für Anfänger zu verfertigen sind, besteht ein vorzüglicher Werth in der Kunst, mit wenigen Worten, besonders in guten Latein, Vieles deutlich auszudrücken, Alles in guter Ordnung zu bringen, nichts Ueberflüssiges einzutragen, und nichts Wichtiges zu übergehen. Dieß alles finden wir hier nicht. Der Verf. mag diese Tabellen zu seinem Nutzen aus Hufeland's, Bremmer's und andern Schriften entworfen haben, aber zum Nutzen anderer junger Aerzte können sie nicht dienen, und möchten füglich ungedruckt geblieben seyn. Was sollen die Tyrones daraus lernen, wenn es heißt, die entfernten Ursachen der Blattern seyen: *Res omnes, quae ad infectionem corpus reddunt aptum?* Oder, gegen die Zuckungen im ersten und zweyten Stadio sollen gebraucht werden: *flores Zinci, alia antispasmodica non calefacientia.* Oder, bey dem Abtrocknen der Blattern soll sich der Kranke in Acht nehmen, daß er sich nicht erkälte; dennoch soll das regimen semper frigidum cum aëris mutatione seyn. Bey den Kuhpocken: *licet in aestu per vias ambulare, tamen regimen non nimis sit calidum.* Die Kuhpocken seyen nicht *contagiosae*, und doch die nächste Ursache derselben *organismi reactio e vaccinarum contagio excitata.* Schreib- oder Druckfehler, wie *gangrena, systhema, prolabilis etc* sind auch nicht zur Nachahmung für Anfänger. — Genug, der Verf. scheint kein Talent und keinen Beruf zu solchen tabellarischen Uebersichten zu haben.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 7. Julius 1810.

Leipzig.

Wir haben noch den siebenten und letzten Band der Nachgelassenen Werke von S. A. Carus (s. oben S. 705) genauer anzuzeigen.

Dieser Band, der des Verf. *Moral* u. *Religionsphilosophie* enthält, gehört zu den vorzüglichsten unter seinem litterarischen Nachlasse. Wir lernen aus ihm besonders, wie der vortreffliche Mann, dem das Wahre und Gute, wie Wenigen, am Herzen lag, die psychologischen Wahrheiten, um deren Aufklärung er sich ein so großes Verdienst erworben hat, mit der eigentlichen Philosophie in Verbindung zu bringen wußte. Wer mit solcher Unbefangenheit, Selbstständigkeit, und beharrlichen Aufmerksamkeit, wie Carus, das Innere seines Geistes beobachtet, um zu lernen, was der Mensch ist, dem dürfen wir auch eine freye und oft neue Ansicht dessen zutrauen, was der Mensch seyn soll, und was er von seinen Verhältnissen zum ewigen Urgrunde aller Dinge zu denken hat. An der *Moralphilosophie* des Verf. vermiffen wir indessen die wissenschaftliche und feste Begründung, ohne die er selbst sie vermuthlich nie dem Publicum mitgetheilt haben

würde. Der Herausgeber, Hr. Dr. Hand, hat das Seinige gethan, zu liefern, was er unter Papieren, die nicht für den Druck bestimmt waren, vorfand. Schon die Einleitung in dieses System moralischer Grundsätze zeigt, daß Carus das Religiöse unmittelbar mit dem Moralischen verknüpfte. Von dem Gegensatz des Irdischen und Vergänglichen auf der einen, und des Göttlichen und Ewigen auf der andern Seite des menschlichen Daseyns geht er aus, um das Gefühl für sittliche Würde zu wecken. Aber die Gedanken, auf die es hier ankommt, sind mehr hingeworfen, als ausgeführt. Auch die folgenden Bemerkungen über Moral und Tugend sind abgerissene Aphorismen. Das System fängt also ohne wissenschaftliche Grundlage sogleich mit einer Abtheilung in allgemeine und besondere Tugend- und Pflichtenlehre an. Die erste dieser Abtheilungen muß zugleich die Stelle der allgemeinen practischen Philosophie oder Metaphysik der Sitten vertreten; und doch ist sie weit kürzer, als die zweyte. Nicht von Ideen, oder höchsten Grundsätzen, sagt der Verf., müsse die Moral ausgehen, sondern von einem sittlichen Factum des Gemüths, von der Religiosität des guten Willens; dem innern Unwillen gegen Gewalt, die für Recht gilt; der ruhigen und freudigen Folgsamkeit; der Entfernung einer frivolten Zerstreuung; der tiefen Scheu vor dem Unwürdigen. Hierauf werden, ungefähr wie bey Kant, die verschiedenen Quellen, aus denen moralische Grundsätze abgeleitet werden können, mit einander verglichen. Das formale Moralprincip der Kantischen Schule ist, nach dem Verf., eben so unbefriedigend, als die Principien der Glückseligkeit, des gemeinen Besten u. s. w. in andern Schulen. Sein höchster Grundsatz lautet: Sey von dem Ewigen und Unvergänglichlichen in dem Leben der Natur belebt und beseelt zum freyen Handeln für das

Ganze. Wir dürfen kaum hinzusetzen, daß der Vf. aus diesem Grundsatz, so vortreflich er auch ist, kein System der Pflichten ableiten konnte, dessen Sätze folgerecht in einander eingreifen, wenn nicht das Gefühl die Stelle der Consequenz vertreten soll; denn daraus, daß unser Herz beseelt ist von dem Ewigen und Unvergänglichem, lernt der Verstand noch nicht, nach welchem Grundsatz wir handeln sollen, damit unser Leben, so weit es durch Verstand bestimmbar ist, jenem Gefühle gemäß sey. Ein System der Moral wird aber erst da Bedürfniß, wo der Verstand sicher seyn will, daß uns das Gefühl nicht irre führe, oder gar täusche. Ohne deutlich zu entwickeln, wie wir aus dem Gefühle des Ewigen und Unvergänglichem moralische Grundsätze ableiten sollen, die mehr als eine unbestimmte Zurückweisung auf das Gefühl enthalten, springt der Verf. zu der Analyse einiger der höchsten moral. Ideen über. Aber auch diese Ideen der Freiheit, des Guten, der Tugend, der Pflicht u. s. w. erscheinen hier nur an einander gereiht, nicht systematisch verbunden. Offenbar ist dieser Theil der Moralphilosophie des Vf. ein bloßer Entwurf, dessen Lücken vermuthlich in den Vorlesungen ausgefüllt wurden. Aber auch als bloßer Entwurf hat er seinen ausgezeichneten Werth, weil er außer einer Menge edler, in das Innerste des Gemüths eingreifender, Reflexionen, überall an die Verwandtschaft der moralischen und religiösen Ideen, und besonders daran erinnert, daß die unbefangene Vernunft zur philosophischen Beglaubigung eines moralischen Gesetzes, das über alle Naturgesetze erhaben ist, den ewigen Urgrund alles Daseyns und Deynens, also das Absolute oder Göttliche selbst, als den Grund jenes Gesetzes voraussetzen muß, und daß deswegen alle strenge Gewissenhaftigkeit etwas Religiöses hat. Zugleich aber hätte gezeigt werden müssen, wie und warum dessen ungeachtet in so vielen

Verhältnissen des Lebens auch ohne Religion Sittlichkeit möglich und wirklich ist. Dieses gehörig zu zeigen, hat der Vf. veräußert. Der vorzüglichste Theil seiner Moralphilosophie ist der zweyte, der sich mit der speciellen Tugend- und Pflichtenlehre beschäftigt. Er unterscheidet sich sehr von den gewöhnlichen Compendien der Moral durch die energische Eindringlichkeit, mit welcher der Vf. das Bewußtseyn der Tugenden und Pflichten weckt und belebt. Jede Reflexion trifft das Innerste des Gemüths, und erinnert uns ohne Prunk der Worte an die Würde der menschlichen Natur. Ueberall zeigt sich, welche Dienste dem Verf. seine treffliche und feine Psychologie bey dieser Gelegenheit gethan hat. Daher hat seine Darstellung der Tugenden und Pflichten selbst da, wo sie nur das Bekannte wiederholen muß, etwas Neues durch die Bestimmtheit erhalten, mit der sie die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten berührt, und überall das wahrhaft Menschliche hervorhebt. Einer solchen Moral, die uns in systematischer Anordnung der Begriffe zugleich für das Gute erwärmt, wird man nicht vorwerfen, daß ihr der practische Character fehle, ohne den die Lehrbücher der Sittlichkeit den Menschen nicht viel weiter führen, als zu einer Compendientugend, einem abgeregelten Betragen nach Distinctionen und Definitionen, ohne Kraft im Handeln. Aber der Raum erlaubt uns nicht, mit dem Verf. in das Specielle einzugehen, und unsere Meinung über Mehreres zu sagen, worin wir nicht mit dem Vf. übereinstimmen. Eingetheilt sind die Pflichten in Selbstpflichten oder Pflichten der Erhaltung und Ausbildung unsrer moralischen Würde, Pflichten gegen die Vernunft außer uns, und Religionspflichten; also im Ganzen nach den Rubriken, denen auch die älteren Moralsysteme folgen; aber in einem andern Geiste des Systems. Daß die Religionspflichten in dem System des Verf. nicht fehlen

durften, geht schon aus der religiösen Grundlage seiner ganzen Moral hervor. Im Ganzen aber sieht man doch auch dieser Moral an, daß sie so, wie sie vor uns liegt, noch lange kein vollendetes Werk, und von dem Vf. nicht bestimmt ist, zur öffentlichen Beurtheilung aufgestellt zu werden. — Anders verhält es sich mit der Religionsphilosophie, die auf die Moral in diesem Bande folgt. Diese Religionsphilosophie ist eben weitem das Ausgearbeitetste unter dem gesammelten litterarischen Nachlasse des unvergeßlichen Mannes. In ihr erscheint nicht nur das Besondere seines persönlichen Characters zugleich mit den allgemeinen Wahrheiten, die er entwickelt, im schönsten Lichte; jeder Gedanke aus dem Herzen hervorgehoben und durch die besonnenste Vernunft in der Sprache der edelsten Humanität, und ohne das Gezwungene, von dem man seine übrigen Werke nicht freysprechen kann, entwickelt; auch die Wahrheiten selbst, auf die es hier vorzüglich ankömmt, sind, unsers Erachtens, so natürlich dargelegt, u. die ganze Abhandlung ist von so gediegenem Gehalte, daß der Rec. wenigstens seit mehreren Jahren nichts über Religion gelesen hat, was ihn so angezogen, und in gewissen Hinsichten befriedigt hätte. Aus der durchgeführten Beziehung auf die neuesten Verhandlungen über den Begriff der Religion sieht man auch leicht, daß diese Abhandlung eine der letzten Arbeiten des Vf. ist. Von der Kantischen Religionslehre unterscheidet sie sich eben so sehr, als von der idealistisch-poetischen, mystischen und pantheistischen, die sich neuerlich ein Ansehen zu geben gewußt hat. Mit der sonst so genannten natürlichen Theologie aus den älteren Schulen hat die Religionsphilosophie des Vf. fast nichts gemein. Religion ist, nach dem Vf., eine Thatsache des Gemüths; eine natürliche Folge der ursprünglichen Anlagen der Menschheit in Beziehung auf das Göttliche, das nicht vom

Verstande durch Abstraction erkannt, sondern dem freyen Bewußtseyn, aus welchem das wahre Denken hervorgeht, unmittelbar gegenwärtig, und, wenn auch nicht im buchstäblichen Sinne angeboren, doch unmittelbar und durch sich selbst im menschlichen Gemüthe vorhanden, durch den Verstand zwar entwickelt, aber älter, als alle Speculation, ist. Durch Religionsphilosophie kann also Religion nicht eigentlich gelehrt werden. Sie muß im Herzen schon da seyn, ehe sie durch den Verstand aufgeklärt werden kann. Der Verstand vermag hier nichts weiter, als zu zeigen, wie das religiöse Gefühl, das aller religiösen Aufklärung vorangeht, sich entwickelt; wie es mit den Gesetzen des menschl. Wissens zusammenhängt, und warum es kein täuschendes Gefühl ist. Religion durch eine Religionslehre zu geben, sagt der Verf., ist so unmöglich, als, Leben zu geben durch eine Biologie. Das höchste Leben des Geistes blindes Gefühl zu nennen, wird sich aber auch nur derjenige erlauben, wem ein solches Leben durch Gewohnheit, oder Speculation, fremd ist. Eben deswegen, weil Religion, nach dem Verf., unmittelbar aus dem Bewußtseyn stammt, ist sie unzertrennlich von dem moralischen Bewußtseyn oder Gewissen, und Religionsphilosophie ist eine deutlichere Erkenntniß desjenigen, was im Gewissen Unbedingtes und Ewiges vorhanden ist. Hier zeigt sich im Systeme des Verf. von neuem, und ganz gegen die Vorstellung der absoluten Idealisten, die ursprüngliche Verwandtschaft der Religions- und Sittenlehre. Auf diese Einleitung läßt der Verf. einige historische Rückblicke folgen, um an die verschiedenen Versuche, das Wesen der Religion auf eine andere Art zu bestimmen, zweckmäßig zu erinnern. Dann wird die Idee der Religion weiter ausgeführt. Sie sey inni-

ger Glaube an ein ursprüngliches, freyes und selbstständiges Seyn, und an die Ewigkeit einer reinen Gesinnung; kein Product des Verstandes allein, noch weniger aber der Phantasie, oder auf irgend eine Art mit der Poesie zu verwechseln; sondern ein Eigenthum des Herzens, hervorgebracht durch die Vernunft, so fern der Mensch durch Vernunft das Göttliche in seinem Innern vernimmt. Der religiöse Glaube sey an sich weder theoretisch, noch practisch. Der ganze Mensch glaube ungetheilt. Daher gedeihe Religion überall, so wie der Mensch, im höhern Sinne des Worts, gedeihet. Das Absolute oder Göttliche an sich sey der Realgrund der Religion. In der Religion, als einem Eigenthum des Herzens, vereinige sich das Menschliche mit dem Göttlichen. Unter den Maximen, durch die man wahre Religion in sich entwickelt, sey die erste: Man erhebe sich über die veränderlichen Erscheinungen zu dem unveränderlichen und ewigen Seyn. Die zweyte: Man fasse dieses ewige Seyn als das absolut Gute, oder als ein seliges Leben. Die dritte: Man betrachte alle Erscheinungen in der Zeit als Entwicklungen jenes höchsten und ewigen Lebens. Einige andere Grundsätze, die der Verf. bey dieser Gelegenheit einschaltet, scheinen uns noch nicht die gehörige Reife erhalten zu haben. Die Entwicklung der religiösen Ideen oder Urgedanken fängt bey dem Verf. mit der Idee des Seyns an. Hier vermisten wir die genauere, sehr wesentliche, Untersuchung über Persönlichkeit oder Unpersönlichkeit des höchsten Wesens. Doch nennt der Verf. die Gottheit das freyeste und höchste Ich. Dann wird die Idee des Göttlichen theologisch, d. h. nach einer anthropomorphischen Betrachtung der Eigenschaften Gottes, ausgeführt. An die Stelle der Theodicee tritt ein resignirter, sich selbst genügender, Glaube

an eine göttliche Weltregierung, verbunden mit einer religiösen Ansicht der Natur. Glauben sollen wir, was wir nicht begreifen, daß in dem Uebel der Welt sich ein Verhältniß zur Ausführung eines ewigen Plans verbirgt. Was hierauf folgt, die Idee der Wirklichkeit Gottes aufzuklären, und die verschiedenen so genannten Beweise des Daseyns Gottes zu mustern, hätte schicklicher und folgerechter mit den vorhergehenden Betrachtungen über das göttliche Seyn verbunden werden können. Durch Aufklärung der religiösen Idee des Ewigen in ihrem ganzen Umfange ist der Glaube an Unsterblichkeit weder theoretisch, noch practisch, sondern ganz, dem Systeme des Verf. gemäß, aus dem Ewigen selbst deducirt, so fern dieses Ewige auch in uns ist. — Aber unser Auszug aus dieser Religionslehre würde zu lang werden, wenn wir auch von dem Inhalte der letzten Kapitel genauere Nachricht geben wollten. Ueber religiöse Anthropologie und Mysticismus ist noch manche lehrreiche Bemerkung mitgetheilt. Ein entscheidendes Gutachten von unserer Seite über die philosophische Zulänglichkeit einer Religionslehre, wie diejenige ist, die der Verf. als Philosophie über Religion, d. h. als eine Philosophie aufstellt, der die Religion selbst schon zum Grunde liegen soll, würde hier nicht am rechten Orte seyn. Was wir bey dem Verf. in der ganzen Abhandlung am meisten vermisten, ist eine hinlängliche Aufklärung des religiösen Glaubens in Beziehung auf die höchste Idee der Wahrheit. Denn durch Religionsphilosophie muß doch gelehrt werden, warum wir mit Recht glauben, daß das religiöse Gefühl nicht täusche. — Noch enthält dieser Band eine ausführliche biographische Vorrede vom Herausgeber.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Julius 1810.

Tübingen.

Vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geschichte; besonders der Europäischen Menschheit; durch Joh. v. Müller; nach des Verfassers Tode herausgegeben durch dessen Bruder J. G. Müller. Erster Band 540 Seiten, zweyter Band 552 Seiten in Octav. 1810. Auch unter dem Titel: Joh. v. Müller sämtliche Werke. Theil 1. 2. — Schon bey den Lebzeiten des Verfassers wurde die Erwartung des Publicums seit längerer Zeit auf eine von ihm zu hoffende Weltgeschichte gerichtet; das Schicksal vergönnte ihm nicht, sie selber erscheinen zu lassen; und einige seiner letzten Aeußerungen mußten selbst die Hoffnung schwächen, daß man sie als ein Ganzes erhalten würde. Um desto erfreulicher ist es, diese Besorgnisse gehoben zu sehen; und den, für die Nachwelt bestimmten, Schatz aus den Händen des Mannes zu erhalten, der in jeder Rücksicht dazu am fähigsten war, ihr Etwas mitzutheilen. Indes weiß man aus mancher Erfahrung, daß lang gehoffte Erwartungen leicht überspannt werden; und kaum

kann es bey irgend einem Werke mehr Bedürfniß seyn, die genetische Geschichte desselben zu kennen, wenn man seinen Werth mit Gerechtigkeit würdigen, wenn man den Leser in den Standpunct setzen will, aus welchem der Verfasser selber seine Arbeit angesehen haben wollte. Glücklicher Weise haben sowohl der berühmte Verfasser, als der Herausgeber, in den Vorberichten alle dazu nöthigen Data gegeben; und uns dadurch in den Stand gesetzt, mit Sicherheit zu urtheilen. Der Plan, eine Uebersicht der Weltgeschichte zu geben, ward bey Müller'n schon früh gefaßt, und ward immer mehr Lieblingsplan bey ihm, je reifer er sich an Jahren und an Kenntnissen fühlte. Er hatte sich aber davon ein hohes Ideal entworfen, zu dessen Ausführung jedoch, nach seinem ganzen Umfange, die uns zugemessene Spanne des Lebens, leider! kaum hinreichen kann. Sein Hauptvorsatz war, allenthalben, so weit es möglich ist, mit eigenen Augen zu sehen, d. i. unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen. Daher machte er es sich zum Gesetz, alle Abschnitte der Geschichte in diesen zu studiren; und dreßsig Jahre hindurch ist er diesem Vorsatze treu geblieben. Indes hing diese Studien mit denen über die Schweizergeschichte zusammen; und in wie fern diese, wie beschränkt sie auch auf den ersten Anblick scheinen mögen, ihn dennoch in einem gewissen Grade zum Studium der allgemeinen Geschichte trieben, ist anderwärts gesagt. Zunächst ward er jedoch zu diesen Studien durch einen Vortrag veranlaßt, welchen er über allgemeine Geschichte, zuerst 1779 zu Genf, Französisch, und demnächst Deutsch zu Bern 1781, halten mußte. Aus diesen Vorlesungen, die von Müller'n jedoch wiederholt umgearbeitet wurden, ist das gegenwärtige Werk erwachsen. Sie sollten bereits 1784

unter dem Titel: *Les époques de l'histoire politique des principales nations*, herauskommen; welches jedoch unterblieb. Auf wiederholtes Zitten des Bruders entschloß er sich in den Jahren 1796 u. 1797 zu Wien, die fast unleserliche Handschrift aufs neue umzuarbeiten und ins Reine zu schreiben. Eine Abschrift ließ er dem Herausgeber, eine andere behielt er für sich, die er nachmahls noch besserte; und nach dieser ist die Geschichte hier abgedruckt. Auch so war aber der Verewigte noch weit davon entfernt, das Ideal, das ihm vor-schwebte, erreicht zu haben. Er wollte in den Jahren 1802 und 1806 das Werk abermahls umarbeiten, und mit Belegen aus seinen zahlreichen Excerpten herausgeben. Er bestimmte diese Arbeit für den ruhigen Aufenthalt zu Tübingen. Daß diese Aussicht nicht erfüllt wurde, ist bekannt.

In der vollendeten Gestalt, als der Verfasser (in seinen litterarischen Arbeiten immer so strenge gegen sich selbst, als er nachsichtsvoll gegen Andere war) es gewünscht hatte, erscheint das gegenwärtige Werk also freylich nicht. Ungeachtet er viel darin geändert und gebessert hat, so blieb doch die alte Grundlage; und man darf es nicht übersehen, daß es auch in seiner jetzigen Gestalt aus gehaltenen Vorlesungen erwachsen ist. Aber darum bleibt es nicht weniger eine wichtige Bereicherung unserer historischen Litteratur. Nur nehme man es für das, wofür es der Verfasser selber gehalten wissen will; so wenig ein Handbuch, als eine ausführliche Erzählung der Geschichte, überhaupt kein Buch, aus dem der Anfänger Geschichte lernen soll. Die Vorlesungen, aus denen es erwuchs, wurden, wie der Verfasser selber bemerkt, vor Jünglingen gehalten, welche die Maschinerie (das Materielle) der Geschichte schon wußten; aber um ihnen

seine Vorstellung von ihrem Geiste mitzutheilen. Es sind also die Ansichten des Forschers, angereizt an den Faden der Weltgeschichte, ohne dabey den Zweck zu haben, diesen ängstlich abzuwickeln. In diesen Gesichtspunct gestellt, werden wir es also auch, ohne zu tadeln, sagen können, daß die einzelnen Abschnitte sich keineswegs durchaus gleich gearbeitet sind. Es gibt deren, die ihre Vollendung erhalten zu haben scheinen; es gibt andere, die nur die ersten Umriffe liefern. Aber auch diese letztern sind Skizzen, mit genialischer Hand entworfen; es ist nicht leicht eine darunter, aus der nicht selber der Kenner noch Etwas lernte. Man wird bey jedem Abschnitt finden; daß der Verfasser, als er ihn niederschrieb, an Ort und Stelle war, das heißt, die Quellen vor sich hatte; aber freylich nicht allenthalben gleich lange weilte. Ob die Ansichten des schon unterrichteten Lesers mit denen des Verfassers immer übereinstimmen, darf nicht den Maasstab der Würdigung geben; auch so wird der Leser zur Prüfung eingeladen; und darin setzen wir den Hauptgewinn des Werks, daß es dazu geeignet ist, über die Geschichte denken zu lehren.

Die Hauptzüge, welche den Character des Verewigten als Geschichtschreiber in seinen frühern historischen Werken bilden, finden sich auch hier wieder. Vor allem das lebendigste Gefühl für alles Große und Erhabene; das Wohlgefallen an großen Characteren, deren Schilderungen so oft zu den gelungensten Partien gehören. Gewiß ist dadurch weit mehr Leben in die Geschichte gebracht, daß wir die handelnden Hauptpersonen genauer kennen lernen! Der Vortrag ist um Vieles leichter und beweglicher, als in der Schweizergeschichte. Der Verfasser ging hier nirgends in ein tiefes Detail; er gehet schnell von einem Punkte zum

andern über, und hat die gelehrte Rüstung gänzlich abgelegt, da das Werk fast ganz ohne Citate ist; diese Belege sollten, nach seinem Vorsatz, abgeseondert erscheinen. Von allen philosophischen Hypothesen hat sich von Müller auch in diesem Werke ganz entfernt gehalten. Aber allenthalben ist der Vortrag durchwebt mit practischen Bemerkungen, aus der Geschichte selber abstrahirt.

Von den vor uns liegenden zwey Bänden (ein dritter ist noch zu erwarten) umfaßt der erste die ganze alte Geschichte in zehn Büchern, bis auf den Untergang des westlichen Reichs; der andere, das ganze Mittelalter, bis zum Anfang des sechszehnten Jahrhunderts.

Die vier ersten Bücher sind überschrieben: Vom Ursprung des menschlichen Geschlechts bis auf den Trojanischen Krieg; — die Zeiten des Ursprungs freyer Verfassungen bis auf Solon; — Quellen der Griechischen Geschichte; — Revolutionen Griechenlands von Solons Zeit bis auf die Eroberungen der Römer in Asien. Schon aus diesen Ueberschriften wird man sehen, daß es dem Verfasser in diesen frühern Zeiten keineswegs auf eine gewisse Vollständigkeit, sondern nur darauf ankam, das Interessantere herauszuheben. Man wird sich bey diesen vier Büchern vor allem erinnern müssen, daß sie bereits 1784 geschrieben waren. In den Untersuchungen, die sie enthalten, sind wir seitdem fast allenthalben um Vieles weiter vorgeführt; und wenn diese vier Bücher auch bey einzelnen vortreflichen Erläuterungen doch im Ganzen bey weitem der schwächste Theil des Werks bleiben: so war es nicht so sehr die Schuld des Verfassers; Forschungen in den Zeiten, wo es in der Geschichte erst dämmert, waren überhaupt am wenigsten im Geschmack von Müller; er liebte das

volle Licht. Untersuchungen über den Geist des höhern Alterthums waren um die Zeit, als er dieses schrieb, noch viel weniger angestellt; er selber war dazu weniger geschickt. Sein früheres Studium der alten Geschichte, so wie es sich hier zeigt (über das spätere können wir nicht urtheilen), scheint bey ihm überhaupt viel weniger auf die Facta, als auf die großen, hervorragenden Charactere gegangen zu seyn. Erst wo diese auftreten, und aus vorhandenen Quellen sich würdigen lassen, interessirte ihn Geschichte. Selbst das Studium der Verfassungen stand hinter diesem zurück. So wird man sich nicht wundern, wenn erst bey den Griechen die Geschichte anfängt, für ihn Leben zu erhalten, und selbst dieses Volk scheint ihn gleichsam nur im Vorübergehen beschäftigt zu haben. Die Mängel der Athenischen Verfassung, und die Fehler des Volks, sind sehr wahr angegeben; aber über die große Frage, wie denn doch dieses Volk in Beziehung auf das Edelste, was die Menschheit kennt, das erste von allen ward, hätten wir aern von dem großen Geschichtschreiber einige Aufklärungen erhalten. Mit dem fünften Buche beginnt die Römische Geschichte, und füllet die größerc Hälfte des Bandes aus; denn auch das neunte, über die Religionsgeschichte, ist Episode, die mit der Römischen Geschichte in naher Verbindung steht. Schon dieser verhältnißmäßig größere Umfang zeigt, daß Römische Geschichte Müller'n am liebsten und am meisten bey dem Studium der alten Zeiten beschäftigt hatte. Wie konnte es auch anders seyn? Hier fand er, was **Er** suchte, Größe der Begebenheiten und der Charactere; hier flossen die Quellen am reichlichsten, wenn auch nicht immer am reinsten. Ihrer Prüfung ist das fünfte Buch gewidmet; nicht bloß die eigentlichen Geschichtschreiber, auch Dichter und andere Schriftsteller, in

so fern sie den Character des Volks und der Zeiten uns kennen lehren, werden kurz und treffend gewürdigt. Das sechste Buch, die Republik Rom, ist das am meisten vollendete dieses Bandes; reich an treffenden Bemerkungen, vor allem aber an Characteren der ausgezeichneten Männer. Die Portraits von Cäsar, Pompejus, Crassus, Cato, Cicero, füllen ein eigenes Kapitel. Wie wahr und schön von Cäsar: "In jeder Unternehmung, wodurch Er sich zum Rang des Ersten in Rom und in der Welt erheben wollte, begleitete ihn das Glück; weil, indeß er sich Alles erlaubte, er die Herrschaft über sich selbst behielt". Wie trefflich von Cato: "Mit mehr Nachgiebigkeit wäre er seinem Vaterlande nützlicher gewesen; aber ein Cato würde der Geschichte der Menschheit fehlen". Auch das siebente Buch, das Römische Reich unter Kaisern, so lange die Formen der Republik blieben (bis auf Diocletian), ist hauptsächlich Schilderung der Herrscher; kurz, streng, und zugleich billig. Hierauf im achten: Schilderung des alten Römischen Reichs, des Anfanges der Völkerwanderung, und verschiedener inneren Einrichtungen. Eine allgemeine Ansicht der damaligen Römischen sowohl, als Nichtrömischen Welt, vor allem des damaligen Deutschlands. Von dem neunten Buche, Religionsgeschichte, belehrt uns der Herausgeber, daß die Umarbeitung verloren gegangen sey. Wir erhalten es also ganz in seiner früheren Gestalt. Hauptfächlich: Geschichte der Juden, und des Anfanges des Christenthums. Die am Ende aufgestellte Vermuthung, daß der Gnosticismus aus China und dem östlichsten Asien gekommen sey, ist ein Fingerzeig zu weiterer Forschung. Endlich das zehnte Buch: die letzten Zeiten des Römischen Reichs, bis zu seinem Falle im Westen.

Der zweyte, in unsern Augen um Vieles wichtigere, Band enthält in acht Büchern die Geschichte des Mittelalters. Hier war der Verf. durch den Gang seiner Studien, den Hauptzweck, worauf er sie bezog, ganz in seinem Felde. Wenn gleich dabei aber Europa, wie es auch der Titel sagt, zunächst sein Gegenstand war, so hat er sich doch keineswegs darauf beschränkt; auch von den auswärtigen, besonders den Astatischen, Revolutionen durch Araber, Mogolen und andere herbengeführt, wird eine Uebersicht gegeben, so daß im Ganzen dabei die synchronistische Ordnung beobachtet wird. Auch das Byzantinische Reich wird nicht aus den Augen verloren. Das eilfte Buch: "wie die barbarischen Völker über den Trümmern des abendländischen Kaiserthums nach und nach sich einrichteten", ist bloß dem Occident gewidmet. Also die ersten Deutschen Reiche, in Italien, Gallien, Spanien, Britannien. Den eigenen Forscher erkennt man darin, daß die alten Gesetzgebungen durchweg genutzt sind. Sonst nur Umrisse, auf 47 Seiten. Das zwölfte Buch: Von dem Ursprunge der Mohammedischen Religion und von der Errichtung des Arabischen Reichs, vom J. 622 . . . 732. Einer der geistvollsten Abschnitte! In der letzten Hälfte kehrt der Verf. bereits wieder zu den Germanischen Völkern zurück. Dreyzehntes Buch: Die Zeiten Carls des Großen, und Haruns al Raschid. "Soll ich" (heißt es am Ende) "die einfachen Sitten Carls des Großen und die Pracht der Fürsten von Tausend und Einer Nacht, die Festigkeit der Fränkischen Krieger, und das Feuer der Araber, unser langsames Hervorschreiten aus der Barbaren, und die plötzliche Erscheinung eines Glaubens, eines Weltreichs, einer neuen Cultur bey den Arabern, vergleichen? Es wäre die Parallele des Ver-

standes und des Gefühls mit der Einbildung; und man sähe hier den Schwung der Menschen, die Eine Vorstellung über die Grenzen der Möglichkeit erhöhet; eben dieses Feuer sich nach und nach mindern, von Zeit zu Zeit emporleuchten, endlich in alte Trägheit verloren; dort, langsamere Entwicklung der Vernunft, standhaft in ihrer Thätigkeit, hundertley Irthümer und Leidenschaften versuchen, sich nach und nach stärken, zuletzt eine Lichtmasse bilden, welche zugleich die Kraft großer Dinge, und die Berechnung des Thunlichen zuläßt". Absichtlich hoben wir diese Vergleichung des Orients und Occidents als eine der allgemeinen Ansichten des Verfassers hervor. **Vierzehntes Buch:** Wie die großen Reiche in kleine Staaten zerfielen. Zerfall sowohl des Arabischen Weltreiches, als der Fränkischen Monarchie: ein reiches Kapitel! **Funfzehntes Buch:** Die Zeiten der Gründung des politischen Uebergewichts der Päpste, 1073 . . . 1177. **Gregor VII.** "Der Eifer eines Propheten begeisterte ihn; damit verband er alle Geschmeidigkeit eines Partenhauptes, und die Ultrömische Standhaftigkeit. Er war der Mann der Zeit". Das folgende sechszehnte Buch, von den Zeiten, worin die päpstliche Macht auf das höchste stieg, 1177 . . . 1269, kann als Fortsetzung des vorigen betrachtet werden. In 34 Kapiteln enthält es die Veränderungen der einzelnen Staaten; allein über die sich jetzt bildende große Veränderung in der bürgerlichen Gesellschaft, durch Ausbildung des Ritterwesens, durch Entstehung des Handels, Freywerden der Städte, und Entstehen des Bürgerstandes, hätten wir doch gern die Ansichten des großen Geschichtschreibers im Allgemeinen kennen gelernt! **Das siebenzehnte Buch:** wie sich der Uebergang

der mittlern Zeit auf die neue Gestaltung der Dinge nach und nach bereitete, 1273 . . . 1453, und das achtzehnte, von denjenigen Revolutionen, welche die neuere Ordnung der Dinge besonders veranlaßten, bis 1519, das erstere in 47, das andere in 20 Kapiteln; auch wiederum eben so viele Ansichten der einzelnen Staaten enthaltend; aber nur selten sich (wie etwa bey der Litteratur) zu allgemeinen Ansichten erhebend. — Wir glauben durch diese Uebersicht den Leser in den Stand gesetzt zu haben, den Gang zu verfolgen, den der Verfasser nahm; aus einem Werke, das mehr den Geist der Geschichte, als die Geschichte selber enthält, einen Auszug geben zu wollen, wäre vergeblich. Ward gleich dem Verfasser nicht das Glück zu Theil, seiner Arbeit die Vollendung zu geben, die er ihr geben wollte, kann sie in so fern mit seiner Geschichte der Schweiz nicht in eine gleiche Linie gestellt werden: so hat sie vor dieser den Vortheil einer leichteren Behandlung voraus, und ist dadurch geschickt, auf ein größeres Publicum zu wirken. An Werken, in welchen das Materielle der Geschichte bald kürzer, bald ausführlicher dargelegt ist, fehlt es unserer Litteratur nicht; desto geringer ist die Anzahl derjenigen, welche, ohne daß ihre Verfasser, den historischen Boden verlassend, sich auf den der Metaphysik verirren, ihre eigenen Ansichten enthalten. Darin liegt der Werth der Weltgeschichte von Müller; und so dürfen wir hoffen, daß Er, der nur den historischen Wissenschaften leben wollte, auch nach seinem Tode noch wohlthätig auf ihre Erhaltung unter unserer Nation, zu der sie vorzugsweise ihre Zuflucht genommen zu haben scheinen, einwirken werde.

Leiden.

Mit der rühmlichen Belesenheit eines jungen Gelehrten, welcher bey dem Abgange von der Academie Rechtsenschaft und Probe von seinen erlangten Kenntnissen ablegt, gut geordnet, und in gutem Lateinischen Stil, ist folgende Abhandlung, als eine academische Streitschrift, abgefaßt: *de grati animi officiis atque ingratorum poena. jure Attico et Romano*, von Hrn. Janus Van, Doctor der Rechten. 1809. Octav 160 Seiten. Woraus gehet, ganz natürlich, die Frage im Allgemeinen, wie fern Dank und Undank gegen Wohlthäter, da beides Sache der Gesinnung ist, den bürgerlichen Gesetzen, welche nur Handlungen zum Gegenstand haben, unterworfen seyn können? eine Frage, welche so oft und viel von Rechtsgelehrten, und bereits vom Seneca, ist abgehandelt worden. Indessen hat man Beispiele vorgebracht, daß ein gerichtliches Verfahren gegen Undankbare wirklich bey einigen Völkern Statt gehabt habe. Das erste ist von den Persern, bey Xenophon die bekannte Stelle *Cyrop.* l. 2, 7, wovon der Verf. zeigt, daß nicht von Landesgerichten, sondern von der Erziehung und Zucht der Knaben gehandelt wird, die zur Ausübung der Tugenden im gemeinen Leben angeführt wurden. Nun bleibt das Athenische und Römische Recht übrig; aus beiden wird das Zweckmäßige in folgenden Hauptstücken ausgeführt: Was ist verordnet wegen Undanks gegen die Eltern, Undanks gegen die, denen man die Befreyung aus dem Sklavenstande schuldig ist? und dann vom Undank gegen andere Personen, von denen man Wohlthaten erhalten hat. (Merkwürdig schien es dem Rec. immer, daß bey mehreren rohen Völkern

der erste Schritt zur bessern Cultur durch die Lehre gemacht ist, Ehre die Eltern! Die Rohheit mußte diese Lehre zur wichtigsten machen; von häuslicher Zucht ging die erste, gesellschaftliche und bürgerliche Ordnung aus; und diese Zucht ward mit roher Härte ausgeübt, zumahl bey den Römern; was begriff nicht die patria potestas! Aus ihr erzeugte sich auch, schon bey den Griechen, die gerühmte Strenge der Kindererziehung, über deren Verlust späterhin so sehr geklagt wird. Man erinnere sich an die Auftritte in den Wolken des Aristophanes, aus denen Hr. Pan noch Mehreres hätte beybringen können. Wie leicht konnte diese Härte Söhne zur Verzweilung bringen, so daß sie sich an den Eltern vergrieffen, und so oft daher das verberare parentes vorkommt, und beyhm Virgil im Tartarus der pulsatusve parentis gedacht wird! Die Ausbildung der Cultur machte nach und nach die fernere Einschärfung jener Grundlehre nicht mehr nöthig. Andre Volker gründeten sogar politische Maximen auf die strenge Kinderzucht, wie die Schinesen. Gemilderter war bey andern der Begriff, man sollte König und Volk als Vater und Kinder beisammen stellen: dieses ist doch wirklich ein anziehender Grundbegriff; tröstlicher, als Herr und Sklav, Despot und Unterthan. Zu jener frühern Beobachtung gehört, was der Vf. als das erste Hauptstück aus dem Jus Atticum anführt: τοὺς νόμους τιμᾶν. Solche kurze Sittensprüche machten die erste Lebensweisheit der frühern Welt aus. In der Sage wurden sie immer einem alten Weisen des Heldenalters beygelegt; so wie die angeführte dem Triptolemus, welche nachher Solon in seine Gesetzgebung aufnahm. Bey Pindar wird sie dem Chiron beygelegt, der sie dem Achill gibt: "ehre vor allen den Beherrscher der rollenden Donner, und ent-

ziehe nie dem Alter der Eltern die gebührende Ehre" (Pyth. VI, 21 f. Etwas verändert ist das Gebot beim Aeschyl. Eumenid. 542: "ehre die Eltern, und schütze den Gastfreund". Daß Solon die Lehre zum Gesetz machte, war kein Wunder, da die frühern Gesetzgebungen zugleich Sittengesetze enthielten; woher eben die gute Zucht durch Gesetze mehr, als durch todte Lehre, begründet war, während daß die Volksreligion auf Gebräuche beschränkt war, wenigstens kam sie der Moral und den Gesetzen nur so weit zu Hülfe, daß man sich die Götter als strafende und belohnende, rächende und beglückende, Wesen dachte). Was das Ehren der Eltern in sich begriff, besonders die *ἴσπτερα*, *ἴσπeteria*. Die Strafen der Undankbarkeit der Kinder durch die *ατιμία*, die *δική της παύσεως*, und die *αποκηρύξις*, *abdication*, mehr noch, als Enterben, die wir besonders aus dem Lucian kennen, sind mit Belesenheit erläutert. Auf gleiche Weise wird auch, was im Römischen Rechte auf die Sache sich Beziehendes vorkömmt, mit vieler Belesenheit und mit Kenntniß des Römischen Rechts, und der Fortschritte desselben zur Vervollkommnung der Gesetzgebung, bengebracht. Wir können es nicht weiter verfolgen, sondern nur die Hauptstücke anführen. — Pflichten gegen die Eltern; Strafen der undankbaren Kinder; Hier tritt die so oft behandelte *patria potestas* ein; und nun erst die Verbrechen der pflichtvergessenen Kinder; ausführlich die *exhereditatio*; endlich, bey welchen Obrigkeiten die Klage angebracht werden konnte. — S. 67 folgt als zweyter Theil: *de officiis grati animi libertorum erga patronos et poena ingrati*. Gegen den pflichtvergessenen Freigelassenen war zu Athen die *δική αποστασιοῦ*. Die Pflichten indessen selbst konnte der Verf. nicht vollständig auffinden; nur Einiges,

S. 68 f. Desto leichter sind die Römischen Gesetze aufzustellen, von ihren Pflichten und von den Strafen; die letztern besonders, seit der *Lex Aelia Sentia*. Es ist unglaublich, wie weit die Verdorbenheit der Freigelassenen gegangen seyn muß, wenn man die Menge der Gesetze die ganze Kaiserreihe herunter sieht. Endlich S. 121 von den Pflichten der Dankbarkeit gegen Andere, und von den Strafen der Undankbarkeit. Hier streicht der Verf. die *δικη της αχρηστίας* aus dem Athenischen Rechte bey Petitus ganz aus; außer Seneca ist die Stelle im Xenophon Memor Socr. II, 2, 13 entscheidend. Von S. 128 an, von den Collecten der Griechen zur Unterstützung der Armen: dieß sind die *εραυοι*, die man bereits aus Theophrasts Characteren c 17 kennen kann, und aus Nepos im Epaminondas c 3; sie lassen sich in öffentliche u. besondere eintheilen, letztere, die unter Freunden veranstaltet wurden, jene, von ganzen Gesellschaften, Clubs, Subscriptionen und Beyträge, die öffentlich anerkannt waren. Leider sind alle gute Anstalten dem Mißbrauch unterworfen; aber abgesehen von diesem, muß es ein herrliches Band unter den Bürgern Athens gewesen seyn. Die Engländer nähern sich hierin den Athenern durch ihre Beyträge für die Armen, selbst in den Kirchspielen. Eine besondere Erwähnung geschieht von dem *εραυο* bey der Auslösung im Kriege gefangener Mitbürger. Andre Fälle werden doch auch nicht vergessen. Noch von Seiten des Röm. Rechts ist Cuiques de obligatione ad remunerandum beygefügt, mit dem andern, de revocatione donationis propter ingratum animum.

Man verwechsle Ausführungen dieser Art nicht mit denen, die man Compilationen nennt: diese characterisiren sich dadurch, wenn der Sammler nichts dabey gedacht hat; und dieß offenbaret sich gleich in der fehlerhaften Anordnung, in dem gedankenlosen

Abschreiben der ausgerissenen Stellen, und der Ermangelung der Resultate, welche der Compiler hätte machen, oder dazu durch genau bestimmte Angabe der einzelnen Umstände und ihrer Verschiedenheit hätte leiten, und wenigstens den Widerspruch oder die Folgen sollen erkennen lassen. "Dieß und dieß war Sitte bey dem und dem Volke", lehrt uns nichts, wenn wir nicht einsehen können: aber warum und woher war es so? Immer läßt sich dieß freylich nicht so bestimmt fagen; aber so bleibt doch das andre: welche weitere und spätere Einflüsse hatte die Sitte?

Paris.

Aux archives du droit françois bey den Gebrü-
dern Elament; Code des droits de timbre, d'enre-
gistrement, de greffe et d'hypothèque, ou recueil
méthodique des lois, des décrets impériaux, acts,
sur ces matières, et des avis du Conseil-d'état
rendus en interprétation; avec tout ce qui peut
le plus sûrement les expliquer et en diriger l'ap-
plication; savoir: 1° la solution, soit par LL.
EE. les ministres des finances et de la justice,
soit par la régie d'enregistrement, soit par la
cour de cassation, de toutes les questions impor-
tantes, au nombre de plus de quatre-cents, nées
de l'application de ces mêmes Lois, Décrets et
Avis; 2° des notes de concordance entre les
diverses dispositions de ces Lois, Décrets et
Avis et les changemens, modifications ou inter-
prétations survenus; 3° une table chronologi-
que; enfin une table alphabétique raisonnée et
très-étendue des matières, au moyen de laquelle
cet ouvrage présente à la fois la commodité d'un
dictionnaire et l'autorité d'un code où les Lois,
Actes etc se trouvent conservés dans toute leur
intégrité littéraire. 1810. Octav G. XXXVIII, 812.

1080 G. g. N. 108. St., den 7. Jul. 1810.

Der weitläufige Titel sagt schon hinlänglich, was man in dem vorliegenden Werke zu erwarten habe, nämlich eine vollständige Sammlung aller über einen der Hauptzweige der finanziellen Legislation vorhandenen gesetzlichen Vorschriften. Das Jahr 7 macht hierin Epoche. In diesem Jahre nämlich wurden die ersten umfassenden Gesetze über den Stempel, das droit d'enregistrement, d'hypothèque und de greffe gegeben. Dazu kam noch durch das Gesetz vom 6. Prairial desselben Jahres eine außerordentliche Kriegssteuer auf den Stempel, das droit d'enregistrement und d'hypothèque. Zu diesen Verordnungen, welche man als die Grundlage dieses ganzen Zweiges der Gesetzgebung ansehen kann, kam aber in der Folge noch eine Menge näherer Bestimmungen, Zusätze und Ausnahmen, herbeigeführt durch die Vereinigung neuer Provinzen mit dem Kaiserreiche, durch die Wiederherstellung der Wohlthätigkeitsanstalten, durch die Errichtung der Majorate und die Bekanntmachung neuer Gesetze. Alle darüber vorhandenen Verordnungen zu sammeln und zu ordnen, war die Aufgabe, welche bey gegenwärtiger Sammlung gelöst werden sollte, und welches mit seltener Genauigkeit ausgeführt ist. Was den Plan und die Ordnung betrifft, in welcher diese Sammlung veranstaltet worden ist, so finden sich zuerst über jede der auf dem Titel angegebenen Materien die Gesetze selbst gesammelt, auf welche alsdann unter dem Titel Jurisprudence die authentischen Erklärungen der obern Behörden über einzelne Bestimmungen derselben folgen. Den Beschluß des Ganzen macht ein vollständiges Register, wodurch die Brauchbarkeit des Werks noch um Vieles erhöht wird.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 9. Julius 1810.

Göttingen.

Das diesjährige, bey Dieterich gedruckte, Ofter-Programm handelt de corona papali. 12 S. in Quart. Neuere bekannte Zeitbegebenheiten haben den Verfasser desselben, Hrn. Dr. Sträudlin, veranlaßt, in der Kürze darzustellen, wie der Papst nach und nach zu seiner weltlichen Macht in und außer dem Kirchenstaate gelangt ist, und eine Untersuchung darüber anzustellen, zu welcher Zeit, und warum, die Päpste sich zuerst die einfache, dann die zwiefache, und endlich die dreyfache Krone aufgesetzt haben; endlich, ob und wie fern ein wahrer Papst ohne Krone, d. i. ohne alle weltliche Herrschaft, seyn könne.

Leiden.

Bey Houtkoop: *Pauli Ernesti Jablonskii Opuscula — Tomus tertius*. Edidit atque animadversiones adjecit *Jona Guil. te Water*. 1809. Octavo I. . . XIV S., I. . . 515 S. Wie froh dem Rec. die Erscheinung dieser Sammlung der Schriften eines der gelehrtesten Philologen des vorigen Zeitalters, Jablonsky, war, hat er zu seiner Zeit in der

Anzeige des ersten Bandes 1805 S. 177. . . 182 bezeuget, und wiederum 1808 S. 385 f. bey Erscheinung des zweyten Bandes. Die Verspätung des dritten bis in das vorige Jahr kann man sich sehr leicht selbst erklären, wenn man die Ereigniffe der Zeit, das Unglück von Leiden, und, nebst den Folgen von allem, das Alter des ehrwürdigen te Water bedenkt. Gleichwohl hat er auch diesen Band mit einer großen Anzahl gelehrter Anmerkungen begleitet, vorzüglich die erste Abhandlung, welche weit mehr enthält, als die Aufschrift verspricht, *Disquisitionis de lingua Lycaonica ad locum Actor XIV, II.*; sie gehet von dem kleinen Umstand aus, daß die Einwohner von Lycaonia (einer kleinen Landschaft in Kleinasien, die durch nichts sonst merkwürdig ist, als daß hier in Coni, dem alten Iconium, die Othmanschen Sultane ihren ersten Sitz hatten), wie sie die vom Apostel Paulus verrichteten Wunder gesehen hatten, in ihrer Sprache, *Λυκαονιστὶ λέγοντες*, ausriefen: Götter sind in Menschengestalt zu uns gekommen!

Was für eine Sprache war nun die Lycaonische? Diese, dem Ansehen nach so unbedeutende, Frage ward in der frühern Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein wichtiger Gegenstand in der damaligen Eregese des N.L., wie immer in jedem Zeitalter einmahl ein gelehrter Gegenstand zufällig eine Wichtigkeit gewinnt, mit dem guten Erfolge, daß die Erläuterung desselben mehrere Gelehrte in Bewegung setzt, und mittelbar zu verwandten, weit wichtigern, Fragen führt. Auch die Frage von der Lycaonischen Sprache führte zu näherer Bestimmung dessen, was eigentlich *Dialect* ist und genannt werden kann: denn auch das war streitig, ob das Lycaonische ein Griechischer Dialect, oder eine fremde Sprache möge gewesen seyn; ferner zu der nähern Forschung über die Völker, welche Klein-

affen bewohnt haben, und über ihre Abstammungen, zwar zunächst in Beziehung auf ihre Sprachen; sie blieb also auch nicht ganz befriedigend beantwortet, wegen der fehlerhaften Art der damaligen Zeit, alles, was die alten Völker u. Sprachen angeht, durch Etymologien erzwingen zu wollen. Indessen klärten sich einige bessere Begriffe damals auf. Bentley's Ausspruch, daß an keinen Dialect hier zu denken sey, ward von den Streitenden für entscheidend anerkannt; Außer Börner und Gühling kam die Abhandlung von Jablonsky (damals in Frankfurt an der Oder, 1714) vorzüglich in Ruf; sie ward nachher 1724, und wieder mit den andern, im Novus Thesaurus Dissertationum ex Museo Hasaei et J. Renii abgedruckt; erscheint aber hier in einer ganz andern Gestalt; es war eine von Jablonsky's frühern Arbeiten gewesen, und er hatte sein übriges Leben durch immer daran gearbeitet, und Vieles umgearbeitet; aus dieser Handschrift hat nun Hr. te Water die Schrift abdrucken lassen. Dem Rec. ist sie besonders dadurch merkwürdig, daß sich aus derselben erkennen läßt, wie verschieden die gelehrte Behandlung von Sprach- und Völkerkunde damals war, und wie sehr sie sich seit jenen frühern Zeiten verändert und verbessert hat. Aus diesem Grunde erlaubt er sich auch, einige Augenblicke bey dieser Abhandlung zu verweilen. An und für sich war die Frage, was das *Λυκαονιστι λεγειν* sey, bald beantwortet, wenn man den geschichtl. Weg ging. Die Landschaft war in frühern Zeiten von einem Volke bewohnt worden, dessen Landessprache sich noch bey dem gemeinen Volke erhalten hatte, unter Griechen u. Römern; zu welchem Völkerstamm jene frühern Bewohner gehört hatten, war aus der alten Völkergeschichte, auch wenn man nur im Strabo das zwölfte Buch nachlas, im Allgemeinen bald bestimmt; die früheste Bevölkerung Kleinasiens, von der wir

wissen, erfolgte durch den Phrygischen Völkerstamm, der mit den Thraciern verwandt war, und aus einer Menge kleinerer Völkerschaften bestand; vorwärts westlich vermischten sie sich mit Pelasgischen Stammvölkern; hinterwärts, östlich, drängten sich ihnen Syrische, Medische, Armenische, endlich Persische, Eingewanderte nach; gemischte Sprachen entstanden überall; der hintere Haufen, der die Cappadocier, Paphlagonier, Maryandiner, Thacaonier u. a. begriff, blieb in der Cultur am weitesten zurück, und die Thacaonische Sprache kann also keine andre, als ein sehr gemischtes Jargon gewesen seyn, von welchem die Phrygische Stammsprache die Wurzel war. So weit können wir gehen; und daran können wir uns begnügen; weiter zu gehen, würde zu nichts Nützlichem führen.

Aber diesen natürlichen Weg nahm man in der vorigen Zeit nicht; man ging lieber von unbekanntem, unsichern, Etymologien, von Citaten alter und neuer Schriftsteller, deren Ansehen und Gültigkeit man vorher gar nicht geprüft hatte, aus; häufte bloße Möglichkeiten und Mutmaßungen, verlor wohl darüber endlich gar die Frage aus den Augen. Mit unserm Jablonsky ist zwar das letztere der Fall nicht; nach allem Etymologisiren kömmt er auf den rechten Platz, und lehrt uns, daß das Thacaonische, was gesprochen ward, die alte Volkssprache des Landes gewesen seyn muß. Aber vermittelst des Umweges, den er uns geführt hat, haben wir eine reiche Beute von gelehrter Sprachkunde, seltener Belesenheit und Gelehrsamkeit, gewonnen, aus welcher jetzt noch derjenige, welcher die rechten Kenntnisse hinzubringt, Vieles zu andern Zwecken nutzen kann; denn hier sind nicht bloß aus Collectaneen aufgelesene Excerpte, sondern einzelne geprüfte, behandelte und erläuterte Gegenstände. Er verbreitet sich über alle die alten Völker Kleasiens und ihre Sprachen, um end-

lich auf die Lycaonier zu kommen; sammelt von jedem Notizen, so viel sich ihrer nur auffinden lassen, und die noch in den Schriftstellern und in den alten Glogographen erhaltenen Wörter aus den Sprachen jener Völker. Man findet also hier Lydische, Lycische, Pamphylische, Phrygische s. w. Wörter gesammelt. Marnandiner, Paphlagoner, Cappadocer, gehören als nähere Stammverwandte zusammen. Daß die Cappadocer Syrer waren, hat keinen Zweifel; schon Herodot I, 72 sagt es; und sie werden daher auch *Λευκοσσυροί* genannt; nur müssen sie mit andern Nachbarn vermischt gewesen seyn; sie hatten Assyrische Schrift im Gebrauch; über diese *Ασσυρια γραμματα* bringt Jablonsky Manches bey S. 126 f. Ueber Comana, als Göttinn, ist weniger gesagt, als in den Commentat Soc. Reg. Sc Goting. Vol. XVI. Zwar ist das Meiste bloß Seltenheit; für den Character der Sprache läßt sich nicht leicht viel daraus folgern. — Aber Eine allgemeine Betrachtung über die gräuliche Sprachverwirrung in Kleinasien, und die Einwirkung derselben auf den niedrigen Stand der Aufklärung dieser Völker, auf Begriffe, sittlicher, religiöser und politischer Art, dränget sich dem Lesenden hierbey auf; und diese erlaube man dem Rec. noch anzuhängen. Die Verbreitung der Griechischen Sprache, durch die Ländereroberungen der Macedonischen Abkömmlinge, brachte zwar an und für sich keinen Segen über die Völker Asiens, aber sie führte doch eine bessere Cultur mit sich, da sich jene unterjochten Völker auf einer niedrigern Stufe der Cultur befanden. Allein wie die Römer eben dahin auch ihre Sprache einführten, waren die Völker schon cultivirt, und zum großen Theile weit cultivirter, als die Römer; also ging die Cultur wieder rückwärts; für die Römer selbst aber ward die Sprachveränderung höchst nachtheilig; Liebe, Zu-

neigung, Zutrauen, gute Ordnung, Ruhe und Wohlstand ging verloren. Aber weiter: durch unnatürliche Mischung von Sprachen, welche Verwirrung von Begriffen und Vorstellungen mußte daher unter diesen Völkern erwachsen! Alte verdorbene Volkssprache unter dem gemeinen Volke, verdorben Griechisch in den gebildeten Classen, und aufgedrungenes Latein, das beiden unverständlich und verhaßt war! Griechisch blieb eine Zeit lang noch die Schriftsprache; aber die Reinheit, Wohlklang, Schönheit, war verloren; das Römische ward immer schlechter gesprochen; Geschmack, Denkart, Sittlichkeit, verschlechterte sich täglich. Der Barbaren stand also der Zugang offen. — Nun eine andere Betrachtung: Unter jene Völker breiteten die Apostel eine neue Lehre aus; sie selbst in einer andern Sprache erzogen, lehrten in einer ihnen fremden Sprache, in Ländern, worin solche Sprachvermischung von Rom aus eingeführt war. Wie war es nun möglich, daß die Neophyten reine, deutliche, verständliche, Begriffe erhalten konnten! Die Ausbreitung des Evangeliums ward nur dadurch möglich, daß der Grund davon historisch war, und die Lehre die einfachste und reinste von der Welt war; ehe sie mit Orientalischer und Griechischer Philosophie getrübt ward, und diese sich erdreistete, Begriffe und Wörter aus ihren eignen Mitteln in die Lehre einzumischen; nun ward die neue Religion, da man sich in dem verdorbenen Sprachgalimathias einander nicht verstand, mit elendem Schulgezänke, Vorwürfen von Kezerey, Irrlehren und Verdammungsausprüchen angefüllt; und diese Uebel gingen vorzüglich von Kleinasien aus.

Doch wir müssen noch die übrigen Abhandlungen, wenigstens ihrem Inhalte nach, anzeigen. Die erstfolgenden sind theologisch, und für unsre Zeiten

von keinem so großen Interesse: Ueber den wahren Sinn des neunten Kapitels des Paulinischen Sendschreibens an die Römer; über die Bemerkung der Juden, und Berufung der Heiden; über die künftige Judenbekehrung, Röm. 11. Von der Erkenntniß Christi im Fleisch, 2. Cor. 5, 16. Nachlese von Bemerkungen über das von Laodicea aus ausgefertigte Sendschreiben, Coloss. 4, 16. Ueber die Jezabel zu Thyatira, Apocal. 2, 12. (beide sind bekannte Abhandlungen über ihre Gegenstände). Ueber die (erdichtete) Verwandtschaft der Lacedaemonier und der Juden, 1. Makkab. 12, 7. 21. *Diss. de ultimis Pauli apostoli laboribus a B. Luca praetermissis.* Ob Paulus im Gefängniß zu Rom nur ein Mahl, und bis an seinen Tod unter Nero, gewesen sey, oder ob er nach seiner Befreyung aus der ersten Gefangenschaft späterhin noch einmahl nach Rom gekommen sey, ist, wie bekannt, streitig; Jablonsky war von der zweyten Meinung, und gibt hier gesammelte Nachrichten von den weitem Berichtigungen des Apostels seit Jahr Ehr. 63, da er Rom verließ, bis 65, da er wieder von Ephesus aus die zweyte Reise nach Rom angetreten haben soll; aber weiter hat sich keine Fortsetzung von Jablonsky gefunden. Dagegen erscheinen zuerst hier zwey Abhandlungen S. 317 f.: *Diss. I. II. de origine festi nativitatis Christi in ecclesia Christiana quotannis statim die celebrari soliti.* Weder der 6. Januar, noch der 25. December, können der wirkliche Geburtstag des Heilandes gewesen seyn; aber das für diese Tage eingeführte Fest der Wiederkehr der Sonne seit dem kürzesten Tage ist von den Christen auf die Geburtsfeier angewendet worden. — S. 377: *de origine imaginum Christi domini in ecclesia Christiana*, vorhin ungedruckt. Daß kein echtes Bildniß vom Heiland auf uns gekommen seyn kann, ist leicht begreiflich; es

war dieß auch der ersten Christen Sorge nicht; man fing erst weiter hin an, aus den Schriften der Propheten sich ihn sehr unansehnlich zu denken; später erst als einen schönen Menschensohn. Von Bildnissen wird zuerst gedacht im dritten Jahrhundert. Bekannt ist, daß Kaiser Alexander Sever im 3. Jahrh. sein Bildniß in seiner Hauskapelle aufgestellt hatte. Wahrscheinlich wird gemacht, daß die Gnostiker, und zwar die Carpocratianer, zuerst die Bildnisse des Heilandes in Umlauf gebracht haben; anfangs nach verschiedenen willkürlichen Vorstellungen, im 4. und 5. Jahrh.; nun wird auch von einer Statue des Heilandes zu Paneas in Palästina, und vom Bildniß zu Edessa, gesprochen; Irenäus, Bischof zu Lyon, gedenkt der Fabel zuerst, daß ein Bildniß aus dem Hause des Pontius Pilatus sich erhalten und als Original gedient habe. Jablonsky will das Bildniß des Heilandes auch auf dem Abraxas finden. Nach und nach, aber gewiß erst spät, ist doch eine Art von Ideal aus mehreren entstanden. — S. 407 von einigen unbekanntem Heiligen, deren Gedächtniß am 19. Jan. in der Kirche angefezt ist: — SS. Marrii et Marthae conjugum, et filiorum Audifacis et Abachum, nobilium Persarum, die unter K. Claudius nach Rom gekommen waren. Offenbar sind sie, wie einige andere Märtyrer mehr, aus einer alten verstümmelten Steinschrift, die zu einem Denkmahl des Marius gehörte, entlehnt; Marius führte in dem Kriege gegen die Teutoner und Kimbern mit sich eine Prophetinn Martha herum; die beiden andern Nahmen scheinen aus Teutobochus entstanden: dieß war der gefangene König der Teutoner, dessen Nahmen unleserlich geworden war. — Endlich noch Diss. I. II. de regno millenario Cerinthio (vom J. 1744). — Wir hoffen, daß die Fortsetzung und Beendigung der Sammlung nicht ausbleiben wird.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. u. 111. St.

Den 12. Julius 1810.

Göttingen. *

Am 23. Junius hielt die königl. Societät der Wissenschaften eine Versammlung zu Ehren ihres verstorbenen Mitgliedes und für dieses Jahr Directors, Christoph Meiners, an dessen Stelle bis Michaelis der Professor Tychsen das Directorium übernommen hat. Den eigenthümlichen wissenschaftlichen Gang des verstorbenen Gelehrten entfaltete aus seinen natürlichen Anlagen und der frühern Bildung, sein College Heyne, als Secretär der Societät.

Nach ihm ging dieser zum Gedächtniß eines andern würdigen Mitgliedes der Societät fort, des Hrn. geheimen Cabinetsraths Ernst Brandes, dessen, so wie auch seines längst verstorbenen Vaters, große Verdienste um unsere Universität uns zum dankbaren Andenken auffordern; noch von der spätern Nachwelt werden sie verehrt werden. Die einförmige Befolgung des Münchhausischen Systems in der Verwaltung der Universitäts-Angelegenheiten, bey allen Verbesserungen zur Vervollkommnung,

welche der Gang der Zeit erforderte, die allmähliche Stiftung so vieler Institute, mit dem Fortgange der wissenschaftlichen Cultur unserer Zeit selbst, die planmäßige Einrichtung und gleichförmige Fortsetzung unserer Bibliothek durch einen Zeitraum von mehreren und vierzig Jahren, verdanken wir diesen beiden ruhmvollen Männern; die weisen Rätze und liberalen Gesinnungen unserer damaligen Curatoren unterstützten ihre weit vorsehende Klugheit, so daß auch dann noch, da die Stürme der Zeit einbrachen, die Universität, mit ihren Instituten, unversehrt erhalten word, und alles in dem besten Zustand blieb, damit in einer neuen Ordnung der Dinge der blühende Zustand von diesen trefflichen Anstalten zur ferneren Pflege, Aufrechthaltung und Verherrlichung, selbst aussprechen und anfeuern mußte. Dieß war der glückliche, nicht nur für Göttingen, sondern für die Studien und Litteratur von ganz Deutschland, unvergeßliche weise Rath, durch welchen sich das Ganze noch so schön erhalten hat. Sanft ruhe eure Asche, ihr beiden Edlen, hochverdient um die Deutschen Studien und die Deutsche Litteratur! Gesegnet wird Euer Andenken und Nahmen noch in späten Zeiten seyn.



Den von dem Französischen Institut für das Jahr 1810 ausgestellten Preis auf die Preisfrage: *Quel fut, sous le gouvernement des Goths, l'état civil et politique des peuples d'Italie? quels furent les principes fondamentaux de la législation de Théodoric et de ses successeurs; et spécialement quelles furent les distinctions qu'elle établit entre les vainqueurs et les peuples vaincus?* hat unser Hr. Professor Sartorius erhalten.

Frankfurt am Main.

Bey Varrentrapp und Wenner: Abhandlung
 über die schnell und langsam tödtlichen Krankheiten
 der Harnblase und Harnröhre bey Männern im
 hohen Alter. Gekrönte Beantwortung einer von
 der kaiserl. königl. medicinisch-chirurgischen Jo-
 sephinischen Academie in den Jahren 1806 und 1807
 aufgestellten Preisfrage, von Samuel Thomas
 Sommering, königl. Baierschem geheimen Rath
 und Ritter des Civil-Verdienstordens. 1809. XIV
 und 146 S. in gr. Quart, mit Lateinischen Lettern.

Unter die schmerzhaftesten Leiden, welche das
 hohe Alter von allen Ständen treffen, und bey wel-
 chen die Kunst oft so wenig vermag, gehören die
 Krankheiten der Harnblase und Harnröhre. Es
 war daher ein sehr zweckmäßiger Gegenstand, wel-
 chen die medicinisch-chirurgische Josephinische Aca-
 demie zu Wien als Preisfrage ausstellte, eine
 nähere Untersuchung über die Ursachen, Beschaffen-
 heiten und Heilarten dieser Krankheiten anzustellen,
 und Hr. geh. Rath Sommering hat dieser Frage
 in der gegenwärtigen gekrönten Beantwortung auf
 eine solche Weise Genüge gethan, wie es sich von
 einem mit dem Bau und der Natur des Menschen
 so genau bekannten Gelehrten erwarten ließ. Die
 Anzeige erlaubt nicht, alles Wichtige aus dieser,
 jedem Arzte lesenswürdigen, Schrift auszuheben;
 wir müssen uns damit begnügen, die Materien,
 welche abgehandelt sind, der Ordnung nach anzu-
 zeigen, und nur hier und da Winke auf das Wich-
 tigste zu geben. — In der Einleitung zeigt der
 Verfasser die Wichtigkeit und das Interesse des
 Gegenstandes für jeden Gelehrten, ja besonders
 für jeden Greis aus den höheren Ständen, und
 wie die in diesen Ständen begangenen Fehler der-

gleichen Leiden herbeiführen. Die schnell und langsam tödtlichen Krankheiten der Harnblase und Harnröhre, abgesehen von Harnsteinen, angeborenen Mißbildungen der Harnblase und Harnröhre, verschiedenen erworbenen Mißbildungen und Verunstaltungen der Harnblase durch Einklemmung in einen Bruch sack, Auswüchse der Beckenknochen u. s. w., und den durch äußere Gewaltthätigkeit der Harnblase und Harnröhre zugesügten Krankheiten, welchen Männer im hohen Alter ausgesetzt sind, und die hier abgehandelt sind, sind vorzüglich folgende:

1. Blasenentzündung (Cystitis). Sie gehöre bey alten Männern, als für sich bestehende idiopathische Entzündung, zu den seltneren Erscheinungen; aber aus Versezung der athritischen Materie auf die Blase sey sie desto häufiger, und befallt meist den niedrigsten und engesten Theil der Harnblase, wodurch Harnverhaltung und beschwerliches Veybringen des Catheters entstehe. Unter den Mitteln zur Heilung empfiehlt der Verfasser besonders den Genuß von guten reifen Trauben aus Erfahrung; und rath, wie wir glauben mit Recht, im Anfange Vorsicht im Gebrauche des für die Harnblase zu reizenden Salpeters.
2. Blasenkrampf (Spasmus vesicae). Eine der häufigsten Blasenkrankheiten, die sich zu so vielen andern gesellet. Die Zeichen werden genau angegeben, wodurch sich Blasenkrampf von Blasenentzündung und Steinbeschwerden unterscheidet. Unter den Ursachen führt der Verf. auch Spuhlwürmer auf, welche er lebendig durch die Harnröhre abgehen sah.
3. Blasen-catarth (Catarrhus vesicae). Ist in einigen Gegenden selten, an andern Orten und zu andern Zeiten häufig, und herrscht zuweilen fast epidemisch. Der Urin gehet in erstaunlicher Menge, und sehr zähe, ab. Branntweintrinker sind dazu

sehr geneigt. Sicht und Goldader geben besonders dazu Gelegenheit, und sind oft damit complicirt.

4. BlasenGeschwüre (Ulcera vesicae). Entstehen auch ohne äußere Gewalt und Steine nach Entzündungen und BlasenCatarrhen aller Art, bey scätomatosen und scirrhosen Geschwülsten, und zerstören manchmahl einen ganzen Theil der Blase; der Urin rinnt in die Bauchhöhle, in den Mastdarm, und von diesem dagegen geräth Roth in die Blase. So sah der Verf. einen Fall bey einem siebenzigjährigen Arzte, den ihm ein Stoß von einer Schlitzendeichsel zugezogen hatte. Celsus schildert dieß Uebel unter der Benennung Cancer vesicae urinariae. Der Verf. sah eine Heilung durch einen schicklichen Einschnitt vom Mittelfleische aus in die Blase bewirkt, wozu sich nur alte Leute so ungern entschließen.

5. Blasenlähmung (Paralytis vesicae). Ist die ganze Blase gelähmt und der Hals krampfhaft zusammengezogen, so entsteht die paralytische Urinverhaltung. Ist der Hals nur gelähmt, so erfolgt Unvermögen, den Harn zu halten. Die Blase ist im ersten Fall oft ungeheuer ausgedehnt. Die Lähmung entsteht meist nach und nach, und geht, wenn nicht geholfen wird, in Entzündung, Brand und Tod über, oder die Blase berstet, wie bey dem berühmten Tycho de Brahe. Auch hier ist Sicht eine der häufigsten Ursachen; entferntere Ursachen aber sind gewöhnlich frühe Ausschweifungen. — Wir wissen, daß Erkältung in den Füßen und zu langes Verhalten des Urins bey einem alten Gelehrten eine solche tödtliche Lähmung zur Folge hatte. — Wir wundern-uns, daß der Verfasser noch räth, einen Catheter von Federharz fünf Tage lang in der Harnblase zu lassen. Dem Rec. ist es nie gelungen, weder die von Pickel, noch die in England gefertigten elastischen

Catheter nur 24 Stunden unangefressen in der Harnblase zu erhalten. Immer war in den ersten 12 Stunden die Oberfläche des Catheters schon so rauh, daß von seinem längern Aufenthalt in der Blase nichts als Nachtheil zu besorgen war. Rec. hat zum Beweise der Unmöglichkeit, einen elastischen Catheter mehrere Tage lang liegen zu lassen, wie viele Wundärzte angeben, solche in wenigen Stunden angefressene aufgehoben. 6. Blasenstich im Mittelfleische. Diese Operation habe man in neueren Zeiten fast gänzlich verlassen, weil sie theils sehr gefährlich ist, theils öfter durch ein Verfehlen der Blase gänzlich mißlang. Critische Prüfung der zwey Methoden, die Harnblase entweder durch den Mastdarm, oder über den Schambeinen zu punctiren, und Festsetzung ihres positiven und relativen Werths. Hr. Prof. Bonn in Amsterdam habe sich um die Vergleichung des Werths beider Methoden großes Verdienst erworben. Auf den Blasenstich durch den Mastdarm folge so gern bleibende und schmerzhaftc Urinfistel, und steche man zu hoch ein, so fließe nicht nur Urin, sondern auch Koth, in die Bauchhöhle. Beym Blasenstich über den Schambeinen sey unstreitig weniger Gefahr, was auch die vielen glücklich verrichteten Blasenstiche über den Schambeinen beweisen, da im Gegentheil, nach Sabatier und Anderer Zeugniß, so wenige durch den Mastdarm glückten. "Ich für meinen Theil kann mich", schreibt der Verfasser, "um so zuverlässiger für den Blasenstich über den Schambeinen erklären, als ich wahrlich weder einen mißlungenen Fall von dieser Operation erlebt habe, noch einen nur einiger Maßen gegründeten Einwurf gegen ihn bis diese Stunde kenne." 7. Blasenstich über den Schambeinen, mit dem Troickar geradezu, oder nachdem man erst einen Einschnitt

gemacht, und die Pyramidalmuskeln getrennt hat. Auch hier wird gerathen, ein elastisches Röhrchen mehrere Tage liegen zu lassen. 8. Schwammige Auswüchse der Harnblase (*Fungi vesicae urinae*). Einige aus der innern Oberfläche der Blase, andere aus der Prostata, von verschiedener Consistenz, bey ausschweifenden Menschen und Brantweinrinkern meist entstanden, sind schwer zu erkennen und zu heilen. 9. Fleischgewächse der Harnblase (*Polypi vesicae urinae*). Diese Polypen sind bald in der Harnblase, bald in der Harnröhre. Der Verf. läßt es unentschieden, ob sie sich von den schwammigen Auswüchsen unterscheiden, oder mit ihnen übereinkommen. Unserm Bedünken nach unterscheiden sie sich wohl nur nach der Form der Basis. 10. Verdickung der Harnblase (*Crassitudo vesicae urinae*). Hat verschiedene Grade. Die Unterscheidungszeichen, nach Wichmann's trefflicher Auseinandersetzung. Die Ursachen seyen noch nicht ganz ausgemacht. An der Heilung dürfe man nach dem, was der Verf. davon gesehen, nicht mit Wichmann geradezu zweifeln; und er finde an Gilchrist's Versicherung, sie durch Quecksilber geheilt zu haben, gar nichts Unglaubliches. 11. Unvermögen der Blase, den Harn zu halten (*Enuresis — spastica — nocturna*). Eine sehr häufige Krankheit des hohen Alters, welche sehr mannigfaltige Ursachen hat. Eine Hauptursache ist jedoch die verminderte Ausdehnungsfähigkeit der Blase. 12. Blasenhämorhoiden und Blutharnen (*Haemorrhoides vesicae et haematuria cystica*). Eine Folge von Erweiterung der Blutgefäße der Harnblase, wozu man auch die varicosen Anschwellungen der Prostata rechnen könne. 13. Entzündung der Prostata. Ursachen: Gichtmaterie, Hämorhoidalbeschwerden,

Verfälschung, Selbstbefleckung in der Jugend, übermäßiger Genuß hitziger Getränke, heftiges Reiten. Heilmittel: vorzüglich Blutigel ans Mittelfleisch, erweichende Umschläge und Klystiere, und innerlich Calomell mit Mohnsaft. 14. Erweiterung der Prostata. Ein Absceß der Prostata öffnet sich meist nach innen, erfordert schleimige Einspritzungen in die Blase, und innerlich Quecksilber. 15. Vergrößerung und Verhärtung der Prostata (Prostata scirrhus). Eine Krankheit, den Männern von hohem Alter eigen. Die Drüse kann, nach Bartholin, bis zur Größe eines Mannskopfs anschwellen, verhindert nach und nach allen Ausfluß des Urins, wozu sich oft noch Fistelgänge zwischen der verhärteten Drüse und dem Mastdarm gesellen; Verdickungen und Entzündungen der Blase, welche dem Leben ein schmerzhaftes Ende machen. Die häufigste Ursache ist venerisches Gift in früheren Jahren, auch Gicht, Flechtenscharfe und dergleichen. Einreiben von Quecksilber ins Mittelfleisch ist noch am wirksamsten gewesen, auch wo kein Verdacht von venerischer Ursache, sondern notorisch Gicht Veranlassung war. — Durch eine von Balsalva vorgeschlagene, dem Steinschnitt ähnliche, Operation, die so genannte Boutonniere, sah der Verf. einmahl ziemliche Binderung des Uebels in einem ältlichen Mann schaffsen. 16. Scrophulöse Prostata, wie Baillie beschrieb und abgebildet. 17. Erweiterte Ausführungsgänge der Prostata. Baillie sah sie zur Dicke von Raben-Federspahlen erweitert; haben verdickte Blase und Verstopfung der Harnröhre zur Folge. Wir vermiffen hier das Heilverfahren. 18. Vereiterung der Cöwperischen Drüsen. Hülfe besteht im Aufschliffen des Eiterganges. 19. Ver-

stopfung der Harnröhre durch ihre eigene Haut. Nach John Andrews Beobachtung. 20. Intussusception der innern Haut der Harnröhre. Nach des Berewigten von Siebold beschriebenen Wahrnehmung. 21. Verengung der Harnröhre (*Stricture urethrae*) durch Anschwellen und Verdichtung ihres Zellgewebes, meist hinten nahe am Bulbus, selten mehr vorwärts. Sonst suchte man die Ursache der Verengung in Fleischwärtchen oder so genannten Karunkeln, die man aber bey näherer Untersuchung mitten in der Harnröhre nicht fand, wohl aber in der Lacuna, an der Mündung der Harnröhre, wo sie sich bequem unterbinden und abschneiden lassen, und im hintersten Theil der Harnröhre, am so genannten *Caput gallinaginis*. Die Ursachen davon sind gemeiniglich langwierige Tripper in jüngeren Jahren. Die meisten Harnröhrenverengungen werden nur dadurch schwer heilbar, daß der Patient zu lange es aufschiebt, Hülfe zu suchen, wo man sich dann vergebens bemüht, der verengten Harnröhre ihren gehörigen Caliber wieder zu verschaffen, ungeachtet man durch anhaltende Sorgfalt dem Patienten wenigstens die größte Erleichterung verschaffen kann. Die radicale Hebung der Verengung geschieht mittelst der Kerzen, worunter der Verfasser die von echtem und künstlichem Federharz für die besten hält; und die Erfahrung von 200 Jahren bestättige es, daß diejenigen Kerzen vor allen andern den Vorzug verdienen, welche bloß durch ihre Form, und sonst durch gar nichts Anderes, auf die Verengung der Harnröhre wirken. Höllenstein, nach J. Hunter's Methode angewandt, könne nur schaden. S. 139 kömmt ein Druckfehler vor, der sehr gefährlich werden könnte, wenn er

wörtlich verstanden und befolgt würde. Es heißt nämlich: "Ist die Verengung der Harnröhre so stark, daß auch die feinste Kerze nicht eindringen will, so spritze man Urtrioldhl ein, halte die Harnröhre zu" u. s. w. Diese ätzende Säure kann doch unmöglich hier gemeint seyn, sondern vielmehr das milde Olivenöhl (man s. Göt. gel. Anz. 1786 S. 1816). — Rec. hat seit vielen Jahren mit großem Nutzen bey schwierigem Einbringen des Catheters solchen, mit Opiatöhl angefüllt, in die Harnröhre gehalten, und dieses langsam ausfließen lassen. — Neben dem Gebrauch der Kerzen habe er eine Quecksilberfalbe in der Gegend der Stricture von außen mit gutem Erfolge einreiben lassen. 22. Falscher, durch ein Instrument gemachter, Weg in die Harnröhre (Fausse route). Das Aufschlißen des Canals sey gefährlich und unnütz; rathsamer, einen elastischen hohlen Catheter in die Blase zu bringen, um nur den Harn von dem falschen Wege abzuhalten, worauf sich dieser oft ganz leicht schlicke. 23. Harnfisteln. Einige entstehen aus der Blase, andere aus der Harnröhre, und seyen entweder vollkommen oder unvollkommen, welche letztere nur eine Mündung haben. Die gewöhnlichsten sind die vollkommenen Harnrohrenfisteln, die sich im Mittelfleische öffnen; die seltensten, die sich im Nabel öffnen. Wer sie bloß örtlich behandeln wolle, scheitere leicht an der Klippe der Einseitigkeit, da bey venerischen Patienten solche Fisteln nicht selten ohne alle örtliche Mittel, bloß durch die allgemeine Anwendung des Quecksilbers, von selbst heilen. Zum Schmelzen der Callosität bediene man sich erweichender Breye, und bey Verdacht venerischer Reste, Aufschläge einer schwachen Sublimatauflösung.

Leipzig.

Schirin. Ein Persisches romantisches Gedicht, nach morgenländischen Quellen. Erster Theil, in sieben Gesängen. XXX und 234 S. Zweyter Theil. 222 S. 1809. Octav. Die Liebe Schirin's zu Chosru Pervis, dem mächtigsten und glänzendsten unter den Persischen Königen aus der Dynastie der Saffaniden, und zum Ferhad, ist im Orient als ein Ideal romantischer Liebe gefeiert, und von mehreren Persischen Dichtern, Nezami, Mir Chosru, Affaf Chan, Hatefi, auch einigen Türkischen Dichtern, besungen. Eine bloße Uebersetzung eines dieser Gedichte, wie Chezi neulich den Medschnun und Veile von Gjami geliefert hat, würde schon ein willkommenes Geschenk für die Liebhaber Asiatischer Dichtkunst gewesen seyn; aber der ungenannte Verfasser dieses Werks hat mehr gethan, indem er dieses Gedicht durch seine Bearbeitung zum Inbegriff der Persischen Liebesromane gemacht hat. Da nämlich diese Gedichte große Ähnlichkeit unter einander haben, und sich weniger durch Kunst und Anordnung des Plans, als durch Lebendigkeit und Neuheit der Bilder, durch lyrischen Ausdruck der Leidenschaft, und mahlerische Beschreibung der Natur, auszeichnen; so faßte der Verf. die Idee, den Geist von allen in einem zu vereinigen, und die zerstreuten Farben zu Einem Gemälde zu ordnen. Er legte daher das Gedicht des Nezami, Chosru und Schirin, als das originale und älteste (der Verfasser lebte im 12. Jahrhundert) zum Grunde, und verwebte darin theils die ganze morgenländische Fabel von Divs und Peris, vom Gebirge Kaf, vom Simurg u. s. w. ferner einzelne Züge, Begebenheiten, Wendungen, Umstände, aus andern Gedichten, selbst die Ge-

schichte Jufufs und der Zuleicha, Salomons und der Belkis, so daß Schirin, wie der Verf. sagt, "das Mark der Persifchen Romane ist: ein Werk, worin nichts erfunden, sondern alles nur gefammelt und geordnet ist, worin Europäifche Züge und Anspielungen nur in fo weit vorkommen, als fie fich in den Manuscripten selbst vorfinden, und in fo weit die Kenntniffe, auf welche fie hindeuten, im Morgenlande gäng und gebe waren". Alles dieses gibt der Verfaffer in einer schönen poetifchen Uebersetzung, die ein nicht gemeines Talent und Gewandtheit des Uebersetzers beweiset, zumahl bey der gewählten schwierigen Form des Versbaues. Denn, um Eintönigkeit zu vermeiden, wählte er statt der in den Persifchen Gedichten gewöhnlichen Doppelreime, nach sorgfältig angestellten Versuchen, die Form der Octaven, die durch das Beyispiel der Italiänifchen Dichter und unsers Wieland's dieser Gattung von Gedichten schon gleichsam angeeignet ist, und bewegt fich in diesen Fesseln mit Leichtigkeit. An einzelnen Stellen, wo Briefe, Dialoge, Lieder, eingewebt sind, hat der Verfaffer auch andere Versmaafße eingemifcht, welche die Mannigfaltigkeit noch mehr befördern. So ist diese Schirin ein Abbild Orientalifchen Geistes, dem Europäifchen Geschmack näher gebracht, wie es schwerlich eine neuere Sprache aufzuweisen hat, und wodurch sich Hr. von Hammer (denn ihn bezeichnet sowohl das ganze Werk, als die jedem Theile vorgesezte Weihe oder poetische Vorrede, die von der Mündung des Bosporus 799, und auf der Ebene Troias 1800 datirt sind, deutlich genug als Verfaffer) einen neuen Lorber in den Kranz seines Verdienstes um die Orientalische Litteratur flicht.

Der erste Theil enthält die Liebe Schirin's und Chosru's. Schirin, hier Prinzessin von Armenien, ist ein Inbegriff weiblicher Vollkommenheiten. Sie will nur den Mann lieben, der dem Ideal ihres Herzens entspricht. Unerwartet erscheint ihr im Walde das Bild Chosru's, wie durch einen Zauber. Der Mahler Schabur, von Chosru abgeschickt, klärt ihr das Geheimniß auf, und Schirin reiset auf dem Wunderpferde Schebdiz, um Chosru zu sehen, nach Madain. Dieser war indessen, aus Ungeduld, auf dem Gülgun, einem ähnlichen Rosse, nach Armenien gezogen, und hatte sie unterwegs, unerkannt, im Wade gesehen. In der Beschreibung der Palläste und Herrlichkeiten von Madain, welche Schirin besieht, sind die Vorstellungen der Denkmäler zu Istachr sehr gut benutzt. Schirin kehrt nach Armenien zurück, wo beide Liebende sich sehen und lieben; aber Schirin's Liebe ist schwärmerisch, Chosru's mehr sinnlich. Dieß gibt Veranlassung, die Liebesgeschichte des Salomo und der Königin von Saba einzuschalten, welche Chosru vorliest, im fünften Gesange. Nach der Vorlesung wird Chosru kühner, aber abgewiesen, und geht nach Madain zurück; es entsteht ein Briefwechsel der Liebenden, der sich damit endiget, daß Schirin nach Madain abgehohlet und die Hochzeit vollzogen wird. Die Schilderung der Feyerlichkeiten und Pracht derselben füllt den siebenten Gesang.

Der zweyte Theil schildert die Liebe Schirin's und Ferhad's, und ihren tragischen Ausgang. Ferhad, Prinz aus Chatai, Bildhauer, Baukünstler und Naturweiser, der das ganze Feenreich durchwandert hat, welches hier sehr mahlerisch beschrieben wird, wird durch seine Schwärmerey und Schwermuth der Schirin interessant. Er muß für sie einen Pallast für alle vier Jahreszeiten bauen,

Kasr Schirin, und wird ihr Vertrauter. Hier ist die Geschichte Jusufs und der Zuleicha eingewebt, indem Ferhad der Kaiserinn eine Reihe von Bildern, die er aus den Pyramiden mitgebracht hatte, erklärt. Aber diese Erklärung wird dem Platonismus beider gefährlich. S. 8. Durch die Intriguen der Griechischen Prinzessin Garimar, die im Harem herrscht, wird Ferhad nach Kubistan verwiesen, um Straßen und Canäle zu bauen, wo er seine Liebe in Klagen und Thränen ausströmt, and Denkmale seiner Liebe in Felsen hauer. Hier sind die Kunstwerke von Bisutun mit vieler Geschicklichkeit benutzt. Schirin, die sich zu ermannen gesucht hatte, ermahnt ihn schriftlich zur Ruhe; Ferhad antwortet, und versinkt in Liebeswahnsinn. Sein Brief beunruhiget Schirin; sie reiset nach Bisutun, um ihm Trost zu geben. Diese Zusammenkunft wird von der Garimar benutzt, den Kaiser eifersüchtig, und den Prinzen Schirujeh, aus Chosru's erster Ehe, in die Schirin verliebt zu machen. Er läßt seinen Vater ermorden. Da Schirin seine Anträge verwirft, so wird sie als Ehebrecherinn und Mörderinn verläumdert. Aber sie täuscht den Schirujeh, der die Verläumdung zurücknimmt; und unter dem Vorwande eines Opfers tödtet sie sich an Chosru's Grab, und stürzt sich ins Feuer. Schirujeh geräth in Wuth, straft die Garimar, und stirbt bald darauf von dem Dolch, mit welchem sich Schirin getödtet hatte. — Aus dieser kurzen Andeutung des Inhalts und Plans des Gedichts gehet hervor, daß der Dichter die historische Ueberlieferung seinem Zweck und Bedürfniß gemäß abgeändert, und nicht ohne Kunst behandelt habe. Denn nach der Geschichte ist Schirin eine Persische Sklavinn, mit welcher Chosru als Prinz zufällig bekannt wird, und in ihrem Verhältnisse zu

Chosru, ist nichts von jener hohen Schwärmeren. Chosru wird nicht von Schirujeh ermordet, sondern von den Magnaten abgesetzt, und nur ungern willigt Scherujeh ein, ihn aus dem Wege zu räumen. Schirujeh, der überhaupt nicht so bössartig ist, verliert sich erst nach Chosru's Tode in Schirin, und diese nimmt Gift u. u. Vermuthlich ist die Aulage des Ganzen von Nezami, wie auch aus den vor Dufelen mitgetheilten Proben erhellet; was im Einzelnen aus andern Dichtern genommen, oder vom Uebersetzer hinzugethan worden, läßt sich nicht bestimmen, da dieses Gedicht nicht als Uebersetzung, sondern als freye Bearbeitung zu betrachten ist. Mit der Versicherung des Uebersetzers, daß alles nur gesammelt und geordnet sey, und daß manche Wendung, Reflexion und Bemerkung, die dem wahren Geiste des Originals fremd, durch den Sammler erst hineingewebt scheinen dürfte, nichts desto weniger einheimisch, auf echtem Persischem Grunde gediehen, und mit der Eigenthümlichkeit des Originals auf Deutschem Boden gewachsen sey (S. XV. XIX, der Vorrede), darf man es wohl so genau nicht nehmen. Einzelne Bilder, Wendungen und Ausdrücke sind zu modern, als daß man sie bey Persischen Dichtern, die doch alle vor dem 16. Jahrhundert dichteten, erwarten könnte, z. B. wenn Veltis auf Eiderdunen schläft I. S. 144; Bügel aus Federharz, S. 214; Alpenbutter, 62; Kaffee II. 105; daß Cäsare vor den Alexandern weinen I. 83; des Beredlungssinnes Karfunkel I. 20. An Karfunkel fehlt es überhaupt nicht, z. B. I. 22, II. 185. Die hin und wieder vorkommenden Griechischen Ausdrücke, wie Chorageten I. 18, 127; Empusen, Chimären, Harpyien u. u. 37, stören doch gewisser Maßen die Harmonie des Ganzen. Daß der Verf. Harémes (des Harem), Genien, Perien u. u. fleckirt und scandirt,

will Rec. nicht rügen. Der Scheiterhaufen, den Schirin in dem Grabgewölbe der Könige errichtet und sich hineinstürzt, ist wenigstens ganz unpersisch. Doch das sind kleine Flecken, die der Schönheit des Ganzen keinen Eintrag thun. Der Orientalische Geist, der durch das ganze Gedicht haucht, die neue Welt von Wildern und Gestalten, die reiche und fremde Mythologie, die prächtigen Schilderungen von Naturscenen und Leidenschaften, geben diesem Werke einen eigenthümlichen Reiz, und werden ihm bey dem großen Publicum, für welches es bestimmt ist, die günstigste Aufnahme verschaffen. Jedem Gesange sind noch Anmerkungen angehängt, worin die Oriental. Ausdrücke, Traditionen und Fabeln erläutert werden.

Hann

Göttingen.

Von Heint. Dieterich: Der Ursprung des Darmcanals aus der Vesicula umbilicalis dargestellt im menschlichen Embryo. Eine anatomisch-physiologische Abhandlung von Dr. Dieterich Georg Kieser, Stadtphysicus und Brunnenarzt zu Northeim ic. Mit 2 Kupfertafeln.

Der Verf. hatte diesen Aufsatz schon vor 2 Jahren der königl. Societät der Wiss. nebst Zeichnungen vorgelegt, und es ist davon bereits im 146. St. dieser Anzeigen von 1808 ein Auszug mitgetheilt. Dieser Aufsatz nun, der damahls für das 3. Heft der vom Verf. u. Hrn. Prof. Oken herausgegebenen Beyträge zur vergleichenden Zoologie u. Anatomie ic. bestimmt war, ist in gegenwärtiger besonderer Schrift, mit Anmerkungen vermehrt und mit sehr saubern Kupfern versehen, dem Publico mitgetheilt, und dadurch für alle, welche die darin enthaltene Ansicht von dem Ursprung des Darmcanals kennen lernen und näher prüfen wollen, um so brauchbarer gemacht worden.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 14. Julius 1810.

Berlin.

Bei J. F. Unger: Museum für Altd Deutsche Literatur und Kunst, herausgegeben von D. S. Z. von der Hagen, B. J. Docen und D. J. G. Büsching. Band I. Mit Kupfern. Heft 1. 1809. Heft 2. 1810. S. 1 . . . VIII u. 1 . . . 648 in groß Octav.

Die Bestimmung dieser Zeitschrift ist, das mehr gepriesene, als thätig bearbeitete und gründlich erkante Deutsche Alterthum nach allen Seiten zu erforschen. Auf Sprache und Poesie, auf die gesammte Litteratur und ihre Geschichte, soll zwar vorzüglich Rücksicht genommen werden; doch soll auch Musik, bildende Kunst, Baukunst, öffentliches und häusliches Leben, kurz alles, was man gewöhnlich unter dem Nahmen der Alterthümer begreift, nicht ausgeschlossen seyn. Vollständige Abdrücke alter, zumahl größerer, Werke, so wie auch Erneuerungen und Uebersetzungen derselben werden dagegen hier um so weniger Platz finden, da für den ersten Zweck eine besondere Sammlung angelegt ist (Deutsche Gedichte des Mittelalters, herausgegeben von F. H. von der Hagen und J. G. Büsching, B. I. — s. Göttingische)

G (5)

gel. Anz. 1809 S. 1561 —), und die Herausgeber sich nur auf wissenschaftliche und gelehrte Bearbeitung des Alterthums beschränken. Zwey Hefte werden jedes Mal ein Band machen, deren ungefähr zwey in jedem Jahre erscheinen sollen. — Dieß ist der Plan, den die Herausgeber sich vorgezeichnet, und in den beiden bereits erschienenen Heften befolgt haben. Plan sowohl, als Ausführung, verdient Beyfall von Seiten der Sachkundigen, und Unterstützung von Seiten des Publicum. Möge die letzte dem Unternehmen in vollem Maße zu Theil werden, und möge die Anzeige, die wir hier geben, dazu das Ihrige beitragen! Die Bestimmung dieser Blätter, vorzüglich bey dem, was gründliche Wissenschaft fördert, zu verweilen, wird eine gewisse Ausführlichkeit unsers Berichts rechtfertigen, und verpflichtet uns wenigstens zu der Angabe der einzelnen, unter X Nummern vertheilten, Aufsätze.

1. **Wolfram von Eschenbach, sein Leben und seine Werke, von Büsching.** S. 1 . . . 36. Was die Lebensumstände dieses fruchtbaren Dichters betrifft, so sind die Nachrichten davon äußerst dürftig. Als ausgemacht kann wohl, den hier angestellten Untersuchungen zufolge, angenommen werden, daß er nicht zu der Schweizerischen, sondern zu der Oberpfälzischen freyherrlichen Familie dieses Namens gehörte. Das Jahr seiner Geburt ist noch immer eben so unbekannt, als das Jahr seines Todes. Wir wissen bloß, daß er noch im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts lebte. In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts sah Püterich sein Grabmahl in dem Städtchen Eschenbach (das ungefähr in der Mitte zwischen Nürnberg und Dinkelsbühl liegt), "in unser Frauen Münster". Vielleicht ist dieses noch zu finden: Untersuchungen an Ort und Stelle würden höchst verdienstlich seyn; auch Pleienfelden,

der zweyte Ort, nach dem sich Wolfram nannte, darf dabei nicht übersehen werden. — Was größten Theils aus Wolfram's eigenen Gedichten von seiner Dürftigkeit, seinem Aufenthalte an dem Hofe des berühmten Dichtersfreundes, Hermann, Landgrafen von Thüringen, seinen gelehrten Kenntnissen u. dergl. m. abgenommen werden kann, findet sich von Hrn. Dr. Büsching mit eifrigem Fleiße zusammen gestellt. Als eine Einleitung zu der Betrachtung seiner poetischen Arbeiten, wovon diese Abhandlung (im Widerspruche mit ihrer Aufschrift) nichts enthält, folgt unter Nr. IX. S. 491. . . 546 ein zweyter Aufsatz von Hrn. Dr. Büsching: **Der heilige Graal und seine Hüter.** (Möchten uns doch die alten Französischen Dichter, aus denen die meisten Deutschen Gedichte epischer Gattung geschöpft sind, zugänglicher seyn; die Auszüge in der Bibliothèque des romans sind viel zu dürftig und unzuverlässig, und Auszüge aus Gedichten geben uns immer nur eine Wolke statt der Göttinn. Um Eschenbach's Verdienste zu würdigen, müßte man Krot "der uns du rechten märe entbot" zur Seite liegen haben. Doch wir haben ja selbst von Eschenbach's Werken noch keine lesbare Ausgabe, und der alte Druck von 1477 ist an Seltenheit den Handschriften wenigstens gleich. "Karsunkel ist ein Stein genannt, Von dem sagt man, wie licht er scheine: Der ist min — und das ist wol bewant; Ze Achen lit er in dem Reine". So ging es bis jetzt unsern Altdutschen Dichtern!) — Zu diesen, Wolfram von Eschenbach betreffenden, Abhandlungen gehören die beiden, diesem Bande beigefügten, Kupfer, nach Bildern in der Manessischen Handschrift: das erste, Wolfram v. Eschenbach in voller Rüstung, neben ihm ein Schildknappe, der ein gefatteltes Pferd hält; das zweyte, die Sängler des Krieges auf der Wart-

burg, nebst dem Landgrafen Hermann und seiner Gemahlinn. Beide Kupfer sind, wie wir fürchten, sehr verschönert: treue, nach dem Original illuminirte, Copien würden solchen leichten Umrissen in Hinsicht auf die Geschichte der Kunst sowohl, als andere daraus abzuleitende Folgerungen, vorzuziehen seyn. — Noch theilen wir eine beyläufig S. 8 angeführte Nachricht mit. Von Hrn. Hofmed. Hohenbaum zu Hildburghausen ist eine Abhandlung über die Musik des Mittelalters zu erwarten, die Hr. Dr. Büsching mit seiner umgearbeiteten Darlegung der Töne der Meisterfänger in Verbindung setzen wird. Möge sie bald erscheinen, und über einen Gegenstand, der noch so sehr im Dunkeln liegt, recht viel Licht verbreiten! — II. Galerie altdeutscher Dichter, von B. J. Docen. S. 37. . . 61. Wohl hat Hr. D. recht: nur Ein ausgeführtes Original-Gemälde der Bildung und äußern Schicksale irgend eines Minne- oder Meisterfängers des 13. Jahrh., wie interessant müßte es seyn! — Die hier aufgestellten Schilderungen sind: 1. **Conrad von Würzburg**: ein späterer Dichter, aus der letzten Hälfte des 13. Jahrh., der allerdings viele Kunstfertigkeit besaß, und, wie er von sich selbst sagt, gleich der Nachtigall, aus innerm Triebe sang, sich aber auch nur gar zu oft zu einer ermüdenden Weitschweifigkeit verführen läßt. 2. **Rudolf von Montfort**. Sein Wilhelm von Orleans soll in Docen's Rhodonia erscheinen. Schon Casparson hatte bekanntlich "dessen Abdruck und noch mehr im Sinn". Möge das Glück Hrn. Docen günstiger seyn! 3. **Gottfried von Straßburg**: einer der vorzüglichsten Sänger aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh., und das Muster der beiden eben genannten Dichter. (Als Zusatz bemerken wir, daß der Tristrem des Thomas von Britanie, den Gottfried als seine und als die einzig echte Quelle an-

gibt, von W. Scott heraus gegeben worden ist, sowohl einzeln, und zwar in zwey schnell hinter einander erschienenen Ausgaben, als auch im fünften Bande der Werke von Scott. Wie es scheint, ist aber bis jetzt noch kein einziges Exemplar nach Deutschland gekommen, und wir können daher auch gewisse chronologische Schwierigkeiten nur vorläufig andeuten, nicht lösen.) Die Fortsetzung dieser Gallerie, die uns Hr. Docen verspricht, wird den Freunden der alrdeutschen Litteratur sehr willkommen seyn. — III. Die Klage der Kunst, ein Gedicht des Conrad von Würzburg. Aus einer Würzburger Handschrift mitgetheilt von Docen. S. 62 . . . 72. “Die beygefügeten Worterklärungen dürften künftig wegbleiben, so bald die Darstellung der allgemeinen Sprach-Analogien, und das Hand-Glossarium über die Werke unserer alten Dichter in den Händen der Leser seyn werden”. Möge Hr. Docen, und wir mit ihm, nur nicht Veranlassung haben, in die Klage der Kunst einzustimmen. Die Zeile S. 70 ist wohl sicher zu lesen: und lasters nie gescheide. — IV. Ueber den Unterschied und die gegenseitigen Verhältnisse der Minne- und Meistersänger. S. 73 . . . 125. VIII. Beschluß dieser Abhandlung S. 445 . . . 490, von J. B. Docen. Diese Abhandlung ist, gegen zwey in dem N. Eitter. Anzeiger befindlichen Aufsätze des Hrn. Staatsraths-Auditors Grimm gerichtet, in denen er zu beweisen suchte, der bisher zwischen Minnesang und Meistersang angenommene Unterschied sey unstatthaft, jeder Minnesänger sey auch Meistersänger, obgleich nicht umgekehrt auch jeder Meistersänger als Minnesänger anzusehen sey; das Wesen des Meistersanges sey eine künstliche Form der Poesie und eine gewisse darauf sich beziehende Verabredung, Auf-

rechthaltung und besondere Rechte, worin jedoch das bürgerlich Kunstmäßige nicht liege. Was Hr. Docen hierauf antwortet, getrauen wir uns nicht in die Kürze zu fassen, die wir uns hier zur Pflicht machen müssen. Wären seine beiden Aufsätze zu einem Ganzen verarbeitet, und mehr rhetisch als antithetisch geschrieben, so würde die Uebersicht der Untersuchung erleichtert worden seyn. Ein sicherer Gewinn dieses Streites bleibt auf alle Fälle, daß man mehrere Punkte unserer frühern Litteratur mit größerer Aufmerksamkeit beachten wird, als ohne diese Anregung vielleicht geschehen seyn würde. An zuverlässigen historischen Nachrichten von dem Entstehen und der Ausbildung des Meistersänger-Ordens fehlt es uns noch ganz, und es steht zu fürchten, daß sich dergleichen nie werden auffinden lassen. Auch über den Gebrauch des Wortes Meister sind wir noch gar nicht im Klaren, und eben so läßt sich bey andern Ausdrücken, die hier in Betracht kommen, gar nicht leicht entscheiden, ob sie in einer allgemeineren, oder in der durch die spätere Anwendung eingeschränkten Bedeutung zu nehmen sind.

V. Versuch einer vollständigen Litteratur der ältern Deutschen Poesie von den frühesten Zeiten bis zu Anfange des XVI. Jahrhunderts, von B. J. Docen. S. 126. . . 237.

Diese erste Abtheilung ist in alphabetischer Ordnung nach den Nahmen der Dichter; die zweite soll in systematisch-chronologischer Folge die anonymen Gedichte bis 1500 aufzählen. Eine äußerst willkommene und mit Liebe und Kenntniß vörfertigte Arbeit, für welche Hrn. Docen um so mehr Dank gebühret, da es uns an einem alphabetischen Verzeichnisse bis jetzt ganz und gar fehlte. Zu verbinden ist damit die mit eben so verdientem Beyfall

aufgenommene Einleitung zu den Deutschen Gedichten des Mittelalters. — VI. Beitrag zur Geschichte und Litteratur der Deutschen Volksbücher, von J. S. von der Hagen. S. 238 . . . 311. Nichts weniger, als ein dürres Verzeichniß von Titeln, sondern eine gelehrte und lehrreiche Betrachtung einiger in dieses Fach gehörigen Bücher, die nicht nur an sich höchst merkwürdig sind, da sie eine äußerst sonderbare Kette bilden, durch welche die Mythen der ältern und der spätern Zeit, des Orients und des Occidents, des Südens und des Nordens, mit einander verschlungen sind; sondern aus denen auch die Erläuterung so mancher anderer Stellen zu nehmen ist, die ohne sie unverständlich seyn würden. Wir erwähnen hier, um die Aufmerksamkeit unserer Leser zu reizen, bloß die Bemerkungen über die Reisen Johannis von Mandeville und ähnliche Reiseabenteuer. — Die versprochene Fortsetzung dieser Beyträge wird eine sehr verdienstliche Arbeit seyn. — VII. Berichtigungen und Nachträge zu Bodmer's Ausgabe der Manessischen Sammlung von Minnesingern, nach der Urschrift in der Kaiserl. Bibliothek zu Paris, von G. W. Kasmann. Mit einem Vorwort von J. S. von der Hagen. S. 313 . . . 322. Es ist hier ungefähr die Hälfte der Lieder abgedruckt, die bereits Hr. Prof. Benecke in dem ersten Theile seiner Beyträge zur Kenntniß der Altdentschen Sprache und Litteratur (s. oben S. 441) bekannt gemacht hat. Willkommener würde es ohne Zweifel den Freunden der alten Poesie gewesen seyn, wenn die Herausgeber des Museum mit ihren Nachträgen da, wo die von Hrn. Prof. Benecke gelieferten Ergänzungen aufhören, fortgefahren, und in Ansehung der letztern sich bloß auf Bemerkungen

fung der abweichenden Lesarten beschränkt hätten. Die Behauptung, daß der Göttingische Gelehrte aus einer "trüben Quelle" geschöpft habe, fällt in den Augen jedes Unbefangenen von selbst weg. Für Hrn. Prof. Venecke hatte Goldast die Manessische Sammlung abgeschrieben, für Hrn. von der Hagen Hr. Raschmann. Schwerlich aber wird Hr. Raschmann mehr verlangen, als daß man ihn in Ansehung seiner Kenntnisse des Deutschen Alterthums Goldasten gleich setze. So wie die Sache jetzt liegt, ist es indeß bloß das Publicum, welches sich zu beklagen hat; weder Hr. Raschmann, noch Hr. Prof. Venecke verlieren durch eine Vergleichung ihrer beiderseitigen Arbeiten. Die genaue Uebereinstimmung, die sich im Ganzen zwischen der ältern und der neuern Abschrift dieser Lieder zeigt, gibt uns die vollkommenste Gewißheit, daß Hr. Raschmann mit Aufmerksamkeit verglichen hat, und unter den von Hrn. Prof. Venecke gemachten Verbesserungen des Textes werden mehrere durch die Pariser Handschrift bestätigt, andere durch die jetzt bewährte Ueberzeugung, daß nur durch critische Vermuthung zu helfen sey, gerechtfertiget. — Hr. Raschmann gibt zuerst eine genaue Beschreibung der Pariser Handschrift. Merkwürdig ist hierbey der Umstand, daß die Anfangsbuchstaben der zu Einem Liede gehörigen Strophen von derselben Farbe sind, und bey einem neuen Liede wieder eine andere Farbe der Anfangsbuchstaben eintritt. Der unterrichtete Leser findet freulich auch ohne diese Hülfe, was zusammen gehört; aber unverzeihlich bleibt es nichts desto weniger, daß Bodmer, dem auf diese Art zur Abtheilung der einzelnen Lieder vorgearbeitet war, alles in Einem fort drucken ließ, und dadurch, Gott weiß wie viele Leser, abschreckte. Indesß zeigt sich

doch bald, daß man sich auf diese gleichfarbigen Anfangsbuchstaben nicht blindlings verlassen darf. So gehört z. B. die 12. und 13. Strophe des Grafen von Vottenlauben nicht zusammen, und eben so wenig die 14. und 15., obgleich jene beiden rothe, diese beiden blaue Anfangsbuchstaben haben; eben so fangen die in der Sammlung von Minnesingern Th. I. S. 42 abgedruckten Zeilen von Gliers mit einem Buchstaben von anderer Farbe an, obgleich sie nur Fortsetzung, nicht Anfang, eines Liedes sind. — Was durch die von Hrn. Rasmann angestellte Vergleichung für die Berichtigung des Textes der von Hrn. Prof. Venecke herausgegebenen Lieder gewonnen wird, betrifft theils die Ausfüllung einiger Lücken, theils bessere Lesarten. Wir halten es für unsere Pflicht, das hauptsächlichste davon für die Besitzer jener Sammlung hier zu bemerken. S. 7 ist statt *ichs* zu lesen *ich*, und dem zufolge durch *klage* zwischen *zwen* Comma einzuschließen. S. 17 ist die 9. und 10. Zeile in Eine Zeile zu vereinen, so wie auch die 19. und 20., und die 23. und 24. (Das Versmaß dieses Liedes ist übrigens dadurch noch nicht ganz in Ordnung: iemer in Z. 24 möchte wohl auszustreichen seyn.) S. 22 ist die bemerkte Lücke folgender Maßen auszufüllen: Das müs iemer trurig sin, es wende ir wiplich güte. Dú mich senden mit gewalde lange her betwungen hat. S. 30 Z. 21 ist statt *Der* zu lesen *Des*. S. 48 Z. 16, 17: Das si niht gar in wunnen swebe E das si mir ir hulde gebe. S. 70 Z. 22, 23: Dú mir in min berze tougen Mit ir liechten ougen brach, S. 82 Z. 23: Der nider statt der niden. S. 85 Z. 4 v. u. bi ir statt bur. S. 94 Z. 15; Dú man hat erkant. S. 99 Z. 7: Si kan nach eren; Z. 20: minen sin, S.

109 Z. 5 v. u. Eva din nam git underbint. S. 116 Z. 3 v. u. niemer me. S. 126 Z. 20: Es ist statt Ist es. S. 128 Z. 10 v. u. Kreften statt keften. S. 142 ist nach der 8. Zeile einzuschalten: Das enwer mir darzü niht ze breit. S. 143 Z. 7 ist an statt im zu lesen. S. 144 Z. 6 v. u. Der frouwen sit; auch ist die Zeile in drey Zeilen abzuthheilen. Goldast hat übrigens richtiger Bise gelesen. — Einige andere, unbedeutendere, nicht den Sinn betreffende, Verbesserungen hier anzuführen, verbietet uns der beschränkte Raum. Eben so wenig können wir uns von der andern Seite darauf einlassen, alle die Stellen anzuzeigen, wo die Bremische Abschrift richtiger ist, oder die von Hrn. Prof. Benede gemachten Verbesserungen beibehalten werden müssen. Wie sogar S. 362 eine ganze Zeile aus der Bremischen Abschrift ergänzt werden kann, ist (vorausgesetzt, daß die Bemerkung der Vermiffung von Hrn. Rafmann herrührt) unerklärbar. S. 386 sind 3 Zeilen als der Refrain des äußerst naiven Liedchens zu ergänzen. Die Anzahl von Stellen, die erst durch die Berichtigung nach dem Göttingischen Abdruck einen Sinn erhalten, ist beträchtlich. Daß der Name des bekannten Dichters Troßberg nach S. 325 in Trostberg zu verändern sey, ist um so weniger anzunehmen, da auch S. 336 Dest, was hier keinen Sinn gibt, statt Dels gelesen ist, und also wahrscheinlich es und st sich in der Pariser Handschrift ziemlich gleich sehen. — Was die Abtheilung der Reimzeilen betrifft, so kann auch dazu die Vergleichung des Göttingischen Abdrucks manche Berichtigung an die Hand geben, so S. 334, wo Hr. von der Hagen, gegen die Handschrift, aus Einer Zeile zwey macht. (Es folgen hier zwey gleichförmige Strophen auf ein-

ander, von denen die erste mit der Zeile Peir der mere, die zweyte mit der Zeile Es enstille (nicht entstille, wie Rafmann gelesen hat) anfängt. Genauere Untersuchungen werden uns überhaupt über die Formen der so genannten Leichen noch Aufschlüsse geben, welche schon deswegen nichts weniger als gleichgültig sind, weil sie zur Entdeckung verdorbener oder fehlender Zeilen führen, und also auf das erste und wichtigste Erforderniß, auf die richtige Erklärung einer Stelle, bedeutenden Einfluß haben können. Weder Hr. von der Hagen, wie er in den am Ende des Bandes angegebenen Verbesserungen selbst bemerkt, noch Hr. Prof. Benecke, hat darauf durchgängig geachtet.) Ferner in dem I. V. X. XXV XXXII. XXXVIII. XLIII. XLV. Liede Gottfrieds von Nisen. In dem XXXV. Liede eben dieses Dichters muß in beiden Abdrücken die erste Zeile jeder Strophe in zwey getheilt werden, dann reimt die erste Zeile mit der letzten. Reimlose Zeilen sind immer verdächtig, und es ist daher offenbar, daß im XVI. Liede, wo auch die letzte Zeile in zwey zu theilen ist, die 3. und 4. Strophe nicht ganz in Ordnung sind. — Unter den von Hrn. von der Hagen vorgeschlagenen Verbesserungen verdient eine Versetzung eines Wortes aus der vorhergehenden Zeile in die folgende ohne Bedenken in den Text aufgenommen zu werden, so daß dem zufolge in der zweyten Strophe des ersten Liedes von Gottfried von Nisen zu lesen ist: Si ist au minnecliche, mir Lieb vor allen wiben; andere Verbesserungen zeigen sich durch Vergleichung der Bremischen Abschrift als übersehene Lesarten der Manesischen Handschrift; mehrere endlich müssen bey genauer und sprachkundiger Ansicht theils für unnöthig, theils für unzulässig erklärt werden. So ist auch alder und

zeher mit Unrecht für Schreibfehler erklärt, da diese Art zu schreiben nicht nur nach der alten Orthographie ganz gewöhnlich ist, sondern auch Analogien für sich hat, die wir noch heut zu Tage befolgen. Dagegen widerstreitet der alten Sitte sülsen statt sülsen, und das öfter wiederkehrende summer statt sumer. — Die Interpunction ist an mehreren Stellen so beschaffen, daß die Möglichkeit einer Rechtfertigung derselben einzusehen schwer fällt. — X. **Altdeutsche Handschriften der Kaiserl. Bibliothek zu Wien.** S. 547... 615. Der Schatz, den diese berühmte Bibliothek auch in diesem Fache besitzt, ist sehr ansehnlich, aber noch wenig gekannt. Wir hoffen, daß er unverfehrt geblieben ist. Unter den hier mitgetheilten Nachrichten zeichnen sich die von Leo von Seckendorf aus, der in der Schlacht bey Ebersdorf den Tod fürs Vaterland starb. Hr. von der Hagen hat mehrere reichhaltige Anmerkungen beigefügt, so z. B. S. 556 über den Wigolais (dessen von dem Juden Josef Wigenhäusen verfertigte Umarbeitung auch in den "Erzählungen aus dem Heldenalter Teutscher Nationen. Danzig 1780" abgedruckt ist), über Hugo von Trimberg u. m. a.

Zugleich mit diesem eben angezeigten Werke ist uns auch eine von Dr. F. H. von der Hagen und Dr. J. G. Büsching unterzeichnete Ankündigung eines **Handwörterbuchs der Altdeutschen Sprache** zugekommen, das im Sommer dieses Jahres in der Saalfeldschen Verlagshandlung erscheinen soll, und auf das man mit 1 Thaler 16 gute Groschen unterzeichnen kann. Auf dieses soll zunächst eine Sprachlehre folgen in einem **Handbuch der Deutschen Sprache und Litteratur**, das chronologisch geordnete und ausgewählte Stücke unserer besten und wichtigsten alten Werke, mit den nöthigen Er-

läuterungen, litterarischen und biographischen Notizen, kurz eine Geschichte der Sprache und Litteratur in Beyspielen, enthalten soll. — Beide Werke sind dringendes Bedürfniß, und bedürfen bey dem allgemein bekannten kenntnißvollen Eifer der Bearbeiter keine weitere Empfehlung.

Leipzig.

Disquisitio ophthalmologica de morbis humoris vitrei in oculo humano, auctore Traugott Guil. Just. Benedict, Med. et Chir. D. et ophthalmiatro practico. 1809. 36 Seiten in Quart. Eine treffliche, kleine, aber reichhaltige Schrift, die uns viel Vergnügen gemacht hat. Der *Einleitung* zufolge theilte dem Verfasser sein berühmter Lehrer *Beer* zu Wien vieles Neue über die *Diagnos*is der Krankheiten, welche den *Glas*körper betreffen, mit, so wie er auch selbst aus *Betrachtung* einer Menge von Kranken mehreres hieher *Gehörige* sammelte. Bekanntlich sey die *Erkenntniß* und *Heilung* dieser Krankheiten bis jetzt sehr ungewiß gewesen, da man oft ein *glaucoma* mit einer *amaurosis*, und eine *cataracta glaucomatosa* mit einer *genuina lentis suffusione* verwechselte. Den *Anfang* der *Abhandlung* selbst macht *Physiologica humoris vitrei descriptio*. *O'Halloran's* Zweifel an der *Existenz* der *membrana hyaloidea* scheinen dem Verfasser noch nicht ganz gehoben. S. 4. *Retinae foramen Soemmerringii*, — — magni ad systema vasorum in corpore vitreo momenti esse videtur. Etenim *BERRIUS* partialem humoris vitrei obscuracionem in glaucomate incipiente semper circa illam humoris regionem observavit, quae huic foramini proxima reperitur, und im 26. §.: phaenomenon istud

saepius observatum, uberiorem nobis exhibebit occasionem de natura et ratione morbi plura cogitandi et sic etiam curam ejus proponendi feliciorum. Bedeutend scheint uns auch die Bemerkung im 5. §.: partes totius oculi maxime sensibiles maximaque nervorum copia instructae totum includunt corpus vitreum et inde jam intelligi poterit, cur pars intra limites organismi vividi atque sensibilis retenta et ipsa partis nervis instructae ad instar vivat nec vitia aut errores formae demonstret parti animali plerumque proprias, quae nervis destituta sola gaudet vi denuo amissa producendi. Hr. Beer fand in einem Menschenauge, in welchem er 7 Jahre zuvor den Staar glücklich niedergedrückt hatte, die Linse nicht aus ihrer Lage gebracht, sondern den ganzen Glaskörper umgewälzt. — *De morbis vitrei humoris in univrsam spectatis.* Alle diese Krankheiten des Glaskörpers hingen lediglich von den vitiis reproductionis ab. Gründlich und ganz nach eigenen Anschauungen handelt der Verfasser vom glaucoma. In einer Note verspricht er eine eigene Abhandlung über die Augenentzündung, nach den Lehren der neuen Wiener Schule; wozu wir unserer Seits den Verfasser angelegentlichst auffordern. — *De cataracta hyaloidea et cataracta secundaria arachnoidea.* Legt sich diese Verdunkelung nicht mit der Entzündung, so muß sie durch eine Operation weggeschafft werden. Die Francogalli hätten es gewagt, dazu die Ausziehung zu empfehlen, da doch nur die Niederdrückung Statt finden dürfe, und zwar auf die Willburgsche Reclinationsart. — *De synchese seu dissolutione humoris vitrei.* Was der Verfasser hierüber sagt, ist keines Auszugs fähig. Die Cur

kann bloß vorbeugend seyn, indem man alle Gelegenheit zu Augenentzündungen und zur Sicht zu vermeiden sucht. Beständige Blasenpflaster auf den Knorren hinter den Ohren scheinen Hrn. Benedict von ausgezeichnetem Nutzen. — *Hydrops oculi ex humore vitreo.* Sehr selten entsteht Wassersucht des Augapfels durch Ansammlung der wässerigen Feuchtigkeit in den Augenkammern, außer wenn Geschwüre die Hornhaut verdünnen. Die *Hydrophthalmia acuta* entstehe nach Phrenitis, nach rheumatischen oder gichtischen Kopfschmerzen, Paralysis der Saugadern, und Verletzungen. Wendet man nicht gehörige Mittel an, so berstet endlich die Hornhaut oder der Augapfel, wird krebzig, selbst mit hinzukommendem Weinfraße. Höchstens könne man die Zunahme dieser Krankheit hindern, aber nie ganz heben. Der Verfasser rath zur Neapolitanischen Salbe mit Opium, zum Calomell mit Opium, zu Blasenplastern auf den Knorren hinter den Ohren, und zu Senfumschlägen auf die Arme. Hr. Beer habe die *Digitalis* nützlich gefunden, welche sogar specifisch auf die Augen zu wirken scheine, indem sie eine Lichtscheue erregt, ohne jedoch die Blendung, wie die *Belladonna* und der *Hyosciamus*, zu erweitern. Helpe nichts, so müsse man das Auge anstechen. Ein Haarseil durchs Auge zu ziehen, ist nicht rathsam. — *Imminutio ambitus humoris vitrei.* Hier ist bloß die Rede von dem Verluste eines Theiles der Glasfeuchtigkeit, welche bey der Staarausziehung erfolgt, und welchen keine Kunst zu ersetzen vermag. Dringt der Glaskörper in die Stelle der Linse, so kann sich das Gesicht gut erhalten; ist hingegen zu viel von ihm verloren gegangen, so runzelt sich die Markhaut zusammen, und der Kranke erblindet.

Ultona.

Sully's Geist der Staatsverwaltung. Aus seinen eigenen Geständnissen in Hinsicht der wichtigsten Gegenstände dargestellt. Mit benfälligen Marginalien. Von J. F. Hammerich. 1810. 126 Seiten in Octav. Eines der besten Lehrbücher von Finanz- und Staatsverwaltung wird wohl immer die Erzählung von Sully's eigener Verwaltung seyn; wir haben seine eigenen Schriften; sie sind von Andern in verschiedene Formen gebracht; wir haben einen Esprit de Sully, der 1768 und 1769, Dresden und Warschau, Deutsch und Französisch, erschien. Das treffliche E'loge de Sully von Mirabeau ist aus Sully's Schriften zusammengesetzt. In diesen Schriften ist alles Erzählung von Handeln und von Handlungen; folglich eindringend und eingreifend, und wirkend. Unser Zeitalter hat gemeiniglich lieber mit dem Verstande allein zu thun. Indessen auch diese Weise hat das Verdienst, die guten, weisen, unwandelbaren, Grundsätze Sully's wieder in Andenken zu bringen, neu einzuschärfen, und sie wenigstens für andere Zeiten aufzubewahren, damit sie nicht verloren gehen. Der Verfasser braucht sie gleichwohl mehr als Vehikel seiner Herzensergießungen, und als Gerüste seiner eigenen Betrachtungen, die er an jene wenigen, aus dem Sully ausgehobenen, Sätze als Maximen anknüpft, daraus ableitet, oder auf sie pflöpft. Ueberhaupt sind es nicht sowohl neue Bemerkungen, als Einschärfungen von Dingen, die nicht oft genug gesagt werden können, und zum Theil auch nur unter dieser Entkleidung gesagt werden dürfen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 16. Julius 1810.

Göttingen.

Auf den Monath Julius und die darin zu haltende Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften fällt die Bekanntmachung der zur Beantwortung der für die aufgegebenen öconomische Preisfrage eingesandten Concurrenzschriften.

Die Aufgabe war:

Welche Wirkungen auf die Beschaffenheit und Menge des Honigs und Wachses hat man bisher von der Verschiedenheit der Pflanzen, des Clima und der Witterung sicher bemerkt?

Es sind zwar zur Beantwortung bereits fünf Schriften eingegangen: es fehlt aber überall noch an eigenen Erfahrungen, und auch an Sammlung der bereits vorhin von Andern gemachten, mit Prüfung derselben durch eigene Versuche. Es ist auch bereits der Wunsch durch Briefe geäußert worden, es möge die Entscheidung dieser Frage noch auf Ein Jahr ausgesetzt werden, weil man noch neue Erfahrungen zu machen gedenke. Nichts kann billiger seyn, als daß die Societät diesem rühm-

H (5)

lichen Verlangen entgegen kömmt. Sie setzt also diese Preisfrage über den Einfluß der Pflanzen, des Clima und der Witterung auf den Honig und das Wachs aufs neue für den Julius 1812 aus: denn für das nächstkünftige Jahr ist bereits eine andere Preisfrage aufgegeben und bekannt gemacht.

Nämlich es sind bereits 1809 Gel. Anz. 136. Stück S. 1348 und 181. Stück S. 1806 folgende Aufgaben bekannt gemacht worden.

Für den November 1810:

Wie kann das Medicinalwesen für Flecken und Dörfer, oder für das platte Land, am besten eingerichtet werden?

Für den Julius 1811:

Welches sind die sichersten Mittel, den Rübsamen (*Brassica napus silvestris* und *Brassica campestris*) auf den Aeckern wider die schädlichen Insecten zu sichern? — Die Societät verlangt keine Sammlung der darüber bereits vorgeschlagenen Mittel, sondern sie wünscht, daß diejenigen, welche durch eigene vieljährige Erfahrung ein sicheres Gegenmittel kennen, solches aufrichtig und vollständig zum allgemeinen Besten anzeigen wollen.

Für den November 1811:

Wie können die Brauereyen in Niedersachsen dergestalt verbessert werden, daß die Biere den Englischen gleicher werden?

Es versteht sich, daß nicht sowohl Vorschriften zum Brauen gewünscht werden, als vielmehr Anzeigen derjenigen Mittel, wodurch solche Vorschriften zum Gebrauche oder zur Anwendung gebracht werden können.

Und nun für den Julius 1812 die wiederholte Aufgabe:

Welche Wirkungen auf die Beschaffenheit und Menge des Honigs und Wachses hat man bisher von der Verschiedenheit der Pflanzen, des Clima und der Witterung sicher bemerkt?

Der Preis von jeder dieser öconomischen Preisaufgaben ist zwölf Ducaten. Die Termine der Einsendung der Schriften an die Societät der letzte des Monats May und der letzte des Monats September.

St. Gallen.

Georg Leonhard Hartmann's Versuch einer Beschreibung des Bodensees. Zweyte, sehr vermehrte und verbesserte, Auflage (Bey Huber u. Comp.) 1802. S. 172, nebst 31 S. Register. Ist keine romantische Schilderung, sondern eine wohlgeordnete wissenschaftliche Beschreibung, die viel sammelnden Geist und schöne naturhistorische Kenntnisse verräth. Wir haben die erste, vor 15 Jahren erschienene, Auflage (welche der Verf. selbst für ein bloßes Gerippe ausgibt) nicht vor uns, um sie mit der gegenwärtigen zu vergleichen; sie ist aber schon in unsern Gel. Anz. J. 1795 S. 760 günstig recensirt worden. Die dießmalige Ausgabe enthält 12 Abschnitte, von welchen wir bey nahe nur die Rubriken angeben können. I. Litteratur. Ein critisches Verzeichniß aller bisherigen fragmentarischen Beschreibungen des Bodensees seit drey Jahrhunderten. II. Lage des Sees. Karten. Die besten sind doch noch die aus dem Meyerschen Atlas. III. Verschiedene Benennungen desselben. Sie sind fast alle von den angrenzenden Ortschaften hergenommen, welche in verschiedenen Zeitpuncten die mächtigsten und blühendsten wa-

ren. IV. Größe des Sees. V. Veränderungen des Ufers, und Tiefe des Sees. In der Form der Ufer hat er sich sehr verändert; die größte bekannte Tiefe ist zwischen Lindau und Mehrerau, und beträgt 368 Klafter. VI. Klima und Natur-Phänomene. Das Schwäbische Seeufer ist beträchtlich milder, als das Schweizerische. Auch werden hier alle Ueberfrüchtungen des Sees, die jedoch nie ganz vollständig waren, und die beträchtlicheren Schiffbrüche, aus alten Chroniken aufgezählt und bis auf die neuesten Zeiten fortgeführt. VII. Blick auf die Geschichte der Anwohner VIII. Topographie des Seeufers. Es läßt sich aus dieser kurzen Topographie viel Lehrreiches abnehmen. Wenn man hier in einem so kleinen Bezirke so viele, ehemahls blühende, herrschaftl. Residenzen, freye Reichsstädte, Reichsprälaturen u. s. w. aufgezählt findet, deren Herrlichkeit und Existenz nun insgesammt verschwunden ist, so kann man sich nicht enthalten, über den Wechsel aller menschlichen Dinge ernsthafte Betrachtungen zu machen. Viele haben das höchste Gut der Unabhängigkeit verloren; kein einziger neuer ist aufkommen: und das geschah vorzüglich in den Zeiten, wo man mehr, als je, von Freyheit und Unabhängigkeit redete und schrieb, aber dieselbige auf ganz falschen Wegen, nicht in eigener Anstrengung und dem lebendigen Antagonismus wechselseitigen Strebens, sondern in dem Grab aller Privatfreyheit, in großen Massen und gezwungenen Zusammenschmelzungen, suchte. Constanz verdankt seinen Verfall innerer Zwietracht und der im 16. Jahrh. verlorenen Reichsfreyheit. Keine staatsöconomische Grundfäße und Versuche haben ihm zeither aufhelfen können. IX. Von der Schifffahrt, der Fischerey und dem Handel. Der Verf. erwähnt hier mit Beyfall der allgemeinen Fischertage, welche vor

mehreren Jahrhunderten unter dem Vorſitz der Stadt Lindau gehalten wurden, und die vortreflichſten Fiſcherordnungen entwarfen. Unſere moderne Weiſheit würde hierin nur eine gewöhnliche Polizenanſtalt ſehen; eigentlich aber waren es Rechts-Collifionen, die durch wechſelſeitige Liebespflicht gehoben wurden, und zwar nicht durch Geſetze von oben herab, die meiſtentheils übel aufgenommen werden, ſondern durch billige Verträge und Einwilligung aller Intereſſenten. Die Fiſchereyen ſehr in Abnahme gekommen, ſeitdem keine dergleichen allgemeine Verträge mehr beſtehen. Unter den Fangzeugen werden S. 76 ff. alle die verſchiedenen üblichen Garne und Neze beſchrieben. Bemerkenswerth iſt, daß alle Verbeſſerung und Vervollkommnung des Schiffbaues auf dem Bodensee ſtets mißlingen, und die alte Art von Schiffen ſich immer als die einzig brauchbare erzeigte.

X. Landes-Cultur. XI. Anſichten an den Geſtaden des Sees, und Abbildungen von ſolchen. Man findet hier ein Verzeichniß aller bekannten Prospective von einzelnen Städten und Flecken, auch mehrere Stellen aus vorzüglichen Gedichten und mahlerischen Beſchreibungen.

XII. Thiere, die ſich in dem See und an ſeinen Ufern aufhalten. Dieſer Abſchnitt zeigt den meiſten Fleiß an, und dürfte für Kenner leicht das meiſte Intereſſe haben. Unter den Waſſerbewohnern des Sees werden hier von S. 105 ff. an 73 Arten von Sumpf- und Schwimmvögeln, 26 Arten verſchiedener Fiſche, und 20 Arten von Schalthieren oder Conchylien aufgezählt, nicht bloß nach den landesüblichen Benennungen, ſondern, mit Hinweiſung auf Linne und Donndorf, genau classificirt und characteriſirt.

Franker.

Disputatio juridica literaria de M. Tullii Ciceronis Oratione pro Aulo Cluentio Avito praefide *Herr. Wilhelm Tydmann*, V. Cl. J. U. D. et in inclyta Frisiorum academia, quae est Franekeræ, Juris Romani et hodierni Prof. ord. ad publicam disputationem proponit *Cornelius Jac. van Affen*, Harlinga Frisius, auctor. 1809. Octav 164 Seiten. In dieser Abhandlung fand der Rec. den Geist des juristischen Studiums, verbunden mit der alten Litteratur, wieder, wie er etwa vor fünfzig Jahren war, da man die Römischen Classiker als Hauptsache betrachtete, und sich im Lesen Cicero's zum Juristen vorbereitete, folglich die Römische Verfassung, das Römische Alterthum, das Römische Recht in seinen frühern Quellen, aufsuchte und kennen lernte; damahls gehörte es auch zur liberalen Bildung, den guten Römischen Stil zu kennen, und selbst gut Latein zu schreiben. Nicht so vielumfassend, nicht so überladen, waren damahls die humanistischen Studien, aber gründlich, in die Geschäfte, zumahl die rechtlichen, eingreifend, und nicht auf bloße Wortkrämerey und Krittelen ableitend. — Der Rechtshandel des Cluentius war einer der verwickeltesten, und Cicero's Bertheidigungsrede ein Muster glücklicher Entwicklung eines äußerst verworrenen Dubsstücks einer verruchten Mutter, durch eine schändliche Leidenschaft verleitet, gegen ihren eigenen Sohn. Der junge Verfasser dieser Streitschrift hat sich durch diese Probe trefflich zum künftigen Juristen vorbereitet. Der natürlichen Ordnung gemäß, erzählt er zuerst den ganzen Proceß, dann gibt er die Analyse der Bertheidigungsrede, und endlich sind einzelne Stellen und Worte, die sich

auf das gerichtliche Verfahren beziehen, erläutert. Wir sollten wohl denken, eine solche gründlich-gelehrte und dabei practische Ausführung wäre eben so viel werth, als ein Duzend aufgezogene critische Wort-Conjecturen. (Ein solcher Rechtshandel, zufolge einer Ciceroschen Rede, in unsere Proceßform eingeleitet und behandelt, müßte noch auf eine andere Weise sehr interessant werden.) Der Verf. führt den Leser wieder zurück in die alte Rechtspflege; man liest wieder von den vom Prätor gehaltenen Criminalgerichten, von der *Lex de Sicariis* (eine gute Ausführung S. 17 f. u. S. 24), die *dona nuptialia* — die Ermangelung eines Gesetzes über das Abtreiben der Frucht durch die Mutter; die zweite Heirath der Witwen, die *circumscriptiones juvenum*, das *collo obtorto in jus trahere*, die Strafe der *calumnia*, die *pecuniae residuae*, die *lex Cornelia majestatis*, das *crimen ambitus*, die *lex Semproniana de corruptis judiciis*, die *conditione medicorum apud Romanos*, die *quaestionibus servorum domesticis*. (Auch S. 116, 117, eine vom Hrn. Prof. Tydemann gegebene Erklärung der dunkeln Stelle *pro Cluent. 41. f. 115. hic profertur id.*) Gut wird S. 59 erinnert, daß Virgil VI, 609 mehr noch an das Gesetz des Romulus, als an Plato, gedacht haben konnte. Was für ein thätiger Mann muß Cicero gewesen seyn? In eben dem Jahre, da er diese Rechtsache führte, war er selbst Prätor (*peruniarum rep-tendarum*); er mußte selbst Amtsgeschäfte genug haben. Dabei hielt er doch noch mehrere andere gerichtliche Reden, und auch die Rede *pro lege Manilia*; er erzählt selbst, daß er sich nebenher noch täglich im Declamiren übte; so weit treiben unsre Redner ihre Uebungen noch nicht! — Nun könnte man wohl sagen,

daß manche von den Anmerkungen nicht so ganz nöthig, noch neu sind; aber doch sind sie dazu bengebracht, daß des jungen Juristen Belesenheit und genaue Bekanntschaft mit dem gelehrten Sprachstudium und dem Römischen Alterthum dadurch bewährt wird. Nur, der Druck des Griechischen entspricht dem Uebrigen nicht.

Tübingen.

Die neueste Lieferung der Herderschen Werke 1810. (von der letzten s. Gött. gel. Anz. 1809 S. 389 f.) enthält folgende Stücke: Zur Religion und Theologie eifter und zwölfter Theil; unter dem Titel: Christliche Schriften. Erste und zweyte Hälfte, herausgegeben durch Joh. Georg Müller. In der Cottaischen Buchhandlung: "Diese sind die letzte theologische Arbeit, die der verewigte Herder selbst noch herausgab, und sie machen nun mit dem zwölften Bande den Schluß dieser Sammlung seiner Schriften über Religion - und Theologie". Sie enthalten die Schriften: Von der Gabe der Sprachen am ersten christlichen Pfingstfeste, 1794 (Gött. gel. Anz. 1794 107. St. S. 1065 f.). Von der Aufstehung, als Glauben, Geschichte und Lehre, 1794. Vom Erlöser der Menschen. Nach unsern drey ersten Evangelien, 1796 (Gött. gel. Anz. 1796 148. St. S. 1473 f.). Von Gottes Sohn, der Welt Heiland. Nach Johannes Evangelium, 1797; gehet bis in den zwölften Band S. 56 — von da an: Geist des Christenthums, mit den Abhandlungen verwandten Inhalts (Gött. gel. Anz. 1798 S. 938 f. und S. 992 f.).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 19. Julius 1810.

Göttingen.

Von Dieterich: Grundriß der allgemeinen Arithmetik oder Analysis, entworfen von S. J. Thibaut. Erster Theil. 1809. X und 419 Seiten in groß Octav.

In eben der Maße, als durch die Bemühungen der größten unter den neuen Mathematikern der Vortrag der so genannten Analysis des Unendlichen gewonnen hat, mußte auch das Bedürfnis einer neuen Bearbeitung der Analysis des Endlichen, oder der allgemeinen Arithmetik, fühlbar werden. Es ist in der That zu verwundern, daß gerade dieser Theil der Wissenschaft, ohne Zweifel der wichtigste, von dessen gehöriger Behandlung die übrigen durchaus abhängig sind, im Ganzen so lange vernachlässigt worden ist. Die wenigen älteren Werke, welche wir darüber besitzen, reichen bey dem jetzigen Zustande der Wissenschaft nicht mehr hin, weder in Absicht auf den Inhalt, noch auf die Form. Niemand kann diesen Mangel so lebhaft empfinden, als derjenige, welcher einen

zusammenhängenden Unterricht über alle Theile der Wissenschaft zu geben den Beruf hat. Und so ist in der That der Verfasser dieses Lehrbuchs in die Nothwendigkeit gesetzt worden, sich der Abfassung desselben zu unterziehen, da der Gebrauch schriftlicher Hefte, deren er sich lange bey seinen Vorlesungen bedient hat, unzureichend zu werden anfangt. Was also den Inhalt des vorliegenden Buchs ausmacht, hat wenigstens die Probe eines oft wiederholten mündlichen Vortrags ausgehalten, und darf so, wenigstens von der Seite der Form, auf einiges Zutrauen Anspruch machen.

Diese Bemerkung ist vielleicht nicht überflüssig, weil die Art der Darstellung und Entwicklung, deren sich der Verfasser bedient, von der gewöhnlichen in mehreren Rücksichten sehr abweichend erscheinen möchte. Wer sich an den unbedingten Gebrauch der Zeichensprache gewöhnt hat, dem wird es als eine unnütze Weitläufigkeit, wohl gar als vergrößerte Schwierigkeit erscheinen, wenn ein Anderer Alles so viel wie möglich in deutlich ausgesprochene Begriffe aufzulösen bestrebt ist. Wer mit Kunstgriffen vertraut ist, und sich in dem daran aufgewandten Scharfsinn gefällt, dem mögen umständliche, auf natürlichen Wegen gesuchte, Ableitungen unbequem und ohne Eleganz erscheinen. Aber welche Form des Vortrags die eigentlich zweckmäßige, dem menschlichen Verstande im Allgemeinen angemessenste, sey, das wird nur derjenige richtig zu beurtheilen vermögen, welcher zu vielfachen Proben und Versuchen über Mittheilung eines wissenschaftlichen Ganzen Gelegenheit gehabt hat. Wenn es überhaupt eine Disciplin des wissenschaftlichen Vortrags geben soll, so ist gewiß die Mathematik unter allen Wissenschaften diejenige, welche deren am meisten bedarf.

Ueber die gänzliche Sonderung geometrischer Betrachtungen von arithmetischen Lehren, in so fern es auf die Ableitung der letztern ankommt, ist man gegenwärtig wohl ziemlich allgemein einverstanden, und so hat es sich auch der Verfasser zur strengsten Regel gemacht, nirgendwo bey der Entwicklung analytischer Sätze geometrische Construction zu Hülfe zu rufen. Die Combinationslehre hingegen, welche bekanntlich erst in den neuesten Zeiten als ein eigenthümlicher, bedeutender, Zweig der mathematischen Wissenschaften anerkannt und bearbeitet ist, mußte nothwendig in den Vortrag eingeführt werden, und es ist zu verwundern, daß Niemand früher eine solche Neuerung einzuführen den Versuch gemacht hat. Dabey aber ist der Verfasser bemüht gewesen, nur das Wesentliche, der Analysis Nothwendige, aus den combinatorischen Begriffen hervorzuziehen; er hat sich, einige einfache Kunstwörter abgerechnet, der Hindenburgischen Terminologie, und durchaus der gewöhnlichen Bezeichnung, gänzlich enthalten.

Der Inhalt des Werks ist durch die Natur seines Gegenstandes vorgeschrieben. Die Elementararithmetik zeichnet uns in ihren Grundlehren den Plan vor, welchen die Analysis oder allgemeine Arithmetik auszuführen hat; es sind dieselben Beziehungen, dort an einfachen Zahlen, hier an zusammengesetzten Formen dargestellt. Bey der gewöhnlichen Unordnung und Willkühr des Vortrags waren aber bedeutende Lücken auszufüllen, wenn diese Idee durchgeführt werden sollte. Namentlich mußte die Theorie der Logarithmen und Exponential-Größen in ihrem ganzen Umfange aus ihren wahren Principien abgeleitet, und an ihre gebührende wissenschaftliche Stelle gesetzt werden.

Dabei ergab sich unter andern eine Theorie, die hier zum ersten Male in die allgemeine Arithmetik eingeführt wird, die der unmöglichen Ausdrücke, und ihres vollständigen Algorithmus; ein so wesentlicher, selbst dem Rechnen mit bestimmten Zahlen unentbehrlicher, Theil der Wissenschaft durfte bei systematischer Behandlung des Ganzen nicht außer Acht gelassen werden. Eben so wenig kann eine vollständige Theorie der Entwicklung zusammengesetzter arithmetischer Ausdrücke der Lehre von der Umkehrung entbehren; eine Lehre, deren Vollendung wir in der That der combinatorischen Analysis verdanken, und die hier gleichfalls zum ersten Male, nebst allen den Prämissen, wodurch sie gegründet wird, in einer zusammenhängenden Darstellung der Analysis erscheint.

Man kann in dem Vortrage der Analysis nicht umhin, die Algebra zu berühren. Allenthalben, wo Beziehungen unter Zahlen gegeben werden, entsteht eben dadurch die Möglichkeit, eine oder einige von ihnen als unbekannt zu betrachten, und sie aus den übrigen abzuleiten. So verfließt sich die Theorie der Gleichungen von selbst in die allgemeine Arithmetik; sie kann, unabhängig von dieser, kein für sich bestehendes Ganzes ausmachen, aber jede Erweiterung von eben derselben wird einen neuen Zuwachs für sie zur Folge haben. Und auf diese Art versteht es sich wohl von selbst, daß die wichtigsten Theoreme aus der Lehre von den Gleichungen in das vorliegende Werk aufgenommen, und aus ihren eigentlichen Principien abgeleitet worden sind.

Uebrigens mußte schon dadurch der Vortrag weitläufiger, als der gewöhnliche, werden, weil hier, den strengen Forderungen der Wissenschaft

gemäß, nicht bloß eine recurrirende Bestimmung der sich aus arithmetischen Operationen entwickelnden Formen, sondern daneben immer zugleich die independenten werden sollte. Und eben deswegen ist zu vielen Beyspielen und Anwendungen, besonders in den letzten Theilen des Werks, kein Raum übrig geblieben. Uebrigens aber ist der Vortrag so ausführlich und vollständig, daß er gewiß, auch ohne weitere mündliche Anleitung, durch eigenes Studium völlig verstanden werden kann.

Eben daselbst.

Joannis Wolff, Nortinae ad S. Petrum Canonici, Commentatio II. De Archidiaconatu Nortunensi, qua continuatur Dioecesis Moguntina in Archidiaconatus distincta, XI. Commentationibus illustrata a *Stephano Alex. Würdtwein*. 1810. in Quart S. 72, Diplom. 122. Unser würdiger Herr Nachbar hat die versprochene Fortsetzung seines schätzbaren Werks nicht lange erwarten lassen, welcher gewiß ein ehrenwerthes, wenn auch nicht gerade zahlreiches, Publicum mit Verlangen entgegen sah. Nach der im vorigen Jahre gegebenen Beschreibung des Archidiaconats von Heiligenstadt legt er ihm die Topographie des Nörtenschen vor, und zwar nach der nämlichen Ordnung, daß zuerst die Synodal- oder die erzpriesterliche Kirchen des Archidiaconats, die Hauptkirchen der Rural-Capitel, in die es vertheilt war, aufgeführt, und alsdann die zu dem Sprengel einer jeden gehörigen Mutter- und Tochterkirchen, Klöster und Stifter, verzeichnet werden, woben meistens die Zeit und die Geschichte ihrer Stiftung, so weit sie sich ausmitteln ließ, kürzlich angegeben ist. Schon bey dem ersten Ge-

schäfte fand jedoch Hr. W. einige Schwierigkeiten, welche ihn noch größere bey dem andern voraussetzen lassen mußten. Ein Verzeichniß der Synodal-Kirchen des Nörtenſchen Archidiaconats, das Wenig von Würdtwein erhalten und in ſeine Heſſiſche Geſchichte aufgenommen hatte, mußte ihm auf den erſten Blick als unrichtig und gar keinen Glauben verdienend auffallen, denn es führt dieſer Kirchen nicht mehr als vier, und es führt zwey darunter, nämlich Duderſtadt und Weuren, auf, von denen es durch die echeſten Urkunden erweislich iſt, daß ſie niemahls zu dem Archidiaconat von Nörten, ſondern immer zu dem Heiligenſtädtiſchen, gehört haben. Dafür fiel ihm glücklicher Weiſe ein anderes geſchriebenes Verzeichniß dieſer Kirchen in die Hände, das wahrſcheinlich zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts gemacht, aber ſichtbar aus ältern Papieren ausgezogen worden war, und in dieſem waren zehn erzprieſterliche Sitze des Archidiaconats von Nörten genannt; auch waren vier darunter, denen dieſer Character noch durch andere Documente vindicirt werden kann; allein auch dabey trat doch der ſchlimme Umſtand ein, daß bey dreyen dieſer Kirchen höchſt wahrſcheinlich ein Irrthum vorgegangen ſeyn mochte, indem ſich faſt nicht bezweifeln läßt, daß ſie zu dem benachbarten Archidiaconat Einbeck gehörten, und daß der Irrthum auch gerade zwey von ſolchen Kirchen traf — Markſoldendorf und Grene — deren Character als erzprieſterliche Sitze ſonſt am entſchiedendſten beglaubigt iſt. Daraus folgt dann, daß jezt dieſer Character nur bey zweyen von den ſieben Synodal-Kirchen, die für das Nörtenſche Archidiaconat übrig bleiben, eigentlich urkundlich legitimirt werden kann, bey den fünf

andern aber bloß auf der Autorität der Handschrift beruht, in der sie Hr. W. verzeichnet fand; indes-
 sen konnte er doch diese Autorität um so eher für
 hinreichend erkennen, je wahrscheinlicher alle Local-
 Umstände die Angabe machten, und je leichter sich
 die Veranlassung zu dem Irrthum errathen ließ,
 durch welchen drey Einbeckische Kirchen in dem Ver-
 zeichniß unter die Nörtenschen hineingekommen wa-
 ren. Verlassen von jeder historischen Autorität,
 mußte er sich hingegen entschließen, jedem der aus-
 gemittelten erzpriesterlichen Sitze des Archidiaconats
 die einzelnen Kirchen, welche dazu gehört haben
 mochten, bloß nach der geographischen Lage der Or-
 ter zuzutheilen, weil er diese nirgends verzeichnet,
 und weder unter den alten Documenten der Johan-
 nisikirche zu Göttingen, wo der Nörtensche Official
 ein paar Jahrhunderte hindurch seinen Sitz gehabt
 hatte, noch zu Nörten selbst eine Spur davon fand.
 Dieß Wagestück konnte nur einem in diesen Gegen-
 den einheimisch gewordenen Gelehrten gelingen, der
 die genauesten Local-Kenntnisse besitzt; es wurde
 ihm aber dadurch noch erschwert, weil sich von so
 manchen der einzelnen Kirchen fast gar keine histo-
 rische Notiz auftreiben, und — was zum Beispiel
 bey den meisten Kirchen der Fall war, die in den
 Dransfeldischen Sprengel gehörten — nicht einmahl
 ihr Nahme in einem alten Documente finden ließ.
 Daß davon die Schuld nicht in einem Mangel an
 Fleiß und Geduld von Seiten des suchenden For-
 schers lag, wird man bey einer Arbeit von Hrn.
 W. gewiß gern voraus glauben; wer aber auch
 mit seinem Fleiß noch nicht schon vorher bekannt
 wäre, der müßte schon durch das bloße angehängte
 Verzeichniß der Urkunden, die von ihm bey dieser
 Arbeit benutzt worden sind, und noch mehr durch
 die 79 ganz neuen, bisher ungedruckten, Urkunden,

die er dazu zusammenbrachte und hinzufügte, davon überführt werden. Was den Werth dieser Documente betrifft, so wird ihn natürlich der Kenner niemahls allein nach ihrem Inhalt schätzen; aber auch der Nichtkenner kann gerade durch ein solches Werk am besten belehrt werden, warum er nicht darnach allein geschätzt werden darf: denn er wird darin auf hundert Beispiele stoßen, wie oft eine ihrem Inhalt nach höchst unbedeutende Urkunde, z. B. ein Bestätigungsbrief über eine neugestiftete Messpfründe, oder ein Spruch eines Officials in einer sehr kleinen Streitsache, zur Berichtigung von sehr schätzbaren chronologischen oder geographischen Bestimmungen benutzt werden können. Indessen finden sich unter den hier gegebenen auch manche, für deren Mittheilung sich der Historiker auch um ihres Inhalts willen Hrn. W. sehr verpflichtet halten wird, wie die Urkunde Nr. IV., worin der Erzbischof Gerhard von Mainz im J. 1293 dem Abt des Klosters Stein die Erlaubniß gab, eine Schule im Kloster anzulegen, — Nr. XIV. die Verpflichtung, welche der Parochus zu Nordheim im Jahre 1309 dem dortigen Abt von St. Blasius ausstellte, — Nr. XVI. der Revers der Franciscanermonche von Göttingen, daß sie auf einem zu Nörten im Jahre 1313 erkauften Bauplatz kein Kloster errichten, — Nr. XX. ein ähnlicher der Dominicaner, daß sie ihre Wohnung zu Nordheim niemahls ohne Erlaubniß des Raths erweitern wollten, vom Jahr 1319. — Nr. XVIII. der Pfandbrief, worin die Herren von Bodenhausen im Jahr 1313 die Hälfte ihrer Advocatie über das Kloster zu Reinhausen um 50 Mark versetzen, und Nr. LXIV. die Statuten der Kalandsbrüderschaft von Seeburg vom Jahre 1523.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 21. Julius 1810.

Tübinaen.

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung: Geschichte der Malererey in Italien nach ihrer Entwicklung, Ausbildung und Vollendung. Aus den Werken der besten Künstler anschaulich dargestellt, und mit kurzen Erläuterungen und Lebensbeschreibungen begleitet von J. und J. Kiepenhausen. Erster Theil. Erstes und zweytes Heft. 23 S. klein Folio, mit 6 S. Erläuterungen der 24 Kupferstiche in Imperialfol. 1810.

Die Gebrüder Kiepenhausen, welche sich bereits durch mehrere artistische Arbeiten ruhmlich ausgezeichnet haben, liefern durch dieses Werk einen schätzbaren Beitrag zur Italiänischen Kunstgeschichte, indem sie die unbekanntten oder nicht genug hervorgezogenen Malerereyen der alten Meister des dreizehnten Jahrhunderts in Umrisen anschaulich darstellen und mit Erläuterungen begleiten. In der Vorrede geben die Verfasser den Gesichtspunct an, aus welchem man ihre Arbeit betrachten soll. Sie wollen keine gelehrte Kunstgeschichte liefern, sondern sich bloß auf die anschauliche Darstellung beschrän-

ken, und einen Lieblingsgedanken ausführen, nämlich "die Entwicklung und allmählichen Fortschritte der Italiänischen Malerey in einer Folge darstellen". Toscana bot ihnen einen großen Reichthum alter Kunstwerke dar, und ihre Sammlungen vermehrten sich so sehr, daß sie eine interessante Auswahl treffen konnten. Die Lücken, welche noch zum Ausfüllen bleiben, werden vielleicht in den Fragmenten eines Journals, auf einer Reise durch Italien geschrieben, zu dessen Herausgabe die Verfasser Hoffnung machen, berührt werden. Anfänglich waren die Verfasser bey ihrer Arbeit etwas schüchtern, indem sie das Vorurtheil und die entschiedene Abneigung fürchteten, welche mehrere sonst verdienstvolle Männer gegen das Zeitalter haben, das die frühern Werke der Kunst befeelt und hervorgebracht hat. Allein diese Furcht scheint uns ungegründet zu seyn, da der wahre Kenner und Liebhaber immer ihre Arbeit schätzen und loben wird, weil es doch gewiß der Mühe werth ist, dem Gange der Malerey in Italien bis zu den ersten Versuchen hinauf nachzuspüren, und die Werke der alten ehrenwerthen Meister, die den Weg der Kunst bahnten, zu studiren. Man wird selbst dadurch die Verhältnisse kennen lernen, welche näher und unmittelbar zur Bildung eines Raphael und Michelangelo, und zur Entwicklung des in ihrer Naturanlage unverkennbaren Genies mitwirkten. Denn diese Männer fielen nicht plötzlich aus den Wolken. Die Bemerkung (S. 3), "daß man viel zu schnell und kenntnißlos über die frühern Meister abgeurtheilt habe", ist sehr gegründet, und es freuet uns, daß die Verfasser gestehen, "daß sie nicht zu jenen sonderbaren Enthusiasten gehören, welche jedes edelichte, verworrene, unbeholfene Bild, wo sie es aufspüren, bezubeln, oder wenn sie gar das

glänzende Verdienst eines Goldgrundes gewahrt werden, vollends in schwärmerische Verzückerungen gerathen". Eine gewisse Einfachheit in der Anlage, und ein frommer, beschaulicher Sinn, sind die Hauptverdienste der alten Meister.

Die ganze Sammlung soll in 15 Hefen, jeden zu 12 Blätter gerechnet, bestehen. In jedem Hefte werden zwey Blätter dem Bildnisse des vorzüglichsten darin enthaltenen Meisters, wo solches vorhanden ist, und einer Composition als Titelblatt gewidmet seyn; die übrigen Blätter aber ihre Werke oder Theile derselben vorstellen. Treue, oder reines Auffassen des Originals, und pünctliche Befolgung der besondern Weise jedes Künstlers, war das höchste Ziel der Bestrebungen unserer Verfasser (S. 4). Dieß ist bey einem Werke dieser Art um so mehr zu loben, je schwieriger es bleibt, in einer Copie die Individualität des Künstlers nicht verloren gehen zu lassen. In der Einleitung (S. 5 ff.) wird eine kurze Geschichte des Ganzes, den die Mahlerey in den finstern Jahrhunderten des Mittelalters genommen hat, lichtvoll erzählt. Neue Ansichten haben wir nicht gefunden, allein sie läßt sich angenehm lesen. Sie geht bis auf die Zeiten Cimabue's, den die Verfasser, nach dem Bepspiel ihrer Vorgänger, den Vater der neuern Mahlerey nennen. Den Schluß machen kurze Biographien von Cimabue, Andrea Tafi, Buonamico Buffalmacco und Guido da Siena.

Des ersten Theils zweytes Hest hebt mit der Biographie von Giotto Bondone an, und umfaßt die Erläuterung der einzelnen Blätter im ersten und zweyten Hest. Der Inhalt des ersten Hests ist folgender: Ein Titellupfer. 2. Ein

Bildniß von Cimabue. 3. Vier Scenen aus der Leidensgeschichte Christi, nach einer Miniatur im Vatican. Die Composition stimmt nicht mit der überein, welche man in andern Werken des eilften Jahrhunderts wahrnimmt. Hier ist sie weit besser. 4. Die Beerdigung des Efram Syros. Man hat bereits von diesem Bilde eine Copie im dritten Bande der *Sculture e Pitture sagre* etc. mit einer langen, aber ganz unrichtigen, Erklärung. 5. Ein Spasimo, oder eine Vorstellung des Schmerzes der Mutter Gottes bey dem Leichname des Sohns, der beerdigt wird. Eine der frühern Arbeiten des Cimabue im Dom zu Assisi, aber nur noch als Fragment vorhanden. 6. Eine Madonna mit dem Kinde Jesus, umgeben von einem Engelchor. Zu ihren Füßen sind die vier Kirchenlehrer. Diese Mahleren von Cimabue, in welcher bereits manche Schönheiten hervorschimmern, befindet sich in der Sacristey der Kirche Santa Trinita in Florenz. 7. Eine Madonna mit dem Kinde, umgeben von sechs Engeln. Dieß Bild rührt von demselben Meister her, wird in der Capelle Nucciai in Santa Maria Novella zu Florenz aufbewahrt, und ist schon durch einen Kupferstich in der *Etruria pittrice* bekannt. 8. Zwen Zeichnungen von Cimabue, nämlich eine Verkündigung Mariä, und eine Abnehmung vom Kreuze. Die Originalc befinden sich in der Galerie zu Florenz, und sind um die Hälfte kleiner. 9. Dieß Bild soll ebenfalls eine Copie nach Cimabue seyn. 10. Eine Madonna mit dem Kinde, umringt von mehreren Heiligen. Ein Werk des Andrea Cafi, von dem wir eine Copie in der *Etruria pittrice* besitzen. 11. Christus, wie er den Aposteln erscheint. Ein Frag-

ment eines großen Gemähltes von Buffalmacco im Campo Santa zu Pisa. Rec. muß gestehen, daß er in diesem Gemählde viele Vorzüge findet, welche er bey den übrigen Arbeiten jenes Meisters nicht angetroffen hat. 12. Die so berühmte Madonna mit dem Kinde, gemahlt von Guido da Siena im Jahre 1221. Auch von diesem Bilde existirt bereits ein Kupferstich in der Etruria pittrice.

Zweyter Heft: Titelfupfer. 2. Ein Bildniß von Giotto. (Die übrigen Kupfer sind sämtlich nach den Werken dieses Meisters copirt.) 3. Die Verkündigung. 4. Christus, wie er mit den Schriftgelehrten redet. 5. Die Erscheinung Christi an die Marien. 6. Die Transfiguration. 7. Der ungläubige Thomas. 8. Die Himmelfahrt Christi. Alle diese Mahlereyen werden in der Kirche Santa Croce zu Florenz bewundert. 9. Das berühmte Schiff. 10. 11. Zwey Scenen aus der Legende des heil. Franciscus. Endlich 12. die vier Evangelisten. — Wir sehen mit Verlangen der schnellen Fortsetzung dieses Werks entgegen, und hoffen, daß das Publicum dieses mit Enthusiasmus für die Kunst durchdrungene Unternehmen hinlänglich belohnen wird.

Eben daselbst.

Von der dießjährigen Lieferung der Herderschen Werke war die zweyte Hälfte: Zur Philosophie und Geschichte. Elfter und zwölfter Theil. 1810. Octav. (Vom zehnten s. Gött. gel. Anz. 1809 S. 1862). Enthalten sind im elften Theile: Briefe zu Beförderung der Humanität (aus den Jahren 1793 . . . 1797). Neu herausgegeben durch Johann von Müller.

Zweyte Hälfte von Brief 24 an bis Ende (Gött. gel. Anz. 1793 S. 1124 f.). — Zwölfter Theil war für den Rec. neu: **Johann Gottfried von Herder Sophron**. Gesammelte Schulreden. Herausgegeben durch **Johann Georg Müller**, 1810. Octav. Durch diese Sammlung und ihre Herausgabe hat sich der Hr. Prof. Müller ein großes Verdienst um Pädagogik, Schulanstalten und Schulstudien erworben. Das Eigenthümliche des vortrefflichen Herder's, ein lebendiger, anziehender, geistvoller Vortrag, vereinigt mit seinen herrlichen Einsichten in das ganze Gebiet der humanistischen Studien, macht ihn für die Jugend zu einem ausgezeichneten Lehrer. Die zuströmende Fülle seiner Phantasie, die starken, edeln Gefühle, die beständige Zurückführung auf das Göttliche in uns, und auf die wahre Humanität, dazu das Herzliche, Innige, Väterliche, gegen Jünglinge, in denen er den guten Keim erkannte, muß bey seinem Lehrunterricht für die Jugend auf eine ganz vorzügliche Weise gewirkt haben, nicht weniger in der Schule, als auf der Kanzel. Als Ephorus des landesfürstlichen Gymnasiums zu Weimar hatte er Veranlassung, bey den jährlichen öffentlichen Prüfungen Reden zu halten. Diese verdienten, aus seinen Entwürfen gesammelt, und, wenn gleich nicht dem großen Publicum, doch allen Pädagogen und um das Schulwesen bekümmerten Männern und Lehrern, mitgetheilt zu werden; sie sind im hohen Grade lehrreich, und mit eben dem eindringenden Eifer, mit der schönen Wärme, entworfen; und ein Leser, der die Wichtigkeit der Gegenstände nur einiger Maßen faßen kann, wird nicht ungerührt bleiben. Der Schul-

reden sind 26, alle über wohlgewählte, für Schulen wichtige, Gegenstände; freylich aus verschiedenen Zeiten, also auch von verschiedener Farbe und Gehalt, von 1779 an. — Wie lesenswürdig: Schulen, eine öffentliche Landesache zum gemeinen Besten. 1791. Was soll aus unsern academischen Studien werden, wenn dieser Gegenstand nicht bald in ernstlichere Erwägung, mit wirksamer Verbesserung, gezogen wird! Täglich stehen uns die bereits sich überall aufdringenden Folgen, bis in den eigentlichen Schulstand, die Bildung der für denselben bestimmten, der zu besetzenden Schulstellen tüchtigen, Lehrer, vor Augen, und erfüllen den Nachdenkenden mit banger Sorge und Bekümmerniß. — Vom Genius einer Schule; vom Gemeingeist einer Schule; vom Zweck öffentlicher Prüfungen; von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen; vom Fortschreiten einer Schule mit dem Zeitalter; von der Heiligkeit der Schulen, und andere mehr. Eine rühmliche Vorforge ist getroffen, daß diese Reden auch einzeln ausgegeben und verkauft werden, damit sie in die Hände von denjenigen kommen, denen sie zunächst lehrreich und musterhaft seyn können. Wie wirksam Schulreden von der rechten Art, und zu rechter Zeit, von Schullehrern, Directoren und Inspectoren gehalten, seyn können, läßt sich leicht begreifen. Auch der Anhang enthält einzelne Stücke, die für den Schulmann sehr lehrreich seyn werden.

Siegen.

Bei Müller und Comp.: Gedichte von Karl Wilhelm Justi. Zweite, hie und da verbesserte und mit einigen Stücken vermehrte, Auflage.

Mit Kupfern und Musik. 1810. Octav, sauber gedruckt. Man kann bald Dichter unterscheiden, die durch Wein und Liebe, und in Freuden der muntern Jugend zur Poesie erweckt worden sind, von denen, die am Grabe der Ihrigen oder ihrer vertrauten Freunde ihre ersten Gesänge angestimmt haben. Man würde das letzte gleich vom Verfasser ahnen, wenn er es auch nicht selbst sagte; ernste Bilder und Gefühle, feyerlich ausgedruckt, sind das Eigenthümliche. Der Dichter hat sie selbst durch dazu gewählte Wignetten angedeutet. Gleichen Geist hauchen auch die jetzt hinzugekommenen. — Hr. Justi bedauert, daß seine Gedichte keinen Beurtheiler gefunden haben, der in das Einzelne gegangen wäre. Diesen Wunsch können wir nicht billigen; einmahl, weil solche öffentlichen Critiken fast immer leidenschaftlich ausfallen, oder beym Dichter Leidenschaft erregen, überhaupt wenig Nutzen schaffen; zweitens, sollte die Critik noch weniger aufgerufen werden, in dieser Art von Gedichten, weil sich ein Dichter des Gefühls hierdurch aus seinem Vortheil setzt; er dichtet aus und im Gefühl, wenn und wie es auf ihn wirkt, wie es die Natur von ihm fordert; er denkt nicht darauf, daß er von Andern beurtheilt seyn will. Natürliches Gefühl von Wohlgefallen, und unbestimmtes Verlangen, zu gefallen, belebt die unschuldige Schöne; aber die Coquette denkt darauf, indem sie sich schmückt, daß sie die Augen Aenderer auf sich ziehen und bewundert werden will. Ein Dichter, wie Hr. Justi, kann immer versichert seyn, Leser zu finden, welche durch seine Empfindungen, so ausgedrückt, mit ihm gleich fühlen werden.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1810.

Wien.

J. V. Edler von Hildenbrand, Rath, der practischen Heilkunde ordentl. öffentl. Professor an der Universität zu Wien, *über den ansteckenden Typhus*. Nebst einigen Winken zur Beschränkung oder gänzlichen Tilgung der Kriegspest, und mehrerer andrer Menschenseuchen. X und 309 Seiten in Octav. 1810.

Durch Sauvages und Cullen ist die uralte Benennung Typhus wieder in Gang gekommen, und jetzt, besonders in England und Deutschland, sehr allgemein. Bey der Verschiedenheit und Wandelbarkeit der herrschenden Meinungen über die Natur der Fieber, und bey der Ungewißheit jeder Theorie derselben, war es ein Bedürfniß, für eine sehr gewöhnliche Fiebergattung einen Namen zu finden, der auf eine bestimmte Hypothese über das ihr zum Grunde liegende, aber unerforschliche, Ursachliche nicht mehr oder weniger hinweise, und daher verdrängte Typhus die Bezeichnung Gallen-, Schleim-, Faul-, Nervenfieber u. s. w. An die ursprüngliche Bedeutung des Wortes (wo der Verf. dem Foësius folgt, aber,

wie ein gelehrter Recensent in der Hallischen Allgem. Litt. Zeit. zeigt, richtiger wäre geleitet worden, wenn er Erotian's Aussage benutzt hätte), an die dunkeln, zweifelhaften Begriffe, die ein untergeschobnes Werk des Hippocrates und Galenus an dasselbe anknüpfen, denken wenige Aerzte. Es ist offenbar nachtheilig, daß der Vf. hierauf zu viel Rücksicht nimmt, und in seinen Lehren sich zu sehr an die Vorstellungsarten anzuschließen sucht, die er, wahrscheinlich nicht ganz richtig, jenen Griechischen Aerzten unterlegt. Mag immerhin Betäubung als eines der häufigsten Symptome dieses Fiebers sich wahrnehmen lassen, und daher der Wortsinn Typhus so ausdrucksvoll seyn, vorzüglich mit dazu gefellter Verwirrung des Geistes, Typhomania; dieses Fieber ist hierdurch ganz und gar nicht characterisirt, und nichts weniger, als umfaßt. Betäubung mit Irreseyn ist nicht jedem Typhus eigen, wenigstens nicht im hervorstechenden Grade, und andre Fieber, selbst die entzündlichen, stellen zu Zeiten diese Erscheinung auch dar. Frank's febris nervosa vertatilis ist unter Typhus zu ordnen, geht in den betäubten Zustand oft über, oder folgt ihm, und die Ansteckung von der einen Fieberspecies erzeugt oft die andre. Hr. v. Hildenbrand glaubt jeden Hader über die Fiebergattung, von der er handelt, zu endigen, wenn er erklärt, daß er vom ansteckenden Typhus nur spreche. Das ist desto auffallender, da er gar keinen andern Typhus gelten läßt. Die ansteckende Eigenschaft dieses Fiebers ist häufig nur zu unbezweifelst gewiß, nicht selten aber nicht weniger als klar, und erfordert fast immer das Daseyn besondrer äußerer Verhältnisse, das Zusammendrängen von Menschen und Kranken, nachtheilige epidemische Verhältnisse, Noth durch Krieg, Belagerung, schlechte Ernten, Theuerung. Nur dann sciziat dieses Fieber zu der Höhe, daß es im hohen

Grade ansteckend wird, weil es dann bössartiger an sich ist, und die Menschen besonders empfänglich dafür sind. Aber selbst dann steht es in seinem ansteckenden Vermögen doch noch mit dem variolösen Stoff nicht auf gleicher Stufe. Dieser ansteckende Typhus soll eine selbstständige Fieberkrankheit seyn, in deren wesentlichen Grundzügen eine beständige Gleichförmigkeit herrscht, eine Fieberkrankheit eigener Art, so wie die Blattern; sie soll wegen eines bestimmten Hautausschlages zu der Familie der exanthematischen Fieber gehören, wo die ansteckenden Fieber überhaupt ihren Platz haben u. s. w. Sie habe ihren eignen bestimmten Verlauf in ihren ausgemessenen Stadien, wohl aber in diesen verschiedenen Stadien einen bestimmt wandelbaren Character. Ihr einziges beständiges Symptom in allen Zeiträumen sey Betäubung mit Delirium oder Typhomania. Ihr ganzes Wesen, um auch dem scharfsinnigen Galen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deute auf mehr oder weniger bemerkbares Leiden der Leber. Es sey eine Fieberkrankheit, die lediglich in sich, und eigentlich weder ein Entzündungs-, noch ein Nerven-, noch ein Faulfieber sey, und doch manchmahl alle diese Characterere annehmen könne. Mehrere dieser Behauptungen sind theils zu allgemein, in zu großer Ausdehnung, mit zu absprechender Zuverlässigkeit ausgedrückt, theils erweislich falsch. Was uns am meisten befremdet, ist, daß gar keine Bemühung angewendet ist, einige dieser Aussprüche zu erörtern, als z. B. die Galenisch seyn sollende Meinung (der Hallische Recensent, sonst ein großer Bewunderer des Verf., weil er der eignen Erfahrung am Krankenbette zu ermangeln scheint, thut dar, daß Galen nicht diese Meinung hat, die auch ein offener Irrthum ist), daß die Leber das vorzüglich ergriffne Organ sey; oder daß der Verf. so leicht darüber hingeht, wenn

er seinen Typhus von Faul-, Nerven-, hitzigen Gallenfiebern unterscheiden will, daß man nicht sieht, welche Zustände er so benennen will. Was verdient z. B., im Gegensatz von Typhus, als hitziges Gallenfieber aufgestellt zu werden? und ist in der Wirklichkeit ein solches Fieber überhaupt nachzuweisen, bei dem die kranke Galle in der That als Ursache oder auch nur als vorzügliches Symptom der Krankheit anzulagen sey?

Den ansteckenden Stoff des Typhus theilt er in bössartigen und gemeinen ein. Zum erstern gehöre der Pestilentialtyphus, sowohl der morgenländische, die gewöhnliche Pest, als auch vielleicht der abendländische, das Americanische oder gelbe Fieber. In beiden sey eine größere Bössartigkeit, und das Climate scheine ihre Ansteckungsstoffe so zu modificiren, daß einige Zufälle derselben, besonders das Exanthem, welches überhaupt in den typhösen Fiebern am wandelbarsten sey, von jenen des gemeinen und Europäischen Typhus abweichen. Die Typhomanie und das Leiden der Leber (auch in der wahren Pest?) bleiben einzig die beständigen Symptome. (Pest und gelbes Fieber entstehen nur in bestimmten Jahreszeiten, sind nur gewissen Himmelsstrichen, zum Theil erkennbaren Witterungs- und Ortsverhältnissen, eigen, weichen in ihren Erscheinungen, in ihrer Verbreitung, in dem, was nützt und schadet, so auffallend von unserm Typhus ab, daß gar kein Grund dafür spricht, jene großen Uebel als eine Modification desselben anzusehen. Weder die eine, noch die andere Fiebergattung gewinnt dadurch, wenn man beide zusammenstellt, und nur Verwirrung, Lähmung des Untersuchungsgeistes, schiefe Uebertragung von Heilmethoden auf ganz abweichende Zustände, ist die Folge solcher Willkührlichkeit und Einseitigkeit.) Als bloße Varietäten des Typhus führt der Verf. auf:

den Lazareth-, Kerker-, Feldlager-, Schifftyphus, die febris hungarica, manche febres malignae, putridae, petechiales u. s. w. die Löserdörre beym Hornvieh oder die eigentliche Viehpest. Nur wenige einzelne Pestkranke habe er zu sehen Gelegenheit gehabt. Den gemeinen Typhus beschreibe er aber aus der Fülle von unzähligen und äußerst genauen Beobachtungen. Er habe zwar großen Theils den Spital- und Kerkertyphus zum Urbild und Gegenstand, da seine Beobachtungen der übrigen Abarten weit beschränkter sind; habe aber hinreichende Ursache, zu glauben, daß alles, was er über den erstern anführe, auch bey den übrigen Modificationen dieser Krankheit füglich gelten könne, oder überhaupt auf eine leichte Art anzupassen sey. (Gesehen hat der Verf. gewiß viel, und mit Glück und Einsicht als practischer Arzt gehandelt. Aber das stämpelt noch nicht zum lehrreichen Schriftsteller, gibt noch nicht Veruf und Talent, unsre Einsicht in die Natur einer Krankheit zu erweitern. Wer zu schnell und leicht Ansichten und Hypothesen in sich aufnimmt, ohne critischen Sinn, ob reine und hinlängliche Thatfachen diese allgemeinen Sätze ergeben und brstätigen, der ist oft so voll von vorgefaßten Irrthümern, daß das Abweichendste, was sich ihm in Menge darstellt, doch nicht zur Berichtigung seiner falschen Lehren führt, und im Gegentheil ihm zur Verstärkung in Vorurtheilen dient. Practische Schriftsteller, wie unser Verf., wähnen oft, ihre Aussprüche und Meinungen seyen einfache und zuverlässige Resultate ihrer Beobachtungen, und bedürfen keiner Sichtung und Prüfung, weil sie allgemeinen Raisonnements, abstracten Principien, der Annahme eines förmlichen Schulsystems, ausweichen, und sich nur in den Grenzen der rationellen Empirie zu halten vermeyen. Das ist allerdings,

gehörig gehandhabt, eine vortreffliche Richtung eines ausübenden Arztes, als solchen. Aber die Schwierigkeiten der echten Erfahrung werden zu oft verkannt. Die unzähligen mißlungenen Versuche zu allen Zeiten haben es noch nicht hinlänglich begreiflich gemacht, wie viel Genie, Anstrengung, Besonnenheit, vereinigt mit häufiger Gelegenheit, zu beobachten und zu handeln, in der Medicin dazu gehören, Erfahrungssätze aufzustellen und aufs Neue zu bringen. (Rationelle Empirie umfaßt so Vieles, und Wenige sind von ihrem wahren Geist ergriffen.)

Gemählde des reinen, durch Ansteckung entstandenen und mitgetheilten Typhus in regelmäßigem Verlauf. Er durchlaufe 8 Stadien, bis er die vollkommene Gesundheit wieder erreiche.

1. Stadium der Ansteckung. Es gebe keine auffallende Merkmahle, aus denen man die Einwirkung zur Zeit der Ansteckung selbst wahrnehmen könne; doch vermuthet der Verf., die beym Befühlen entstehende sonderbare Empfindung von Glühheize des Typhuskranken, die immer sich zu vermehren schein, habe hierauf Bezug. Das letztre ist gewiß falsch, da jene Glühheize nicht jeder ansteckende Typhus erregt, und sie auch solche fühlen, die nicht angesteckt werden.

2. Stadium der Opportunität. Gelinde Vorläufer der Krankheit werden bemerkt, die aber nichts Characteristisches haben. Er habe Ursache, zu glauben, daß sie niemahls kürzer als 3 Tage, und nie länger als 7 Tage dauern mögen.

3. Stadium der Invasion oder des eigentlichen Fieberanfalls. Der bloße Anfall des Frostes, die bloßen Horripilationen, bilden hier sonderbar genug ein eignes Stadium. Die bläulichte Blässe der äußern Theile scheinen uns mehr dem intermittirenden Fieber eigen zu seyn.

4. Inflammatorisches Stadium. Man könne es auch inflammatorio-ca-

tarrhosum oder exanthematicum, oder überhaupt irritativum, ja mit den ältern Aerzten stadium ebullitionis. nennen. Es daure 7 Tage, und bestimme den ersten 7tägigen Cyclus. Die vitalen Kraftäusserungen sind gereizt, exorbitant oder höchstens nur unterdrückt. Es erscheinen also auch in diesem Zeitraum diejenigen Krankheits-Phänomene, die bey dem Entzündungsfieber oder unter einem solchen Kräftezustand überhaupt Statt zu finden pflegen. Aus der vorhergegangenen Ursache, dem Ansteckungsstoff, der wohl allerdings als ein fremder und heftiger Reiz auf den menschlichen Körper wirken muß, läßt sich gar nichts anders erwarten, als ein im Anfang gereizter oder Entzündungszustand. (Eine, wie uns scheint, falsche Ansicht.) Die erforderliche Therapie dieses Zeitraums bestätigt dieses vollends. Wenn auch nicht ein streng antiphlogistischer Apparat, wenigstens nicht im regelmäßigen Verlauf des Typhus, so zeigt doch wenigstens ein passives Verhalten in diesem Stadium immer die nützlichste Wirksamkeit. Hier ist jeder Reiz schädlich, kühlende Behandlung hingegen äußerst nützlich, so nützlich, daß die ganze künftige gute Lage des Kranken im folgenden Stadium und in den Krisen großen Theils vom gelinden Verhalten in diesem Stadium abhängt. Wie bey allen übrigen exanthematischen Ansteckungsfiebern, ist auch hier, wenigstens im gewöhnlichen Verlauf, niemahls das Gepräge eines vollkommen reinen und echten entzündlichen Characters wahrzunehmen, sondern die catarrhalischen und gastrischen Zufälle vermischen sich damit, und stechen oft so hervor, daß sie dem Ungeübten die Diagnose erschweren. Diese catarrhalischen und gastrischen Zufälle schreibt der Verf. mit vieler Einsicht der Wirkung des typhösen Ansteckungsstoffes zu,

und macht die Analogie geltend, daß sie alle exanthematische Fieber im Gefolge haben. Der Ekel und das öftere Erbrechen scheinen dem Verf. mehr eine Folge des Schwindels (des leidenden Gehirns), als eine Wirkung des Ansteckungsreizes auf den Magen, zu seyn. Auch mag der gereizte Zustand der Leber das Seinige hierzu beitragen. (Gewiß oft mehr, obgleich Brech- und Abführungsmittel Ekel und Erbrechen gewöhnlich entfernen oder mindern.) Es gehöre auch zu den allerwesentlichsten Erscheinungen in jedem Zeitraum die unüberwindliche Trägheit der Kranken, da sie sich, selbst ohne übrigens jetzt schon stark geschwächte Muskelkraft, äußerst ungerne bewegen; daher die erschwerte Sprache, das Verschweigen jedes Leidens ohne bestimmte Fragen, das langsame Antworten, das träge Hervorzeigen der Zunge. Am vierten Tage zeigen sich schon gewöhnlich einige Vorrisen, welche aber äußerst unvollkommen sind, nur einigen Nachlaß des Fiebers bringen. Gewöhnlich stelle sich ein Nasenbluten ein, in mäßiger Menge. Um die nämliche Zeit beynah nimmt man einen ungewöhnlichen Turgor an der gesammten Oberfläche des Körpers wahr, und es bildet sich ein Exanthem. Dieses und das Nasenbluten fließen wahrscheinlich aus einer gemeinschaftlichen Quelle, aus Störung der kleinen oberflächlichen Gefäße, die ausgedehnt und roth werden, und kleine Ergießungen in das Zellgewebe verursachen. Im erstern Falle, wenn nur eine unvollkommene Ablagerung der Säfte, mit einfacher Ausdehnung und Turgescenz der Hautgefäße, Statt findet, entsteht ein bloß rothgelecktes Exanthem, zu welchem jedoch sehr gern entweder kleine rothe Erhabenheiten und Pusteln, nämlich Friesel, oder aber die eben so leichtgeselligen Hitzbläschen (Suda-

mina) hinzukommen. Man beobachtet dieses Exanthem, welches der Verf. frieselartig nennen möchte, welches aber doch seine Eigenthümlichkeit hat, bey sehr genauer Untersuchung auf der ganzen Oberfläche des Körpers, selbst im Gesicht, jedoch am häufigsten und am unausbleiblichsten an den besonders erwärmten Theilen. Je röther die Augen der Kranken sind, desto deutlicher nimmt man es wahr. Es wurde mit dem wahren Friesel von vielen Aerzten verwechselt. Im zweyten Fall aber, wenn, nebst der allgemeinen Haut-Turgescenz, auch kleine Blutergießungen in das Zellgewebe der Haut, oder zwischen Haut und Oberhaut, Statt finden, entstehen die Petechien, mit oder ohne frieselartige Röthe der Haut. (Dies ist die Schilderung des neu entdeckten Typhus-Exanthems vom Verf., das so schwankend, so dürftig, und häufig gar nicht, sich darstellt, bloß eine Folge der übermäßigen Hitze der Haut, ihrer Schweiß, ihrer Turgescenz, wie er es selbst richtig einseht. Nasenbluten und dieses Exanthem sollen Eine Quelle haben. Jenes fehlt aber auch sehr oft bey dem Typhus, ist Folge von Congestion des Blutes nach dem Kopfe, von Ueberreizung. Petechien haben bey dem Verf., wie man sieht, keine Bedeutung, ob sie gleich immer eine merkwürdige und berücksichtigungswerthe Modification des Typhus ausdrücken. Aber diese armseligen, zufälligen, Hitzblatterchen sollen das Wesentliche der Krankheit bezeichnen, auf Ansicht und Behandlung derselben so viel Einfluß haben. Wer uns eine solche Entdeckung aufbringen will, der gibt uns keine Grillen und Irrthümer, dem fehlt Erfahrung, und wenn er auch Tausende von Kranken heilte. Ganz was Anderes ist die Meinung einiger Aerzte, es liege bey dem Typhus, Pest, gelben

Fieber ein exanthematischer Stoff zum Grunde, der aber nicht in die Sinne falle. Hierfür sind auch keine überwiegende Gründe anzuführen; und warum soll alles nur hauptsächlich das Haut-Organ treffen, dieses der Brennpunct seyn, von dem alles in diesen Fiebern ausgehen muß? Können nicht andere Systeme ursprünglich und selbstständig officirt werden?) Mit dem Exanthem ständen die Ohrendrüsen geschwülste in einiger Verbindung. Sie bilden sich jetzt, oder der Keim wird dazu gelegt. Sie sind nicht bey jedem Typhus unausbleiblich zugegen (sie fehlen häufiger, als daß sie da sind, in allen Epidemien, die Rec. beobachtete, und von denen er las): aber es ist deswegen noch keine Folgerung zu machen, weil sie im weniger bössartigen Typhus nicht bemerkbar genug sind, oder man sie nicht auffallend unterscheiden kann, daß sie deswegen auch wirklich gar nicht zugegen sind (auf diese Weise läßt sich für jeden Einfall ein Beweis führen!). Bey genauerer Untersuchung findet man in diesen und andern größern Drüsen allerdings einige Veränderungen, Anschwellungen, Strozungen, Spannungen oder bedeutende Schmerzen (sehr oft sicher gerade bey genauer Untersuchung nicht), wie denn dieses in Rücksicht der eingenommenen Ohrendrüsen, wenigstens die erschwerte Oeffnung des Mundes, das verlegte Gehör, die häufigen Ohrenflüsse nach überstandnem Typhus u. s. w. andeuten (Erscheinungen, die auch aus andern Ursachen fließen). Nach dem Ausbruche dieser Exantheme, die am fünften, siebenten Tage in derselben Stärke sich oft halten, bleibt der Typhus mehrere Tage durch in einem beynahe unveränderten Zustande, und die entzündliche Beschaffenheit des Fiebers behauptet sich. Nur die Peripneumonie fällt

beim Hervortreten des Exanthems immer in einige Abnahme, auch verschwinden die catarrhalischen Zufälle gänzlich. (Es scheint uns irrig und bedenklich, dieses Stadium als ein entzündliches aufzustellen. Wahre Entzündung ist nicht nachzuweisen, ist ganz was Anderes, als hiev sich darstellt. Zu heftige und tumultuarische Bewegungen erkennen wir an, stimmen für eine kühlende, nicht reizende, oft ausleerende, Behandlung: aber jene Ansicht und Benennung kann sehr misleiten. Auf 7 Tage möchten wir die Dauer dieses Stadiums auch nicht ausdehnen. Es ist oft viel kürzer.)

5. Nervöses Stadium. Am Schluß des siebenten Tages entsteht auf vorhergegangene bedeutende Exacerbation neuerdings eine unvollkommene Krise und einige anscheinende Erleichterung, oft nur von wenigen Stunden. (Wie leicht ist diese Deutung geltend zu machen, und doch täuschend!) Es bildet sich dann eine erhöhte Fieberhitze, der inflammatorische Character und die exanthematischen Zufälle verschwinden gänzlich. Nun ist der zweite siebentägige Encclus des Typhus entstanden, das nervöse Stadium, das bis zum 14. Tag dauert. Die Exacerbationen und Nachlässe werden jetzt auffallender. Der schwächende Heilplan wird in diesem Zeitraum augenscheinlich nachtheilig und äußerst gefährlich. Jede Art von mäßiger Reizung ist, wenn gleich nicht unumgänglich erforderlich, doch wenigstens minder schädlich. Selbst jetzt sey keine wahre Schwäche oder keine wirkliche Entkräftung anzunehmen, sondern vielmehr ein unechter, täuschender, Schwächezustand. Das Haut-Exanthem verschwindet jetzt, die Petechien ausgenommen, welche oft durch die ganze Krankheit durch bleiben, sich jetzt gerade vermehren oder erst erzeugen.

gen. Aber das sey doch im regelmäßigen Verlauf selten der Fall. Seit dem verschwundenen Eranthem (dessen ganze Existenz mehr als zweifelhaft ist, schon dadurch verdächtig wird, daß es gerade beim Eintritt des nervösen Stadium, das doch erst den wahren Typhus characterisirt, sein Ende erreicht haben soll: hier fehlt zum wenigsten alle Analogie mit den andern Fieberauschlägen, die diesen Namen verdienen) sey jedoch die Epidermis in ihrem natürlichen Zusammenhange mit der Haut getrennt, werde daher trocken, spröde, runzlicht, hindere die Hautausdünstung und die Einsaugung des Nöthigen durch die Oberfläche. (Der hier geschilderte Zustand zeigt sich nur selten im Typhus, nicht im Uebergange des so genannten entzündlichen Zeitraums in den nervösen, sondern in einer spätern Periode, und stellte sich uns stets als Lähmung des Haut=Organs dar.) Erst durch die critischen Schweiße und die hergestellte Haut=Secretion werde die Epidermis, nach Bildung einer neuen, gänzlich abgestoßen. (Das erfolgt doch erst nach hergestellter Gesundheit, selten, sparsam.) Statt der Brustbeklemmung stellt sich eine andere Zufaltung des Zwerchfelles, das Schluchzen, das beim Typhus auch im mäßigsten Verlauf selten in diesem Zeitraum fehlen wird. (Was sagen untre Leser, die den Typhus aus eigener Beobachtung kennen, zu dieser Behauptung: das Schluchzen, der Singultus, soll nie im Typhus fehlen? Bey der Mehrheit der Fälle ist Singultus nicht wahrzunehmen, drückt immer eine gefährliche Wendung der Krankheit, einen eignen Character derselben, aus, erfordert eine bestimmte Auswahl der Mittel. Wenn unfre practischen Schriftsteller nicht endlich zuverlässiger und unbefangener in ihren

Ausagen werden, so muß im Laufe der Zeit die verwirrte Lage der Arzneykunst immer zunehmen, statt aufgehellt zu werden.) Obgleich die Gedärme eine bedeutende Unthätigkeit jetzt verrathen, so glaubt der Verf. doch, daß sie für die gesammte Haut=Secretion jetzt vicariiren. Immer entstehe eine Geneigtheit zu öfteren und flüssigen Stuhlgängen (nicht immer, sondern oft). Unausbleiblich (zu Zeiten, würden wir sagen) erscheinen wenigstens leichte Schmerzen in den Gedärmen, welche bey stärkerer Befühlung des Unterleibes merklich werden. Diese bald leichtern, bald heftigern Entzündungen der Gedärme (ist hier die Benennung Entzündung zu rechtfertigen?) gehören zu dem stabilen Character des Typhus in diesem Zeitraum (der sehr oft nicht stabilirt): denn gänzlich fehlen sie niemahls (sie fehlen nicht selten), und in den Leichen findet man immer Spuren davon (die aber fälschlich für Entzündung genommen werden). Ihnen mehr, als den Uareinigkeiten des Darmcanals, ist die Aufblähung des Unterleibes, der Meteorismus, zuzuschreiben, der bey dem Typhus eine eben so unwandelbare Erscheinung in den Zeiträumen, als die eben erwähnte Entzündung selbst (und doch sieht man Menschen am Typhus sterben ohne alle Wahrnehmung von Meteorismus). Es sey aber auch möglich, daß der krankhafte Zustand der Leber und die krankhaft abgesonderte Galle hieran Antheil haben (warum? und wie?). Ueber den Seelenzustand finden sich schätzbare Beobachtungen. 6. Stadium der Krise. Am Ende des dreizehnten Tages äußert sich gewöhnlich eine auffallend stärkere Exacerbation. Nach 12 Stunden neigt sich dann die trockene Hitze zur Ausdünstung, und alle oberflächliche Mündungen des Körpers scheinen sich

zu öffnen. Die critischen Ausleerungen durch Schweiß, Urin und Stuhlgang, sie mögen Ursache oder Wirkung der hierbey entstehenden Erleichterung seyn, treten mit auffallender, ja augenblicklicher, Besserung ein. 7. Stadium der Abnahme. Es bleiben noch immer einige wesentliche Zufälle des speciellen Characters der vorhergegangenen Fieberkrankheit. Vermuthlich treten noch immer kleine, jedoch sehr unmerkliche, Nachcrisen ein, und man könne beynahе annehmen, daß, um alle Reste der Krankheit zu heben, noch volle 7 Tage erforderlich sind. 8. Stadium der Convalescenz.

Beschreibung des durch Ansteckung mitgetheilten Typhus im anomalen Verlauf. Anomalien im entzündlichen Zeitraum: 1) Der entzündliche Zustand wird manchemahl ungewöhnlich erhöht und zu einer schweren Synocha. Man kann leicht getäuscht werden, daß man glaubt, ein reines, selbstständiges Entzündungsfieber mit einer bestimmten Local-Entzündung vor sich zu haben, und den im Hinterhalt steckenden Feind nicht argwöhnen. Der Verdacht einer vorausgegangenen Ansteckung; einer vorausgegangenen längern Opportunität, als sie bey Entzündungsfiebern zu erscheinen pflegt; die sonderbare Betäubung oder Trunkenheit des Kopfs; das Ohrensausen und das characteristische Exanthem, wenn es etwa zugegen ist, nebst einigen nicht leicht mitzutheilenden Merkmalen, die sich nur durch öfteres Anschauen dieser Kranken eigen machen lassen, wären die einzigen Zeichen, die den Typhus erkennen ließen. Sey aber der siebente Tag vorüber, so träten die Merkmale desselben deutlicher hervor, und der inflammatorische Character verschwände. (Unsere Einsicht in die Na-

tur dieser Form von Fieber, ihre Diagnostik und Heilart, sehen wir hier nicht besonders erweitert.) 2) Die Krankheitserrscheinungen deuten oft auf einen hervorstechend gastrischen Zustand. 3) Das Exanthem bleibt entweder gänzlich aus, oder es nimmt verschiedene andere Formen an. Es fehlt entweder, oder bleibt vielmehr unter der Haut so versteckt, daß es nur mit der größten Aufmerksamkeit (durch Selbsttäuschung) entdeckt werden kann. Oder aber es erscheint ein Exanthem, jedoch unter fremden Formen, als Friesel, Schweißflecken, Knötchen u. s. w.: selbst dieses Exanthem verschwindet wieder in wenigen Stunden; es dauert nicht bis zum siebenten Tage, und bringt auch jene Erleichterung der ersten Fieberzufälle nicht. (Wie artet aber der Typhus selbst bey solchen Anomalien des Exanthems? haben sie einen Einfluß auf seinen Gang, seine Gefahr? Haben alle Aerzte, die über den Typhus geschrieben haben, sein ihm, nach dem Verfasser, eignes Exanthem übersehen, ein in die Sinne fallendes Object nicht beachtet: so ist sein Verdienst groß, es entdeckt zu haben. Man begreift dann aber nicht die Fahrlässigkeit der als Beobachter gepriesenen Sydenham, Pringle, Stoll, Bursarius u. A. Vermag sich aber der Verfasser selbst hier zu täuschen, und das Ding zu sehen, was kein Daseyn hat: so gibt er ein warnendes Beispiel, wie selbst ein Arzt von Geist und ausgebreiteter Praxis in sonderbare Irrthümer hineingezogen werden kann.) 4) Der nervöse Character äußert sich in einigen Fällen zu voreilig und noch in diesem Zeitraum, in verschiedenen Abstufungen vom geringsten bis zum höchsten Grade der Lebensschwäche.

Der begrenzte Raum dieser Blätter gestattet nicht, dem Verfasser weiter in seinen Darstellun-

gen zu folgen. Man stößt hin und wieder auf sehr richtige Wahrnehmungen, auf bemerkenswerthe Aussagen: aber der ganze Werth der Schrift hängt von den zum Grunde liegenden Ansichten und Principien ab, deren Wahrheit wir befechten. Besonders eigenthümliche oder wichtige Winke, welche zur Beschränkung oder gänzlichen Tilgung der Kriegspest und mehrerer anderer Menschenpesten, wie der Titel verspricht, viel leisten könnten, haben wir nicht gefunden. *Stammesfeuer*, durch die Krankenzimmer öfters getragen, sey vielleicht das wirksamste Mittel zur Zerstörung des typhösen und jedes andern flüchtigen Ansteckungstoffes. (Kann der Verfasser Erfahrungen dafür anführen? Wir würden diesem Mittel nicht vertrauen.) Ueber die Räucherungen mit Mineralsäuren nach Morveau habe er nur wenig eigne Erfahrung. (Unmöglich kann er daher viel geleistet haben, Ansteckung zu verhüten.) Gegen die Typhus-Ansteckung sey die Kälte das verlässlichste Vorbeugungsmittel. (Kann der Verfasser hierfür Thatsachen aus seiner eignen Beobachtung anführen?) Die Ansteckung vom tollen Hundsbiß wird durch Eintauchen und Stürzen in kaltes Wasser unstreitig verhindert. (Warum verschweigt Hr. von Hildenbrand die Fälle, welche diesen Ausspruch darthun?) Mit kaltem Waschen, Auslegen von Schnee u. s. w. verhütet er auch venerische Ansteckung. Er habe zu vermuthen Ursache, was wir bezweifeln, daß Tripper und venerisches Miasma unter uns noch täglich von selbst entstehen, nicht durch Uebertragung sich bloß verbreiten.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 23. Julius 1810.

Hamburg.

Theorie der politischen Welt. 1807. S. 890 in Octav. Für das rhapsodische, leichte Büchelchen ist der Titel etwas anmaßend. Der Vorrede zufolge soll es zu Fontainebleau Französisch geschrieben, und zu Berlin ins Deutsche übersezt worden seyn, welches auch aus den häufig vorkommenden Gallicismen, den ganz Französischen Wendungen, und der durchaus Französischen Tendenz sehr wahrscheinlich ist. Der Form nach ist das Buch offenbar dem Montesquieu nachgeahmt, d. h. ohne eigentlich logische Division in eine Menge von so genannten Büchern und flüchtigen, unzusammenhängenden Kapiteln abgetheilt. Allein wenn auch Montesquieu ein so vortreffliches Muster und ein so großer Geist wäre, wofür Viele ihn ausgeben, Rec. aber ihn nicht dafür hält: so sollte man ihn wenigstens in seinen Vorzügen, nicht in seinen Fehlern und Thorheiten, nachahmen; aber freylich ist letzteres leichter, als das erstere. Was den Inhalt betrifft, so sind uns bey aller seiner Ungründlichkeit doch einige Gedanken aufgefallen, die wir nicht ohne Interesse

M (5)

gelesen haben. So z. B. ist es merkwürdig, daß seit einiger Zeit in mehreren Köpfen der verschiedensten Länder auf einmahl, wenn auch nur dunkel, die Idee erwacht, daß der gesellschaftliche Zustand der wahre Naturstand des Menschen (S. 20, 23, 26), und selbst die Staaten nichts anders, als solche natürliche Verbindungen seyen. Die Erkenntniß dieser Wahrheit ist der erste und wesentliche Schritt zur Reformation der staatsrechtlichen Wissenschaft, die zuletzt viel befriedigender ausfallen wird, als man glaubt. Allein auch der Verf. weiß jene Idee nicht festzuhalten, viel weniger zu vertheidigen, oder gewisse Rechtsätze daraus abzuleiten. Nachdem er ganz gut gezeigt hat, daß der Mensch ohne Gesellschaft, ohne wechselseitige Hülfleistung, schlechterdings nicht leben könne, daß diese Abhängigkeit und Verschiedenheit der Kräfte oder Geschicklichkeiten der Grund aller Association seyen, und in jeder Gesellschaft sich eine oberste Macht (eine Regierung) finde, so behauptet er gleichwohl hinterher, der Mensch sey der Schöpfer einer solchen politischen Welt, er schaffe einen allgemeinen Willen und Institutionen, S. 44 . . . 46. Unter den natürlichen oder göttlichen Gesetzen versteht der Verf. (S. 51 u. 67) nur die äußeren, zwingenden Naturgesetze. Von den innern Freiheits- oder Pflichtgesetzen, die eben so gut natürlich oder göttlich genannt werden können, wird kein Wort gesagt, und doch gehören sie beide zu einer vollständigen Staats-Theorie: jene, um die Natur und die Bildung der geselligen Verhältnisse zu erklären; diese, um die Regeln vorzuschreiben, nach welchen in denselben gelebt und gehandelt werden soll. Die Regierung soll ein künstliches, durch menschliche Macht gebildetes, Wesen seyn (S. 75), was den im Anfang aufgestellten Principien ganz widerspricht: doch kön-

ne keine Theilung der Gewalten in gesetzgebende und vollziehende Statt finden, denn der Wille ohne Kraft sey Ohnmacht, die Kraft ohne Willen ein Sklave; wahre Macht bestehe aus Willen und Kraft zusammen, S. 76. Die auch von Montesquieu herrührende Eintheilung der Staaten oder so genannten Regierungsformen in Republiken, Monarchien und Despotien wird ebenfalls verworfen, und gezeigt, daß der Despotismus allen Staaten gemein seyn kann. Die Regierung soll, nach dem Verf., zugleich ein individuelles und ein collectives Wesen seyn (was uns ein Widerspruch zu seyn scheint). Die Natur der Dinge gebiete aber, nur einen einzigen Menschen als oberste Macht anzustellen (S. 98); wir hielten hingegen dafür, daß die Natur der Dinge zwar häufig Individuen, bisweilen aber auch Corporationen, die höchste Gewalt eingeräumt hat. Jenen einzelnen Menschen nennt der Verf. mit einem seltsamen Ausdruck den **Machtmenschen** (besser, einen mächtigen Menschen). Derselbe sey das **Organ** des öffentlichen Willens und der **Beweger** der öffentlichen Kraft, S. 106. Dieser Satz, unter welchen jetzt das Dogma der Volks-Souveränität verschleiert werden will, scheint uns in Fürstenthümern völlig falsch, und nur von den Magistraten einer Republik wahr, aber auch bey diesen nur im Verhältniß gegen ihre Mitbürger (die herrschende Communität), nicht im Verhältniß gegen ihre Unterthanen. Auch führt er zu Consequenzen, die der rechtlichen Privat-Freyheit der Unterthanen gar nicht so günstig sind, als man glaubt, dem **Machtmenschen** müßten aber so viele **Körperschaften** zur Sanction und Temperirung entgegen gestellt werden. Es scheint, der Verf. wolle dem jetzt in Frankreich gehässig gewordenen Wort republicanisch das gefälliger klin-

gende der Socialität substituiren. Die Erblichkeit des Fürsten (Machtmenschen) wird S. 124 mit dem feichten und faden Grund gerechtfertiget, daß die Regierung alle Vorzüge eines reellen Wesens haben müsse. Sie beruht aber auf ganz andern Gründen, nämlich auf der Erblichkeit eigener Macht, und existirt auch nur bey dieser, nicht aber bey einer delegirten. In dem vierten und letzten Buche will der Verfasser seine Theorie mit der Praxis oder allgemeinen Erfahrung bestätigen. Der Lieblingsgedanke, den er so zu demonstriren sucht, besteht darin, daß Einheit und Socialität (Monarchie und Republiken-Idee) das Bedürfniß aller Gesellschaften seyen, und sich in allen Regierungen vorfinden. Das soll durch die Republiken bewiesen werden, wo de facto nur immer ein einzelner überlegener Mensch dominire, und die Einheit zuletzt doch über alle Hindernisse siege. Hinwieder soll auch die Geschichte der Französischen Monarchie beweisen, daß die Socialität sich, trotz aller Hindernisse, stets wieder einstelle, und das monarchische System stets in ein republicanisches eingeschlossen gewesen sey. Beide Beweise sind aber ziemlich gezwungen; denn eine vorübergehende persönliche Influenz ist keine Monarchie, und mächtige Große, die bisweilen versammelt werden, und ihre eigenen Rechte möglichst vertheidigen, machen keine republicanische Corporation aus. Das sind bloße Aehnlichkeiten, durch deren Vermengung man die Begriffe verwirrt, und die Wissenschaft verdirbt. Drey Revolutionen sollen nach und nach in Frankreich vorgefallen seyn, wovon die beiden ersten die Geistlichkeit und den Adel besieget hätten, die letzte aber zu Gunsten des Bürgerstandes ausgefallen sey. (Jetzt ist wohl auch dieser besiegt.) Was von den Gelegenheitsursachen und den be-

gangenen Fehlern in dieser letzten Revolution gesagt wird, scheint uns sehr oberflächlich. In dem 32. Kapitel, welches England überschrieben ist, meint der Verf., nach den Gesetzen hätte das Parlament all dort die Impulsionskraft und ausschließende gesetzgebende Macht, der König hingegen nur die Schwerekraft. De facto aber wären die Sachen ganz anders. Der König hätte die Impulsionskraft, und es bestünde in England weder Theilung, noch Gleichgewicht der Gewalten. In dem Glauben an jene erste Voraussetzung macht daher der Verfasser die ziemlich richtige Bemerkung: "die Vorzüge von England beständen nicht in der Güte seiner Gesetze, sondern darin, daß, ungeachtet dieser Gesetze, die Natur der Dinge die Oberhand behalten habe, und der wirkliche Gang der Regierung der entgegen gesetzte von dem sey, welchen die Staats-Organisation mit sich bringt". Nach dieser Darstellung müßte also der Vorzug von England in einer Usurpation bestehen. Ist es aber auch wahr, daß die Verfassung dieses Reichs nach Gesetzen und Verträgen dasjenige enthalte, was Montesquieu, Delolme, und nach ihnen so viele Andere, in dieselbe hineingelegt haben, um sie mit ihren Systemen zu accommodiren? Diese Frage müßte vorerst untersucht werden, und die Antwort möchte nicht so leicht bejahend ausfallen. Wenigstens sprechen die Geschichte und der ganze noch jetzt übliche Kanzlenstyl durchaus dagegen.

Harderwyl.

2. Q.

Academische Buchhandlung 1808: Nahumi Vaticinium philologicè et criticè expositum. sive specimen academicum, quod praeside Jo. Henr. Pareau — publicae disceptationi committit Everardus Kreenen. S. 131 in gr. Quart.

Dies Buch will nicht bloß als erste Probschrift des noch jugendlichen Verfassers betrachtet seyn. Er selbst sagt in der kurzen Vorerinnerung, daß er sie unter der Aufsicht seines Lehrers, Dr. Pareau, ausgearbeitet, der sie durchgelesen, das Ueberflüssige weggelassen, das Fehlende supplirt, und andere Anmerkungen hinzugesetzt habe. Das Ganze zerfällt in eine *Dissertatio de Nahumi Vaticinio*, und in *Animadversiones in Nahumi Vaticinium*. Erstere hat vier Kapitel. Das erste: *de historia Assyriaca, cum Nahumi vaticinio conjuncta*. Der Verfasser bemerkt den Widerspruch zwischen den Nachrichten des Herodot und Etesias, aus welchem Diodorus Siculus geschöpft, in Beziehung auf die Dauer der Assyrischen Dynastie in Vorderasien, und findet die Erklärung dieses Widerspruches, nachdem er beide Schriftsteller in Ansehung ihrer historischen Glaubwürdigkeit in Schutz genommen, mit Larcher darin, daß Etesias seine 1300 Jahre von dem ersten Anfang des Assyrischen Reichs bis zu dessen Auflösung unter Sardanapal, Herodot hingegen seine 520 Jahre nur von der glänzendsten Periode der Dynastie während ihrer Uebermacht in Vorderasien verstanden. Wenn nur überhaupt diese Nachrichten mehr, als Traditionen und Sagen wären! — Die Nachrichten von einem Assyrischen Reiche werden darauf nach den Jüdischen Quellen zusammengestellt, an die man sich überhaupt in diesem dunkeln Felde der Geschichtsforschung allein zu halten hat. Zugleich wird noch Kalinsky widerlegt, welcher den Sardanapal mit Assarhaddon für Eine Person halten wollte, unter dem Ninive zum ersten Mahl von den Medern erobert sey. Das zweyte Kapitel ist überschrieben: *De argumento vaticinii, quod Nahumo adscribitur*. Der Verfasser bezieht es mit Michaelis und

Eichhorn auf die zweite Einnahme Ninive's unter Sennacherib durch Sennacherib. Er hält, wie diese Ausleger, die drey Kapitel für ein Ganzes, für eine Rede, nur findet er außerdem im ersten Kapitel eine besondere Beziehung auf die der Zeit nach frühere Niederlage Sennacheribs vor Jerusalem, so wie überhaupt das ganze Orakel ein verum vaticinium, sive rei futurae praedictio genannt wird. Unter den Gelehrten, welche diesen Gegenstand bearbeiteten, wird hier Eichhorn nicht genannt, wiewohl dessen Erinnerungen gegen Kalinsky benutzt sind. Den Grund davon spricht wohl deutlich folgende Stelle aus, wie auch zugleich das Urtheil, das man in Holland über die Bearbeitung Hebräischer Dichterwerke durch Deutsche Gelehrte fället. S. 24: Hoc quidem — der Verf. hat eben von Grimm gesprochen, und dessen Versuch, den Nahum in das Zeitalter von Manasse herabzusetzen — minime miramur in recentiore Germaniae philologo, quandoquidem magis magisque more receptum est in Germania, ut prophetae habeantur pro viris patriae amantibus, qui propriae intelligentiae ac prudentiae viribus futura praedixerint, adeoque modo bonorum malorumve imaginem in popularium suorum usum effectam exornatamque proposuerint, modo ex nonnullis rerum praesentium indiciis pro singulari sua perspicacia illud, quod proxime instaret, conficerent, meritoque tamquam eventurum praenuntiarent — — de his igitur Hebraeorum Vatribus tam humiliter sentire, quid, quaeso, est aliud quam eos in *astutos quosdam hariolos transformare?* ut verbis utar Cl. Praesidis in Orat. a. 1805 habita, de ingenio Poeseos Hebraicae studio. — Im dritten Kapitel wird die Frage de

1168 G. g. A. 117. St., den 23. Jul. 1810.

Nahumi aetate et patria abgehandelt, die verschiedenen Meinungen über beides ausführlich geprüft, und das Zeitalter des Propheten mit Carpzov und Bauer gegen das Ende der Regierung Hiskias gesetzt. Endlich ist noch viertens das Bekannte de stilo Nahumi et ratione poëtica aus Lomth und Eichhorn vorgetragen.

Auf die Dissertation folgt zuerst eine Lateinische Uebersetzung, und darauf Animadversiones in Nah. Vaticinium. Zu den letztern wurden dem Verf. durch seinen Lehrer handschriftliche Bemerkungen des verstorbenen Schroder über den Nahum mitgetheilt, von denen er einige ganz eingerückt, wie S. 54, 59, 65, 76 u. s. w., andere noch öfter unter seinen eigenen Bemerkungen eingewebt hat. Sie sind größten Theils lexicographisch, und beziehen sich auf Spracherläuterungen, einige Mahl auch auf Erklärungen schwerer Stellen, wie zu Kap. 1, 10. Die Anmerkungen erhalten dadurch großen Werth. Sie sind auch sonst mit einem lobenswerthen Fleiße gearbeitet, und lassen selten irgendwo unbefriedigt. Auch auf abweichende Lesarten in den Manuscripten und alten Versionen ist Rücksicht genommen. Als ein besonderes Lob des Commentars verdient noch die Enthalttsamkeit gerühmt zu werden, mit welcher bey den prophetischen Darstellungen des Dichters selten nur specielle historische Deutungen versucht sind, was nach dem von dem Orakel oben aufgestellten Gesichtspunct eben nicht zu erwarten war. Nur ein von den Fesseln des dogmatischen Systems freyerer Geist der Critik! und Holland könnte leicht die gründlichste exegetische Schule besitzen. Auf einzelne Stellen einzugehen, erlaubt der Raum und die Bestimmung dieser Blätter nicht.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. Stück.

Den 26. Julius 1810.

Leipzig.

Neuere Erfahrungen über zweckmäßige Behandlung venerischer Schleimausflüsse und der ihnen nachfolgenden Uebel, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Lustseuche, von D. Gottlieb Wilhelm Töpelmann, Districtsarzte bey dem Armeninstitut zu Leipzig. 1809. X und 348 Seiten in groß Octav, mit Lateinischen Lettern.

Der Verf. hatte bey der Ausgabe dieser Schrift den Zweck, in Verbindung der Erfahrungen und Urtheile Anderer seine eigenen über den auf dem Titel benannten Gegenstand öffentlich bekannt zu machen, und dadurch dunkle Gegenstände dieser so sehr verbreiteten Krankheit aufzuhellen. Je mehr in neueren Zeiten unnütze quacksalberische Schriften zur Selbstbehandlung dieser Krankheit neben wenigen classischen und gehaltvollen herauskommen, desto nützlicher wird es, wenn solche Verfasser, wie der gegenwärtige, ihre Erfahrungen mittheilen, die bessern Urtheile guter Aerzte über die mannigfaltigen Gestalten dieses Uebels sammeln und vereinigen, und dadurch solches in ein gehöriges Licht

N (5)

sehen. Zuerst allgemeine Bemerkungen über die Lustseuche. Ob sie Americanischen, oder älteren und andern Ursprunges sey? Der wahre Ursprung und die Zeit, wenn die Lustseuche zuerst in Europa bekannt geworden sey, sey bis auf den heutigen Tag zweifelhaft, und kaum zu hoffen, daß sich dieses je werde ausmitteln lassen. Das einzige Gewisse sey, daß diese Krankheit als eine Seuche durch ganz Spanien, Italien und Frankreich im Jahr 1495 geherrscht habe, und daß ihre Bösartigkeit durch verschiedene äußere Umstände, ungesunde Witterung und Theurung, begünstigt worden sey. Bey der ersten Verbreitung seyen die Geschlechtstheile nicht so beträchtlich, als späterhin, angegriffen worden, und die Mittheilung, nach der Aussage der damaligen Augenzeugen, eben so gut durch momentanes Berühren mit Kleidungsstücken, Hausgeräthe, ja durch die Atmosphäre, geschehen. Erst etliche und zwanzig Jahre nach Verbreitung des Uebels in Europa sey man auf die Vermuthung gerathen, es sey Americanischen Ursprunges. Nach Diaz de Isla soll die Lustseuche 1493 zuerst in Barcellona erschienen seyn, und sich von da über die andern Theile Europens verbreitet haben. Wahrscheinlich ist dem Verfasser, daß die Maranen nicht die ursprüngliche Veranlassung zur Lustseuche gewesen seyen, sondern vielmehr solche erst in Italien mit dieser Krankheit bekannt geworden seyen, und sie bey ihrem Uebergange nach Africa unter die Aethiopier verbreitet haben. — Die verschiedenen Meinungen über den Ursprung des venerischen Giftes, seine Natur, und über die Unge-
 wißheit beider. Von dem Einflusse der Constitution des Kranken, der Luft, der Witterung, Jahreszeit u. s. w. auf die venerische Krankheit. Von der Art der Ansteckung. Der Verf. nimmt es für

entschieden an, daß eine Frucht auf dem Wege der Geburt innerhalb den Zeugungstheilen einer venerischen Mutter angesteckt werden könne, und wir glauben, mit Recht. Hingegen für unentschieden, ob der Samen eine ansteckende Beschaffenheit für die daraus erzeugte Leibesfrucht habe; und doch glaubt er, daß die Milch einer venerischen Amme, wenn sie auch den Säugling nicht anstecke, dennoch ihm eine cacochymische Beschaffenheit mittheile, zu welcher sich bald ein schleichendes, leicht mit dem Tode endigendes, Fieber geselle. Der Streit über die Ansteckung durch Zeugung und Geburt könne um so weniger durch überführende Beweise entschieden werden, da der Gegenstand desselben fast gänzlich außer den Grenzen sinnlicher Wahrnehmungen liege. So viel sey wahr, daß venerische Eltern immer elende, kränkliche Kinder zeugen. Venerische Schwangere gebären gewöhnlich zu früh (und daher auch meist leicht, weßwegen Geburtshelfer so höchst selten bey Geburten venerischer Personen zu helfen nöthig haben), und wenn auch die Kinder ausgetragen werden, so zeichnen sie sich durch ihre schwächliche, abgekehrte Gestalt aus. Die Ansteckung geschehe Morgens leichter, als Abends, indem das Saugadersystem früh am thätigsten zu seyn scheine. Bey Frauenzimmern seyen im Allgemeinen die Folgen der Ansteckung minder häufig. Aber jede Ansteckung setze den nöthigen Grad von Empfänglichkeit bey dem ansteckenden Subject voraus. Jede Ansteckung einer absondernden Fläche habe eine entzündliche Reizung und eine krankhafte Schleimabsonderung oder Eiterung zur Folge, deren Product die Eigenschaft erhält, ähnliche Erscheinungen zu veranlassen. Die Verwandlung des Schleims und Eiters in Ansteckungsstoff geschehe wahrscheinlich mehr durch veränderte Mischungsver-

hältniſſe der Säfte, als durch eine modificirte Thätigkeit der feſten Theile. Welche Stoffe aus den flüſſigen Theilen des Organismus vorzüglich geeignet ſeyen, von dem veneriſchen Gifte affimilirt zu werden, laſſe ſich nicht mit Gewiſſheit entſcheiden. Die Lympher ſey wahrſcheinlich die Baſis, auf welche der veneriſche Stoff ſeinen fernern Aufenthalt im Körper gründe. Der veneriſche Tripper ſey die gewöhnlichſte Folge der Anſteckung durch den Venereſchlah; aber die ſcharfe Eigenschaft des veneriſchen Stoffes werde durch die ſtarke Abſonderung der ſchleimichten Feuchtigkeiten hier dergeltalt geſchwächt, daß er die Subſtanz der Harnröhre meiſt nur oberflächlich angreife, und daher auch auf dieſem Wege nur äußerſt ſelten in den Körper übergehe und die allgemeine Luſtſeuche veranlaſſe. Daher ſo viele Aerzte in neueren Zeiten geglaubt haben, daß der Tripper nicht unter die Reihe veneriſcher Local=Uebel zu zählen ſey. — Was Chankers ſeyen, und wie ſie entſtehen — Veneriſche Drüſen=Abſceſſe kommen mit den urſprünglichen Chankern gänzlich überein. Wie die Luſtſeuche entſtehe. In ſeltenen Fällen könne auch der bloße Tripper eine conſtitutionelle Anſteckung zur Folge haben. Die erſten Wirkungen des eingefogenen Seuchenſtoffes zeigen ſich gemeiniglich im Schlunde oder auf der Haut durch veneriſche Halsgeſchwüre, Schrunden, Nagelgeſchwüre, veneriſche Krone, Flechten, Krätze ꝛ. Späterhin nach innen durch Knochengewülſte und Geſchwüre. Nicht immer nimmt die Luſtſeuche in ihrer allmählichen Entwicklung einen beſtimmten Gang. Die Zufälle können auf mancherley Weiſe und aus mancherley Urſachen ihre Geſtalt ändern. Dergleichen Anomalien haben die hauptſächlichſte Veranlaſſung zu der ehemals faſt allgemein anerkannten Lehre von den ſo genann-

ten verlarbten venerischen Krankheiten gegeben. In neueren Zeiten haben Viele sie für völlig grundlos erklärt. Earben der Lustseuche können bloß solche Zufälle genannt werden, welche aus einer unmittelbaren Wirkung des venerischen Stoffes hervorgehen, ohne daß irgend eines der gewöhnlichen Zeichen den wahren Character der constitutionellen Ansteckung rechtfertige. Ob es bisweilen solche Fälle gebe, sey zur Zeit nicht entschieden. Die gewöhnlichste unter den anomalisthen Wirkungen des Seuchentstoffes sey eine Art von schleichendem Fieber, in Folge der venerischen Umänderung der Säfte ohne venerisches Local-Übel; das Ganze gewinne bisweilen das Ansehen einer Lungenwindsucht. — Und diese Art von Windsucht ist gewiß in großen Städten gar nicht selten, und vielleicht Mitursache der an vielen großen Orten so gefährlichen Ansteckung der Windsucht. — Der zweite Abschnitt handelt die ursprünglichen venerischen Schleimausflüsse und deren nachfolgende Übel ab, nämlich den Tripper bey dem männlichen Geschlechte, begleitet mit schmerzhafter Krümmung des Gliedes, entzündlichem Anschwellen der Hoden, Phimosis, Paraphimosis, Geschwüren u. s. w. Behandlung des männlichen Trippers. Den innern Gebrauch des Quecksilbers bey dem Tripper hält der Verfasser für etwas Unsicheres und Unnützes, und für rathsammer, so lange damit anzustehen, bis sich wirkliche Zufälle der Lustseuche zeigen. Hingegen ist er den in neueren Zeiten gegen die Lustseuche empfohlenen mineralischen Säuren zum innern und äußern Gebrauch auch bey dem Tripper nicht abgeneigt; er könne jedoch nicht so unbedingt Statt finden. Nur bey scrophulösen, scorbutischen, schmutzigen Ausschlägen unterworfe-

nen, reizbaren und schwächlichen Subjecten, und überhaupt da, wo es dem Körper, insonderheit den ursprünglich angegriffenen Theilen, an dem erforderlichen Grade von Erregung fehle, dürfe von Säuren, zweckmäßig gebraucht, nicht selten einiger Vortheil zu erwarten stehen. Es ist übrigens merkwürdig, daß das den Säuren ganz entgegengesetzte flüchtige und feuerfeste Gewächskali die gleiche gute Wirkung, wie die Säuren, innerlich und örtlich angewendet, bey venerischen Uebeln soll gehabt haben. Anwendung der Kerzen bey'm Tripper; sie erfordert große Behutsamkeit. Empirische Mittel. Electricität: in welchem Fall solche anwendbar. — Behandlung der einzelnen schlimmen Zufälle, welche im Verlaufe heftiger Tripper entstehen können, wie schmerzhaftes Krümmen der Ruthe, Bluten aus der Harnröhre, hitzige Urinver., itung, Hodengeschwulst, Leistenrüsengeschwülste, hitzige Augenentzündung, Verengung der Vorhaut, Einschnürung der Eichel, Geschwüre und Auswüchse an der Eichel und Vorhaut. — Eicheltripper oder unechter, äußerer Tripper. Man müsse zwischen idiopathischem, consensuellem und symptomatischem wohl unterscheiden, Erstere seyen ungleich seltener, als der symptomatische, daher viele Aerzte gezeifelt haben, ob der Eicheltripper jemahls venerischer Natur sey. — Weiblicher Tripper. Die Wirkungen des Tripperstoffes bey'm weiblichen Geschlechte sey nur in Ansehung des Sitzes, der Heftigkeit und Dauer des Uebels verschieden. Örtlich angewandt, könne den Quecksilbermitteln auch da ihre Wirksamkeit nicht abgeläugnet werden; aber innerlich sey es, als Vorbauungsmittel der Lustfeuche betrachtet, nicht allein in den meisten Fällen vergeblich, sondern selbst der allgemeinen Constitution der Kranken schädlich. —

Rec. kann darin mit dem Verf. nicht übereinstimmen, und hält den vorsichtigen innern Gebrauch des Quecksilbers beim venerischen weißen Fluß oder Tripper aus Erfahrung für sehr heilsam. — Von dem Schleim- oder Nachtripper. Kalte Bäder sind von Nutzen, erfordern aber ihre Rücksichten. Laue Bäder passen jedoch für eine weit größere Anzahl von Fällen, und lassen weniger Nachtheil befürchten, als das kalte Baden der Geschlechtstheile. Kerzen, Electricität, stärkende Mittel, reizende Mittel u., worunter der Nohnsaft am wirksamsten. — Von den Zufällen, welche auf die Einsaugung des Tripperstoffes entstehen, als Affection des Halses, Mundes, Hautausschläge, Anschwellen und Verhärtung der Drüsen, Augenentzündung u. Von Verengerung der Harnröhre und andern Ursachen des Schwerharnens nach Trippern. Krampfhafte Verengerung der Harnröhre; organische, durch Verdoppelung der innern Membran, Verdickung der Wände, Anschwellung des Hahnenkopfes, Narben und abnormen Fleischerzeugnissen, varicosen Geschwulsten, fadenartigen Querstreifen u. Die aus Bley=Cerat, einfachem gelbem Wachs oder geglättetem Leder bereiteten Kerzen seyen den von elastischem Gummi verfertigten in jeder Hinsicht vorzuziehen. Genaue Beschreibung ihrer Bereitung und Anwendung, mit und ohne causische Mittel. Die Beschreibung der Urinfisteln und ihre Behandlung beschließt den Inhalt dieses Werks. — Ist uns gleich wenig Neues in der Erklärung und Behandlung der angezeigten venerischen Uebel aufgestoßen, so ist doch das Bekannte in einer guten Schreibart mit Deutlichkeit und Präcision vortragen. Nur hätte Rec. gewünscht, daß auf das, was bey den venerischen Zufällen des weiblichen Geschlechts in dem verschiedenen Alter und unter ver-

1176 G. g. A. 118. St., den 26. Jul. 1810.

schiedenen Umständen, wie bey Schwangerschaft, Wochenbett, Stillen u. s. w. zu thun ist, auch Rücksicht genommen worden wäre, was von so vielen Schriftstellern über venerische Uebel vernachlässigt ist.

Paris.

5 Die drey ersten Bände von Hrn. Mionnet's Description de Medailles antiques Grecques et Romaines, als zu seinem großen Pastenwerke gehörig, haben wir zu jedes Zeit angezeigt (I. Band 1807 S. 1274, II. u. III. Band 1809 S. 983 u. 1335), als ein sehr wichtiges Werk für die Münzkunde; der vierte Band ist noch 1809 erschienen, und noch in diesem Jahre sind wir auf den fünften, als den letzten Band, verträuflet. Der jetzige vierte hoblt die übrigen Provinzen von Kleinasien nach, also: Städte-, Völker- und Kaiser Münzen von Indien 1136 Stück: ein Schatz von Münzen, von welchem man ehemahls gar keine Ahnung hatte. Phrygien, 1016 Numern; Galatien, 171, mit 18 Königsmünzen; Cappadocien, 234, mit 10 Königsmünzen; Armenien, 14 Königsmünzen und Kaiser Münzen. — Zu jedem Bande ist noch beygefügt ein Recueil des planches. in fortlaufender Seitenzahl, so daß sie einst nach diesen Zahlen werden können geordnet und in ein eigenes Bändchen vereinigt werden; auf diesen sind Monogrammen, alte Münzschriften, Celtiberische, Phöniciſche, Griechische und alte Alphabete vergestellt; ferner, von pl. XXXV. an, die ältesten rohesten Versuche der Kunst des Geldprägens, in acht Verschiedenheiten; weiterhin die Fortschritte der Kunst, in diesem vierten Recueil. Diese planches werden sich erst am Schluß des Drucks ordnen lassen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.

Den 28. Julius 1810.

Paris.

Galérie historique des Acteurs du Théâtre Français, depuis 1600 jusqu' à nos jours. Ouvrage recueilli des Mémoires du temps et de la tradition, et rédigé par *P. D. Lemazurier*, de la société philotechnique etc. Tome I. et II. 1810. Octav S. 565, 415.

Dieses alphabetische Lexicon, von welchem der erste Theil die Schauspieler, der zweyte die Schauspielerinnen begreift, handelt allein von den Schauspielern des eigentlichen Französischen Theaters zu Paris. Es befanden sich in dem siebenzehnten Jahrhundert mehrere Bühnen dieses Theaters dort, die 1680 durch Ludwig XIV. in Eine vereinigt wurden. (Bey Anfange, so wie bey dem Verfalle der Kunst, trat also Mehrheit der Bühnen ein.) Von den Schauspielern der sämtlichen eigentlichen Französischen Theater zu Paris, von 1600 an, wird hier Nachricht ertheilt, aber ausführlicher erst von der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Ausgeschlossen sind 1) alle Schauspieler, welche entweder nur debutirten, von der Gesellschaft nicht an-

genommen wurden, oder die man nur auf Kündigung annahm, welche Pensionärs hießen, mit drey Ausnahmen; 2) alle noch lebende, sogar die bedeutende Zahl derjenigen, welche längst das Theater verließen. Diese weit getriebene Schonung können wir nicht billigen, weil dabey die rechte Würdigung der Künstler der transitorischsten Kunst, die nur von Augenzeugen geschehen kann, verloren geht. Die wenigsten der in dem Vericon aufgeführten Personen hat also der Verfasser selbst gesehen; er hat aus Büchern, Uebersetzungen, meistens geschöpft und compilirt. In seinen eigenen Raisonnements fällt nicht selten der Ton der Abneigung, in welchem er von der von einigen verdienten Schauspielern und Schriftstellern geäußerten Eitelkeit spricht, widerlich auf. Abgerechnet, daß Schauspielern ein verdienster Beyfall, der Natur ihrer Kunst nach, so viel seyn muß, ihnen also Eitelkeit am ersten zu verzeihen bleibt, so gewährt es stets einen unangenehmen Eindruck, von einem Haupt-Nationalfehler auf eine Art reden zu hören, die nur die Keigbarkeit der eigenen Eitelkeit zeigt. Urtheile über die Verdienste der Künstler hat der Verf. mit historischen Notizen von ihrem Leben verbunden, in den letztern sich aber doch von der Aufzählung scandalöser Anekdoten möglichst entfernt erhalten, wovon sich sonst eine so reiche Ernte darbot. Als ein geistvoller Kopf zeigt sich der Verf. nicht, aber aus den erheblichen Artikeln der im Ganzen 207 betragenden Aufgeführten läßt sich doch das Characteristische der Artisten wahrnehmen. Rec. sah 17 von diesen Aufgeführten noch selbst auf der Bühne, und findet das Urtheil des Verf. mit seinen Erinnerungen übereinstimmend, und da Rec. von den am Schlusse ohne weitere Beurtheilung verzeichneten noch lebenden, theils abgegangenen, theils die

Bühne behauptenden, Schauspielern 44 überdem sah, so wird es ihm wenigstens leicht, sich Manches, was der Verf. von längst verstorbenen Künstlern sagt, zu versinnlichen.

So wenig geistreich das angezeigte Buch ist, so gibt es doch zu allgemeinen Bemerkungen mehrfachen Stoff. Die erste von großem Umfange, die sich aufdrängt, ist die von der Armuth einer jeden Sprache in dem Ausdrucke der feineren Veränderungen in den menschlichen Gesichtszügen, den Bewegungen des Körpers, der Handgriffe, den Tönen der Stimme, kurz von dem, was gesehen, gehört, aber nicht genau beschrieben werden kann. Das alles ist in der Theorie bekannt genug, doch unlängbar seit länger als einem halben Jahrhundert bey vielen Gegenständen in der Praxis des Büchermachens und in der Malerley nicht beachtet. Im technologischen Fache hat nicht allein die Encyclopädie, sondern noch viel weitläufiger die vormahlige Academie der Wissenschaften zu Paris, durch die von ihr veranstaltete Beschreibung der Handwerke, Mehreres durch Worte und Kupfer genau zu versinnlichen gesucht, was sich selbst auf letztere Weise nicht genau darstellen läßt. Mit verschiedenen Maschinen ging das zur Noth an, aber selten mit den Handgriffen, den feineren Bewegungen der menschlichen Glieder. Hier ist nicht allein die Sprache zu arm, sondern die unbeweglichen Kupferchen sind es nicht minder. Einsichtsvolle Männer fühlten das von jeher. Unser um so manche Zweige der Wissenschaften hoch verdiente Hr. Prof. Beckmann führt darum seine Zuhörer in der Technologie in die Werkstätten, damit sie die nothwendige lebendige Anschauung erhalten. Doch im Ganzen hat man Bücherweisheit zu sehr da erhoben, wo

häufiges Sehen, häufige Uebung, entscheidet. In dem Technischen der Malerern hat man zwar nicht sehr viel auf Anweisung durch Bücher gebauet: aber viel zu viel auf den eigentlichen Unterricht in Zeichen- oder Malerstunden und Schulen; den gelegentlichen, viel wichtigeren, Unterricht der Lehrlingsjahre bey geschickten Künstlern jedoch herabgesetzt. Daß große Künstler, in der umfassenderen Bedeutung des Worts, zu einer Zeit häufig, zu andern Zeiten äußerst sparsam vorkommen: und das ist der Fall mit allen Genies und ausgezeichneten Talenten: bleibt ein Phänomen, für welches sich keine hinreichende Erklärung findet. Allein daß die rechte Behandlung und der rechte Gebrauch der Farben, wenn auch gleich dieser gewisse natürliche, doch viel beschränktere, und darum viel allgemeinere, Fähigkeiten voraussetzt, sich erlernen läßt, das hat die Holländische Schule über ein Jahrhundert hindurch zur Genüge bewiesen. Die neuer Malerern ist unlängbar in der Behandlung der Farben, das Colorit in der höhern Bedeutung, als Sache des Genies ausgeschlossen, sehr zurückgegangen, und der Verfall der Kunst von der Seite läßt sich kaum anders als dadurch erklären, daß der gelegentliche Unterricht, den sonst die Schüler in den Häusern berühmter Meister empfangen, denen sie gelegentlich so manche Handgriffe absehen, und die Handarbeiten, welche sie als Lehrlinge dort verrichten mußten, so sehr abnahmen: Handgriffe und Handarbeiten, die sich durch eigentlichen Unterricht so viel schwerer und seltener ertheilen, und noch viel weniger beschreiben lassen. In der Beschreibung der Talente großer dramatischer Künstler fühlt sich besonders die Armuth der Sprache. Das Allgemeine und manche treffliche Raisonnements stehen

auszudrücken, aber nicht also, wenn man in das feinere Einzelne des Gebährdenspiels, der Intonation, hineingehen will. Die Phantasie des wahren dichterischen Geistes, wenn sie sich überwinden kann, nur rein aufzufassen, nicht mehr sieht, als was wirklich zu sehen war, vermag es zwar, in einzelnen Beschreibungen, in wenigen Zügen, dem Geiste das verlorshene Bild, sogar die verhallten Töne, wieder vorzuführen: aber wie selten eine solche Phantasie sich findet, ist bekannt genug; und reine Begriffe, die in das Einzelne, Feinere, gehen, kann auch sie nicht geben. Bey uns hat das Lessing wohl gefühlt, und sich daher bey dem Wenigen, was er in der Dramaturgie von der theatralischen Aufführung saag, an das Allgemeine gehalten. Engel in seiner Mimik schlug einen andern Weg ein. Sehr bedeutende Schauspieler behaupten, daß sie aus dem Buche wenig lernen; und wenn gleich Künstlern überhaupt in dem Urtheile, was sich aus Büchern über die Kunst lernen läßt, kein großes Gewicht beygelegt werden darf, so ist doch gewiß die Ausbeute, die der Nichtkünstler aus Engel's Mimik erhält, nicht reich, so wenig an Begriffen, als an Bildern. Das vorliegende Werk zeigt, daß sich aus allgemeinen Urtheilen, selbst eines nicht geistreichen Kopfes, doch manche richtige Begriffe schöpfen lassen, sowohl über hervorsteckende Eigenthümlichkeiten des Nationalspiels, als einzelner Schauspieler, wenigstens wenn man anschauliche Kenntniß hinzu bringt. Dieses führt uns auf die zweyte Bemerkung. Von Deutschen ist mehrmahls die nachtheilige Eigenheit der Pariser Schauspieler im Tragischen darin gerügt, daß sie weit mehr Mühe anwenden, die brillanten Verse ihrer Rollen, als den Geist derselben aus-

zusprechen. Abgerechnet die viel größere Leichtigkeit, jenes als dieses zu erreichen, die allenthalben auf den Abweg führen kann, so hat der Nationalgeschmack daran einen sehr bedeutenden Theil. Die dirigirende Partey der Zuschauer im Theater weiß die brillanten Verse auswendig, will aber dennoch nichts von ihnen verlieren, vorzüglich den Dichter hören; ja, was wir in Deutschland im Schauspielhause nur bey dem Gesang sehen, findet man zuweilen in Paris bey Vorstellungen, wo kein Gesang ist — Zuschauer, welche nicht auf die Bühne ihr Auge richten, sondern unverwandt den Dichter; den sie bey sich führen, nachlesen. Die Folgen von dem hohen Werth, auf den Vortrag brillanter Verse gelegt, sind für die Darstellung natürlich sehr schädlich. Es entsteht nicht allein ein gehacktes, ab und an gar unvernünftiges, Spiel; noch mehr, wenn es hier und da eine zu langsame, zu marquirte, Declamation hervorbrachte, so zog es zugleich das Galloppiren bey manchen andern Stellen, zur Hebung des Contrastes, und damit die Zuschauer nicht ungeduldig würden, nach sich: eine Abwechslung, welche, wo sie der Geist der Rolle, der Sache, der Verstand, gebietet, aber nur alsdann, einen vortheilhaften Effect hervorbringt. Schon die langen Tiraden in den Tragikern, die dem großen Schauspieler äußerst beschwerlich werden, über welche Talma so sehr klagen soll, mußten auf jene springende Abwechslung zwischen einer gedehnten und galloppirenden Declamation führen. Nur einige wenige der eminentesten Schauspieler im Tragischen haben sich von jenem Fehler ganz rein erhalten. Collé rühmt das ausdrücklich von Baron, durch dessen ganz freyes, aber mit langen Pausen begleitetes, Spiel, wenn er auftrat, die Aufführung um eine halbe

Stunde verlängert wurde; und Talma opfert gewiß nie der schönen Declamation brillanter Verse den Geist seiner Rolle auf. Unerklärlich würde es seyn, wie nach großen Mustern in alten und neuen Zeiten bey den meisten der guten Schauspieler jener gerügte Fehler, und der Fehler der Uebertreibung in Geschrey und Gesticulationen, eintreten und geduldet werden konnten, wenn sich nicht hierin, wie in manchem Andern, die Bemerkung von la Harpe bestätigte: Das Publicum nimmt vorlieb mit dem Bessern, was jedesmahl da ist, und vergißt gar leicht, daß es das Vollkommere gesehen hat. Im Lustspiele will das Publicum bey weitem nicht so sehr den Dichter, nicht den Vortrag brillanter Verse, hören, als den Schauspieler sehen: was äußerst vortheilhaft für die Comödie wirkte. Die Auführung des feinem Lustspiels ist unskreitig der höchste Triumph der dramatischen Kunst auf dem Französischeu Theater zu Paris, so sehr auch darin der Schade, den die Revolution anrichtete, noch nicht wieder gut gemacht ist. Aber es ist nur die feinere Comödie, von welcher das günstige Urtheil gilt; den Moliere, alles, was in das Possenartige, selbst in das sehr Lustige fällt, versteht man im Ganzen nicht mehr zu spielen. Die meisten der Stücke, welche in der Vorstellung den größten Eindruck hervorbringen, sind solche, denen eine lebendige *vis comica* fehlt, die aber in den Händen trefflicher Schauspieler durch die Feinheit, welche entweder in den Characteren oder manchen Ideen und einzelnen Zügen angebracht ist, den Zuschauer auf eine höchst angenehme Weise erheitern, seinen Verstand beschäftigen, und ihm Lächeln abgewinnen. Im Lesen merkt man es, ohne genaue Bekanntschaft mit der Auführung der geschickten Pariser Künstler, den Stücken nicht an, was alles aus ihnen in jener

Händen wird. Dennoch gehört den Schauspielern das Verdienst im mindesten nicht allein; die Dichter dieser Stücke haben einen großen Antheil daran, was man durch die neuen Arbeiten des Tages recht gewahr wird, aus denen selbst die ersten Künstler, die gewöhnlich darin aufstreten, nichts machen können, weil sich aus einem Gewebe von schaler Sentimentalität und einem geschluderten geistlosen Dinge nichts machen läßt. Mehrere Arbeiten von Destouches, von Marivaux, von den besten Pariser Acteurs gegeben, bewahrheiten ihren Werth auf dem Theater, und die Vortrefflichkeit, die selbst jetzt noch die Pariser Bühne im feineren Lustspiel behauptet. Eine dritte Bemerkung, auf welche das vorliegende Buch natürlich führt, betrifft die Frage, zu welcher Zeit und in welcher Gattung blühet die dramatische Kunst am meisten auf dem Haupttheater zu Paris? So viel Begründetes man auch gegen das Resultat eines Urtheils über die Frage einwenden könnte, da der dramatische Künstler so gar nichts von einem bleibenden Kunstwerke hinterläßt, und in einem Zeitraume von 150 Jahren nicht die nämlichen Menschen genaue Vergleichen über den Werth von Schauspielern, die sie sahen und nicht sahen, anzustellen vermögen, in der Kunst selbst auch manche der feinsten Nuancen, welche, wie oben angeführt, die Sprache nicht ausdrücken kann, von der größten Einwirkung bleiben: so wird sich dennoch eine nicht unbefriedigende Antwort auf jene Frage ertheilen lassen, vorausgesetzt, daß man hier, so wie allenthalben, dem Glücke und Unglücke bedeutenden Spielraum einräumt, durch welche manche Talente mehr, als sie verdienten, hervorgezogen, größere vernachlässigt, unterdrückt wurden. — (Die Fortsetzung s. im nachfolgenden Stück.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 28. Julius 1810.

Paris.

(Fortsetzung der S. 1184 abgebrochenen Anzeige
der Galerie historique des Acteurs du
Théâtre Français, depuis 1600, par *Le-
mazurier* (s. oben S. 1177).

Erst unter Ludwig XIV. erhielt die Bühne ihre
Ausbildung, und erst unter Ludwig treten ein paar
höchst bedeutende Künstler auf, wenn gleich früher
vielleicht schon einzelne ausgezeichnete Talente, de-
ren Mehrheit sich aber gewiß zu sehr nach Possen-
reißerey neigte, da gewesen seyn mögen. Unter
Ludwig scheint zuerst Floridor ein treffliches Mu-
ster im edeln Stoffe geliefert zu haben, aber Baron
bleibt schon darum der größte Künstler, den die
Annalen der Pariser Bühne nennen, weil man es
ihm nachrühmt, daß er gleich meisterhaft im Tra-
gischen und in allen Gattungen des Comischen
spielte, was von keinem Schauspieler seiner Na-
tion behauptet wird, und nur Garrick, Eckhof,
Schroder, gleichfalls im hohen Grade zum Lobe
gereicht. Dem Urtheil über Baron dient besonders
zweyerley zur Bestätigung: einmahl, daß man

gerade vorzugsweise von ihm behauptet, er habe so ganz ohne Uebertreibung gespielt, da sonst der Häufen nicht allein durch das Brillante, sondern sogar durch das Uebertriebene angezogen wird. Zweytens, die einzige Eigenheit des außerordentlichen Mannes, der von sich sagte, ein Cäsar werde alle hundert Jahre, ein Baron nur in zwey tausend Jahren einmahl geboren, daß er 1691 die Bühne verließ, und sie erst gegen 30 Jahre hernach (1720), wenigstens 72 Jahre alt, wieder bestieg, und noch 10 Jahre mit dem größten Verfall fortspielte, trotz der Veränderung im Physischen, die doch bey der möglichst-größten Erhaltung desselben eingetreten seyn mußte, trotz der nothwendigen Veränderung der Neigungen und des Geschmacks in einem so langen Zeitraume. Bleibt aber auch Baron einzig in der Kunstgeschichte seiner Nation, so scheint im Ganzen doch unter der Regierung Ludwigs XIV. und im Anfange der von Ludwig XV. ein schlechter Geschmack in der Auführung im Tragischen, Uebertreibung, Geschrey, Geheul, eine singende Declamation, geherrscht zu haben. Selbst der von Racine geliebten, von Boileau und Fr. v. Sevigné so sehr erhobenen Champmeslé wird der letzte Fehler vorgeworfen. Viel schwerer ist es, von dem Zustande der comischen Bühne unter dem alten Ludwig zu sprechen. Es ist überhaupt das eigne Schicksal des Lustspiels, daß es verhältnißmäßig sowohl in den Theorien der Kunst, als in der Beschreibung der sich ihr widmenden darstellenden Künstler, hintangesetzt oder vernachlässigt worden. So viel sieht man jedoch, daß es schon unter Ludwig XIV. bedeutende Schauspieler in dem eigentlichen recht Comischen gab, zu welchen Moliere bereits gehörte. Der Rollen im so genannten höhern Comischen gab es dazumahl sehr

wenige auf dem Theater, aber auch in diesen excellirte Baron. Das ruhrende Lustspiel, das Drama, war so gut wie gar nicht vorhanden. Unter Ludwig XV. hat die Schauspielerkunst im Allgemeinen ihren höchsten Gipfel erreicht. Im Tragischen stieg sie bey den Actricen durch die Recouvreur (* 1730). Die Declamation der Recouvreur entfernte sich ganz wieder von der des schlechten Geschmacks der Zeit, war der Declamation von Baron ähnlich. Der Ausdruck ihres seelenvollen Gesichts glänzte vorzüglich in den Rollen, wo Eifer sucht, aber noch mehr Römischer Stolz, erforderlich waren. Ihr stummes Spiel, durch die langen Tiraden der Tragiker so sehr erschwert, und im Ganzen eine sehr schwache Seite der Franzosen in der tragischen Kunst, wird sehr gerühmt. 1731 trat die Gauffin auf; die, ohne an Umfang der Talente im Tragischen der Recouvreur zu gleichen, durch ihre Schönheit, am meisten jedoch durch den schmelzenden Ton der Stimme und den ganzen dazu passenden Ausdruck, nicht allein in den Rollen der jungen Prinzessinnen, sondern auch der Liebhaberinnen im ernstern Lustspiele, den größten Beyfall erhielt, und zum Theil diesen Beyfall Bairern und Alziren verschaffte. Sie überlebte sich aber auf dem Theater, da sich das Kind der Natur erst 1763 zurückzog, wo lange schon die Dumesnil und die Clairon mit einer weit größern Bewunderung die ersten Stellen im Tragischen füllten. Der erste Rang als größte Künstlerin im Tragischen unter allen Actricen der Französischen Bühne scheint unstreitig der Clairon zu gebühren. Keine hat wohl so viel über ihre Kunst nachgedacht, keine so viel Verstand besessen, Action und Stimme so sehr durch ihren Verstand beherrscht, als diese. Aber das schwerste der Kunst, die Kunst, das Stu-

dium nicht durchblicken zu lassen, was die Sidons stets erreichte, das scheint ihr nicht immer geglückt zu seyn, und wenn gleich die Natur im Physischen auch Manches für sie that, so gehört sie von der Seite doch nicht zu den ganz vorzüglich Begünstigten. Ihre Rivalinn, die Dumesnil, die sich mehr in den Rollen der Königinnen und Mütter, als die Clairon zeigte, stand ihr gewiß an Verstand und Kunst nach; allein in einzelnen Stellen hat sie, durch einen viel höheren Grad der Hingebung, einen viel tieferen Effect bey dem größern Publicum hervorgebracht, als die Clairon. Die Philosophen vergötterten ausschließend diese. Diderot schrieb höchst wahrscheinlich sein noch ungedrucktes geistreiches Paradoxe, daß die Kunst, und nicht das Gefühl, den Schauspieler leiten müsse, für die Clairon gegen die Dumesnil, welche aber noch jetzt in dem Andenken der Mehrzahl alter Theaterfreunde lebendiger als jene lebt. 1750 erschien Lekain, dessen Mangel an Schönheit und seine kleine Figur anfangs seinem Beyfall sehr hinderlich waren. Wie er als Drosman zuerst bey Hofe auftrat, zischelten die Damen, ihm vernehmlich: ah, qu'il est laid! Beym Fortrücken seines Spiels sagten aber die nämlichen eben so laut: ah, qu'il est beau! Bald ward Lekain als der größte Schauspieler im Tragischen, den die Nation seit Baron besessen, anerkannt. Von Seiten des Verstandes und des Studiums, der Herrschaft über sein Physisches, scheint er der Clairon völlig an die Seite gestellt werden zu müssen. Nachdem er 10 Jahre hindurch die Rolle des Gengis im Waisen von China gespielt hatte, genügte ihm die Art, wie er den Character faßte, nicht. Er arbeitete sein Spiel desselben, zur größten Verbesserung, ganz um. Im Allgemeinen scheint jedoch Lekain sich nicht

frey von dem Fehler der Uebertreibung gehalten zu haben. Friedrich, der ihn bey sich spielen sah, schrieb von ihm: *Je le voudrais un peu moins outré, et alors je le croirais parfait.* Ganz das Gegentheil von jenem Fehler zeigte Aufresne, welcher zu Paris 1765 im Tragischen und höhern Comischen, unterstützt von der schönsten Figur, auftrat, zwar großen Beyfall erhielt, aber wegen der Cabalen der Schauspieler nicht angenommen wurde. Er gehört zu den wenigen außerordentlichen Talenten, die in Paris nicht aufkommen konnten; zeigte sich in Berlin, und spielte lange in Petersburg. Friedrich sagt über ihn: *Peut-être lui faudrait-il un peu du feu que Lekain a de trop.* Die Zeit von 1750 bis 1765, wo die Gauffin und Clairon bald hinter einander abgingen, ist wohl unstreitig die schönste Periode der Darstellung der tragischen Kunst gewesen, und nie hat sie den hohen Gipfel in Paris wieder erreicht, wenn gleich ein einzelner Schauspieler, Talma, seitdem erschien, der in einzelnen Gattungen von Rollen seine Vorgänger übertraf. Hinzunehmen muß man, daß in jener Periode, durch die Bemühungen der Clairon und Lekain's, das Theater von Zuschauern gesäubert, mehr auf passende Decorationen verwandt und ein schönes Costume eingeführt wurde, nach welchem Agamemnon und August nicht mehr in Allongenperücken und kleinen Keiftröcken auftraten, in denen sie sich über ein Jahrhundert hindurch gezeigt hatten.

Zur Zeit der höchsten Blüthe im Tragischen erhielt zugleich das Lustspiel den höchsten Grad der Vollkommenheit in der Darstellung, der aber (weil Préville und Mole noch später die Bühne behaupteten, als die erwähnten Tragiker, Fleury

noch in eben der Periode erschien) länger dauerte. Grandval glänzte in den Rollen der Weltmänner; die Dangeville in denen der Coketten und Soubretten. Vor allen verdient jedoch Prévillc genannt zu werden, in dem eigentlich recht comischen Fache und gleich meisterhaft in den launigen empfindungsvollen bürgerlichen Characteren: ein Schauspieler in diesen Gattungen, wie ihn die Nation nie gesehen hatte, nie wieder sah, mit einem eben so markirten als feinen Spiele, ohne Uebertreibung. Mehrere vorzügliche Schauspieler fanden sich in dem eigentlichen Lustspiele zu der nähmlichen Zeit, und nicht weniger im höhern Comischen. Molé stand hier oben an, gleich ausgerüstet von der Natur und der Kunst, vortrefflich in den Rollen der Weltmänner. Fleury, der sich nach ihm bildete, auch von der Natur ungemein begünstigt, hat Molé von einer andern Seite sehr übertroffen, da wo der Ausdruck von Seele und die Sprache der gesunden Vernunft, des rechtlichen Mannes, hingehört, die, so wie sie in der Wirklichkeit oft schlecht wegdmmt, auf dem Theater nicht selten schlecht ausgesprochen wird. Fleury, der seit 36 Jahren auf der Bühne ist, so wenig man ihm das auch ansieht, und die Mars, meisterhaft in den Rollen der Unschuldigen, sind gegenwärtig die einzigen eminenten Schauspieler im Comischen, da die Contat im vorigen Jahre das Theater verließ, welche in den älteren ersten Rollen mit unverbesserlicher feiner Leichtigkeit, Geist und Sicherheit spielte. Ungeachtet des Mangels an eminenten Schauspielern, ungeachtet daß, wie angeführt, gewisse Gattungen des Comischen nicht mehr dargestellt werden, wie sie müßten: so finden sich doch noch einige gute Schauspieler, andere,

gut in einigen Rollen, so daß man zuweilen ein treffliches Ganzes sieht. Ein solches Ganzes gewährt dann mehr Befriedigung und Vergnügen, als die einzelnen großen Künstler zu ertheilen vermögen, wenn man das mittelmäßige oder schlechte Spiel der Mitschauspieler neben ihnen sieht. Im Tragischen hatte gewiß die Nation, seit sie Lekain verlor, keinen meisterhaftern Schauspieler, als Talma, welcher 1787 die Bühne betrat; denn Larive und Monvel, welche auf Lekain folgten, stehen weit unter ihm. Ja, ohne eine anschauliche Vergleichung anstellen zu können, sind wir überzeugt, daß Talma nicht allein durch ein schönes Physisches Lekain übertrifft, sondern auch darin, daß er sich von aller Uebertreibung entfernt hält, und an tiefem Studium des Geistes der Rollen sicher Lekain nicht nachsteht, vielleicht auch hierin über ihn hervorragt. In den Rollen der Liebhaber findet man Talma zu kalt, und sicher sind die der Helden und Heroen seine Meisterstücke. Unter den Actricen im Tragischen kann die neueste Zeit nur zwey nennen, welche eine ausgezeichnete Bedeutung erhielten, die Georges und die Duchesnois. Die erstere, seit zwey Jahren in Petersburg, wahrscheinlich keine große Künstlerinn, schien da an ihrer Stelle, wo im Ganzen ein harter Character ausgedrückt werden sollte, und ihre Junonische Schönheit erregte Bewunderung. Die Duchesnois kann eben so wenig für eine große Künstlerinn gelten, hat aber vermuthlich mehr, als die Georges, über den Geist einzelner Rollen nachgedacht, und zeigt einzelne treffliche seelenvolle Augenblicke, wodurch sie über die andern Actricen sehr hervorragt. Diesen Augenblicken ist der vermünftige Beyfall zuzuschreiben, den wahrlich ihr

Physisches ihr nicht erwirbt, und den sie da nicht verdient, wo sie, gleich andern, in Uebertreibung und Geschrey verfällt. Im Allgemeinen ist durch die Revolution die erste Pariser Bühne gesunken. Die große Zunahme der Menge der Theater in der Hauptstadt und den Provinzen, womit schon früher der Anfang gemacht wurde, hat daran einen bedeutenden Antheil, weil so viel weniger auf natürliche Anlagen und Studium gesehen wird, man durch die Menge des Schlechten sich mit dem Schlechten familiarisirt, das wahre Talent, viel weniger eine ausgezeichnete Aufmunterung findend, sich vernachlässigt. Weislich, schon in Rücksicht der Kunst, ist seit ein paar Jahren die so viel größere Zahl der Bühnen zu Paris auf 8 beschränkt. Zum Vortheil der Kunst wäre aber noch eine weitere Verminderung zu wünschen. Wer nach einem Dienst von 20 Jahren die Nationalbühne verläßt, erhält, nach dem neuen kaiserlichen Reglement, eine jährliche Pension, von 4000 Livres, zu gleichen Theilen von der Regierung und der Theater-Direction zahlbar. Mit einem jeden Jahre des verlängerten Dienstes wird die Pension mit 200 Livres vermehrt. Eben so sehr, wie die Menge der Schauspielhäuser, hat die während der Revolution so ganz vernachlässigte Bildung auf das schädlichste auf die Bühne gewirkt. So bedeutend stark die Population in Paris abnahm, und noch gegen vorige Zeiten zurückbleibt, so waren und sind dennoch die Theater gedrängter voll, als je, weil die Sucht nach Zerstreuungen so sehr zunahm, und, mit vermindertem Wohlstande, der geselligen Zirkel viel weniger wurden. Ein großer Theil der Besucher des Theaters bestand also aus nem rohen, ungebildeten Haufen, der weit mehr,

als jemahls, Vergnügen an Uebertreibung, Geschrey, Geheul, fand, nach dessen Ungeschmacke sich mehr, als ehemahls, manche Schauspieler bequemen, manche des National-Theaters um so mehr vielleicht, da der größte Theil von ihnen in dem Verdachte von contrerevolutionären Grundsätzen stand: einem Verdachte, den sie, auch ohne Robespierre, mit Gefängniß und Tod hätten büßen müssen. Die der Kunst der dramatischen Darstellung geschlagenen Wunden sind sehr schwer zu heilen. Sehr große Schauspieler gehörten aber von jeher zu den ungemein seltenen Erscheinungen, wie gerade das vorliegende Buch darthut. Die Schauspieler der Oper und des ehemahligen Italienischen Theaters sind zwar hier ausgeschlossen, allein durch die Aufnahme derselben wäre die Zahl der trefflichen Künstler gewiß nicht bedeutend vermehrt. — Zum Schlusse müssen wir noch eine vierte Bemerkung anführen, auf welche das angezeigte Werk leitet, die die Litteratur der Darstellung des Französischen Theaters betrifft. An Theorien, und besonders Repertorien, ist diese Litteratur reich, doch an geistreichen Schriften sehr arm. In den Zeitschriften und Blättern des Tages sind seit lange Nachrichten und Urtheile über die Vorstellungen der Theater gegeben, und mehr, als jemahls, jetzt. Unläugbar findet sich einiges Schätzbare darunter; allein die Critiken erscheinen theils zu früh, um den gehörigen Grad der Reife zu erlangen, theils und vornehmlich aber dienen sie nur zu oft den Cabalen zu Werkzeugen, mehr noch in Ertheilung von Protectionen, als im Herunterreißen. Abgerechnet, was in geistreichen Schriften etwa gelegentlich hier und da über Schauspieler geäußert wird, ist äußerst we-

nig Geistreiches, diesem Zwecke Gewidmetes, vorhanden. In La Harpe's Correspondenz mit Paul trifft man Urtheile über manche Schauspieler an. In Marmontel's Memoiren, so wenig unparteyisch er auch, als Liebhaber der Clairon, seyn mag, sind einzelne Züge, welche das Characteristische in der Kunst der Gauffin und Clairon darstellen, meisterhaft geschildert. Die Memoiren von Lekain sind nicht zu übersehen, wenn sich gleich mehr von ihnen erwarten ließe. Das vorzüglichste Werk sind aber die Memoiren der Clairon, obschon sie hier und da ungerecht gegen Mitschauspieler seyn mag. Für die Freunde der Deutschen Bühne könnte es kein angenehmeres und lehrreicheres Geschenk geben, als wenn Schröder seine Muße zur Entwerfung von Bemerkungen über unsere dramatische Kunst benutzte: er, der nachdenkendste Künstler, der jene Kunst in ihrem Aufblühen sah, und sie auf den höchsten Gipfel brachte!

. 10

Paris.

(Fortsetzung der S. 936 u. 963 abgebrochenen Anzeige des Tome cinquième der Galerie du Musée Napoléon etc. s. oben S. 968).

301. Der Graf Roger, der den heil. Bruno bestend antrifft, von le Sueur. Das Gemälde gehört zu der bekannten Sammlung, die gegenwärtig im Pallaste des Senats existirt. 302. Eine Mutter mit zwey Kindern, von Sr. Mieris. 303. Das Landleben, von D. Seti. 304. Der mitleidige Reisende, von L. du Jardin. Ein Reisender zu Pferde reicht einem Bettler eine Kleinigkeit. 305. Ein Mädchen, von Fictor, vielleicht Victoor. Das Bild hat viel Gefälliges. Ein junges, reich gepuztes, Mädchen hat einen Fensterladen geöff-

net, und blickt neugierig auf die StraÙe. Das Museum hat dieß Bild von dem bekannten Schilde-reyhändler Hrn. Cooleers erhalten. 306. Statue der Leucothea, 6 Fuß hoch. — 307. Moses, wie er als Kind die Krone Pharao's tritt, von **N. Poussin**. Poussin scheint diesen Gegenstand geliebt zu haben, denn er hat ihn noch zwey Mal, mit kleinen Abweichungen, gemahlt. 308. Das Innere einer Holländischen Stube, von **P. de Zooge**. Es ist auffallend, daß von diesem trefflichen Künstler nirgends die Rede ist, und daß ihn nur Descamps erwähnt, indem er ihn für einen Niederländer und Zögling von Berghem ausgibt. Die Composition kann nicht einfacher gedacht werden. Eine Magd sitzt in einer Stube, und hat ein kleines Mädchen zur Seite stehen; durch eine offene Thür im Hintergrunde tritt ein anderes Frauenzimmer, vielleicht die Gebieterinn. Die Beleuchtung ist bezaubernd, und beweiset, daß man auch durch treue Nachahmung der Natur einen außerordentlichen Effect des Helldunkels hervorbringen kann. 309. Ein Jäger, von **Merzu**. 310. Eine gefällige Landschaft, von **Wynanz**. 311. Portrait einer Dame, von **Kembrandt**. 312. Zwey Büsten, von einem Unbekannten, und von — Alexander dem Macedonier, der mit dem Kaiser Napoleon eine gewisse Aehnlichkeit haben soll. Allein es ist durch Winkelmann und Eckhel bewiesen, daß kein authentisches Bild von Alexander vorhanden ist, und daß auch die Münzen mit seinem Portrait unecht sind. Die Büste ist ein Geschenk des Ritters Azara an den Französischen Kaiser. — 313. Die Beschneidung Christi, von **Dosso Dossi**. Ein kleines, schätzbares Gemählde. 314. Der mitleidige Samariter, von **Kembrandt**. Die Abstufungen von Hell und

Dunkel in diesem Wilde sind bewundernswürdig. Die Natur ist zwar, was Gestalt und Character betrifft, nicht von ihrer edeln Seite aufgenommen; allein die Wunder der Beleuchtung und der Farben überglänzen die Fehler, welche man dem Künstler vorzuwerfen haben möchte, und kaufen sie gleichsam mit Wucher zurück. Rembrandt hat diesen Gegenstand noch ein Mal gemahlt, und ihn auch in Kupfer gestochen. Das Original war in der Galerie von Choiseul. 315. Der Tabakraucher, von Teniers. Im Hintergrunde sitzen Bauern, welche mit Karten spielen. 316. Die Alpenhirten, von Veret. Die Landschaft hat viel Schönes, aber auch etwas Manierirtes. 317. u. 318. Ein schöner antiker Sarcophag aus Parischem Marmor, mit Nereiden, Tritonen und Secungeheuern geschmückt, ehemahls im Capitolinischen Museum. — 319. Judith, von Cristofano Allori. Die Figur der Judith ist ein Mädchen, welches die Wünsche des Künstlers unerhört ließ, und unter dem Nahmen der schönen Mazzaferra bekannt war. Ihre Dienerinn ist ein Portrait ihrer Mutter, und der Kopf des Holofernes ein Portrait des Künstlers. Das heißt also wirklich, den Kopf durch Liebe verlieren. Nach Einigen war Alessandro Allori der Urheber dieser Mahlerey. 320. Eine Madonna am Fuße des Kreuzes, von Philipp de Champaigne 321. Caspar Netscher, seine Gemahlinn und Tochter, von ihm selbst gemahlt. Die Drappirung, besonders des weißen atlassen Kleides der Tochter, ist meisterlich. 322. Zwen Pferde und ein Knecht, der ihnen Wasser reicht, von P. Potter. 323. Ein Portrait von Hans Lievens, ehemahls in der Galerie zu Turin. 324. Eine köstliche Statue aus Pentelischem Marmor, welche aus der Villa Negroni nach Versailles versetzt wurde,

und einen Cincinnatus oder, nach Visconti, einen Jason darstellen soll. — 325. Die Vorstellung Christi im Tempel, von Rembrandt. Die magische Wirkung des Hell und Dunkel versöhnt uns mit dem verfehlten Costume. Das Bild ist mit einer gewissen Feinheit ausgeführt, welche zu der Vermuthung Anlaß gegeben, als sey es von Rembrandt's Jüdling van Olier verfertigt; allein zufolge genauer Untersuchungen rührt es wirklich von jenem Meister her. Es war ehemahls in der Galerie des Statthalters im Haag. 326. Der heil. Franciscus im Entzücken, von Filippo Lauri. 327. Ein krankes Frauenzimmer, dessen Puls von einem Arzt befühlt wird, von Hans Steen. Ein schönes Bild, ehemals in der Galerie des Statthalters. 328. Eine gefällige Landschaft, von P. Brill. 329. Rembrandt, von sich selbst gemahlt. 330. Zwey Busten, nämlich der Ocean, und der Jupiter. Beide Busten haben den Antiquaren viel zu schaffen gemacht. Nach Visconti stellt die eine einen Triton vor; wie dem auch sey, so ist der Gedanke, aus dem Barte Delphinenköpfe hervordringen zu lassen, nicht glücklich gewählt. Der Kopf des Jupiters gehörte vielleicht zu einer colossalischen Statue. Beide wären im Pio-Clementinischen Museum. — 331. Ein Bacchanal, von N. Poussin. 332. Die heil. Cecilia, von Dominichino. 333. Ein Scherenschleifer, von Teniers. 334. Eine Landschaft mit einem spinnenden Weibe, von C. du Jardin. 335. Der Lautenspieler, von J. Mieris. 336. vortreffliche Statue des Liberius, mit der Loga bekleidet; vor Zeiten in der Vaticanischen Galerie. — 337. Ein todter Christus, mit dem Johannes, den Marien u. s. w., von A. Carracci. 338. Apollo und Daphne, von Albano. Ein liebliches Bild. 339. Isaak, der den Jacob segnet,

von **S. Victor**. Man hielt dieß Bild eine Zeit lang für ein Werk von Conning, allein es ist jetzt ausgemacht, daß man es dem Victor zuschreiben muß. Die Figuren sind im Niederländischen Costume; die Geräthe, Decken, Mobilien, Alles ist modern, aber herrlich ausgeführt. Das Licht macht eine pikante Wirkung, und ist in Rembrandt's Styl. Der Moment ist der, wie der Patriarch durch Jacob hintergangen wird, indem er sich statt des Esau segnen läßt. 340. Eine reizende Landschaft, von **P. Brill**, die nach Einigen mit Figuren von **A. Carracci** ausgestattet seyn soll. 341. Ein Krieger, aus der Niederländischen Schule. 342. Eine 4 Fuß 7 Zoll hohe Statue des Cupido aus Parischem Marmor. Die Form ist voll Grazie. Er schnitzet einen Bogen, und soll, nach Visconti, eine Copie des berühmten Cupido des Lysippus seyn. Der rechte Arm und die Füße sind ergänzt, aber mit vieler Kunst. — 343. Der heil. Bruno, der sein Ordensgewand erhält. Ein schönes Bild von **le Sueur**, das zu der bekannten, gegenwärtig im Pallast des Senats aufbewahrten, Sammlung gehört. 344. Der Schmidt und seine Familie, von **le Tain**. Es gab drey Künstler dieses Namens, Louis, Antoine und Mathieu, geboren zu Laon. Die zwey ersten starben zwey Tage hinter einander, im May 1648; der dritte aber lebte bis zum Jahre 1677. Die Wirkung des Lichts in diesem Bilde muß stark seyn. 345. Eine Dame, welche von einem Herrn Erfrischungen erhält, von **Metzu**. 346. Eine reizende Landschaft, von **J. van Huysum**. 347. Ein Portrait des Arnaud d'Andelly, von **Philipp de Champaigne**. 348. Zwey colossalische Busten,

des Scrapis und der Minerva, die erstere aus dem Vaticanischen Museum, und die zweyte aus der Villa Albani. So schön diese ist, so wird sie dennoch durch die Pallas von Velletri übertroffen. — 349. Adam und Eva, welche den Brudermord des Cain beweinen, von A. van der Werff. Das Gemälde hat etwas Erschütterndes. Es ist bereits einzeln von Porporati in Kupfer gestochen worden, und hat die Unterschrift: Prima mors. primi parentes, primus luctus, welche nach Einigen von J. J. Rousseau herrühren soll. 351. Eine Niederländische Tabagie, von A. van Ostade. Zwey Bauern spielen mit Karten, der dritte raucht, und eine Magd wartet auf. Das doppelte Licht macht eine schöne Wirkung. 352. Einige Reuter, welche ausruhen, von Ph. Wouverman. 353. Ein Kopf von Rembrandt. Nec. zweifelt, daß es ein Portrait des Künstlers sey, wie hier angegeben wird. 354. Ein Faun, als Jäger. Ein Vasrelief aus der Villa Albani. 355. Eine Madonna mit dem Kinde Jesus und dem heil. Johannes, von Julio Romano. 356. Ein Kramladen, in welchem eine Frau mehreren Leuten Waren verkauft, von Gerard Dow. Das Gemälde hat viele Schönheiten, wanderte durch mehrere Hände, und ist nie unter 17,000 Franken verkauft worden. 357. Ein Alchymist in seinem Laboratorium, von D. Teniers. Dieser Künstler hat diesen Gegenstand oft gemahlt. Das vor uns liegende Bild ist von ihm in seinem hohen Alter verfertigt. 358. Ein Viehstück, von J. S. Koos. 359. Ein Portrait des Grafen Castiglione, von Raphael. 360. Eine Statue der Thalia, mit dem Tamburin und der Maske. —

1200 G. g. A. 120. St., den 28. Jul. 1810.

Die Kupferstiche rühren von denselben Künstlern her, welche an den ersten vier Bänden gearbeitet haben, und sind mit Fleiß ausgeführt. In der typographischen Schönheit und Pracht sind die Herausgeber sich gleich geblieben.

Leiden.

Dissertatio antiquario juridica inauguralis de Romanorum ponderibus et mensuris — von Hrn. Bernhard van Laar, aus Harlem. 1810. Octav 126 Seiten. Der Gegenstand kann Manchem für eine juristische Streitschrift nicht ganz passend scheinen, wenn er nicht bedenkt, wie viel Stellen im Römischen Rechte daher Erläuterung erhalten müssen. Mehr wäre das Andere zu verwundern, daß der Verfasser aus Neigung den Gegenstand ändern, wie er sagt, zu behandeln vorgezogen hat; auf das Römische Recht nimmt er aber auch vorzüglich Rücksicht. Von den Gewichten (*ponderibus*) handelt er zuerst. I. also vom *as* und *libra* und dessen Theilen; auch vom *pondo*; von größern Gewichten. Dann II. von den Maassen (*mensuris*), sowohl der flüssigen, als der trockenen Dinge; ferner von den Maassen Flächen und Weiten. III. von der Polizen in Beziehung auf Gewicht und Maas. Die Abhandlung, in welcher doch die Griechischen Maasse und Gewichte nicht übergangen sind, ist bloß antiquarisch, also ohne Vergleichung von jenen allen mit den jetzt üblichen; welches freulich noch größere Schwierigkeiten hat; und so konnte, er sich auch mit dem wackern Eisenschmidt wohl behelfen, ohne Arbutnnot, *Romé de l'Isle*, Große u. A. zu Rathe zu ziehen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 30. Julius 1810.

Florenz.

So lange Zeit hatten wir nichts von alter classischer Litteratur aus Italien gesehen, als uns der gelehrte Uebersetzer mit Folgendem erfreute: *Αισω-
τρον μυθοι. Fabulae Aesopiae*, quales ante Planudem ferebantur, ex vetusto codice Abbatiae Florentinae nunc primum erutae, latina versione notisque exornatae cura ac studio *Francisci de Furia*. Biblioth. Laurentianae, ac Marucellianae, Praefecti, et litterarum Graecarum publ. Prof. Pars I. S. I. . . XXXII, 1 . . . 315. Pars II. I. . . IV, 1 . . . 296 in Octav, auf gutem, starkem Papier. Allerdings gewinnt das Publicum ein Ineditum, das lange begehrt ward, weil es, als noch vorhanden, bereits längst auf folgende Weise zur Notiz gekommen war. Es ist ein Codex Casinensis bombycinus in Octav bekannt, aus dem 13. Jahrh., worin eine Menge kleine Stücke (sie sind hier in der Vorrede S. XXVI einzeln verzeichnet) von verschiedenem Inhalt und Werth, aus älterer und späterer Zeit, hinter einander geschrieben sind, an der Zahl zwey und zwanzig

Q (5)

zig; daraus sind im vorigen Jahrhundert zwey Inedita ans Licht gestellt worden, die Erotici, Chariton und Xenophon von Ephesus. Dieß hat den Eoder bekannt gemacht; und bey der Gelegenheit mußte man auch, daß darin Aesopische Fabeln aufbehalten sind, welche von den Fabeln des Planudes verschieden seyn sollten. Der Eoder, von welchem hiez in der Vorrede ein Specimen der Schrift G. XXVIII gegeben wird, ist äußerst unleserlich, mit so kleinen Buchstaben, daß man ein Glas, sie zu erkennen, nöthig hat; so daß es ein Verdienst vom Hrn. Bibliothekar de Turia ist, daß er uns diese Fabeln dechiffriert, und ans Licht gestellt hat; sie nehmen den ersten Band des Werks ein; ihrer sind an der Zahl 197. Der Herausgeber hat aber seine Bemühung, die wir dankbar erkennen, noch zu erweitern gesucht, indem er eine Lateinische Uebersetzung und Erklärungsnoten beygefügt hat, welche viel Gutes, Brauchbares und Gelehrtes enthalten, für den Unterricht der Jugend, die durch Lesen dieser Fabeln zur Griechischen Sprachkunde angeführt wird. Diese Anmerkungen sind uns aber zugleich dadurch merkwürdig, weil sie uns den Zustand, in welchem diese Art gelehrter Studien sich gegenwärtig in Italien befinden mögen, errathen lassen. Hoffentlich wird kein Deutscher Gelehrter so vor-eilig seyn, und sie gegen den unter uns angenommenen oder üblichen Maßstab halten; jeder Nation muß man das Recht zugestehen, auch in ihren Ausgaben der Alten ihre eignen Bedürfnisse im Auge zu behalten, diese müssen aber nach dem ganzen litterarischen Zustande der Nation beurtheilt werden. Die Sachen, auch wenn sie nicht unbekannt sind, werden nicht weniger als die Worte erläutert. Die Richtigkeit des Drucks verdient eine besondere An-rühmung. — Sollte von dieser Ausgabe einst eine

zweite erfolgen: so würde die gelehrte Critik noch wohl Einiges nachzuhohlen haben, in Verbesserung des Textes, auch durch Vergleichung der Worte, deren sich andere Fabulisten in ihrem Vortrag eben derselben Fabel in eben dem Falle bedienen.

So weit der erste Band, womit eigentlich die Ausgabe vollendet war. Aber Hr. de F. hat noch einen zweyten Band hinzugesugt, in der Absicht, eine vollständige Sammlung der Griechischen Fabeln zu liefern. In Ansehung der Griechischen Fabeln ist freylich Vieles übrig zu thun; vor allem die Litteratur der Griechischen Fabeln; auch Lessing hatte noch manchen Wunsch; unter diesen Wünschen kann billig einer, von einer vollständigen Sammlung aller Griechischen Fabeln, gedruckter und ungedruckter, seyn. (Die verschiedenen Sammlungen, herausgegeben von Bonus Accursius, gemeinlich genannt die Planudischen, die von Robert Stephanus, die von Nevelet, kennt man aus den litterarischen Werken, vorzüglich, nach Tyrwhitt, in dem Harles'schen Fabriz, aber auch hier in der gelehrten Vorrede zum ersten Bande.) Aber die Anordnung derselben dürfte große Schwierigkeit haben; nach dem Alter? frühere und spätere? aber wie ist dieß überall auszumitteln? zumahl da die alt erfindenen nicht auch in ihrer Ausführung, wie wir sie haben, alt sind. Nach Classen, Gattungen, Aehnlichkeit und Verwandtschaft? wobey die Kunst, der ästhetische Werth, die Behandlungsart, in Betrachtung käme? eine fruchtbare, belehrende Behandlung allerdings! wenn gleich der ästhetische Werth von vielen Fabeln der geringste ist, so bald man den Character der Fabel kunstmäßig bestimmen will (ob gleich dieser nicht in dem Lessingischen überfeinen Sinnreichen besteht, sondern natürliche Einfalt die Haupteigenschaft ausmacht); oder lieber eine critische, der originalen und nachgebildeten?

Oder, welches noch am ersten auszuführen wäre, die verschiedenen Sammlungen vom Aphtonius mit andern aus den ältern; die vom Planudes, und die vor ihm gemachte frühere, welche de Furia ans Licht gestellt hat; endlich andere von spätern Griechen, die meisten ohne Geschmack, bloße Nachahmungen und Umbildungen anderer vor ihnen vorhandenen. Das Beste müßte hierbey leisten ein vollständiger und zweckmäßiger Index, mit der Bemerkung derjenigen Fabeln, welche bloß durch eine verschiedene Behandlung von einander unterschieden sind. Nun konnten einige gute kurze critische und ästhetische Anmerkungen zu einer Uebersicht verhelfen. Die Griechische Sprache, der Stil, die Wendung, würde viel dabey gewinnen: da eine Fabel von so verschiedenen bald mit eigenen, bald mit Worten, die aus den ältern entlehnt sind, abgefaßt worden, so wurde zwar ein großer Vorrath von Versarten entstehen, sie würden aber doch zu gutem Theile lehrreich gemacht werden können.

Hr. de J. hat den Gedanken von einer allgemeinen Sammlung gehabt, bey welcher er seine ans Licht gestellte Sammlung zum Grunde legte, und dieser die andern bereits gedruckten von Meveler, Matthäi, u. A. in einem zweyten Bande beyfügte. Nur hat er uns keinen angenehmen Dienst dadurch erwiesen, daß er alle diejenigen Fabeln wegließ, welche in seiner herausgegebenen Sammlung, selbst auf verschiedene Weise bereits erzählt waren. An Abkürzung des Bandes hat er zwar gewonnen, aber dagegen ist die Sammlung verflümmelt. Ihm scheint bloß am Stoff (am Materiale) der Fabel gelegen zu haben, nicht an der Behandlung, dem Vortrag, der Darstellung. Deswegen hat er auch vermuthlich die metrischen Fabeln vom Babrias ausgeschlossen. Er selbst spricht noch von vielen Fabeln in Handschriften der Vaticana, die aber so gut als

unbrauchbar seyn, weil sie von Schreibfehlern des Abschreibers wimmeln. (Man weiß eben sowohl von Fabeln, die noch in andern Bibliotheken aufbewahrt werden; Aus der Pariser kais. Bibliothek gab Hr. von Rochefort noch neulich 28 unedirte ans Licht. In der Augsburger Bibliothek sind zwey Handschriften; die darin befindlichen Fabeln kommen mit den in den Ausgaben von Hudson und Heusinger enthaltenen überein; einer unserer hiesigen Gelehrten, der sich mit diesem Zweige der alten Litteratur ehemahls beschäftigte, hatte eine Abschrift davon genommen, die in unserer Bibliothek verwahrt wird.) — Das ganze Gebiete der Fabel, zumahl das Litterarische, erwartet also noch einen zweyten Lessing.

Utrecht.

Dissertatio inauguralis de comparata cognitionis in matheſi et philoſophia indole. quam publico examini ſubmittit *Daniel Jacob van Ewyck*, Trajectinus. Trajecti ad Rhenum, ex officina Otton. van Paddenburg et J. van Schonhooven. Auf 134 S. in Octav, mit angehängten Quaestionibus.

Der Verfasser dieser gut geschriebenen Abhandlung bemüht sich eifrig, das Verhältniß der Philosophie und Mathematik zu bestimmen. Die Schrift hat daher zwey Haupttheile, deren erster über die Merkmale mathematischer Erkenntniß, und über die Evidenz und Methode dieser Wissenschaft spricht bis S. 57; der zweyte aber von dem Begriff der philosophischen Erkenntniß, von dem Fundamente ihrer Evidenz, und endlich auch von ihrer Methode handelt. Im Allgemeinen liegen Kantische Ideen zum Grunde, wiewohl im Einzelnen der Verfasser Manches nach eigenen Ansichten bestimmt, auch Kant öfters widerspricht. Das erste Merkmal der mathematischen Erkenntniß ist, nach S. 11, daß

ihre Gegenstände, Zahlen, Linien, Figuren, vom Geiste selbst gebildet werden, welches geschieht durch Anschauung, die an Raum erinnert; das zweyte Merkmal. In der Geometrie ist dieß am einleuchtendsten. Aber auch in der Arithmetik kömmt die Zahl durch Anschauung zu Stande, weil sie ohne Vorstellung einer Reihe nicht möglich ist. Von dem Wesen der Cardinalzahl wird nichts weiter gesagt, sonst wäre wohl auch die Multiplication genauer angedeutet. An Arithmetik schließt sich Algebra und Analysis; alle Zahl und Größe setzt Anschauung voraus. Hier beyläufig vom Differential Manches, was uns nicht überzeugt. In der höhern Wissenschaft sind nun aber wichtig die Zeichen, welches freylich immer weiter von jener ursprünglichen Anschauung abführt. Hier folgen zum Schluß Einwurfe gegen den Unterschied der analytischen und synthetischen Urtheile bey Kant. Freylich die Synthesis a priori hat Kant nicht gefunden; sie wird aber möglich durch die Natur vieler metaphysischer Begriffe. — Die Evidenz der Mathematik entsteht, nach S. 41, erstlich, weil ihre Gegenstände unsere Gebilde sind, dann aus der Anschauung und dem Gebrauche der Zeichen und Linien. Die Methode ist Fortschritt vom Einfachen zum Zusammengesetzten, und die Demonstration beruht auf Axiomen, Postulaten, Definitionen. Ausführlich wird gehandelt von der analytischen und synthetischen Methode der Mathematik, und die erstere zur Erfindung der Demonstration vorgezogen. — Nun folgen von S. 58 an die Betrachtungen über Philosophie. Philosophische Erkenntniß, im Gegensatz der mathematischen, auf Anschauung gegründeten, ist, welche nach bestimmten Denkgesetzen aus Begriffen geschöpft wird. Schwieriger ist die Frage nach dem Fundament, worauf die Wahrheit und Evidenz

derselben ruhet. Hier zuerst von Realität der Erkenntniß. Der Verf. behauptet mit Andern, es lasse sich die äußere Realität nicht demonstrieren, aber man glaube sie billig. Es zeige sich keine Nothwendigkeit, weder des strengen Idealismus, noch des strengen Realismus; natürlich geht hier die Untersuchung gar nicht tief ein. Denn es galt die Frage, ob die Wahrheit erklärt werden könne ohne Voraussetzung äußerer Realität, oder nicht; welches freylich weit über die Lehre von den Kategorien hinausgeht. Die Gültigkeit der philosophischen Erkenntniß nun beruht, nach S. 89, auf den ursprünglichen Gesetzen des Denkens; und die Evidenz entsteht aus dieser Nothwendigkeit. Daraus, in Verbindung mit jenem Glauben, wird philosophische Ueberzeugung. Endlich von der Methode der Philosophie. Der erste Theil der Philosophie ist Analyse der Seelenkräfte, deren Geschichte (?) Psychologie heißt; aber alle Einsicht kommt zu Stande durch Begreifen und Erklären. Das Begreifen der Philosophie geschieht durch jene allgemeine Verstandesformen, welche absolut sind und unmittelbar klar (?). Von dem Universellen kommt die Philosophie auf das Besondere; die Mathematik umgekehrt vom Einzelnen zum Allgemeinen, S. 115. Jenes ist analytisch, dieses synthetisch. Hier wird Mehreres ausgeführt, so wie alsdann auch von dem Erklären, und was die Philosophie hier Besonderes habe, zu lesen steht. Der Verf. gibt sich allerdings Mühe, aber ohne seinen Gegenstand tief zu durchdringen. Denn sonst hätte freylich vor allem die Natur des logischen Folgerns genauer müssen erforscht werden, um die innere Construction eines darauf gegründeten Gedankengebäudes zu durchschauen. Es hätte sich gezeigt, was diese Art vermag, was nicht; und für die Methode der Philosophie wären nicht unwichtige Resultate ge-

1208 G. g. N. 121. St., den 30. Jul. 1810.

wonnen. Dieses und vieles Andere hindert uns jedoch nicht, den Fleiß des jungen Verf. zu loben.

5.

Leiden.

Friderici Creuzeri, graecarum latinarumque literarum in academia Heidelbergensi Prof. P. O. Oratio de civitate Athenarum omnis humanitatis parente, qua literarum graecarum cathedram in academia Leidensi auspicatorus erat. 1809. Octavo 66 Seiten. Der Verfasser bemerkt selbst das Auffallende in der Aufschrift: eine Antrittsrede einer Professur auf einer Universität, nicht gehalten, sondern geschrieben und gedruckt von einer andern Universität aus. Doch das Räthsel löset sich bald, wenn man weiß, daß Hr. Hofr. Creuzer von Heidelberg aus nach Leiden berufen, da ihm das Clima nicht bekam, seiner Gesundheit wegen, ehe er noch die Antrittsrede gehalten hatte, nach Heidelberg in seine vorige Stelle wieder zurückgekehrt, und dadurch Deutschland einer seiner vorzüglichsten Humanisten erhalten worden ist. Der Gegenstand der Rede ist der passendste für eine Professur der Griechischen Litteratur, und zugleich der reichste, die Laudes Athenarum. Was ist nicht alles seit Pindars *Ἀπάραι καὶ ἀοδιμαὶ Ἀθῶνας*, von den alten Dichtern, Rednern, Geschichtschreibern, von Athen gesagt worden! Der größte Theil des Nühmlichen ist begriffen unter dem Worte der humanitas, die ausgebildete Menschheit dieses Völkchens, in seinen verschiedenen Verhältnissen; denn von einer philosophisch vollkommenen träumen wir vergeblich, und nie wird sie zu dieser Vollkommenheit gelangen. Ausgeführt ist das Thema mit der bekannten Gelehrsamkeit, Reinheit und Schönheit der Sprache des Verf., sowohl in der Rede selbst, als in den angehängten Anmerkungen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 2. August 1810.

Zürich.

Goldau und seine Gegend, wie sie war, und was sie geworden: in Zeichnungen und Beschreibungen. Zur Unterstützung der übrig gebliebenen Leidenen in den Druck herausgegeben von Karl Jay, Med. Dr. in Arth. Mit einem Titeltupfer und Plan. 1807. S. 390 in Octav. Wir müssen uns beynah über den Zufall entschuldigen, dieses merkwürdige Werk nicht früher angezeigt zu haben. Seine traurige Veranlassung und sein menschenfreundlicher Zweck sind zwar schon bekannt genug: aber es wird immer das vorzüglichste Monument jener schrecklichen Begebenheit bleiben, und ist auch in historischer und wissenschaftlicher Rücksicht nicht ohne Interesse. Man könnte ihm vorwerfen, daß es etwas zu ausführlich ist, zu viele verschiedenartige Gegenstände berührt, und daß der Schreibart bisweilen die letzte Ausfeilung mangelt. Aber der Verfasser rechtfertiget sich selbst darüber durch die entgegengesetzten Wünsche des Publicums, durch die nothgedrungene Eifertigkeit, und durch seine eigene Herzensberührung, da er alle Verunglückten kannte. Der erste

Abschnitt, S. 1... 67, enthält die ältere Geschichte der Gemeinden Arth, Goldau und Lowerz. (Dem Rec. scheinen dergleichen Geschichten immer merkwürdig, weil sie im Kleinen das Bild eiaer jeden Republik im Großen liefern, und belehrenden Aufschluß über eine Menge von gesellschaftlichen Verhältnissen geben.) Für die beglaubte ursprüngliche Unabhängigkeit des Landes Schweiz zeugen diese Untersuchungen nicht; wenigstens waren Arth und Steinen den Grafen von Lenzburg, Lowerz dem Kloster Murbach, als ihren damahligen Herren pflichtig. Von diesen Pflichten haben sich Steinen, Sattlen und Viberegg schon im Jahre 1260 durch freywillige Uebereinkunft mit den Grafen von Habsburg = Lauffenburg losgekauft. Eben dieses thaten die Einwohner von Arth noch lange nach der Schlacht bey Morgarten, und solcher Loskauf ist also gar keine Wohlthat des 18. Jahrhunderts; er war zu allen Zeiten mit gegenseitiger Einwilligung erlaubt und üblich. S. 38... 40 vernimmt man den neuen Umstand, daß der Pfeil, durch welchen Heinrich von Hünenberg die Eidgenossen von dem Angriffe bey Morgarten benachrichtigte, an seinen Amtmann Hans Jacob Jay zu Arth, einen Vorfahren des Verf., gerichtet war, und daß jener Heinrich v. Hünenberg ein Schwager von Hector Nebing gewesen, dessen Vater die Eidgenossen in der Schlacht bey Morgarten commandirte. So können Verschwoerungen ganze Länder vom Untergange retten! Im Jahre 1353 traten die von Arth, welche sich durch Loskauf der Herrschaftsrechte frey gemacht hatten, mit denen von Schwyz in einen Bund, und wurden sogar als das erste Viertel des Landes anerkannt. So wenig dachte man damahls an die Unterdrückung nachbarlicher Freyheit, oder an die Einverleibung so genannter enclaves! Man sollte es nicht glauben, in diesen freyen Bergthälern so alten Adel zu

finden; nirgends ist er auch mehr geachtet, als bey diesen Söhnen der Natur. Die Steding waren schon im 11. Jahrhunderte als angesehenene Männer bekannt; und ob gleich ihr Geschlecht im J. 1521 nur noch auf einem einzigen Kopfe beruhte, so sind von demselben 100 Jahre später 27 Officiere auf einmahl in die Laufgräben vor Rochelle gezogen. Auch fand man in den verschütteten Gegenden häufige Verspiele, daß das Grundeigenthum fünf Jahrhunderte hindurch von Vater auf Sohn in der nämlichen Familie verblieben ist: ein Umstand, dessen sich wenige adliche, ja sogar wenige furstliche Häuser rühmen können, und der immerhin viel für die Sitteneinfalt und die Wirthschaftlichkeit dieser Völker beweiset. Die spätere Geschichte von Arth ist natürlicher Weise ganz mit der des Cantons Schwyz verwebt. Es sind aber noch die Nahmen der Arthner aufgezeichnet, welche in den Schlachten bey Laupen, Sempach, und in den Burgundischen Kriegen, für das Vaterland fielen. Dagegen mußten, nach S. 66, am 16. September 1798 im Nahmen einer neuen Freyheit, welche Jedem das Seinige raubte, die vor Sempach eroberten Lanzen und Hellebarten, das Heiligthum vieler Familien, verbrannt und das Eisen in den See geworfen, dafür in diesem seit fünf Jahrhunderten freyen Lande ein so genannter Freyheitsbaum errichtet werden, welchen auch die Einwohner sogleich mit Geflier's Baum verglichen. Unter der neuern Geschichte von Arth wird auch der seit dem Jahre 1519 all dort gährenden Reformation erwähnt, und diese Begebenheiten, sogar die entscheidende Epoche von 1655, wo endlich zur Herstellung des innern Friedens gewaltsame Maßregeln eintreten mußten, werden, ob zwar zu Gunsten der Katholiken, äußerst tolerant und billig erzählt. Zu dem Bau der neuen schönen Kirche von Arth im Jahre 1694 haben einzelne

Landleute, welche kaum 30,000 Gulden besaßen, 1000 bis 3000 Gulden gesteuert: heut zu Tage würde man schwerlich dergleichen Beispiele finden. Zuletzt werden die vorzüglichsten Unglücksfälle angeführt, welche die Gemeinde Arth betroffen haben, und die in inneren Kriegen, großen Feuersbrünsten und Ueberschwemmungen, besonders aber in den Revolutionsbegebenheiten und Kriegen von 1798 bis 1799 bestanden. Diese letztern werden hier mit einer Genauigkeit erzählt, wie sie, unsers Wissens, noch nicht bekannt geworden sind, und zwar mit einer desto größern Authenticität, da der Verfasser während dieser ganzen beschwerlichen Zeit Vorsteher der Gemeinde Arth, und sogar ein Mitglied des Schwyzerschen Kriegsraths, gewesen ist.

Der zweite Abschnitt, S. 97 . . . III, beschreibt die Gemeinde Arth, wie auch die schöne Gegend von Goldau und Lomerz, in landschaftlicher Rücksicht. Aesthetischer Schmuck war freylich nicht die Hauptabsicht des Verfassers. Seine etymologische Untersuchungen, S. III . . . 120, sind größten Theils sinnreich und sehr natürlich, nicht aus dem Keltischen, wie es gezwangener Weise Böcher thut, sondern aus dem Lateinischen hergehohlet. Rusberg von Mons rufus; Rigiberg von Mons rigidus (der frostige), welches auch mit der Lage und der Tradition übereinstimmt; Arth, ehemahls Artra, von Arcta vallis; Lomerz, Lacwärts (Lacum versus). Goldau hingegen ist Deutschen Ursprungs von dem Golde, welches ehemahls in dem dortigen Bache gewaschen wurde. Wir übergehen die geognostische Beschreibung des ganzen Arthner Thales, S. 121 . . . 140, welche nicht leicht in einen Auszug gebracht werden kann, wie auch die nähere Beschreibung der Gegend von Röthen und des Gnypfenberges, wobey Betrachtungen über die

vorangehende Witterung angestellt werden, welche den Felsensturz veranlaßt haben mag.

Im dritten Abschnitte, S. 168 . . . 215, folgt die Tagesgeschichte des unglücklichen 2. Septembers selbst, nicht flüchtig und verstellt, und auch nicht poetisch geschmückt, sondern mit der pünktlichsten Treue vollständig und gleichsam procedurlich aus Informationen aller übrig gebliebenen Augenzeugen mit gründlicher Urtheilskraft zusammengezogen. Sie bleibt auch so noch fürchterlich genug. Die anfänglich verbreitete Sage von Rauch, den man auf einen vulcanischen Ausbruch deutete, wird sehr natürlich durch einen erschütterten Kohlenhaufen und dadurch in Brand gerathenen Holzstoß erklärt, welcher von der Lauwine fortgeschleudert wurde. Das Benehmen der unglücklichen Bewohner bey dieser ganzen fürchterlichen Begebenheit ist ohne Affectation, mit herzergreifender Einfalt und Rührung, beschrieben. Es zeugt von tiefer unverdorbenener Empfindung und männlicher Seelenkraft.

Von den Erhaltungsgeschichten im vierten Abschnitte, S. 216 . . . 290, sind einige außerordentlich merkwürdig: die Rettungsgeschichte des Joh. Martin Eberhard und der kleinen Marianne Wigot nebst ihrer Magd Francisca wären allein des ganzen Buches werth. Kein Roman, keine Dichtung, kann dieser kunstlosen Wahrheit an abwechselnd Fürchterlichem und Rührendem gleich kommen. Uebrigens ist es doch bemerkenswerth, hier zu lesen, wie ungekünstelte Religiosität jener Naturmenschen einerseits bey unvermeidlichem Unglück Trost und Ergebung, andererseits bey jedem Anschein einer nur immer möglichen Rettung der Jährigen mitten im bittersten Schmerz noch Muth, Beharrlichkeit und übermenschliche Kraft gab. Ein zahlreiches verweichlichtes Geschlecht, welches sich

auch bey dieser Gelegenheit vernehmen ließ, weiß hingegen immer zu dissertiren, zu raisonniren, zu criticiren, während Andere, deren Seele viel tiefer fühlt, wohlthätig helfen.

Der fünfte Abschnitt enthält verschiedene vermischte Bemerkungen. 1) Die Beschreibung der nicht minder schrecklichen Begebenheit bey Seewen und dem Lowerzer See, und die Rückreise des Verfassers selbst von Schwyz nach Urth. S. 251. . . 271. Hier wird unter andern der bey Goldau umgekommenen Bernerischen Reisegesellschaft mit edler Nührung gedacht. 2) Eine scharfsinnige und der Natur abgebergte Untersuchung über die eigentliche Ursache des Felsensturzes. S. 271. . . 284. 3) Von der Lawine eigendsten Bestandtheilen. S. 284. . . 292. 4) Von ihren Wirkungen nach den verschiedenen Steinströmen, besonders am östlichen Gange ihres Hinsturzes im Lowerzer See. S. 293. . . 308. Merkwürdig ist die Erzählung, wie selbst das Vieh das kommende Unglück gesehen, und sich durch schnelle Flucht gerettet hat. Auch über die Kraft des aufgethürmten Wassers ersäunende Belege. 5) Von der Lawine Oberfläche. S. 308. . . 317. Ein gräßlicher Anblick, besonders in Vergleichung mit dem ehemahligen blühenden Gelände. 6) Schaden der Lawine. S. 317. . . 329. Dieser Abschnitt ist der traurigste von allen. 450 Einwohner, gerade aus der nützlichsten und besten Classe, ein Schlag moralisch-guter, verständiger und arbeitssamer Menschen, fanden hier ihr Grab. 7111 Jucharten (Morgen) Landes zu 36,000 Quadratschuhem wurden überschüttet, von denen ein Drittel aus herrlichen Wiesen bestand, wo jede Jucharte über 500 Gulden galt. Dabey gingen auch die darauf hypothecirten Capitalien verloren. 2 Kirchen, 4 Capellen, 103 Häuser sammt allem

hausgeräthe, 200 Ställe, mit Heu und Winterfutter angefüllt, nebst 323 Stück Vieh, sind verschwunden; alle Straßen, Brücken, Wehren und Dämme sind zerstört. Der ganze Schaden beträgt, nach der mäßigsten Schätzung, mehr als 2 Millionen Gulden. Zwar betrug die eidgenössische und fremde Liebessteuer, deren der Verfasser mit rührendem Danke erwähnt, über 100,000 Franken (66,000 Gulden): aber was ist dieses gegen einen dreymahl größern Schaden? Auch versichert der Verf., daß selbst denen, welche 10,000 Gulden und mehr verloren haben, sonst aber noch Etwas besitzen, nicht ein Pfennig werde zugetheilt werden. 7) **Widerlegung von Vorwürfen vernachlässigter Rettung.** S. 329... 336. Hier wird besonders eine fremde Zeitung wegen des in ihren Blättern eingestreuten aberwitzigen und unverdienten Tadels, der den bitteren Schmerz noch mehr erhöhet, abgefertigt. Diese Widerlegung ist mit unwiderstehlicher Kraft und Wahrheit abgefaßt. Am anziehendsten und interessantesten ist 8) der Abschnitt von den Sitten und dem Character der verunglückten Einwohner. S. 336... 346. Nicht ohne erfreuliches Gefühl liest man das Gemälde der patriarchalischen Einfachheit und Sittenreinheit, welche noch unter diesem nicht ungebildeten und überhaupt wohlhabenden Hirtenvolke herrscht. Die Menschen wohlgestaltet, schön, kraftvoll, gesund, ein beynahe krankheitsloses Leben bis ins höchste Alter — Geschlechter, die oft seit 3 bis 4 Jahrhunderten von Vater auf Sohn das nämliche Grundstück, das nämliche Haus, bewohnen; Milchspeisen und Zieger ihre einzige Nahrung, geblähter Rahm ihr größter Leckerbissen; die Kleidung (ein Feiertagskleid abgerechnet) von gleichem Schnitt, von gleichem Zeug, von selbstgefertigtem Stoff. — Welches Zutrauen, welche natürliche Rechtslichkeit, die alle unsre geseslichen Künstelehen beschämt: Zwen

Nachbarn sind mit einander in Streit um eine Wiese. Der Kläger fordert den Beklagten auf, mit ihm vor Gericht zu kommen. Dieser entschuldigt sich wegen seiner dringenden Landarbeit. Weil aber das Gericht sich morgen eben zum letzten Mahl versammelte: so ersucht er den Kläger, allein hinzugehen, und beiderseitige Gründe vorzubringen. Letzterer übernimmt den Auftrag; ohne Vollmacht, ohne Advocaten, ohne Schriften, ohne Termine, ohne Kosten, hält erredlich das Versprechen, kommt freudig zurück, und hat den Handel für seinen Gegner gewonnen. In Goldau und der ganzen obern Gegend bedurfte man weder Schloß, noch Riegel; der Schlüssel steckte an jedem Milch Keller, beynahе ihrer einzigen Schatzkammer, und doch fand sich allgemeine Sicherheit, ohne daß man darüber übereingekommen wäre, ohne kunstlichen Vertrag, ohne Garnison, ohne Polizzen, fast ohne alle positive Gesetze. Solche Erscheinungen sind den neuen Hobbefianern nicht günstig, welche die Menschen für wilde Thiere, den geselligen Naturstand für rechtlos ausgeben, die heilige Gerechtigkeit nicht aus angeborenen natürlichen Gesetzen, nicht aus dem Gemüthe des Menschen, sondern nur von wunderlichen Anerkennungsverträgen, von nie bestandenen Instituten, herleiten wollen, und die wähnen, daß man ohne ihre Dichtereyen, ihre Zwangsgenossenschaft, im natürlichen geselligen Verbande, wie alle Staaten es sind, nur der Gewalt roher Naturkräfte ausgesetzt sey, wo kein Recht oder keine Hülfe zum Recht bestände. Zuletzt schließt der Verf. sein inhaltreiches Werk mit einem nachmentlichen Verzeichniß aller verunglückten und geretteten Personen, welches um so merkwürdiger ist, als fast von jedem Individuo kurze biographische Notizen beigefügt sind. Keine Schrift über diesen fürchterlichen Vergifturz kömmt der gegenwärtigen an Authenticität und strenger Wahrheitsliebe gleich.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 4. August 1810.

Rostock und Schwerin.

Bev Stiller: Versuch einer kirchlichen Sta-
tistik der herzoglich Mecklenburg-Schwerin-
Güstrowschen und Mecklenburg-Strelizischen
Länder: Mit einigen wohlgemeinten Nebenbemer-
kungen. 1809. klein Octav 187 Seiten.

Dies Buch ist mit der Genauigkeit und Pünct-
lichkeit geschrieben, welche man mit Recht von sta-
tistischen Arbeiten fordert. Der Verfasser ist selbst
Mecklenburger, und hat außer eigener Beobach-
tung auch gute gedruckte und handschriftliche Nach-
richten zu Rathe gezogen. Zuerst werden die kirch-
lich-statistischen Abrisse der Länder der Mecklen-
burg-Schwerinischen und Mecklenburg-Strelizischen
Linie gegeben. Bey jenen liegt Rudlof's Mecklen-
burg-Schwerinischer Staatskalender für das Jahr
1809, mit einigen Berichtigungen in den Zahlen,
zum Grunde; bey diesen hat sich der Verf. nicht
auf den jährlich erscheinenden Mecklenburg-Stre-
lizischen Staatskalender verlassen zu dürfen ge-
glaubt, sondern sich von einem der Sache kundigen,
im Herzogthum Stargard wohnenden, Freunde

richtige Listen verschafft. Uebrigens darf man hier keine bloß kalendermäßigen Angaben erwarten, man findet vielmehr wirklich bloß das Statistische. Nach dem besondern kirchlich = statistischen Abriß der beiden Herzogthümer folgen noch einige allgemeinere Angaben, welche beide Herzogthümer zugleich, namentlich die oberbischöfliche und landesherrliche Autorität über Kirchen und Prediger, die Constitorien, die Kirchenordnungen, welche Reformirte, Katholiken und Juden betreffen, wo gezeigt ist, wie fern die Einrichtungen in den Herzogthümern verschieden sind. Abgesondert von dem eigentlich Statistischen machen den Beschluß Nachrichten und Bemerkungen über den Geist und die geistige Wirksamkeit der Geistlichen im Mecklenburgischen, über die litterarische Cultur unter ihnen, über den Zustand der Religion, des Cultus, der Schulen und der Sitten in den Mecklenburgischen Ländern. Hier und da sind Gedanken, Wünsche und Vorschläge zu Verbesserungen eingestreut. Das Buch ist nützlich und belehrend, nicht nur für Mecklenburger, sondern auch für Ausländer, und wenn man damit noch Siggelkow's Mecklenburgisches Kirchen- und Pastoral = Recht verbindet, so wird man sich eine Kenntniß von dem kirchlichen Zustande dieser Länder, wie von wenigen andern, erwerben können. Berichtigen können wir als Ausländer in den statistischen Angaben natürlich nichts; aber ausheben und bemerken wollen wir Einiges, um die Aufmerksamkeit auf dieses Buch zu ziehen. Mit Vergnügen sieht man, wie unter der Regierung des jetzigen Herzogs von Mecklenburg = Schwerin für das Kirchen = und Schulwesen gesorgt worden ist, wie manche treffliche Anordnungen und Einrichtungen gemacht worden sind. Unter andern ist von ihm das pädagogisch = theologische Seminarium zu

Hofort gestiftet worden. Diese Anstalt bezweckt nicht bloß die Bildung für den Predigerberuf, sondern auch für den Hauslehrerberuf. Sie macht eine genauere Beurtheilung und speciellere Leitung der Studirenden, welche daran Theil nehmen, möglich, und gibt ihnen zu homiletischen Ausarbeitungen und zur Uebung im Memoriren, Recitiren und Declamiren, zu Vorübungen auf das Catechisiren und zu einer zweckmäßigen Lecture Gelegenheit. Der kürzlich verstorbene Director dieses Seminariums, Dr. Dahl, hatte zu den öffentlichen Vorlesungen, welche er für die Seminaristen zu halten hatte, die Pädagogik, Didaktik, Homiletik, Catechetik, sammt den vorzüglichsten Abschnitten der Pastoraltheologie, und die Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung der herkömmlichen Perikopen gewählt, und wechselte mit diesen Vorlesungen in einem zweijährigen Cursus ab. Ein neues Gesangbuch ließ der Herzog selbst bloß in den Hofgemeinen zu Schwerin und Ludwigslust einführen, in die Vorrede zu demselben aber setzen, daß er durch Veranstaltung dieser Liedersammlung allen seinen Unterthanen bloß mit seinem Beispiele vorgehe, sonst aber es ihnen ganz überlassen wolle, ob sie sich dieses oder des gewöhnlichen Landes-Gesangbuchs in der Folge zur öffentlichen Erbauung zu bedienen für gut finden werden, wiewohl es ihm zur besondern Zufriedenheit gereichen würde, wenn die Gemeinen im Vaterlande ihm freywillig nachzufolgen sich bereit erklären sollten. Doch sind die meisten Gemeinen dem Beispiele noch nicht gefolgt. So hat auch der jetzige Herzog ein Schullehrer-Seminarium zu Ludwigslust zu Stande gebracht. Wegen der Aufrechthaltung der Sonnen- und Festtagsfeier und der Kirchenpolizien sind unter ihm mehrere Verordnungen herausgekommen. In den neuesten Zeiten hat der Herzog bekannt ge-

macht, er werde es weiter nicht zugeben, daß verdienstvolle Prediger auf kleinen Pfarren, und schon mehrere Jahre im Amte gestandene Schullehrer in Ansehung einer weitem Beförderung durch das Andringen der jungen Candidaten oder der auf eine kurze Zeit im Amte gestandenen Lehrer, zurückgesetzt, wo nicht gar vergessen und gänzlich um eine lang gehoffte Hülfsleistung gebracht werden; und zugleich seinen festen und unabänderlichen Entschluß erklärt, von jetzt an durchaus keinen Candidaten, welcher nicht zuvor schon mehrere Jahre im Schulsache gestanden, und seine darin erprobte Amts- und Unterrichtstreue untrüglich bewiesen habe, zum Predigtamte zu befördern, sondern erst die Schullehrer ins Predigtamt zu versetzen, und dann die dadurch vacant werdenden Schulstellen an Candidaten zu conferiren, bey beiden aber, den Schullehrern und Candidaten, die Anciennität in Ansehung ihrer Dienst- und Prüfungsjahre, ohne Nebenrückichten, genau beobachten zu lassen. Den Geist dieser Verordnung ehren wir: aber es zur allgemeinen Regel zu machen, daß jeder Prediger vorher müsse Schullehrer gewesen seyn, halten wir nicht für gut. Es gibt junge Männer, welche für beides Talent, Fähigkeit und Kraft haben, und welche sich wirklich im Schullehrerstande zu desto vollendeteren Predigern und Geistlichen bilden. Aber manche, und vielleicht die meisten, sind nur einem von beiden Fächern gewachsen; sollen sie sich für beide vorbereiten, so verderben sie sich für beide, oder für eines von beiden, und es ist zu besorgen, daß, wenn dieß Princip angenommen wird, am Ende noch weniger gute Prediger und Geistliche seyn werden. Schon jetzt studiren Wenige die Theologie mit dem Ernste und der Anstrengung, welche die Würde der Sache erfordert; sie widmen den Studien und Sprachen, welche erfordert werden, um an

philologischen Seminarien, welche mit Stipendien verknüpft sind, Antheil nehmen zu können, und um Hauslehrerstellen zu bekommen, so viel Zeit, daß für die theologischen und religiösen nur wenig mehr übrig bleibt. Wenn nun gar zum Gesetz gemacht wird, daß Keiner eine Pfarre bekommen soll, der nicht vorher Schullehrer gewesen ist, so ist zu fürchten, daß das Studium der Theologie noch mehr leiden wird. Der studirende Jüngling denkt am meisten an das Nächste und Dringendste, und verliert alsdann das entfernter Liegende aus den Augen. Vielleicht ist aber auch die Verordnung nur so gemeint, vorläufig nur das gerechte Verhältniß in Ansehung der Beförderung und Versezung der Schullehrer und Prediger, welche wenig einträgliche Stellen haben, herzustellen, und dem Zudringen junger Candidaten und Prediger zu den bessern Stellen vorzubeugen. Sehr billigen müssen wir auch die Einrichtung im Schwerinschen, daß der junge Theologe, welcher seine academische Laufbahn geschlossen hat, nicht sogleich die Kanzel besteigen darf, und daß auch der fremde Candidat, selbst wenn er im Auslande geprüft ist, es nicht thun darf; daß vielmehr beide, ehe sie diese Erlaubniß erhalten, von irgend einem Landes-Superintendenten streng geprüft werden. Wir kennen Länder, wo nicht nur ungeprüfte Candidaten, sondern auch Studenten, ohne Rücksicht auf Kenntnisse, Bildung, Lebenswandel und Ruf, häufig auf die Kanzel gelassen werden. In dem Schwerinschen ist seit langen Zeiten schon die Einrichtung, daß die Superintendenten den Predigern ihrer Diöcese einige Gegenstände aus der gelehrten und practischen Theologie und einige Fragen über Amtserfahrungen zur Bearbeitung und Beantwortung aufgeben, und daß alle zu Einer Präpositur gehörende Prediger jährlich ein Mal bey demjenigen von ihnen, an welchem die Reihe

ist, Synode halten, ihre Abhandlungen einander vorlesen, und über dieselben, so wie über andere ihr Amt betreffende Gegenstände sich ihre Urtheile und Erfahrungen mittheilen. Die vorgelesenen Abhandlungen und die in der Synode abgefaßten Protocolle werden durch die Präpositen an die Superintendenten, und von diesen, nicht an die Consistorien, sondern an das Regierungs-Collegium eingesandt. Wir setzen noch eine von den wohlgemeinten Nebenbemerkungen des Verf. hinzu, S. 180: Es scheint uns keinen Zweifel zu leiden, „daß während der dem Cultus gewidmeten Stunden alle lärmenden Arbeiten und Zerstreuungen auf den Gassen und in den Häusern strenge untersagt, alle Kramläden, Wein- und Bierschenken geschlossen, und jeder Verkauf auf öffentlichen Plätzen schlechterdings verboten, und die Contravenienten ohne Unterschied sofort bestraft werden müssen; imgleichen, daß die oberste Staatsbehörde allen von ihr angestellten öffentlichen Lehrern, deren Unterricht irgend eine Beziehung auf Religion hat, ferner allen obrigkeitlichen Personen und Volksvorstehern, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, die Theilnahme an den sonntags und festtäglichen religiösen Versammlungen und an der Gedächtnißfeier des Stifters des Christenthums ernstlich zur Pflicht, die von ihrem Amte unzertrennlich sey, machen, und diejenigen, welche ohne gegründete Ursachen diese Pflicht mehrere Wochen und Monathe hindurch verabsäumt haben, als des öffentlichen Vertrauens unwürdig bestrafen könne“.

L
18

Hannover.

Sophie, Churfürstin von Hannover, von Joh. Georg Heinr. Feder. 1810. Octav 252 S. Ein später Kranz kömmt darum nicht zu spät! Die würdige Fürstin, auf deren Grabe er hier niedergelegt wird, verdiente ihn um so mehr, da ihr merkwürdi-

ges Leben, und ihr eben so merkwürdiger Character, bisher keinen eigenen Biographen gefunden hatte. Der ehrwürdige Weltweise, der ihr dieß Denkmahl setzt, hatte dazu den nächsten Beruf, da ihm der Zugang zu einer Quelle offen stand, die Andere nicht leicht hätten nutzen können: zu dem auf der Bibliothek von Hannover aufbewahrten Briefwechsel der Churfürstinn mit Leibnitz. Daß der Briefwechsel einer Regentinn mit dem ersten Denker ihrer Zeit die Quelle ihrer Lebensgeschichte, und besonders ihrer Characteristik werden konnte, legt allein schon ein Zeugniß ihres hohen persönlichen Werths ab. Sie, die jüngste Tochter Friedrichs V. von der Pfalz, im Unglück geboren und aufgewachsen, war dazu bestimmt, in immer größere Verhältnisse zu kommen, bis ihr und ihrem Hause am Abend ihres Lebens die glänzendste Aussicht auf den Thron von Großbritannien eröffnet ward, den ihr Sohn Georg I. wenige Wochen nach ihrem Tode wirklich bestieg. Wer die ganze Reihe von Ereignissen kennt, wodurch diese Succession herbengeführt ward, weiß auch, daß es davon kein gleiches Beispiel in der Geschichte gibt; aber wenn gleich dieß wunderbare Spiel des Schicksals nicht in ihrer Hand war, so war doch die Festigkeit, mit der sie der väterlichen Religion anhing, ihr Verdienst; und Jeder weiß, daß es diese war, welche ihr und ihrem Geschlechte den Weg zu dem Throne bahnte, den es bestieg.

Der Verf. hat sich, wie man es erwarten konnte, von aller Erzählung der Zeitgeschichte entfernt gehalten, und sich bloß auf dasjenige beschränkt, was der Churfürstinn persönlich eigen war. Er ist nicht bemüht, ihren politischen Einfluß herabzusetzen oder gar zu läugnen; allein von jener Vielthätigkeit, die sich in Alles mischen, Alles durch Intriguen leiten will, finden sich in dem Leben der Fürstinn keine Spuren.

Ihre politische Thätigkeit hatte Ein Hauptziel, das Wohl ihrer Familie, besonders die Erhaltung, oder, wo sie aestört war, die Wiederherstellung der Einigkeit in derselben. Zu ihren vertrautesten Freundinnen und fleißigsten Correspondentinnen gehörte ihre Nichte, die Herzoginn von Orleans (Mutter des Regenten), aus deren naiven Briefen der Verf. mehrere Bruchstücke eingerückt hat, in denen sie eben so erscheint, als in der von ihr schon früher bekannt gemachten Sammlung. Unter die Gegenstände, über welche der würdige Verf. ein helleres Licht zu verbreiten sucht, gehören besonders die Vereinigungsveruche der Katholiken und Protestanten, woran auch Leibniz einen so lebhaften Antheil nahm. Daß die Churfürstinn davon unterrichtet gewesen sey, ist aus der Correspondenz klar; doch scheint es nicht, daß sie sehr tief hineingegangen sey. — Selten gab es wohl in einer fürstlichen Familie so viele geistvolle und kenntnißreiche Frauen, als in der ihrigen. Die Churfürstinn selber; ihre einzige Tochter, die erste Königin von Preußen, die Freundinn von Leibniz, die ein frühzeitiger Tod wegnahm; ihre Schwiegerentelinn, die Prinzessinn von Ansbach; ihre ältere Schwester, die Aebtissinn von Maubuisson, die gelehrteste Dame ihrer Zeit. In der Mitte dieses gebildeten Kreises Leibniz, an den alle sich angeschlossen, den alle verehrten, und der fast mit Allem, was in seinem Zeitalter groß und hervorragend war, in Verbindung stand.

Die in den Beylagen gegebenen Auszüge aus der Correspondenz der Churfürstinn mit Leibniz enthalten nicht bloß die Belege zu dem Erzählten, sondern lassen manchen Blick in die Charactere dieser beiden vortrefflichen Personen thun. Möchte das Andenken auch von Andern, die ihnen ähnlich waren, auf eine so würdige Weise erneuert werden!

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1810.

Dorpat und Leipzig.

Bei Nummer, 1809: Die Bibel des Neuen Testaments, oder die ehrwürdigen Urkunden der christlichen Religion, als ächte und einzige Quelle derselben. Uebersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von D. Wilh. Friedr. Hezel. XXX und 682 Seiten in groß Octav.

Wir haben in neuern Zeiten mehrere Uebersetzungen des Neuen Testaments erhalten. So lange, als das Ideal einer solchen Uebersetzung noch unerreicht da steht, so lange darf kein neuer Versuch, der zur Annäherung an dasselbe dienen soll, als unwillkommen abgewiesen werden. Nur das darf die Critik mit Recht fordern, daß Jeder, der sich einer solchen Arbeit unterzieht, es wisse, nach welchem Ziele er strebe, welche Klippen, an denen seine Vorgänger gescheitert, er zu vermeiden habe, und mit welchen bisher noch unbefriedigten Ansprüchen und Erwartungen man zur Beurtheilung seines Versuchs kommen werde. Uebersetzen ist schwer, und beym N. T. doppelt schwer, wo die rauhe,

Z (5)

ungebildete Schreibart, der in manchen Beziehungen dunkle hellenistische Sprachgebrauch, der verschiedenartige schriftstellerische Character der einzelnen Verfasser, Schwierigkeiten machen, die sich bey andern Originalen nicht finden. Hr. Hezel, dem wir die gegenwärtige Uebersetzung verdanken, hat gezeigt, daß er diese Schwierigkeiten kennt, und nicht unvorbereitet an seine Arbeit gegangen ist. Er bestimmt sie zunächst für seine academischen Zuhörer, als Hülfsmittel zur Vorbereitung auf exegetische Vorlesungen, und zur leichtern Uebersicht dessen, was sie in diesen gehört haben. Dann aber auch für andere auf auswärtigen Universitäten Theologie Studirende zu demselben Zweck, und überhaupt für die gebildeten Stände seiner evangelischen Glaubensgenossen, denen, nach echt-lutherischen Grundsätzen, nur das echte Wahrheit der Lehre Jesu sey, was und wie es vermöge einer vernünftigen und richtigen Interpretation in den heiligen Büchern des N. T. liege. Er wird damit in Verbindung setzen eine periodische Schrift, welche unter dem Titel: Dorpatisches Magazin für Theologie, erscheinen soll, worin die Beweise für einzelne neue, in der Uebersetzung ausgedrückte, Erklärungen gegeben, und woran, außer dem Verfasser, auch noch andere Dorpatische Gelehrte Antheil nehmen werden.

Für die Critik hat der Verf. selbst den Maßstab gegeben, und den Gesichtspunct bestimmt, nach welchem er seine Arbeit beurtheilt zu sehen wünscht, und mit welchem auch ein Jeder in der Hauptsache einverstanden seyn wird. Voran steht nämlich statt der Vorrede die Skizze einer Theorie der Kunst, zu übersetzen, ursprünglich eine Vorlesung, die am Alexanderstage 1807 zu Dorpat vom Verf. gehalten wurde, und hier, mit Weglassung

der localen Beziehungen, wieder abgedruckt ist. Sie ist im Ganzen nach dem bekannten Englischen Werke: Essay on the principles of translation, wovon Hr. Dr. Eöbel eine Deutsche Uebersetzung mit trefflichen Zusätzen besorgte, gearbeitet, weil Hr. Hezel die dort aufgestellten Grundsätze auch für die seinigen anerkennt. Aus dem Begriff einer guten Uebersetzung, welche dann gut genannt wird, wenn der Sinn des Originals, nicht bloß im Ganzen, sondern auch seinen einzelnen Theilen und Schattirungen nach, so vollständig ausgedrückt ist, daß in der Uebersetzung alles in eben dem Grade verständlich ist, und in eben dem Grade und eben so empfunden wird, wie im Original; aus diesem Begriff werden drey nothwendige Erfordernisse abgeleitet, welche jede gute Uebersetzung besitzen muß: Identität der Ideen des Originals in ihrem ganzen Umfange und nach allen ihren Schattirungen; Identität des Characters im Style und der Manier des Originals; Identität der Leichtigkeit.

Diese drey angegebenen Hauptpunkte werden darauf mit vieler Klarheit und Deutlichkeit entwickelt. Sehr zur rechten Zeit kömmt die tadelnde Bemerkung S. VIII, daß man Wörtern des Originals, welche sehr vielerley Bedeutungen haben, in der Uebersetzung diejenige Bedeutung unterlegt, welche entweder die gewöhnlichste, oder doch die nächste ist, an welche man denkt, wenn man an ein solches Wort außer seiner Verbindung zu einem bestimmten Satze erinnert wird. Luther hat unfsreitig in dieser Hinsicht am meisten gefehlt, wie der Verf. an den Beyspielen πιστις, Glaube, πνευμα, Geist, σαρκ, Fleisch, χάρις, Gnade, ζωη, Leben, φως, Licht, u. s. w. zeigt. Und doch hat

man neuerlich auch Verbesserungen dieser Art unter der sehr zweydeutigen Benennung des Modernisiren verwerfen wollen. Rec. ist keineswegs ein Freund von jenen Versuchen, die, wie wir so oft gesehen, nichts anders zur Absicht haben, als, die ehrwürdigen Denkmale des Alterthums in eine neue, ihnen fremde, Form umzugießen, wodurch nicht allein der Hauptzweck jeder Uebersetzung, wie sie seyn soll, das Alterthum in der einzelnen Erscheinung zur lebendigen Anschauung zu bringen, völlig verfehlt, sondern auch der sonderbarste Contrast zwischen dem alten Geiste und dem neuen, ihm nicht eigenthümlichen, Gewande hervorgebracht wird. Aber nichts desto weniger bleibt es wahr, daß man in unsern Tagen mit einer oft nur affectirten Aengstlichkeit auf Luther zurückgegangen ist, die manche höhere Ausbildung unserer Sprache der Uebersetzung der Bibel nicht zu gute kommen lassen wollte, und die höchstens nur darin eine Entschuldigung für sich hat, daß sie aus Widerwillen gegen die frivolen Anmaßungen, das Alterthum in modernem Gewande zur Caricatur zu machen, auf das andere Extrem gerathen ist. Der Unterschied zwischen dem Character und Genius der Originalsprache, aus welcher übersetzt wird, und dem Individuellen des Schriftstellers ist nie zu übersehen. Nur dieser, nicht jener, soll wiedergegeben werden, und Luther's Hebraismen, so bald sie die Sprache allein betreffen, sind gewiß keine Vorzüge, die ewig beizubehalten zu werden verdienen. Unsere Patrioten trösten sich noch immer mit dem Gemeingut der Deutschen Zunge, welche rein und unverfälscht die zerrissenen Theile auch fernerhin zu Einem Nationalverein verbinden werde; und doch gibt es unter den Schriftstellern

Deutscher Nation angesehene Nahmen, welche den eigenthümlichen Character unserer Sprache in fremde, alterthümliche Formen zu zwingen suchen! — Bey der Erörterung des dritten Erfordernisses einer guten Uebersetzung, bey der Identität der Leichtigkeit, wäre in Beziehung auf das Neue Testament der Fall zu berühren gewesen, wo diese Leichtigkeit bey dem Original nicht Statt findet, wie z. B. in dem Evangelium des Matthäus, Marcus und der Apokalypse. Hier würde über der Leichtigkeit der Uebersetzung der Character des Originals zu Grunde gehen, dem jene Leichtigkeit mangelt. In den meisten Uebersetzungen des N. T. ist darauf keine Rücksicht genommen, natürlich weil sie für andere Zwecke, nicht dazu bestimmt waren, als solche, den Regeln der Theorie genau nachzukommen. Aber die gegenwärtige, welche diese Regeln kennt, und darnach gerichtet seyn will, hätte diese Rücksicht nicht ganz außer Augen lassen sollen. — Auf diese Skizze folgt von S. XXV . . . XXX eine kurze Nachschrift, worin der Verf. sich über einige Eigenthümlichkeiten seiner Uebersetzung und deren Gründe erklärt. Wir geben diejenigen an, an denen wir angestossen. Die Benennung Jesus Christus ist durchgängig mit Messias Jesus vertauscht, aus mehreren Gründen: einmahl, weil der Nahme Christus doch nichts weiter, als Griechische Uebersetzung des Worts Messias ist. Allein Messias ist eben so gut ein fremdes, nicht Deutsches, Wort, als Christus; warum also einen Hebräischen Nahmen aufnehmen, anstatt den allbekanntes des Originals bezubehalten? Zum wenigsten hätte es doch wohl auf Deutsch Gesalbter heißen müssen. Zweitens, weil der Leser mit dem Nahmen Chri-

Jesus jedesmahl den Begriff Messias verbinden soll, schwerlich aber ein Deutscher Leser bey jenem Nahmen daran denkt. Dagegen aber ist dem gewöhnlichen Leser der Begriff vom Messias eben so dunkel und unverständlich, als die Bedeutung von Christus; beide Nahmen bedürfen einer Erklärung. Die übrigen Gründe sind unbedeutend, und widerlegen sich zum Theil von selbst. Wie wenig gerathen es sey, zum Besten der ungelehrten Leser, für welche doch allein die Namensänderung berechnet seyn kann, von einer Benennung abzuweichen, von welcher die Religion selbst die Christliche heist, fühlte der Verf. selbst, da er, inconsequent genug, es in einigen Stellen für gut fand, den Amtsnahmen Jesus, Christus, beizubehalten.

Eine andere Veränderung trifft die Jüdische Stundenbezeichnung, für die der Verf. durchgängig die neuere gesetzt hat, aus dem Grunde, weil durch ihre Beybehaltung bey Laien oft Irrthum erzeugt werde. Allein sie gehört zum Eigenthumlichen des Alterthums, das keine Uebersetzung, der Deutlichkeit zu lieb, aufopfern darf. Dafür haben wir Erklärungen und Paraphrasen. Zudem wäre einem möglichen Mißverständnis leicht durch eine Note abzuhelfen gewesen. Am wenigsten aber kann Acc. mit einer dritten Aenderung zufrieden seyn, bey welcher das erste Haupterforderniß einer guten Uebersetzung, getreue Uebersieferung der Gedanken des Originals, seiner exegetischen Einsicht nach, völlig verfehlt ist. Wir würden den Ausdruck *moralische Religion* für *πλοτις* in keiner Beziehung gebrauchen, weil selbst da, wo *πλοτις* in objectiver Bedeutung vorkömmt, das Urchristenthum diesen Begriff nicht allein und vorzüglich damit verbunden hat. Das Hauptmerkmal der

neuen Messiaslehre in der Vorstellung der Apostel war ein ganz anderes. Sie ging vom eigentlichen Glauben aus, an die historischen Thatfachen und Geschichte des Lebens ihres Stifters, an die durch ihn vermittelt seines Todes als Sühnopfers bewirkte Ausöhnung der Menschen mit Gott, an die Wahrheit und Gewißheit seiner Verheißungen, an die Nothwendigkeit, durch aufrichtige Sinnesänderung und Lebensbesserung allein Antheil an der Erfüllung derselben zu erhalten. Im letztern Sinn war sie eine moralische Religion, allein bedingt durch jene ersteren positiven Sätze. Und wenn gleich kein umsichtig Urtheilender in Abrede stehen wird, daß in der letztern Beziehung allein der wahre Geist der Religion Jesu zu suchen ist, so bleibt es doch unverzeihlicher historischer Irrthum, so bald jene ersteren Sätze im Religionsvortrag der Apostel übersehen werden sollen, an welche allein die moralische Tendenz geknüpft ist. Die Haupt-Idee im Briefe an die Römer und Galater ist in der Uebersetzung des Verf. völlig verfehlt; man vergleiche Röm. 3, 25., 4, 5., 5, 1. 9., Gal. 2, 16. 21., 3, 11. 22. 24.: Stellen, die wir für ganz verunglückt erklären müssen.

So weit die Borecinnerungen des Verf. über seine Arbeit. Die Uebersetzung selbst ist hin und wieder mit kurzen Anmerkungen unter dem Texte begleitet, worin theils andere mögliche Uebersetzungen, theils kurze Erklärungen dunkler Sätze und Ergänzungen fehlender Mittel-Ideen gegeben werden. So weit wir sie vergleichen konnten, so verdient ihr Urheber das Lob, leicht und dem Character des Originals gemäß übersezt zu haben. Besonders ist das Rasche und Hestige der Paulinischen, so wie das Sanfte, und in den Briefen Matte der Johanneischen Schreibart wieder-

gegeben. Nicht dasselbe Lob können wir dem Theile der Uebersetzung zuerkennen, der dem ersten wesentlichen Haupterforderniß, der Treue im Wiedergeben der Ideen des Originals, entsprechen sollte. Die Critik hört hier frentlich auf; denn ungerecht würde es seyn, vorauszusetzen, der Uebersetzer hätte nicht seine, ihm genugthuenden, Gründe gehabt, die ihn bestimmen, so, und nicht anders, zu übersetzen. Rec. hebt daher, nicht um des Verfassers willen, dessen Gründe er nicht kennt, also auch nicht beurtheilen kann, sondern um den Leser mit dem Geist der Exegese in vorliegendem Werke bekannt zu machen, zum Schluß noch einige Beispiele unter den vielen aus, bey denen er angestossen, und in ihnen die treae historische Interpretation nicht erkennen konnte. Außer der schon oben bemerkten Uebersetzung von *πλοτις* durch moralische Religion, verdient hier zuerst geügt zu werden die Art, wie das *πνεύμα ἁγίου* in der Apostelgeschichte und den apostolischen Briefen aufgefaßt ist. Wer den Zusammenhang dieser Vorstellung mit den messianischen Ansichten der Apostel kennt, wird dem Verf. schwerlich beistimmen, wenn er dieß *πνεύμα* bald durch göttliche Religion, wie Röm. 5, 5., bald durch göttlichen Verstand, wie I. Cor. 3, 16., 6, 19., bald durch höhere Gefühle für Sittlichkeit, wie I. Thessal. 4, 8., und noch auf andere Weise übersetzt findet. Wir läugnen es nicht, *πνεύμα ἁγίου* kommt im N. T. in vielfachen Beziehungen vor, wo es metonymisch als Princip für die Wirkung gesetzt ist; aber gerade in jenen angeführten Stellen ist von dem höhern Princip die Rede, welchem die Apostel nicht allein theoretisch, in Beziehung auf Christliche Einsicht und Erkenntniß, sondern auch

practisch in Rücksicht auf alle religiöse Thätigkeit bey Christen eine Art von Concurrnz beylegten, und es als eine höhere Wirksamkeit Gottes in den Gemüthern der Gläubigen betrachteten. Selbst also auch da, wo es nicht als Ursache, sondern als Wirkung für Christliche Gesinnung überhaupt, oder für einzelne Christliche Tugenden und Gaben, was der Zusammenhang jedesmahl zeigen muß, gebraucht wird, selbst auch da darf die höhere Ableitung nicht übersehen werden, welche im apostolischen Sinn hinzugedacht wurde. Die Stelle Apostelgesch. 8, 17. ist übersetzt: "Sie legten ihnen die Hände auf, und nun ward ihnen ein höherer Geist zu Theil", welcher Geist in der Anmerkung durch tiefere Einsichten in die Religion Jesu, höhern Sinn für Wahrheit, edlere Gesinnungen und Gefühle, Begeisterung für die gute Sache, erklärt wird. Allein der folgende 18. Vers lehrt unwidersprechlich, daß dieß λαμβάνειν πνεύμα ἁγίου in etwas Aeußerem sichtbar geworden seyn, daß gerade unter dem Händeauflegen der Apostel eine Veränderung ihres Zustandes wahrgenommen seyn muß, welche man für den Act der Mittheilung des allen Messiasverheißern verheißenen Religionsgeistes an sie betrachtete. Die Vergleichung mit den Parallel-Stellen Apostelgesch. 10, 45. 46. und 19, 6. zeigt, daß man an das ἐτέραις γλώσσαις λαλεῖν zu denken hat, welches, wie dort beyh Cornelius und den Johannisjüngern, auch hier bey den neubekehrten Christen in Samarien eintrat. — Eine nicht weniger zweydeutig gestellte Uebersetzung bleibt es, wenn ἡμέρα τοῦ κυρίου durch Tag der Entscheidung für die Sache Jesu ausgedrückt wird, wie 1. Kor. 1, 8., 5, 5., 2. Kor. 1, 14., Phil. 1, 6.

10., 2, 16. Allerdings sollte an diesem Tage die Sache Jesu glorreich entschieden werden; aber zunächst dachten die Apostel bey dieser *ἡμέρα* an den Tag der Wiederkunft, der Parusie, Jesu, was der Verf. bey 1. Thessal. 5, 2. selbst fühlte, wo er den Ausdruck wörtlich durch Tag des Herrn wiedergab. Die Uebersetzung: Buch der Entscheidung für die Sache Jesu, für *ἀποκάλυψις Ἰησοῦ Χριστοῦ* Offenb. 1, 1., wird Vielen als ein Hysteronproteron erscheinen, da allerdings das Buch den siegreichen Ausgang der Sache Jesu, und deren Triumph über ihre Gegner, vorbildlich darstellt, keineswegs aber die Entscheidung selbst, sondern nur die Enthüllung derselben gibt. Rec. hätte noch Manches dieser Art zu erinnern, dessen Vertheidigung er nicht auf sich nehmen möchte, wie die Uebersetzung der *ἔργα* bey Joh. 5, 30., 10, 25. 38., 14, 10., 15, 24., unter denen das ganze Werk Jesu verstanden wird; der Formel *ἰνα πληρωθῆ τὸ ῥῆθὲν* in den Stellen, wo offenbar das Eintreffen der alttestamentlichen Messias-Prädicate in der Person oder Geschichte Jesu nachgewiesen werden soll, wie Matth. 1, 22., 2, 15. u. s. w.; das *ἄγγελος κυρίου* Matth. 2, 13., 4, 11., Joh. 5, 4. als symbolische Bezeichnung einer deutlichen und merkwürdigen Wirkung der Führung, u. s. w. Doch das Gesagte ist hinreichend, um auf den Geist der Exegese in diesem Werke aufmerksam zu machen, und weiter ging die Absicht dieser Anzeige nicht.

F. v. M.

Paris.

Lettres sur l'Espagne, ou Essai sur les moeurs, les usages et la littérature de ce royaume, par feu *la Dixmerie*; précédé d'un Eloge de l'auteur et suivi d'un précis sur des formes

judiciaires de l'Inquisition, par C. P.; augmentée d'une anecdote Espagnole et de pièces fugitives, par Madame Fanny de Beauharnais. Vol. I. XX, 351 Seiten. Vol. II. 378 Seiten in Octav. 1810.

Das vor uns liegende Werk hat auch nicht einmahl das Verdienst einer guten und zweckmäßigen Compilation, indem es aus abgerissenen Briefen über die mannigfaltigsten Gegenstände besteht, welche zwischen den Jahren 1760 . . . 1770 geschrieben seyn sollen, den Reiz der Neuheit gänzlich verloren haben, und aus ihrem Staube hervorgefucht sind, um bey den jetzigen Zeitumständen Käufer anzulocken. Der Verfasser dieser Briefe ist Hr. la Dixerie († 1791), von dem man eine Biographie, in dem gewöhnlichen Styl, von S. 1. . . 57 findet. Er gehörte zu den Mitarbeitern an einer Zeitschrift, welche im Jahr 1774 unter dem Titel: *l'Espagne littéraire*, erschien, und lieferte gemeiniglich diejenigen Artikel, welche Spaniens Geschichte betrafen, die er aus Topographien und älteren Reisebeschreibungen entlehnte. Vor seinem Tode hat la Dixerie den Herausgeber, welcher sich C. P. unterzeichnet, seinen Nachlaß über Spanien zu sammeln, und weil der Wille eines Sterbenden heilig ist, so erfüllte der gewissenhafte Mann seinen Wunsch, und stellte ihn ans Licht. — Die Grenzen unserer Blätter gestatten nur eine kurze Anzeige des Inhalts, bey welcher wir lediglich auf diejenigen Briefe aufmerksam machen wollen, welche sich vor den übrigen auszeichnen, und vielleicht eine Uebersetzung in Deutschen Flugblättern verdienen: denn zu einer Verdeutschung des Ganzen können wir unmöglich rathen.

Erster Theil. Brief 1. Ansicht von Madrid, Beschreibung einiger öffentlichen Gebäude, Charakteristik der Spanier. 2. Ueber einige Gebräuche der Spanier, vorzüglich der Grandes, welche wir aus den neuern Schriften von Bourgoing, Fischer und la Borde besser kennen. 3. Vergnügungen der Spanier, und Sitten des weiblichen Geschlechts. Ueber das Cicisbeat. 4. Von den Theatern zu Madrid. Hier hat der Herausgeber eine Uebersetzung des Triumphs der Liebe über die Freundschaft, nach einer Comödie des Arenas, eingerückt. 5. Eine Biographie des berühmten Sid. 6. Ueber Leihhäuser und andere Anstalten für Geldbedürftige. 7. Tänze und Serenaden der Spanier. Auch hier steht der Verf. in seiner Beschreibung der Boleros dem geistreichen Fischer weit nach. 8. Ueber die Lusthäuser der Spanischen Monarchen. 9. Eine Spanische Novelle. Angenehm erzählt. 10. Stiergefechte. 11. und 12. Ueber das Militär und die Marine. Da der Verf. nur bis 1770 schrieb, so haben seine Nachrichten keinen großen Werth mehr, weil nach dem Frieden mit England (1783) das Militär, die Marine und das ganze Steuersystem durchaus verändert wurden. 13. Ueber die Akademien und gelehrten Gesellschaften. 14. Ueber die Grandes und ihre (ehemahligen) Vorrechte. 15. Uebersicht der Litteratur. 16. Ueber die militärischen Orden. 17. Zustand des Ackerbaues in Spanien. 18. Ansicht der Stadt Elche, wie sie war, und gegenwärtig ist. Die Beschreibung der Ruinen, welche der Verfasser selbst will gesehen haben, ist nicht uninteressant. Das Meer zieht sich hier immer weiter zurück; der Salzhandel, welcher sonst viele Einwohner beschäftigte, ge-

rath dadurch immer mehr ins Stecken. 19. Ueber die öconomischen Gesellschaften. 20. Bevölkerung und Einkünfte Spaniens. Die nützlichen Reformen, welche Carl III. ohne Uebereilung vornahm, und das Gute, was während der Administration des Grafen Aranda geschah, ist lichtvoll zusammengestellt. 21. Ueber die königl. Academie der Heilkunde, nebst Auszügen aus medicinischen Schriften, als Lückenbüsser. 22. Liebe und Rache, eine Spanische Anekdote. Das Original ist wahrscheinlich kein Spanisches Product, indem das ungebührliche Getobe der Leidenschaften, und der alle Sitte und Grazie unter die Füße tretende Wahnsinn nicht im Character des Spanischen Romans liegen. 23. Von dem hohen Rath in Castilien. 24. Von dem Orden des goldenen Bließes. Der Stifter war kein simple Duc de Bourgogne, wie ihn der Verf. (S. 228) nennt; er besaß eine wahrhaft königliche Macht. 25. Beschreibung der Stadt Toledo und der Cathedralen daselbst. Daß Michel Angelo, wie S. 234 erzählt wird, die so genannte Löwen-Fassade verfertigt habe, ist etwas Unerhörtes. Die dürftige Beschreibung der Mahlereyen scheint aus Ponz genommen zu seyn. 26. Fortsetzung des vorigen. 27. Ueber die Erfindungen, welche man den Spaniern zu verdanken hat. 28. Rathschläge für einen jungen Spanier. Sie sind gut gemeint, gehören aber eher in ein Compendium der Moral. 29. Der in einen Minister verwandelte Hirte. Eine Novelle. 30. Ueber den König von Sevilla, Ben-Abad. 31. Nachrichten von dem Spanischen Arzt Don Solano de Lague. Hier wird viel von abführenden Mitteln gesprochen, unter andern sollen die Chinesen ein Purgativ ken-

nen, qui tue le malade pour 24 heures. Au bout de ce temps, il resuscite et est guéri! (S. 306). 32. Einfälle der Mauren in Spanien. 33. Meinungen eines Spanischen Gelehrten (Don Casimir Ros) über die Bevölkerung America's. 34. Eine Satire des Quevedo. 35. Ueber die Waffen der alten Spanier. 36. Von der Laufbahn der Geistlichen. 37. Einfälle fremder Völker in Spanien.

Zweyter Band. Brief. 38. Auszüge aus den Arabischen Handschriften im Escorial. Nach Casiri. 39. Ueber den Handel, der mit den ersten Bedienungen getrieben wird. Der Herausgeber bemerkt hier in einer Anmerkung, daß der Brief 1776 geschrieben sey, und nicht mehr auf unsere Zeiten passe. 40. Nachrichten von dem Lande Eldorado. 41. Auszüge aus Arabischen Schriften, welche von Edelsteinen handeln. 42. Beschreibung der Einnahme von Malacca und Ormus durch die Portugiesen. 43. Ueber das System des Mechanismus. Es soll heißen, über das dynamische System, von welchem der Verfasser keine hellen Begriffe hatte. 44. Ueber die drey berühmtesten Catalonierinnen. 45. Isabella und Ferdinand. Eine Anekdote. 76. Ueber die Erscheinung der venerischen Krankheiten in Europa. Nach Afruc. 47. Ueber tödtliche Krankheiten. 48. Nachricht von einem Seemenschen. Dieser Artikel paßt für das Magazin des Wunderbaren. 49. Ueber Treue und Glauben. 50. Uebersetzung einer moralischen Schrift des Miranda. 51. Bemerkungen, welche man in Spanien über die Abweichung der Magnernadel gemacht hat. Sie sind bereits von Andern benützt worden. 52. Ein Fragment von Don Quevedo. 53. Ueber die Diplomatie.

54. Ueber die Natur des Wassers und Feuers.
 55. Ven-Abad's Brief und Ermahnung an seine
 Töchter. 56. Die Einsamkeit. Stanzas nach
 Quevedo. 57. Die Affenjagd. Eine Fabel. 58.
 Ein Brief des berühmten Spanischen Buchdruf-
 ters Ibarra über seine Kunst. Vielleicht das
 Beste im ganzen zventen Theile. — Nun fol-
 gen noch als Anhang eine historische Darstellung
 der Inquisition, mit einem poetischen Brief an
 den Groß-Inquisitor (von S. 215 . . . 263);
 eine Spanische Anekdote von Madame Fanny de
 Beauharnais, und einige kleine Gedichte (Poë-
 ties fugitives) von eben derselben. Ihren In-
 halt anzugeben, wäre ein undankbares Geschäft.

Lübeck und Leipzig.

Bey Niemann und Comp.: *Crispi Sallustii*
 Opera excerptis fragmentis. Omnia edidit et
 prooemio quadripartito, argumentisque capi-
 tum praemissis, eam quae in scholis legi so-
 let partem notis illostravit M. Henr. Kunhardt,
 Gymnas. Lubec. Professor. Pars prior, con-
 tinens bellum Catilinarium. 1809. Octav I. . .
 XLII, 1 . . . 160 Seiten. Der Herausgeber
 hatte nicht nöthig, erst nur mit der einen Hälfte
 zu erscheinen; er konnte gleich mit der ganzen
 Ausgabe ans Licht treten, denn seine Behand-
 lungsart wird ihm sicher den Beyfall der Ver-
 ständigen erwerben. Vorausgesetzt, daß er Le-
 ser antrifft, die bereits eine mäßige Sprachkennt-
 niß besitzen, so werden diese seine Anmerkungen
 ganz zweckmäßig finden; er bleibt nicht bey blo-
 ßem Wortkram stehen, sondern kömmt denen zu
 statten, welche mit dem Schriftsteller denken,
 ihn richtig verstehen, und der Erzählung mit

Sachkenntniß folgen, auf der andern Seite zugleich sich vorgesetzt haben, den Stil Callusts und seine Art zu erzählen, zu studiren. Dieß ist der Geist seiner Erläuterungen; und dieser ist nicht der schlechteste für Geistesbildung, nicht bloß für Sprache und Critik: wenn gleich Ausgaben dieser Art in andern Betracht ihren Werth auch haben können; dieser Art Ausgaben haben wir indessen in den neuern Zeiten die Menge; und daß der Hr. Professor nicht verabsäumt habe, sie einzusehen, erinnert er selbst, besonders Zeller's und Dahl. Es können wohl, wie in einer Salustischen Schreibart, Interpretationen vorkommen, in welche Andere nicht einstimmen dürfen (warum sollen c. 59 coloni, militum servi s. w. seyn, und nicht Landleute, vorzüglich von seinen Gütern, ipse cum libertis et colonis?). Er bleibt bey'm Texte von Corte, aber befolgt andere und eigene Verbesserungen, welche durch die häufigen Interpolationen der Abschreiber veranlaßt sind. Auch der Inhalt jedes Kapitels ist beygesetzt; nur wünschte man ihn lieber unter den Text in den Anmerkungen, als mitten in und zwischen den Text gesetzt zu sehen. Bey den ersten Kapiteln ist Hr. Kunhardt umständlicher, des Inhalts und der Dunkelheit einiger Stellen wegen, die er richtig erläutert. — In den vorausgeschickten Prolegomenen sind die Notizen gut und zweckmäßig zusammengesetzt (S. XVI ist ein Druckfehler, Lydia für Libya): von dem Leben und den Schriften, von Callusts Latinität (ein besonders gutes Stück); Verzeichniß der vorzüglichsten Ausgaben, verfaßt vom Hrn. Prof. von Melle in Lübeck.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 6. August 1810.

Göttingen.

Bei Köber: Geschichte der Technologie seit der Wiederherstellung der Künste bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von D. Johann Heinrich Moriz Poppe, Professor der Mathematik und Physik zu Frankfurt am Main 2c. Zweyter Band. 1810. 628 Octavf.

Auch unter dem Titel: Geschichte der Künste und Wissenschaften 2c. 2c. Achte Abtheilung Geschichte der Naturwissenschaften. IV. Geschichte der Technologie. U. s. w.

Dieser zweyte Band enthält die Geschichte vieler Gewerbe nach folgender Ordnung: Zweyte Abtheilung. Viertes Abschnitt. Die Bereitung verschiedener Hülfswaren zur Kleidung und einiger Waren zu Puz und Verzierungen. Näh- und Stecknadel-Fabriken; Fingerhuth-Fabriken; Strohwaren-Fabriken; das Peruckenmachen; das Haarflechten, Sticken und Pouffiren; die Verarbeitung der Perlen; Verfertigung der

U (5)

künstlichen Perlen; Verarbeitung der Perlmutter, der Korallen, des Bernsteins und der Edelsteine.) Fünfter Abschnitt. Die Bereitung verschiedener Waren zur Wohnung und zu andern großen Bedürfnissen. (Sägemühlen und Sägemaschinen; Schreiner- und Schlosserarbeiten, und das Fenstermachen.) Sechster Abschnitt. Bereitung verschiedener Waren zur Ordnung menschlicher Geschäfte, zur Bildung des Verstandes, und überhaupt zu edlern Vergnügungen. (Uhrmacherkunst; Papiermacherkunst; Buchbinderey; Glasschleiferey; Verfertiigung physicalischer und mathematischer Werkzeuge; Verfertiigung musicalischer Instrumente.) Siebenter Abschnitt. Die Bereitung verschiedener Waren zu allerhand verschiedenartigen Bedürfnissen. (Drehkunst; Hornarbeiten; Korarbeiten; Verfertiigung der Knicker und der kurzen hölzernen Waren; das Böttcherhandwerk, Wagenmacherhandwerk und die Kuttschenfabriken; die Verfertiigung der Stricke und Laue.)

Dritte Abtheilung. Geschichte der mechanisch-chemischen Bereitungen bis auf die neuesten Zeiten. Erster Abschnitt. Die Verfertiigung der Filzhüte. Zweyter Abschnitt. Geschichte der Vorbereitungsanstalten zu den nachfolgenden Metallfabriken. (Metall-Schmelzkunst; Poch- und Waschwerke, Balgwerke; Seigerwerke; Schmelzwerke insbesondere; Granulirwerke; Amalgamirwerke; Stahlbereitung; Messingbereitung; Bereitung des Tombaks, Semilors, Prinzmetalls und dergl.; Hammerwerke; Schneidwerke; Stanniolwerke; Blechfabriken.) Dritter Abschnitt. Hülfswaren zum Essen und Trinken.

(Eß- und Kochgeschirre; Bratspieße; Zinnwaren; lackirte Waren; plattirte Waren; Löffel-, Messer- und Gabelfabriken.) Vierter Abschnitt. Die Zubereitung verschiedener Sachen zur Kleidung, zu Fuß und zur Pracht überhaupt. (Verfertigung der Knöpfe und Schnallen, der stählernen kurzen Ware, und der Gold- und Silberwatzen; die Bijouterie-Fabriken insbesondere; die Treßensfabriken; die Vereitung der Glitzern; die Platinarbeiten; das Goldplattiren; das Vergolden und Versilbern; die Vereitung der Goldstrünfe; die Goldschlägereyen; die Vereitung der Folie und der unechten Treßen; die vergoldeten und versilberten Galanterie-Waren.) Fünfter Abschnitt. Die Arbeiten zur Abhaltung von Gefahren, zur Hülfe bey mannigfaltigen großen Bedürfnissen, zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen. (Schwert-Fabriken; Gewehr-Fabriken im engeren Sinne; Zubereitung der Flintensteine; Bajonet-Verfertigung; Windbüchsen-Verfertigung; Stückgießereyen; Schießpulver-Fabriken; Flintenschrot-Fabriken; Plattner-, Wendenmacher-, Rothgießer-, Gelbgießer- und Spritzenmacher-Arbeiten; Drathziehereyen; Münzkunst.)

Die Geschichte jedes einzelnen Gewerbes ist sehr detaillirt vorgetragen, und die dazu gehörige Literatur möglichst vollständig mit beygebracht worden. Auch in diesem Bande hat der Verfasser sich nicht an die im Titel bemerkten Grenzen gebunden. Man findet überall auch die neuesten Erfindungen beschrieben, welche im neunten Jahrhundert bis auf die jezige Zeit gemacht sind. Schwerlich möchte der Verfasser irgend eine wesentliche Erfindung übersehen haben. Auch sein

eigenes Urtheil über die Erfindungen hat er an den meisten Stellen aufgezeichnet. — Auerley's Verichtigungen und Zusätze zu den beiden gedruckten Bänden will der Verfasser im dritten Bande liefern.

1794
ar A

Haag.

Bei Peter den Hengst und Sohn, und den Gebrüdern Vosmaer ist erschienen: *Algemeen en beredeneerd Register of alle de Publicatien en Ordonantien van de Gemeene Middelen, voor het Koningryk Holland enz gearresteerd. Eerste Deel.* (Ohne fortschreitende Seitenzahlen) 2 Alphabete 1½ Bogen. *Tweede Deel.* XVI u. 902 S. in gr. Octav, nebst Privilegium und Anzeige der Druckfehler. Dieses treffliche alphabetische Wort- und Sachenregister über alle seit dem Jahre 1806, mit welchem die neue Ordnung der Dinge im Königreiche Holland ihren Anfang nahm, mithin alle früheren, auf die ehemalige republicanische Verfassung gegründeten, Verordnungen wegen Staatsabgaben und Gefällen abgeschafft wurden, eingeführten Auflagen auf bisher beschriebene oder nicht beschriebene Gegenstände, directe oder indirecte Steuern und Abgaben, die dem Volke des Königreichs Holland bisher zu prästiven aufgelegt worden, ist ein sehr schätzbares Repertorium, welches jeder denkende Holländer, der eine Arbeit, wie die vorliegende, nur entfernt zu schätzen weiß, seinen bei diesem mühsamen Geschäfte sich überall consequent gebliebenen Landsleuten, den im Eingange dieser Anzeige genannten Unternehmern und Buchhändlern verdankt. Jeder dieser beiden Theile enthält ein besonderes Alphabet der Sachen und Ge-

genstände, die in den Hauptverordnungen, gesetzlichen Decreten und Verfügungen, welche von der obersten Finanzbehörde seit dem Anfange der neuen holländisch-monarchischen Regierungs-Epoche bis zu Ende des Jahres 1807 erlassen worden, enthalten sind. Alle Auflagen, von welcher Art sie auch immer seyn mögen, werden unter dem betreffenden Hauptworte nach der gesetzlichen Bestimmung, mit Rückweisung auf den in der Verordnung enthaltenen Paragraphen, angegeben und durch sachdienliche Erläuterungen erklärt, oder durch kurze Auszüge des Gesetzes begleitet. Bei allen minder erheblichen Worten und Ausdrücken wird immer auf das Hauptwort Bezug genommen, so daß sich allenthalben der Geist und die Bestimmungen der jetzigen Finanzverwaltung in Holland sehr deutlich ausspricht, ohne daß man — einzelne Fälle ausgenommen, wo man durchaus die Quelle nachsehen will — nöthig hat, sich die von Staats wegen gedruckten und publicirten Verordnungen &c. &c. anzuschaffen. Zu wünschen wäre, daß mehrere auswärtige Unternehmer, nach diesem rühmlichen Beispiele, das in mancher Rücksicht das Hoffmannsche Repertorium der Preussisch-Brandenburgischen Landesgesetze &c., wovon wir nach der zweyten, verbesserten und vermehrten Ausgabe bereits 6 Theile besitzen, weit übertrifft, für auswärtige Staaten sich einer ähnlichen, aber auch eben so zweckmäßig ausgeführten, Arbeit, wie die vorliegende, unterzögen. Geschrieben und gedruckt wird z. B. in Deutschland genug, und in unsern Zeiten des hundert Wahl Gesagten eider zu viel: aber an eine Arbeit, wie die der Herren Vosmaer und den Zengst in Holland hat ich bis jetzt noch kein Deutscher gewagt, der sonst

im litterarischen Fache durchgängig jedem Europäischen Volke an Gründlichkeit und Ausdauer den Vorrang abgewinnt, und andern Nationen zum Muster darin aufgestellt werden kann. Vielleicht lag diese Schuld nicht an unsern schreibseligen, ununter gründlichen und fleißigen, Deutschen Landesleuten, die, um nicht eine Kalenderarbeit zu unternehmen, welche man im künftigen Jahre nicht mehr ansieht, lieber so lange warten wollen, bis eine dauerhafte politische Consistenz dem bisherigen Wechsel der Dinge und den fast jährlichen Veränderungen, welche in den meisten Europäischen Staaten seit zehn und mehreren Jahren vorgefallen sind, Grenzen gesetzt, und sonach das Unternehmen einsichtsvoller, gelehrter und fleißiger Geschäftsmänner zu der Dauer einer hundertjährigen Kalender= Epoche erhoben hat. — Im Königreiche Westfalen ist während den jüngst verfloßnen 2 Jahren schon manches Zweckdienliche in jener Hinsicht vorgearbeitet worden. Möchten andere Deutsche und auswärtige Staaten doch bald diesem rühmlichen Beispiele folgen!

Görliß.

Natürliches richtiges Gefühl und Beachtung des Sprachgebrauchs sind zwar überhaupt die besten Sprachmeister; doch hat Sprachstudium auch seinen Werth, wenn es nicht zu weit getrieben wird: man müßte denn von einem besondern Beruf geleitet seyn. In jedem Fall sind die Sprachgründe ein Theil der gelehrten Kenntnisse. Die Vorwörter, so wie im Allgemeinen, besonders doch in der Griechischen Sprache, lassen sich sehr gut auf natürliche Bestimmungen zurückbringen:

dieser sind überhaupt so viele, als es Arten von Verhältnissen zwischen zwey Sachen gibt. Diese Ansicht sehen wir gut gefaßt und ausgeführt von einem gelehrten Schulmann, Herrn Benjamin Gotthold Weiske, dem Sohn des sehr verdienten und gelehrten Benjamin Weiskens, welcher kürzlich, nachdem er seiner Kränklichkeit wegen Schulforste verlassen hatte, in Meissen gestorben ist. Sein Sohn war vorhin Conrector zu Görlitz, nunmehr Professor an der Fürstenschule, und hat die vorhin erwähnten Betrachtungen in einer gelehrten Schulschrift kurz gezeichnet: de praepositionibus graecis commentatio. Er ordnet nämlich jene Verhältnisse und die dadurch bewirkte Verschiedenheit der Casus, denen sie vorgefetzt werden, in zwey Hauptclassen, sinnliche, und bloß gedachte; jene, Raum und Zeit, mit ihren betannten Bestimmungen *eis ti. ex tibi. sti tibi* s. w. Die andern, Verhältnisse ihrer Natur, Größe und Zahl, als Ursachen und Wirkungen. Alles dieß ist mit einer feinen Sprachphilosophie ausgeführt, die wir aber hier nicht verfolgen können; so sind auch einige anscheinende Unregelmäßigkeiten erläutert. Ueberhaupt aber verdienen die hier nur im Entwurf aufgefaßten Sätze eine künftige weitere Ausführung.

Der Recensent hat schon sonst bezeugt, daß seine Meinung gar nicht sey, als sollte allgemein verlangt oder erwartet werden, daß Lateinische Versification und Poesie auf Schulen eine Uebung der ganzen Schuljugend seyn möge. Aber wegen der vielen heilsamen Folgen wurde doch zu wünschen seyn, daß auf gelehrten Schulen

eine Aufmunterung dazu gegeben würde; damit der Geist gründlicher Schullstudien wenigstens bey Einigen erhalten werden möge. Die Sächsischen so genannten Land- oder Fürstenschulen behaupten noch diesen Vorzug. Wir haben von Meissen aus eine kleine Sammlung von rühmlichen Versuchen der dortigen Lehrjugend, von Lateinischen und Griechischen Versen verschiedenen Inhalts und in verschiedenen Metren, auch Griechische Anacreontische, selbst Dorische und Aeolische, im Stil von Sappho und Theocrit, erhalten: es versteht sich, daß unsere Betrachtung des Werthes derselben hauptsächlich auf die Folgen dieser Uebung, und auf die wahrscheinliche Einwirkung auf die ganzen Schullstudien, und ihren Zustand auf der Fürstenschule zu Meissen, gerichtet ist. Wie schwer rächet sich auf einer großen Zahl Schulen die erfolgte Abweichung von der Sitte unserer Väter!

Um der Sammlung eine schickliche Gestalt zu geben, ist sie in einen Almanach der Fürstenschule zu Meissen verwandelt, und dadurch bewirkt worden, daß die Nahmen der vorzüglichen Zöglinge der vorigen und gegenwärtigen Zeit aufbehalten worden sind, indem, nach Kalendersitte, jedem Tage einer von den Nahmen beygesetzt ist. *Calendarium Musarum Afranarum in annum dcllocccx. poemata quaedam latina et graeca alumnorum Afranorum, F. T. Fridemanno et C. W. Münnichio editoribus, complectens. Octav 94 Seiten, gedruckt auf Kosten der armen Poeten.*

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 9. August 1810.

Göttingen.

Es war eine Zeit, in welcher die Aufrechthaltung unserer Universität und ihrer Institute der höchste unserer Wünsche war. Das hohe Interesse, das unser allergnädigster König an dem Flor der Universität, den Wissenschaften und Studien überhaupt, zu nehmen geruhete, erweckte größere Hoffnungen, welche auch weiter hin nach Wunsch in Erfüllung gegangen sind. Die Institute haben nicht bloß ihren Bestand behalten. Neue Vermehrungen und Verschönerungen sind hinzugekommen, besonders im botanischen Garten und im chemischen Laboratorium. Durch angestrengte Bemühungen unsers General-Directors des öffentlichen Unterrichts, Herrn Staatsrath Barons von Leist, Ritters der Westfälischen Krone, ist, mit Genehmigung Sr. Excellenz des Herrn Ministers, für die gesammten Institute eine besondere Casse ausgemittelt worden. Der Bau zur Erweiterung der Bibliothek und Ausbau der Sternwarte ist nicht nur beschlossen, sondern gegenwärtig der Auf- und Ausbau von der Sternwarte bereits zur Ausfüh-

Æ (5)

nung gedeihen. Von des Königes Majestät ist die Bestätigung des Baues bereits erfolgt; es soll jährlich die Summe von 40,000 Franken dazu verwendet, und der Bau in fünf Jahren vollendet werden. Welchen Eindruck die Nachricht von diesem erhabenen königlichen huldreichen Beschluß auf unsere Gemüther machen müsse, läßt sich leicht denken. Welchen Einfluß von allem diesem, was für unsere Institute geschieht, auf den ganzen wissenschaftlichen Zustand Deutschlands, und dessen Aufmunterung, zuerst im Königreiche Westfalen selbst, können wir uns nicht davon versprechen!

Münster und Leipzig.

Biblische Anthropologie. Von D. Franz Oberthür, ordentlichem öffentlichem Lehrer der Dogmatik an der hohen Schule zu Würzburg. Vierten und letzten Bandes erste Abtheilung. 1810. S. 366 in Octav. Zweyte Abtheilung. 1810. S. 344 in Octav. In den zwey Abtheilungen des letzten Bandes von diesem Werke, das so sehr dazu geeignet ist, in der Geschichte der katholischen Theologie eine neue Epoche — wo nicht zu machen, doch — zu markiren, wird noch die Lehre von den so genannten letzten Dingen, oder die dogmatische Eschatologie, abgehandelt. Der Verfasser trennt dabey die letzten Dinge, welche nach der Lehre der Schrift den einzelnen Menschen betreffen, von jenen, welche dem ganzen Menschengeschlechte und der Welt überhaupt bevorstehen sollen, um jede besonders auszuführen. Unter die ersten rechuet er — den Tod oder die Trennung der Seele vom Leibe, und des Menschen von der sichtbaren Welt, das allgemeine Loos aller Menschen, die Verdammniß unbußfertiger Sünder zur Hölle, die ewige Seligkeit der vollendeten Tugendhaften im Himmel, den Uebergang

noch unvollendeter Gerechten zu dem endlichen Besitze der himmlischen Seligkeit, das wechselseitige Verhältniß der Lebenden zu den Todten, und der Todten zu den Lebenden. In die zweite Classe bringt er noch die vier großen Ereigniffe der Zukunft, über welche die Christliche Dogmatik von jeher Aufschlüsse in der Offenbarung fand, nämlich — die Wiedervereinigung der Seelen mit ihren bis dahin getrennten Körpern, oder die allgemeine Auferstehung aller Todten, das allgemeine feyerliche Gericht über die auferstandenen Todten, die endliche damit verbundene Zerstörung des Weltsystems, besonders der Erde, des Aufenthaltsortes des Menschengeschlechts, und alles dasjenige, was dieser großen Katastrophe vorangehen soll. Wie nun der Verfasser diese Gegenstände nach seiner bekannten Manier, die sich wohl gewiß, wie man voraus vermuthen kann, gleich geblieben ist, und auf dem bisher von ihm betretenen Wege der philosophisch-theologischen Untersuchung abgehandelt haben mag — darauf muß man desto begieriger seyn, je lebhafter man voraussetzt, wie viel ihm dabey theils durch ihre Natur und durch ihren Gegenstand, theils durch mehrere Bestimmungen des Kirchenglaubens — und eines sehr alten Kirchenglaubens — darüber erschwert werden mußte. Hr. D. hat sich aber, und dieß ist es, was wir vorzüglich bemerken zu müssen glauben, nicht nur durch jene Schwierigkeiten mit einer sehr weisen Vorsicht, jedoch ohne den Rechten des untersuchenden Theologen Etwas zu vergeben, meistens sehr glücklich hindurchgewunden, sondern er hat sich auch dabey bedachtsamer, als sich erwarten ließ, von den Klippen und Untiefen entfernt zu halten gewußt, in welche ihn seine gewohnte Manier, alles aus der Wurzel heraus zu deduciren, gerade bey diesen Gegenständen am leichtesten hätte

hineinziehen können. Man sieht ihn daher auch jetzt merklich seltener, als in den vorhergehenden Bänden, von seiner Materie abschweifen. Nur in der ersten Lehre, von dem natürlichen Tode, stößt man Th. I S. 61 . . . 97 auf einen Excursus über die Frage: Was etwa der Staat und die Kirche Zweckmäßiges thun könnten, um ihre Zöglinge, die Menschen, an die richtigen Ansichten des Todes zu gewöhnen, und die daraus fließenden Maximen zur herrschenden Gesinnung derselben zu machen? aber über dem Vergnügen, womit man sich von dem Verf. seine menschenfreundlichen und vortrefflich für ihren Zweck berechneten Vorschläge darüber vortragen läßt, vergißt man hier gern, daß man dabei etwas abweges von ihm geführt wird. Die meisten und auffallendsten Beweise davon, wie glücklich er fast immer die angedeuteten Schwierigkeiten zu beseitigen oder zu umgehen mußte, gibt hingegen die Art und Weise, womit die eben so delicates als zweifelhaften Fragen, die in den Lehren von der Ewigkeit der Höllestrafen, von dem Segfeuer und von der Auferstehung der Todten berührt werden mußten, von ihm behandelt worden sind. Die Untersuchung über die erste eröffnet er S. 202 mit der sinnvollen Bemerkung, daß sie zwar von dem höchsten Interesse für jeden denkenden Menschen, aber doch vielleicht weniger in practischer, als in speculativer Hinsicht sey, denn es sey nicht glaublich, — “daß, die Strafe der Hölle an sich wohl erwogen, der Zusatz, daß sie ewig dauern werde, die Menschen mehr von der Sünde abschrecken, das Gegentheil aber, oder der Glaube an ihr einstiges Ende, sie dazu mehr einladen werde”. In ein sehr starkes Licht wird hierauf S. 204 das äußerst große und wichtige Interesse gestellt, das den forschenden Verstand bey dieser Untersuchung festhalten muß; sie

selbst aber wird alsdann von dem Verf. so geleitet, daß der Leser auch zugleich zu der Theilnahme an dem Kampf gezwungen wird, durch welchen er sich allein das Resultat erringen konnte, bey dem er zuletzt still stehen zu müssen glaubte. Er gesteht und zeigt nämlich, wie man sich zuerst überzeugen könne und überzeugen müsse, daß der Buchstabe der biblischen Orakel jedem unbußfertigen Sünder wirklich und kategorisch und unbedingt ewige Strafen der Hölle ankündigt. Er gesteht jedoch zugleich, "daß man diesen schreckbaren Ausspruch nur im Innersten erschüttert vernehme, und nicht wisse, wie man es mit Gottes Eigenschaften und Verhältnissen zum Menschengeschlecht, nicht wisse, wie man es mit der Liebe gegen seine Menschen, mit der von ihm selbst unserer Natur eingepprägten Sympathie, und mit dem uns fast eben so angeborenen Gefühle von Recht und Billigkeit, vom Verhältniß des physischen zum moralischen Uebel oder von Verbrechen und Strafen, vereinigen könne". Er glaubt selbst, "daß der stauende Forscher dadurch gezwungen werde, strenger zu prüfen den Buchstaben des Orakels, und zu versuchen, ob nicht der Geist der Bibel ihm eine gewisse Modification zu geben erlaube, welche das Harte dabey mildern, der Lehre mehr Uebereinstimmung mit andern geben, und den denkenden und fühlenden Menschen beruhigen könnte". Er glaubt jetzt auch wahrzunehmen, "daß die biblischen Stellen, worin die Ewigkeit der Höllestrafen angekündigt wird, an sich eine Einschränkung leiden durch eine Bedingung, welche in der Natur der Sache gegründet ist, aber aus weisen Gründen von dem Gesetzgeber verschwiegen worden seyn kann". Er freut sich schon, damit auf dem Punkte zu stehen, "wo er, Wahrscheinlichkeit gegen Wahrscheinlichkeit abgewogen, für die größere Wahrscheinlichkeit der end-

lichen Befreyung der Verdammten entscheiden könnte, aber jetzt drängen sich ihm noch zwey Betrachtungen unwillkührlich auf, die ihn gerade wieder auf die alte Lehre und auf den Buchstaben des biblischen Orakels, als auf den sicherern Standpunct für die Aussicht in die Ewigkeit, zurückweisen. Er kann es sich nicht verhehlen, daß auf der einen Seite der so kurzfristige menschliche Verstand viel zu wenig in die Pläne und Rathschlüsse Gottes eindringen kann, als daß er sich ein Urtheil darüber erlauben dürfte, und daß auf der andern Seite die Erfüllung der unnachlässlichen einzigen Bedingung des Aufhörens der Höllenstrafen, welche die Vernunft selbst fordern muß, nämlich die vollkommene Befreyung der Verdammten, bey einer genaueren Untersuchung fast alle Wahrscheinlichkeit verliert, und beynahе physisch = unmöglich zu seyn scheint, und so glaubt er endlich, überwältigt durch das Gewicht dieser Betrachtungen, nichts anders annehmen zu können, als daß für das einstige gänzliche Aufhören der Hölle zwar eine metaphysische Möglichkeit, aber ohne die Wahrscheinlichkeit einer Realisirung derselben, übrig bleibe. Mit festerem und weniger ängstlichen Schritte verfolgt dagegen Hr. D. seine Untersuchungen über die Lehre vom Fegfeuer Th. II. S. 17. . . 66, worunter er nichts, als einen Uebergangszustand der noch unvollendeten Gerechten zum endlichen Besitze der himmlischen Seligkeit verstanden haben will. Indem er sich zuerst in die Geschichte der früheren Idee davon einläßt, so findet er — und gewiß mit Recht — schon in der Allgemeinheit des uralten Glaubens an eine Seelenwanderung im Heidenthum auch das Alter und die Allgemeinheit des Glaubens an die Nothwendigkeit einer Reinigung der abgeschiedenen Seelen vor ihrem Eintritt in den Wohnsitz der vollendeten Gerechten. Er findet dabey — und gewiß mit gleichem

Rechte — selbst in den verschiedenen Formen, welche jener Glaube an eine Seelenwanderung bey den Aegyptern, bey Pythagoras und Plato, bey den Juden, und besonders bey den Jüdischen Pharisäern, wie bey den ersten Christen und einigen Christlichen Secten, annahm, einen eigenen Beweis, daß Etwas in der Vorstellung von der Nothwendigkeit einer solchen Reinigung seyn muß, das den Menschen Sinn und das Menschengefühl unwiderstehlich anspricht, oder sich unwillkürlich ihm aufdrängt, und dieß wird auch S. 57. . . 62 sehr gut entwickelt. Freymüthig erklärt aber dabey der Verf., daß es den meisten der Schriftstellen, in denen sonst die Dogmatik das Fegfeuer gefunden haben wollte, an der gehörigen Beweisraft fehle; daß die berühmte Stelle 2. Makk. 12, 38-45. am wenigsten zu einem Beweis dafür taugte; daß man allenfalls den Ausspruch Christi Luc. 12, 58. auf ein Fegfeuer, wenn man schon vorher daran glaube, beziehen, aber es sonst unmöglich darin entdecken könne; daß es sich eben so mit dem Ausspruch Pauli 1. Kor. 3, 11-15. verhalte, und daß man sich, seiner Ansicht nach, bey dem Beweis für die Schriftmäßigkeit des Dogma bloß an das Offenb. 21, 27. aufgestellte Grundgesetz der göttlichen Reichsverfassung halten müsse: **Nichts Unreines Kann in das Himmelreich eingehen.** — Dafür bemerkt man hingegen mit Vergnügen in den Untersuchungen des Verf. über die Lehre von der Auferweckung der Todten wieder eine zögernde Schüchternheit im Entscheiden, die unverkennbar aus der zartesten Gewissenhaftigkeit entsprungen ist. Es könne, meint er S. 194 flg., nicht bezweifelt werden, daß Auferstehungs-Ideen schon vor der Zeit Jesu unter den Juden einheimisch, und selbst der bestimmte Glaube schon längst bey ihnen herrschend war, daß der Messias bey seiner Erscheinung auch die Todten auferwecken würde, aber es lasse sich

nicht mit bestimmter Genauigkeit festsetzen, was sich die Juden dabey dachten, und ob sie bey demjenigen, was bey dieser Auferstehung vorgehen sollte, allein oder auch nur vorzüglich an den Körper dachten, und eben so wenig könne dieß in den Aeußerungen Jesu und der Apostel darüber mit ganz zweifelsfreier Gewißheit bestimmt werden. Daß die ältesten Kirchenväter die Auferstehung der Todten im buchstäblichen Sinne genommen hätten, könne den denkenden Forscher nicht wundern, aber dürfe ihn auch nicht irre machen, so wie er nicht gezwungen sey, sie bloß auf die zum Theil so seltsame philosophische Gründe hin anzunehmen, welche sie dafür vorbrächten, denn nicht auf solche Gründe, sondern auf die mündliche Lehre der Apostel hätten sich diese Väter berufen müssen, wenn die Nachwelt auf ihr Ansehen auch dasjenige annehmen sollte, was sie nicht selbst in den Schriften der Apostel finden könne. Ja, aus eben diesem Grunde — sagt Hr. D. freymüthig S. 228 — könne auch der in das apostolische Symbol eingerückte Artikel von einer Auferstehung des Fleisches nichts entscheiden, denn dieß Symbol sey ja nicht von den Aposteln selbst, sondern viel später abgefaßt worden, als daß man annehmen könnte, dasjenige, was darin mehr und bestimmter, als in der Schrift gelehrt werde, sey durch eine besondere Tradition von den Aposteln auf jenes Zeitalter, und von jenem auf das unsrige gekommen. — Mehr glauben wir nicht anführen zu dürfen, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß das mit diesem Bande geschlossene Werk nicht nur als eine wahrhaftig merkwürdige Erscheinung in der katholischen Theologie betrachtet zu werden verdient, sondern auch für den billigen und für den denkenden Theologen jeder Religionspartey mehrfach belehrend werden kann.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 11. August 1810.

Leipzig.

Geschichte von England, ein Handbuch von
Chr. Gottl. Heinrich, Vierter und letzter Theil.
1810. 504 Seiten in Octav. — Das Schicksal
hat es dem Verf. noch vergönnt, das gegenwär-
tige Werk zu vollenden; durch einen schnellen Tod
ward er kurz nachher der Welt entrißen. In dem
Laufe eines Jahres verlor Deutschland an ihm den
vierten ausgezeichneten Historiker, denn noch nicht
ein ganzes Jahr umfaßt der Zeitraum, in dem ihm
ein v. Müller, v. Schläzer und v. Spittler voran-
gegangen waren. Freylich konnte der Verewigte
mit keinem dieser Vorgänger die Vergleichung aus-
halten, wenn von Genie und glänzendem Talent
die Rede ist. Er hat nicht, wie Schläzer, große
Theile der Geschichte, die noch im Dunkeln lagen,
aufgeklärt; er faßte nicht, wie Spittler, eine neue
Seite auf, die er zuerst behandelt hätte; er hatte
nichts von dem Genialischen unsers v. Müller. Aber
darum sollen seine Verdienste nicht verkannt werden.
Er hatte seine Studien auf die Geschichte von
Deutschland (davon war er ausgegangen, und diese

kannte er genau) und auf die einiger der Hauptstaaten von Europa beschränkt. Der Character der Werke, die er über diese, die des Deutschen Reichs, sowohl in dem größern Werke, als in dem Handbuche, und die von Frankreich und Großbritannien geliefert hat, läßt sich durch das Lob eines hohen Grades von Brauchbarkeit vollkommen bezeichnen; und deshalb werden diese Arbeiten auch nicht so leicht vergessen werden. Handbücher hat er auch die Bearbeitungen der Geschichte von Frankreich und England, sehr bescheiden, genannt; ungeachtet jedes, mehrere Theile umfassend, weder dem Umfange, noch der Form des Vortrages nach, compendienmäßig ist. In dieser Ausführlichkeit, die nicht in Weitschweifigkeit ausartet, und das sagt, was man wissen will, besteht auch ihr Hauptverdienst. Eine einfache, ganz ungeschmückte, aber, so weit sie durch die Vorgänger, denen er folgte, schon aufs Neue gebracht war, treue Erzählung der Begebenheiten; nicht weitschweifig, aber doch mit der Ausführlichkeit, welche die Deutlichkeit erforderte, ist also das, was der Schriftsteller geben wollte, und gegeben hat. Auf eigne tiefe Forschung machte er keine Ansprüche; aber Bekanntschaft mit den Quellen und den bessern Bearbeitern, so weit es ihm seine Lage erlaubte, sie einsehen zu können, machte er sich selber zur Pflicht. Dem Leser weist er diese sorgfältig nach; ohne mit vielen Citaten prunken zu wollen, gibt er gewissenhaft die nothwendigen; und führt dadurch diejenigen, die weiter gehen wollen, zum tieferen Studium. Auf diese Weise haben seine historischen Schriften den Vorzug, daß sie zugleich ein sehr zweckmäßiges Hülfsmittel zur Bekanntschaft mit Geschichte, in so fern sie sich auf bloße Erzählung der Begebenheiten beschränkt, und zugleich eine Anweisung zum weitem Studium sind. Dabey ist

bey der äußern Einrichtung durch genaue Beyfügung der Chronologie, und auf andere Weise, für die Bequemlichkeit des Gebrauchs gesorgt. Der Verf. hatte die Hoffnung erregt, daß er auch noch die andern Staaten von West-Europa, Spanien, Portugal und die Niederlande, auf eine gleiche Weise behandeln wollte; daß dieses nicht geschehen, bedauern wir um so mehr, da gerade bey diesen uns ein Werk fehlt, das die gehörige Mittelstraße zwischen compendiarischer Kürze und großer Weitläufigkeit hält.

Der vorliegende vierte Theil der Englischen Geschichte umfaßt die Periode des Hauses Hannover. Man weiß, daß diese Periode bisher am wenigsten bearbeitet ist; und auch von den vorhandenen Hilfsmitteln scheinen dem Verf. die wenigsten zu Gebote gestanden zu haben, besonders in der letzten Hälfte. So sind die Memoiren von Coxe über die beiden Walpole nicht erwähnt. Am dürftigsten scheinen diese Hilfsmittel bey der Regierung des jetzigen Königes gewesen zu seyn. Was indeß aus öffentlichen Nachrichten bekannt war, ist treu erzählt. Ein brauchbares Register ist dem Werke beygefügt.

Gotha.

Hr. Prof. Kries in Gotha hat seit einigen Jahren verschiedene Bücher zum Unterrichte in der Mathematik und Physik auf Schulen, herausgegeben, welche wegen ihrer Brauchbarkeit hier eine kurze Anzeige verdienen.

1) Gründliche Anweisung zur Rechenkunst für Geübtere, nebst einer kurzen Einleitung in die Geometrie. Gotha, in der Beckerschen Buchhandlung. 328 Octavf. 2 Kupfert. 1808. Schon 1805 (man s. unsere Gel. Anz. 1805 S. 1122)

mag.

hatte Hr. Prof. B. ein kleines Rechenbuch herausgegeben, welches ihm zum Unterrichte in den untern Classen des Gothaischen Gymnasiums diente. Es enthält nur die ersten Elemente der Arithmetik, deren Kenntniß im gemeinen Leben am wenigsten entbehrt werden kann. Der gegenwärtigen Anweisung, die schon etwas weiter geht, bedient er sich in Secunda, einer Classe, in welcher noch Viele zum Kaufmannsstande oder zur Erlernung von Künsten und Handwerken übergehen. Das Practische der Rechenkunst bleibt daher auch hier noch ein Hauptzweck. Aber die Gegenstände sind theils genauer entwickelt, theils weiter ausgeführt. Zu den gemeinen Brüchen ist noch die Lehre von den Decimalbrüchen hinzu gekommen. Es ist darin ferner die Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzel gezeigt, und die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen, nebst den sich darauf gründenden Rechnungen, so vollständig abgehandelt, als es ohne Beyhülfe der Buchstabenrechnung geschehen konnte, die hier noch gänzlich ausgeschlossen ist. Regula quinque, Kettenregel, Gesellschaftsrechnung, Alligationsrechnung, arithmetische und geometrische Progressionen. Es ist sehr zweckmäßig, daß der Verfasser mehrere Aufgaben, die man sonst als Beispiele zur Auflösung der Gleichungen vom ersten Grade in der Algebra vorträgt, auch ohne Beyhülfe der Buchstaben aufzulösen lehrt, wodurch unfreitig das Nachdenken der Lehrlinge geübt, und dieselben sehr gut zur Algebra selbst vorbereitet werden, wie z. B. S. 55. . . 59. Ueberhaupt suchte der Verfasser den Unterricht so abzufassen, daß die Arithmetik nicht zu einer bloßen Gedächtnissache gemacht wird, sondern die Lehrlinge überall dahin geleitet werden, durch eigenes Nachdenken

die richtigen Ansätze zu diesen oder jenen Aufgaben herauszubringen. Die Geometrie enthält das Wichtigste von den geraden Linien, Winkeln und Dreiecken, lehrt einige Eigenschaften des Kreises, und einige Hauptsätze aus der Stereometrie, so weit er sie dem Zwecke des Unterrichts in den untern Classen angemessen fand.

2) Lehrbuch der reinen Mathematik für die obern Classen gelehrter Schulen. Jena, bey Friedr. Frommann. 1810. 588 Octavf., mit 160 Holzschnitten im Texte. Dieß Lehrbuch, das für Prima und Selecta bestimmt ist, begreift in der Arithmetik, außer einer allgemeinen Betrachtung der Zahlen, und der vier Rechnungsarten mit ganzen und gebrochenen Zahlen, vornehmlich die Buchstabenrechnung, und deren Anwendung auf Potenzenrechnung, Wurzelausziehung u. s. w. ferner die wichtige Lehre von den Logarithmen, und die Gleichungen vom ersten und zweyten Grade, nebst dem binomischen Lehrsatz. Von den practischen Rechnungen, z. B. Kettenregel, Gesellschaftsrechnung, werden die Gründe, auf denen sie beruhen, angezeigt, sie selbst aber nicht weiter behandelt, da dieß schon in den vorhergehenden Lehrbüchern, deren Kenntniß hier schon vorausgesetzt wird, geschehen ist. Die Vorschriften für die Subtraction der entgegengesetzten Größen leitet der Verfasser am einfachsten daraus ab, daß aus zwey gegebenen Größen a , b , die nach Gefallen bejaht und verneint seyn können, eine dritte c gesucht werden soll, so daß $b + c = a$ wird. Ein besonderer Abschnitt ist dem Gebrauche der Einschließungszeichen oder Parenthesen in den Rechnungen gewidmet, welches uns sehr zweckmäßig scheint, da Anfänger hierdurch geübt werden, die Verbindungen mehrerer arith-

metischer Arbeiten richtig in Zeichen darzustellen. Ein anderer Abschnitt handelt besonders von dem decadischen Zahlensystem, und dem sehr bequemen Gebrauche der Ordnungs-Exponenten. In der Lehre von den Gleichungen werden instructive Aufgaben als Beispiele hinzugefügt. Den Beweis des binomischen Lehrsatzes gründet der Verfasser auf die Summirung einer Reihe von der Form

$$1; m; \frac{m(m+1)}{1.2}; \frac{m(m+1)(m+2)}{1.2.3}$$

bis auf ein beliebiges Glied derselben. Aus der Lehre von den Combinationen, die doch wichtig genug ist, daß sie in den höhern Classen nicht ganz hätte übergangen werden dürfen, hätte sich, wie uns deucht, das Gesetz der Binomial-Coefficienten doch fast noch kürzer ableiten lassen, und überdem können Anfänger doch immer fragen, wie man dazu kömmt, bey der Untersuchung der Binomial-Coefficienten, von einer solchen Reihe, als die angegebene ist, auszugehen. Die Geometrie ist sehr gründlich und in einer guten Ordnung vorgetragen, so auch die ebene und sphärische Trigonometrie, und die Lehre von den Kegelschnitten scheint uns, so weit sie hier vorgetragen ist, ganz dem Zwecke gemäß, wann nun einmahl auf Schulen so viel Mathematik gelehrt werden soll, wovon sich der Recensent freylich nicht ganz überzeugen kann.

3) **Lehrbuch der Physik für gelehrte Schulen.** Jena, bey Frommann. 1806. 450 Octavf., mit Holzschnitten im Texte. Dieß Lehrbuch ist weder als eine Umarbeitung, noch als eine weitere Ausführung des 1805 herausgegebenen Lehrbuchs zu betrachten, bey dem er bloß die Absicht hatte, daß es in Bürger- und Landschulen, und beyhm Unterrichte für Frauenzimmer gebraucht werden sollte.

Das gegenwärtige ist hingegen für Jünglinge, die zum academischen Unterrichte vorbereitet werden, bestimmt. Es werden darin die vorzüglichsten Gegenstände der Physik, mit Anführung der nöthigsten Versuche, hin und wieder auch mit Beyfügung mathematischer Beweise, sehr gründlich und lichtvoll dargestellt. Nur ist zu wünschen, daß der Unterricht, der in wissenschaftlichen Dingen auf Schulen gegeben wird, nicht Veranlassung gibt, die philologischen Kenntnisse zu verabsäumen, die wir als einen vorzüglichen Theil des Schulunterrichts betrachten, und an welchem Jünglinge, durch allzu häufigen Genuß fremder Speisen, gar zu leicht den Geschmack verlieren.

Hamburg.

Dr. 81

Nahum, aus dem Hebräischen übersetzt von Zinzich Middeldorpf. Mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Hrn. Dr. Gurlitt. 1808. XII und 50 Seiten in Octav.

Wir hielten diese Arbeit eines jungen Orientalisten aus dem Grunde noch nach, weil sie sich gleich sehr durch philologische Kenntnisse und ein richtiges kritisches Urtheil, als durch ästhetische Behandlung, auszeichnet. Der Verfasser, schon seit längerer Zeit unser gelehrter Mitbürger, schrieb sie auf Aufforderung seines Lehrers, Hrn. Dr. Gurlitt, bey seinem Abgange vom Hamburger Johanneum. Die Vorrede des erstern verdienstvollen Gelehrten erzählt die Veranlassung dieser Schrift, und zählt die wichtigsten Vorarbeiten auf, unter denen indessen nur Michaelis, Dathe und Frähn vom Verfasser gebraucht sind. In der Einleitung verbreitet sich dieser selbst, nach Eichhorn, über die Assyrische Geschichte, so weit sie

mit der Israelitischen in Verbindung steht, und gibt dasjenige an, was sich nach inneren Gründen vermuthungsweise über Nahums Zeitalter bestimmen läßt. Darauf über den Inhalt des Fragments und dessen Character, nicht ohne eigene Beurtheilung. Die Uebersetzung ist metrisch, mit Anmerkungen von Hrn. Gurlitt versehen, worin ihre Abweichungen von Michaelis Verdeutschung bemerklich gemacht sind. Sie verdient, wenn nicht ganz das Lob der Treue, doch im hohen Grade das der Leichtigkeit und poetischen Eleganz, und erinnert an Justi's treffliches Uebersetzungstalent. Auf sie folgen noch Anmerkungen vom Verfasser selbst, sowohl critischen, als exegetischen Inhalts. Neues wird man hier nicht suchen; indessen das Vorhandene, besonders Frähn's critische Vorschläge, sind mit guter Auswahl gesammelt, und natürlich hat der Verfasser zuweilen auch seine eigene Meinung darüber. Aufgefallen ist uns Kap. I, 10., wo, nach dem Beispiele Anderer, auch der Verfasser nur durch Aenderung der Lesart helfen zu können glaubt. Der gewöhnliche Text gibt einen sehr guten Sinn, so bald man γ comparative versteht, was der Begriff der Continuation wohl zuläßt: "Bis zu Dornen sind sie verwickelt, gleich Dorngebüschchen sind sie unter einander geworfen". Der Dichter will Verwirrung, ängstliches Untereinanderlaufen, damit anzeigen. Eben so steht die Partikel Ps. 147, 15. ad celeritatem usque currit verbum ejus, d. h. gleich einem Eilenden läuft sein Gebet. — Wir erwarten von dem Verfasser viel, wenn ihn eigene Neigung und äußere Unterstützung bey diesem Studium festhalten.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den II. August 1810.

Edinburgh.

Von dem daselbst herauskommenden Medical and Surgical Journal ist Rec. noch im Stande, den vierten Band (vom dritten s. oben S. 100, 195, 234, 256, 432, 806, 823) oder den Jahrgang 1808, in 4 Stücken, zusammen 516 Seiten in gr. Octav, anzuzeigen. Die medicinische Theorie und Praxis üben einen gegenseitigen Einfluß auf einander, und Veränderungen, die in der einen vorgehen, bleiben nicht ohne Folgen für die andere. Eine solche Gegenwirkung ist in der Natur, sowohl des menschlichen Geistes, als der Heilkunst, gegründet. Die Ausübung dieser hängt mehr mit Lehrsätzen und Ideen zusammen, als viele Practiker ahnen, die wissenschaftliches Nachdenken über Principe, denen sie doch, wenn gleich oft unbewußt, folgen, verschmähen. Herrschen aber nicht die verkehrtesten und verderblichsten Begriffe über die Begründung eines medicinischen Systems, oder einzelner Hypothesen, welche die Natur und Heilung von Krankheiten enthüllen sollen, so wird die Art der Mittel, denen man für jetzt großen Erfolg gegen die verbreitet-

in jhr

sten Uebel zuschreibt, über gewisse Richtungen der ärztlichen Speculationen den Ausschlag geben. Wo das nicht Statt findet, da ist der Geist der Aerye durch eine falsche Zeitphilosophie viel zu sehr befangen und in Fesseln gelegt. Es war daher zu erwarten, daß das Zurückkehren zu der antiphlogistischen und ausleerenden Heilmethode, von dem wir unsern Lesern schon Nachricht gegeben haben, in England Umschmelzungen der theoretischen Ansichten veranlassen werde. Es ist immer die Fieberlehre, auf welche die erste und vollste Kraft aller Neuerungen, Reformen, fällt. Ein geschätzter Londoner Arzt, **Clutterbuck**, hat in einem Werke: *An Enquiry, into the Seat and Nature of Fever*, von welchem 1807 der erste Band erschien, die Behauptung zum Grunde gelegt, jedes Fieber setze ein Ergriffenseyn des Gehirns voraus, jedes allgemeine Uebel hänge von einer Local-Affection ab. **Thomas Beddoes** hat ihm entgegen gesetzt: *Researches, Anatomical and Practical, concerning Fever, as connected with Inflammation*. Für die nächste Ursache oder als den Character vom Fieber hält auch er Entzündung, beschränkt aber diese nicht aufs Gehirn, sondern beweiset durch die Resultate vieler Leichenöffnungen von Schriftstellern des festen Landes, daß Entzündung anderer Eingeweide, besonders des Magens und des Unterleibes überhaupt, immer Fieber zur Folge habe, selbst wenn das Gehirn ganz frey befunden worden sey. Ohne seinen Gegner **Clutterbuck** des Plagiats zu beschuldigen, zeigt er ihm, wie sehr die Lehre, welche er aufstelle, und ihre Beweise mit den Behauptungen anderer Schriftsteller außer England zusammenfallen, besonders auf eine auffallende Weise mit **Ploucquet** in Tübingen. Beide Englische

Schriften werden hier mit vieler Einsicht beurtheilt. Wir heben folgende Stelle aus: "mit einiger Härte verdammt Beddoes die neue Lehre der Schulen, die alle Zufälle des Fiebers von Schwäche ableiten, und das mächtige Heilmittel gänzlich verwerfen, in dessen Anpreisen unsere Vorfahren übereinstimmten, das Blutlassen". In dieser Ausführung sind wir in Vielem auf Seiten des Verfassers, voll der Ueberzeugung aus Erfahrung, daß die Lehren von Schwäche und Reizung eine Furcht vor Ausleerungen eingeflößet haben, welche die Wirklichkeit nicht rechtfertiget. Aber Mangel von Unterscheidung und Beurtheilung wird nicht weniger nachtheilig seyn in der Annahme, als in der Unterlassung des Aderlassens, und wir können nicht umhin, zu erklären, daß Beddoes von einer solchen Beschuldigung nicht ganz zu befreien ist, wenn er sagt: er habe durch einen Ueberfluß von Beweisen, denen noch so Vieles beygefügt werden könne, gezeigt, daß in einem heftigen Fieber, fremden oder einheimischen Ursprungs, von gelber oder anderer Farbe, wir berechtigt sind, eine entzündliche Anlage der Eingeweide des Unterleibes anzunehmen, und daher das früheste Ansetzen von Blutigelu an diese Theile anzurathen sey. Sie sollten, mit Unterbrechungen, zu Duzenden angelegt werden. Er bemühet sich nicht, die Umstände zu unterscheiden, welche Aderlassen aus der arteria temporalis, oder aus der Drosselader, oder am Arm erfordern, sondern empfiehlt dieses bloß unbestimmt und im Allgemeinen. An die Stelle des Blutentziehens, wo dasselbe nicht anwendbar sey, soll das Herumdrehen im Kreise, die fortgesetzte Anwendung von Kälte, und der Fingerhuth treten. Aber er berührt den Gebrauch dieser Mittel nur flüchtig. "Die Thatsache",

wird von diesem Schottischen Recensenten hinzugesetzt, "daß eine Verbindung zwischen Fieber und Entzündung innerer Theile Statt findet, daß in vorigen Zeiten, so wie noch jetzt in heißen Climates, Fieber mit Erfolg durch ausleerende Mittel geheilt wurden, erfordert unsere Erwägung, und muß Vorsicht gegen den Gebrauch hitziger Mittel in den frühern Zeiträumen der verhältnmäßig mildern Fieber dieses Landes lehren, gegen ein Verfahren, das die Routine nur zu sehr sanctionirt hat". (Fieber unter Entzündung zu stellen, ist immer ein Mißgriff, und erklärt nichts, da die Lehre von der Entzündung selbst noch so sehr im Dunkeln ist. Nicht einmahl practisch kann diese Ansicht sicher leiten, da es verschiedene Arten und Ausgänge von Entzündungen gibt. Die Leichenöffnungen führen hier offenbar häufig irre. So bald das Fieber von einem besonders affectirten Theile ausgeht, oder, was öfter der Fall ist, irgend ein Eingeweide früh oder spät besonders befällt, und in demselben hervorstechend wüthet, so wird die Lebhaftigkeit der Actionen, welche in dem besonders ergriffenen Organ vor sich gehen, immer Congestion des Blutes dahin, und mehr oder weniger den Anschein von Entzündung und ihrer Folgen bewirken. Das ist nicht wahre, ursprüngliche Entzündung, die den antiphlogistischen Apparat in seinem ganzen Umfange erfordert, nicht einmahl die asthenische Entzündung, deren Dafeyn selten eintritt, aber ihrer echten Natur nach vom Arzt nicht verkannt werden darf. Aber darauf müssen Engländer und Deutsche zurückkommen, daß die ersten Zeiträume vieler Fieber eine schwächende, kühlende, ausleerende Behandlung erfordern, daß man einen zu ausgedehnten Gebrauch von den Reizmitteln in der neueren Zeit machte, die viele Krankheiten erst

recht in die Höhe treiben, und ihnen einen ersten Character ausdrücken. Die Aufstellung zu allgemeiner Sätze, einseitiger Gesichtspuncte, ist immer nachtheilig, und wirft in gleich verderbliche Extreme.) — Mit dem Gang dieser Untersuchungen hängen auch zwey Aufsätze dieser Zeitschrift zusammen, beide von Dr. A. Philips Wilson, dem Verfasser eines neuern Werks über Fieber, das mit einem frühern desselben Schriftstellers nicht zu verwechseln ist: *Some Observations on the Diagnosis between Fever and Phrenitis, and on the Nature and Treatment of those Diseases; Some Observations on the Nature of Inflammation, and its Connexion with Fever.* Die erste Abhandlung ist gegen Clutterbuck. In der andern führt Hr. Wilson eine Reihe Versuche an, darzuthun, daß bey Entzündungen in den kleinern Gefäßen der ergriffenen Theile das Blut langsamer sich bewege oder stocke, aber die benachbarten größern Gefäße in vermehrter Thätigkeit sind. Alle Erscheinungen der Entzündungen und der Fieber führt er darauf zurück. Seine Theorie ist im Ganzen eine Verschmelzung der Cullenschen Ansichten mit denen des Mainzer Hoffmann's, ohne daß er von diesem weiß. Schwäche entsteht in den Capillargefäßen: diese stoßen nun nicht aus und sondern nicht ab, wovon das Blut befreyet werden muß. Das Herz und die großen Gefäße werden durch ein solches nicht gereinigtes Blut zu sehr gereizt, und überwinden durch diese erhöhten Anstrengungen den geschwächten Zustand der kleinern Endgefäße. Was Cullen der *vis naturae medicatrix* überträgt, führt er, seiner Meinung nach, auf nothwendige Gesetze und bestimmte Einsicht zurück. Das Erklären wird ihm sehr leicht. — *Observations on a peculiar Affection of the Testis, attended with the growth*

of Fungus from that Organ; illustrated with Cases. By *William Lawrence*, Demonstrator of Anatomy at St. Bartholomew's Hospital. Ein sehr lehrreicher Aufsatz, zur Diagnostik und Heilung der Hoden höchst wichtig. Castration ist hier selten erforderlich. — In drey Aufsätzen gibe **James Clarke** ein Report from "the General Hospital near Nottingham". Mehrere Leichenöffnungen, einiges Interessante, doch wenig Lehrreiches, obgleich er die Resultate seiner Privatpraxis mit hineinzieht. Den Kropf finde man besonders bey Frauenzimmern. Ueber die Nothwendigkeit, in manchen Zuständen des Typhus Abführungsmittel zu geben, um verhärtete Fäces auszuleeren. Masern waren dort, wie in andern Theilen von Großbritannien, oft sehr bösarig. Sie hatten selbst in mehreren Fällen eine Neigung, in Brand überzugehen. Ihm kamen zwey Fälle vor, so wie andern Ärzten daselbst drey Fälle, wo Vesicatorien auf die Brust Brand und den Tod verursachte. Zwey Kinder kamen ins Hospital mit Brand an den obern Kinnbacken, als Folge der Masern, die ohne ärztliche Behandlung verlaufen waren. Alle vordern Zähne dieses Kinnbackens waren ausgefallen, und brandige Stellen an den Wangen. Der Tod endigte diese großen Leiden bald. Dem Ausbruch des Ausschlages gingen gewöhnlich Erbrechen und vermehrte Stuhlgänge voran, mit vielem Schmerz in den Gedärmen, starkem Fieber, aber wenig Husten und Niesen. Die Eruption zeigte sich gewöhnlich den fünften Tag, aber sehr oft später. Das Erbrechen horte dann auf, aber die Diarrhöe und das Fieber dauerten fort, — Case of Malconformation in the Genitals, with an Engraving. By *John Smith Soden* zu London. Ein

Mann von 24 Jahren ward noch immer für ein Mädchen gehalten. — *History of a Case of Diabetes mellitus, successfully treated by Animal Diet and the Use of the Cinchona.* By *George Alley.* — *A Case of Tetanus, successfully treated with the Cold Affusion.* By *D. Arnoldy* zu Montreal. Der Kranke sperrete sich dagegen, und erst als das schreckliche Uebel sehr weit vorgerückt war, die gewöhnlichen Mittel ihre Hülfe versagten, konnte das sehr häufige Begießen mit kaltem Wasser bis zur Ohnmacht angewendet werden. Es rettete vom nahen Tode. — *Observations on the Operation of Lithotomy.* By *Allan Burns*, Lecturer on Anatomy and Surgery, Glasgow. — **Ueber den gegenwärtigen Zustand der Medicin in Deutschland.** Ein nicht ganz treues und vollständiges Gemählde unserer Litteratur und des Zustandes unserer Universitäten, aber voll genug von Wahrheiten, die uns beschämen und der Geringschätzung des Auslandes aussetzen. Besonders über die Brown'sche Epoche und über die großen naturphilosophischen Verirrungen, so wie daß so höchst selten ein practisches Werk von Bedeutung in Deutschland erscheint. — Gelegentlich finden wir angeführt, daß im Sommer und Herbst 1807 die kalten Fieber in Großbritannien, ohne eine erkennbare Ursache in hoch und trocken gelegenen Städten, in denen sie sonst selten erscheinen, ungewöhnlich häufig gewesen wären. Des Quäkers *John Wesley* Primitive Physick, eine Sammlung von alten-Frauen-Recepten, von welchen viele sehr gefährlich sind, ist 21 Mal aufgelegt worden. Einer Art kalter Schlammbäder bediente sich schon der halb wahnsinnige, schändliche Quacksalber, Doctor Graham, als seine verbrecherischen

Gaukelenen mit dem electricſchen Bette nicht mehr Eingang fanden. Er grub ſeine Kranken bis ans Kinn in friſche Dammerde ein. Dieſes nannte er Erdbäder. Vier Stunden ließ er ſeine Kranken darin verweilen. Die erſten zwey Stunden litten ſie außerordentlich von Kälte, in der dritten Stunde wurden ſie wärmer, und in der vierten waren ſie in einem ſehr reichen Schweiße. — *Baldwin Wake* Diſſ. med. inaug. de Typhi remediis, Edinburgh 1807, enthält ausführliche Erzählungen von dem wohlthätigen Einfluß des Fahrens in offenen Wagen auf den Gang dieſes Fiebers beym Rückzug der Englifchen Armee aus Holland im Frühling 1804, ſo wie im darauf folgenden Frühling von Embden nach Bremen. Ein Wundarzt Jones machte ſehr entſcheidende Beobachtungen darüber bey einem Dragoner-Regimente in England ſelbſt im Jahre 1803, welche er hier mittheilt. Many patients were ſubmitted to it with the happieſt effects; and I have uſed it ever ſince, with very great ſucceſs. Er rettete dadurch einen Typhuskranken im letzten und höchſten Stadium der Krankheit, den ſein Arzt ſchon aufgegeben und verlaſſen hatte. Dr. Hamilton zu Iſpwich beſtätiget letzteres, und dieſer Arzt fügt noch einen Fall bey, wo einem jungen Menſchen, welcher das Scharlachfieber von einer der ſchlimmſten Gattungen, und unter geringer Ausſicht zur Geneſung, hatte, die Reife zu ſeinen Eltern in den heißen Tagen des Auguſts ſehr heilſam war.

Report from the ſelect Committee of the Houſe of Commons, appointed to inquire into the State of Lunatics. Ordered to be printed 15th July 1807 Betrifft nur die criminellen und armen Wahnsinnigen in England und Wales. In

den letzten sechs Jahren sind daselbst nicht weniger als 37 Tolle ins Gefängniß gesetzt worden, welche sich treason, murder or felony haben zu Schulden kommen lassen. Sehr viele Graffschaften haben keine oder nur unvollständige Berichte über die Zahl ihrer wahnsinnigen Armen eingeschickt, bloß die von Suffolt und Norfolk sind genau. In Suffolt sind 114, in Norfolk 112 solcher Unglücklichen. Aus den Aussagen des Aufsehers des St. Luke's-Hospital zu London wollen wir einige Data ausheben. 300 Wahnsinnige sind im Durchschnitt stets daselbst, hiervon werden 115 immer für unheilbar gehalten. 640 erwarten die Aufnahme. Die ungefähre Zahl der für heilbar gehaltenen Wahnsinnigen, die jährlich aufgenommen werden, sind 110 männlichen, 153 weiblichen Geschlechts, im Ganzen 263; 60 von diesen sind parish patients. Als geheilt werden im Durchschnitt jährlich entlassen 37 männlichen, 71 weiblichen Geschlechts, im Ganzen 108. Die Zahl der jährlich als unheilbar Entlassenen von beiden Geschlechtern beläuft sich auf 100. Der wegen verschiedener Ursachen, als wegen Lähmung, fallender Sucht, Schwangerschaft u. s. w. der medicinischen Behandlung nicht fähig Zurückbleibenden sind 28 anzunehmen. Jährlich sterben 27 daselbst. Das Verhältniß der Frauenzimmer zu den Männern unter den Aufgenommenen ist wie 3 zu 2; unter den Geheilten wie 2 zu 1. Der jährliche Kostenbetrag der Arzneien, welche für diese Anstalt verbraucht werden, ist etwas über 79 Pfund Sterling. Die ganze Anstalt, die Interessen für das auf den Bau selbst verwandte Capital, zu 6 Procent, mitgerechnet, kostet jährlich 9865 Pfund Sterling. Jeder Kranke kommt jährlich, ohne die Kosten des Gebäudes und dessen

Reparatur, etwas über 19 Pfund Sterling zu stehen, mit Inbegriff dieser Ausgaben auf 30 Pf. Sterling und 6 bis 7 Schilling. Obgleich sich nichts Bestimmtes darüber angeben lasse, so wäre doch anzunehmen, daß unter 20 nur 3 sind, die Zwangsmittel bedürfen, um sich und Andern nicht zu schaden. Blödsinnige sind ausgeschlossen. Der berühmte Dr. Willis sagte aus, daß warme Bäder Wahnsinnigen sehr nützlich sind, kalte Bäder aber nur höchst selten erforderlich wären. — *Observations on the General Treatment of Lunatics, as a branch of Medical Police. By A. Duncan jun., Professor of Medical Jurisprudence in the University of Edinburgh.* Ein verständiger, wohlgemeinter Aufsatz, der bey den dort vorwaltenden großen Mißbräuchen, und bey den bevorstehenden Veränderungen in den Gesetzen für die Verhältnisse der Verrückten sehr nützliche Vorschläge enthält. Die Förmlichkeiten der bisherigen Deutschen Justiz machten es dem Leichtsinne und der Bosheit nicht unmöglich, Jemand für wahnsinnig zu erklären, der es nicht war. Uns fehlen überdieß die in vieler Hinsicht so heilsamen Privatanstalten für Kranke dieser Art, die aber durchaus unter Aufsicht des Staats stehen müssen, wenn sie nicht zu mancherley Mißbräuchen Gelegenheit geben sollen. — (Wird in einem der nachfolgenden Blätter folgesetzt.)

1810

Bielefeld.

Bericht an die hiesigen Einwohner über die hiesige Armenkrankenverpflegungsanstalt. Von den Ärzten *Nasse* und *Wilmans*. 20 S. in Quart. 1810.

Es gewährt eine große Beruhigung, wenn man wahrnimmt, daß hier und da zur Erhaltung der Kranken und nothleidenden Menschen so Vieles mit patrio-

tischem Eifer unternommen und ausgeführt wird, während die unzerstörbare Hydra des Krieges da und dort den Kern der Menschheit als eine Riesenschlange hinabwürgt. — Die beiden Aerzte zu Vielefeld, Hr. Raffe und Wilmans, haben seit 3 Jahren die unentgeltliche ärztliche Besorgung der dasigen Armen gemeinschaftlich übernommen, und die Gaben der wohlthätigen Einwohner zu Vielefeld an Geld, Speisen und Getränken haben sie in den Stand gesetzt, innerhalb drey Jahren tausend, acht hundert und neun Kranken ihre Hülfe, nebst freyer Medicin, welche die dortigen Apotheker auch zu billigen Preisen lieferten, angedeihen zu lassen, und, die es bedurften, noch mit Suppe, Brot und Wein zu unterstützen. Gegenwärtige Schrift ist nun vorzüglich dazu bestimmt, Rechnung von dem, was geschehen, mitgetheilt und verwendet ist, abzulegen, die liebevolle Mildthätigkeit in den edeln Gemüthern der vorigen Geber zu erhalten, und in den Herzen neuer Armenfreunde zu erwecken. — Möchte dieser edle Verein von Aerzten und Nichtärzten zum Besten der Kranken und Nothleidenden an denen Orten, wo nicht bereits dergleichen Anstalten bestehen, recht viele Nachahmer finden! Denn wie wahr ist das, womit jene patriotischen Aerzte ihren Bericht schließen: “Daß Jeder nach dem Maß seiner Kräfte für fremdes Wohl, andere Rücksichten aufopfernd, wirksam sey: welcher Zeit Noth fordert das mehr, als die der jezigen”?

Leipzig und Züllichau.

Das seltene Beyspiel eines Criminalraths, der als Interpret des Persius (freylich eines strengen Sitten-, wenn gleich nicht Criminalrichters) auftritt, ist bereits einmahl in unsern Blättern angeführt worden (Gött. gel. Anz. 1807 S. 967, wo, wie wir erst jetzt wahrnehmen, Ein. 4 Daru zu

lesen ist). Jetzt erhalten wir von ihm einen neuen Beitrag für den Persius: **Johann Christian Friedrich Meister**, beider Rechte Doctor, königl. Preussischer Criminalrath und Professor der Rechte an der Universität Frankfurt an der Oder, **Ueber Aulus Persius Flaccus Sat. VI, 37 . . . 40. Hernach über Sat. VI, 78. 79.** — f. w. 1810. Octav 75 Seiten. Wie gut classische Studien einen Juristen kleiden, sehen wir auch an diesem Beispiel. Dagegen beurtheilen wir ihn aber auch nicht mit der Strenge eines critischen Schulgelehrten. Jene erste, oft gehudelte, Stelle (ob wir wohl *locus vexarus* so übersetzen dürfen?), wo der Knicker Vestius die in Rom aufgekommene Philosophie verwünscht; diese war aus Asien und Griechenland nach Rom gebracht, und nun so gut als einheimisch geworden; in diesem Sinn wird von ihm das *nostrum* (oder *vestrum*, gleich viel) *maris experts sapere*. genommen; im Gegensatz dessen, daß es früher, wie andere Waren, nach Italien gekommen war (*cum pipere et palmis*, Pfeffer und Datteln; oder, wie Hr. M. es nimmt, von den nach Italien verpflanzten Bäumen, und eben daher auch Sat. 1¹, 75 *pipere* vom einheimischen Pfeffer versteht, als der schlechtesten Sorte (und also auch ein unbedeutendes Geschenk), da indessen der fremde Pfeffer immer noch ein Handelszweig blieb. V, 54. Mit gelehrter Belesenheit wird die Interpretation aufgestuft, theils durch Gegenstellung der Erklärungen anderer Gelehrten, theils historisch durch Anführung der Hauptstellen von der in Rom verbreiteten Philosophie, aus Kleinasien besonders; und doch hastete nur die practische recht, besonders die Stoische, bey den Römern. Merkwürdig ist uns, daß die Juristen in Rom den besten

und größten Gebrauch von der Philosophie gemacht haben. — VI, 79. redit in rugam sehr richtig statt in sinum, denn eben dieser entsteht durch Falten, und numos condere in sinu ist natürlich.

Leipzig.

Bei Fleischer, dem jüngern: Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller, ausgearbeitet von *Johann Georg Meusel*. Zehnter Band. 1810. Octav 594 Seiten. Deutscher Fleiß und Deutsches Worthalten verläßt unsern Litterator nicht. Seit dem im vorigen Jahre erschienenen und in diesen Blättern S. 1807 angezeigten neunten Band erfolgt jetzt der zehnte, mit den Mittelbuchstaben des Alphabets N . . . Q. Es sind unter den Buchstaben einige, welche dem Rufe eines Gelehrten günstiger, als andere sind, weil sie durch die kleinere Zahl der Artikel einen Gelehrten mehr ins Licht stellen, und zur allgemeineren Notiz bringen, als solche Buchstaben, welche an Nahmen so fruchtbar sind, wie etwa H, M. oder wohl gar S, der Abgrund, in den sich der Nahme von Hunderten verliert, und es also Kunst erfordert, sich unter diesen hervorzuarbeiten.

Veranlaßt durch die ihr von Seiten eines achtungswerthen Patrioten gemachten Vorschläge, und durch Zusicherung der nöthigen Geldsummen, die ihr von ihm vermittelt des Classenschen Fideicommisses ertheilt wurde, setzt die Classensche Litteratur-Gesellschaft in Kopenhagen, in Verbindung mit einer von Seiten der königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften ernannten Commiteé, bestehend aus den Justizräthen und Rittern Bugge und

Manthey, und dem Professor **Wersted**, folgende zwey Preisaufgaben aus:

Sie setzt nämlich 1. eine Prämie von 1000 Thalern Dän. Courant für die beste Abhandlung über die Milch aus, in welcher Folgendes zu untersuchen ist:

1. Die chemischen Bestandtheile der Milch, ihre Verschiedenheit bey den besondern Hausthieren, die Veränderungen, denen sie durch die verschiedenen Nahrungsmittel oder andre auf das Thier einwirkende Umstände unterworfen ist, und wie sich die Verfälschungen der Milch am besten entdecken lassen.
2. Ihre Wirkungen und ihr Gebrauch in diätetischer Rücksicht und als Heilmittel gegen Krankheiten.
3. Ihre Anwendung zu öconomischem Zweck als Nahrungsmittel und zu Kunstarbeiten, und ihre Veredlung zu Handels-Producten, wobey die verschiedenen Behandlungsarten in dieser Hinsicht genau anzugeben sind.

Die Preisbewerber müssen sorgfältig sich mit dem bekannt machen, was die ausgezeichnetsten Schriftsteller bey den verschiedenen Nationen in diesem Fache geliefert haben, und die wichtigsten Erfahrungen benutzen, die uns Parmentier, Deyeux, Fourcron, Bauquelin, Thénard, Scheele, Young, Fernis, Michaelis, Desmaret, Beratti, Anderson, Radel, Berzelius, und andre bekannte Aerzte, Chemiker und Oeconomen lieferten; sie müssen dieß mit ihrer eigenen Untersuchung begleiten, und zum Schluß der Abhandlung allgemeine Vorschriften und Regeln geben, die dem Landmanne und Künstler für die in jeder Rücksicht vortheilhafteste Benutzung der Milch und ihrer Producte zu einem Leitfaden dienen können.

II. Die Bestimmung der Anwendung und Fruchtbarkeit des Erdbodens, oder die so genannte Vo-

nitirung, geschah bisher nach solchen practischen Kennzeichen, die sich auf die allgemeine Erfahrung des Landmannes, auf die locale Kenntniß der Taxatoren, und auf die Merkmahle gründeten, welche sie sich durch die Sinne verschafften. Solche Kennzeichen konnten wohl für jeden einzelnen Ort, wo sie gesammelt sind; und für den engen Kreis, in dem der geringere Landmann ohne Veränderung sich wendet, hinreichen: aber sie gewähren weder dem Landmanne selbst, noch den Taxatoren, so allgemeine; so belehrende und so sichere Regeln, als es bedarf, um die vortheilhafteste Art des Landbaues, und eine sichere Norm zur Bestimmung der Abgaben und Landzinsen in den verschiedenen Provinzen eines Staats festzusetzen. Die Gesellschaft setzt daher eine Prämie von 1000 Thalern Dän. Courant für die vollständigste Untersuchung der pflanzennährenden Erdrinde in Rücksicht des quantitativen Verhältnisses ihrer Bestandtheile, in Rücksicht ihrer Unterlage und in Rücksicht ihrer Lage aus, um dadurch einen Leitfaden 1) zur Bestimmung der Cultur, zu der jeder Boden tauglich ist, und 2) zur Bonitirung des Bodens nach der zweckmäßigsten Eintheilung, zu erhalten.

Der Verfasser muß hierbey untersuchen, welchen Einfluß das Vermögen der Erdarten und ihrer Mischungen, Wasser anzuziehen und in sich zu behalten, und ihr Vermögen, Wärme zu leiten, auf ihre Fruchtbarkeit haben kann; und er muß bestimmen, was eigentlich die Pflanzen nährt, und was nur als Excitament wirkt, um ihren Wachsthum zu befördern. Er muß angeben, welche Pflanzen jedem Erdboden eigen sind, welche am besten darin gedeihen, und in wie fern dieß zur Bestimmung der Beschaffenheit des Erdbodens angewendet werden kann.

1280 G. g. U. 128. St., den 11. Aug. 1810.

Der Verfasser muß Anleitung geben, wie sich die chemische Untersuchung des Erdbodens auf die sorgfältigste und lehrreichste Weise anstellen läßt, und wie der Landmann sie am leichtesten vornehmen und mit den practischen Kennzeichen vergleichen kann. Zur Erforschung der Unterlagen sind die bequemsten Geräthschaften anzugeben, und was die Lage des Erdbodens betrifft, so muß nicht bloß auf die Inclination desselben, sondern auch auf dessen Lage gegen Sonne, Wind und Wasser Rücksicht genommen werden. Das, was Wallerius, Rükfert, Hassenfranz, Humboldt, Leslie, Humphry Davy, Kirwan, Einhof, Saussure, Cadet de Baux, Andrea, Campadius, Braconnot und andre Gelehrte und Decomenen über diese Gegenstände geschrieben haben, ist, so viel als möglich, zu benutzen; und man erwartet, daß der Verfasser sich bestrebe, aus diesen Untersuchungen und Bemerkungen practischer Landleute wissenschaftliche Grundsätze in Betreff der hier aufgeworfenen Fragen herzuleiten.

Die Abhandlungen können in der Dänischen, Schwedischen, Deutschen, Französischen und Englischen Sprache verfaßt werden; sie müssen auf gewöhnliche Weise mit einem Motto und einem versiegelten Zettel, der den vollen Namen, Titel und Aufenthalt des Verfassers angibt, versehen seyn, und an den Secretär der Gesellschaft, Professor und Ritter Viborg, vor dem 1. May 1812 postfrey eingesandt werden. Im Fall keine Abhandlung die Preisaufgaben vollständig beantwortet haben sollte, und deswegen der Preis nicht ertheilt werden kann, so behält die Gesellschaft es sich vor, in Vereinigung mit besagter Commite, die beste unter ihnen in dem Verhältnisse zu belohnen, als dieselbe den Aufgaben Genüge geleistet hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 13. August 1810.

Paris.

Noch in späten Zeiten wird die Nachwelt mit Ehrfurcht die Namen der Gelehrten nennen, deren Sorgfalt und Ruhe uns noch die letzten Früchte von einer gelehrten Gesellschaft erhalten hat, welche die Auswahl der vorzüglichsten Gelehrten ihrer Zeit und Nation enthielt, und in einem Zeitraum von 129 Jahren seit ihrer ersten Entstehung, und 92 Jahre seit ihrer neuen Organisation unter Ludwig XIV., 1701 bis 1793, eine so große Anzahl gelehrter Arbeiten zur Belehrung der gebildeten Welt geliefert hat, die in einer Reihe von Bänden enthalten sind, welche allein eine Bibliothek ausmachen. Es ist die Académie Royale des Inscriptions et Belles Lettres zu Paris. Mit dem Tome XLVI. welcher 1793 erschien, konnte man die Sammlung als geschlossen halten, und beklagte den Verlust der noch in den letzten Jahren vorgelesenen Abhandlungen (Memoires, mit den geschichtlichen Nachrichten von der Academie. Wir wußten wohl, daß noch einige bereits gedruckte Bände vorhanden waren, welche aber nicht konnten ausgegeben werden. Endlich er-

fuhren wir, daß alle noch vorgefundene Abhandlungen, zur Ergänzung der Sammlung, sollen der Welt mitgetheilt werden. Dieses ist gegenwärtig erfolgt, und es sind erschienen To. XLVII...L. Sie enthalten zugleich die Geschichte und die Arbeiten der Academie von 1785, 1786 und folgenden Jahren bis zum 8. August 1793, als dem Tag ihrer Auflösung; ein Zeitraum, den die Academie in einem banger, unruhevollen Zustand durchlebte, der am wenigsten für gelehrte Beschäftigungen, welche Ruhe und Heiterkeit erfordern, geeignet war. Es gereicht ihr zu einem unvergeßlichen Ruhm, daß sie gleichwohl ihre bestimmten Vorlesungen und Versammlungen, als Pflichtarbeiten, ununterbrochen fortsetzte.

Nicht weniger Ruhm hat sie sich dadurch erworben, daß sie in den Schreckenstagen, da sie ihrer Auflösung bereits entgegen ging, und auch noch seitdem, treue Vorsorge und mögliche Maßregeln anwendete, damit die Abhandlungen gesammelt, und endlich der Welt im Druck mitgetheilt werden konnten, wenigstens der größere Theil; denn viele sind im Sturm der Zeit zerstreut, andere vernichtet worden. Schmerzliche Empfindungen sind mit der Rückerinnerung verbunden, daß noch mit Ausgang 1784 und Anfang 1785 von dem guten Könige Ludwig verschiedene heilsame und wohlthätige Veranstellungen bey der Academie getroffen wurden: nämlich die Verfertigung von Nachrichten und Auszügen, zur allgemeinen Notiz und Gebrauch der gelehrten Welt, - von den Handschriften in der königl. Bibliothek vermittelst der Stiftung einer Committé von einigen dazu neu besoldeten Mitgliedern der Academie; ferner fünf neue Pensionen für fünf der ältesten Associés, mit Vergütung des Verlustes, den bisher die zehn alten Pensionen, so wie

auch der beständige Secretär und Bibliothekar, durch Abzüge und Rückstand erlitten hatten; ferner Zulagen für Unterhaltung der Bibliothek, und für zu erhöhende Jettons. Die Verbesserungen betrugten einen jährlichen Aufwand von 12,200 Livres. Mehr andere königliche huldvolle Verfügungen folgten noch im Jahre 1786 nach; darunter ist auch ein neues Reglement für die Academie vom 22. December 1786, welches hier eingerückt ist, S. 17 bis S. 22: ein Muster für Einrichtung gelehrter Gesellschaften, aus Erfahrungen aufgestellt, ohne welche alle gesetzliche Weisheit den nachtheiligsten Fehlgriffen in solchen Fällen ausgestellt ist. Im Anfange von 1788 setzte der Abbé Raynal eine jährliche Summe von 1200 Livres zu einer jährlichen Preisaufgabe aus. S. 28 f. Bey Berufung der Etats généraux 1788 erhielt die Academie den Auftrag, die alten Formalitäten aufzusuchen, welche ehemahls bey Berufung und Abhaltung von dergleichen Versammlungen üblich gewesen waren. Im Jahr 1789 erfolgte die erste Störung der Academie; sie ward, nach langem Widerstande bis Ende folgenden Jahrs, aus ihrem Versammlungsort im Louvre vertrieben. Bey der Auflösung der Committé, die zur Verfertigung der Auszüge aus den Handschriften in der königl. Bibliothek niedergesetzt war, erließ die Academie im Druck die *Eclaircissements* über diese Arbeiten, die hier S. 31. . . 35 wieder eingedruckt sind; die dazu ernannten Mitglieder setzten indessen doch, aus eigenem Entschluß, die Arbeit noch fort. In den nach dem 10. August 1792 erfolgten Schreckentagen ließ sich an keine fernere Erhaltung der Academie denken. Am 25. November erhielt sie das Verbot, die vacanten Stellen wieder zu besetzen;

endlich hob das Decret vom 8. August 1793 die Academie gänzlich auf.

Da wir durch ein ansehnliches Geschenk des Französischen Instituts von diesen nun erschienenen Theilen in den Stand gesetzt sind, unsern Deutschen Litteratoren von ihrem Inhalt, auf die Weise, wie wir ehemahls thaten (das letzte Mal Götting. Anz. 1793 S. 1707 und 1785), die Notizen davon mitzutheilen: so soll dieses auch in Ansehung dieser letzten Bände, nach und nach, geschehen.

Histoire de l'Académie Royale des Inscriptions et Belles Lettres avec les Mémoires de Littérature tirés des Registres de cette Académie depuis l'année MDCCLXXXIV jusqu' au 8. Août MD' CXCIII. *Tome quarante-septième.* De l'Imprimerie Impériale. MDCCCIX. Quart S. I. . . 422 Histoire de l'Académie Royale des Inscriptions et Belles Lettres, und S. I. . . 457 Mémoires de Littérature. Voran steht, nebst Inhaltsangabe: Die Geschichte der Academie in den letzten Jahren, vom Hrn. Dacier, ihrem letzten beständigen Secretär, und nunmehrigem beständigem Secretär der Classe der Geschichte und alten Litteratur des Instituts. Mit der größten Theilnahme, und nicht ohne innere Bewegung, liest man die Erzählung bey aller Ruhe und Würde, mit welcher sie abgefaßt ist. Noch sind S. 37 die Preisaufgaben der Academie für 1785 . . . 1792. Es ist ein schreckendes Beyspiel, wenn man sieht, wie in so wenig Jahren der Eifer für die Studien erlöschen kann; nur wenige Preise konnten den eingelaufenen Preisschriften ertheilt werden, und endlich liefen gar keine Preisschriften für die Concurrenz mehr ein. Den Beschluß machen die Sterbefälle, und Aufnahmen neuer Mitglieder in der Academie in den letzten Jahren, 1785 . . . 1792.

Die im letztern Jahre gewähltten waren Silvestre de Sacy, als ordentliches Mitglied; Henne, als auswärtiges Mitglied, und Dacier war zum pensionirten Mitglied und beständigen Secretär der Academie aufgenommen worden. Die ganze Anzahl war Académiciens honoraires 9, Pensionnaires 14, Associés 14. Associés résidens 7, Affiliés libres et étrangers et regnicoles 12.

Wir kommen zu der Histoire selbst, welche Notizen, mehr oder weniger ausführlich, von Vorlesungen gibt, die in den Versammlungen der Academie sind gehalten worden. Zuerst I. vier Abhandlungen des Hrn. Silvestre de Sacy, aus den Jahren 1787. . . 1791, über die Denkmähler Nakchi Rustom, die Inschriften zu Tschel-minar; über die Persischen Münzen der Sassaniden; und die Denkmähler und Inschriften zu Kirman-schah oder Bisutun. Diese vier berühmten Abhandlungen sind bereits 1793 vom Verfasser ans Licht gestellt worden, unter dem Titel: Mémoires sur diverses antiquités de la Perse, und sind auch im Auslande bekannt und von Gelehrten geschätzt. Hier wird bloß eine Notiz des Inhalts gegeben. — II. Erläuterungen des Buches Tobias, von Sainte croix; diese erbauliche Familiengeschichte aus den Zeiten nach der Gefangenschaft der Juden wird kritisch behandelt; bekannt ist es, daß der ursprüngliche Chaldäische Text verloren ist, und daß wir bloß alte Uebersetzungen davon haben, welche aber alle auf verschiedene Weise interpolirt sind; als eine Geschichte, die viel ist gelesen worden. — III. Ein Zemerologium, oder Calendar verschiedener Städte, verglichen mit dem Römischen Calendar; aus einer Griechischen Handschrift des Theon über den Canon des Ptolemäus, in der Biblio-

thet zu Florenz; eine durch Joh. Naffon davon genommene Abschrift blieb unedirt; aber eine andere, nach jener gefertigte, Abschrift ward vom Baron de la Bastie an die Academie vermacht 1742. Seitdem hat sich noch eine zweyte Handschrift zu Florenz, und eine dritte zu London gefunden; aus diesen vereinigt ist hier dieser verglichene Calendar eingedruckt, mit einer Lateinischen Uebersetzung, mit einigen Erläuterungen begleitet. —

IV Bemerkungen (Observations) über das Denkmahl zu Ancyra, von Hrn. von Sautercoir (Monumentum Ancyranum, das auch als Anhang zu Ernesti's Sveton bereits bekannt seyn kann). Mit einer Deutlichkeit, welche man bey Humanisten und Litteratoren, wenn sie eine faßliche und auch andern gebildeten Lesern, die nicht Gelehrte vom Handwerke sind, verständliche Notiz von einem gelehrten Gegenstand geben sollen, selten, unter Französischen Gelehrten häufiger, antrifft, wird die Geschichte dieser Inschrift erzählt, welche von K. August selbst abgefaßt war, und unter dem Nahmen *index rerum a se gestarum* bey Sveton erwähnt ist; eine Abschrift ward, zufolge seines letzten Willens, auf eherne Tafeln gegraben, am Eingange seines Mausoleums aufgestellt. Die Städte von Kleinasien hatten dem August noch bey seinem Leben auf gemeinschaftliche Kosten zu Ancyra in Galatien einen Tempel bauen lassen; zu beiden Seiten des Einganges war eine Abschrift von jener Inschrift an der Wand eingehauen, mit der Griechischen Uebersetzung; und diese hatte sich bis auf die neuern Zeiten erhalten, aber frenlich immer mehr und beschädigt, als damahls, da sie Buxbeqv zuerst sah und copirte, 1554, nach ihm mehr andere Reisende, unter diesen Pocock und Chishull; ein sehr beschädigtes Fragment daraus, das sich im Lateinischen und im Griechischen erhal-

ten hat, sucht Saintecroix wieder herzustellen, Vieles zu erläutern. (Es ist bey Chishull tab. II. a dextra, 139 signa militaria bis l. 49). Das Beste von allem, dessen sich August ruhmte, war wohl der orbis terrarum pacatus, und das andere, rex Parthorum — amicitiam nostram petens, plurimaeque aliae gentes expertae sunt Romanam fidem in principe: das waren die beiden Grundpfeiler seiner Herrschaft. — V. Critische Anmerkungen (remarques) über das *Etymologicum magnum*, von Hrn. Larcher, S. 105 . . . 208: ein beträchtlicher Beitrag für eine neue Ausgabe dieses Wörterbuchs, mit welchem, wie wir hören, einige Gelehrte sich beschäftigen. Die hier mitgetheilten Critiken betreffen die Buchstaben T bis Ω. Noch Einiges zu M. Z. H. O. K. A. — VI. S. 209 . . . 289, Forschungen über die alte Geographie, von Hrn. Gosselin; sie bestanden in einer Folge von mehreren Abhandlungen; sie werden aber hier bloß in einem Auszug geliefert, weil sie in der Zeit bereits sind gedruckt worden, in seinem berühmten Werke: *Recherches sur la géographie systématique et positive des anciens* (G. g. N. 1800 S. 73 f.). — VII. Versuch einer Uebersetzung von einigen kleinen Gedichten aus der Griechischen Anthologie, von Hrn. Dacier; in Prose und mit Erläuterungen. — Noch, Inschriften und Medaillen, welche die Academie entworfen hatte, in den Jahren 1785, . . . 1791. — Denkschriften auf verstorbene Mitglieder seit 1784 . . . 1793. Hr. Bignon, Seguer, Daciaudi, Arnaud, de Buzrigny, Grosley, Marquis de Paulmy, Bejot, de Rochefort, de Nicolai, d'Ormesson, Abbé Broner. — Nun folgen die Denkschriften (*Mémoires*), deren Inhalt wir nächstens anzeigen.

1288 G. g. N. 129. St., den 13. Aug. 1810.

Pl.

Sulzbach.

Die heiligen Schriften des Neuen Testaments, übersetzt von Karl van Esß, Pfarrern zu Hunsburg bey Halberstadt, und von Leander van Esß, Pfarrern zu Schwalenberg im Fürstenthum Lippe. Zweyte, rechtmäßige und verbesserte Ausgabe. Mit stehender Schrift. 1810. S. 268 in Octav. Bey der Anzeige der zweyten Auflage dieser Uebersetzung, die wir der mit so vielem Recht darauf gerichteten Aufmerksamkeit des Publicums schuldig sind, können wir unserer Pflicht nicht besser genug thun, als wenn wir bloß das ihr vorgedruckte Urtheil des ehrwürdigen Antistes Geß von Zürich darüber hier einrücken, mit welchem das unsrige ganz übereinstimmt. Bey Vergleichung mehrerer Kapitel dieser zweyten, verbesserten Ausgabe des van Esßischen neuen Testaments mit der ersten und mit dem Grundtext hat dieser gefunden; "daß die Erwartung, zu der auch schon das rühmlich bekannte Uebersetzer-Talent der Herausgeber berechtigte, vielfach darin erfüllt, und manche Stelle nicht nur dem Sinne, sondern, mit völliger Beybehaltung des Deutschen Sprachgebrauchs, auch dem Ausdruck des Originals noch genauer, als vorher, angepaßt worden ist. Daher hofft und glaubt er auch, und wir hoffen und glauben auch mit ihm, daß eine Uebersetzung, deren Werth schon aus dem weitverbreiteten Nutzen, den sie bereits gestiftet hat, durch diesen auf ihre möglichste Vervollkommnung fortdauernd verwandten Fleiß sich immer noch mehr sowohl zur Privat- als auch zum öffentlichen Gebrauch empfehlen wird".

v. 7. 132

Göttinaiſche gelehrte Anzeigen

unter
der Aufficht der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

130. Stück.

Den 16. Auguſt 1810.

Amſterdam.

Im Kunſt- und Induſtrie-Comptoir: Die Hebräerin am Putztische und als Braut. Vorbereitet durch eine Ueberſicht der wichtigſten Erfindungen in dem Reiche der Moden bey den Hebräerinnen von den rohſten Anfängen bis zur üppigſten Pracht, von *A. Th. Hartmann*. Erſter Theil, mit Kupfern. 1809. XXXVI und 466 Seiten. Zweyter Theil, mit ſieben Kupfern. 1809. 538 S. Dritter Theil oder Anhang, enthaltend die Erklärung der Kupfertafeln, ein Verzeichniß der Quellen, ausführliche Erläuterungen und ein dreyfaches Register. 448 S. in Octav. Es war eine ſinnreiche Idee, zu der berühmten Sabina des Hrn. Böttiger ein Gegenſtück aus dem Orient aufzuſtellen, wo die Eigenthümlichkeit der Sitten, der Gebräuche, des Coſtume, der Bedürfniße, manche intereſſante Vergleichen darbot, und die Benutzung Orientaliſcher Quellen eine Menge philologiſcher, hiſtoriſcher und antiquariſcher Bemerkungen zur Erläuterung der alten Hebräiſchen Schriften herbeyführen mußte.

Hr. Prof. Hartmann, durch mehrere gelehrte Schriften rühmlich bekannt, hat diesen Gedanken ausgeführt, aber in einem weitem Umfange, indem er der eigentlichen Beschreibung des Puzes einer Hebräerin eine ausführliche Geschichte der Erfindungen, des Handels und Kunstfleißes unter den benachbarten Völkern, die dem Luxus vorausgehen mußten, vorangestellt, und diese Untersuchungen mit einem Aufwand von Fleiß und Belesenheit durchgeführt hat, daß man hin und wieder versucht wird, zu bedauern, daß alle diese Gelehrsamkeit auf einen an sich nicht sehr erheblichen Gegenstand bezogen werden mußte. Das Verdienst dieser Arbeit wird sich am richtigsten schätzen lassen, wenn wir den Gang, welchen der Verf. genommen hat, in der Kürze darlegen. Nach einer Einleitung von der Beharrlichkeit der Moden im Orient und den Ursachen derselben, erinnert der Verf., daß wir noch jetzt die Theile des Puzes einer Hebräerin mit Wahrscheinlichkeit bestimmen können, daß man aber zur bessern Uebersicht die einzelnen Erfindungen chronologisch verfolgen müsse, und theilt die Geschichte derselben in sechs Zeiträume: 1) von der frühesten Zeit bis zur Einwanderung in Aegypten. Die ersten Versuche zur Bekleidung, mit Laub, Thierfellen, Filzen etc. sind hier sehr gut entwickelt; wenn aber von den Hebräerinnen gesagt wird, daß sie Baumblätter als Umgürtung gebraucht, und sich damit Jahrhunderte lang begnügt haben, so ist dies doch wohl nur von ihren Vorfahren zu verstehen. Das Punctiren der Haut, S. 40, kann nach den biblischen Nachrichten nicht so hoch hinaufgesetzt werden. 2) Vom Einzug in Aegypten bis zur Besitznahme von Palästina. Frühe Cultur Aegyptens, und Handelsverbindungen mit Arabien und Indien kunstliche Weberey und Spinneren, welche die

Israeliten kennen lernten. Schminke (der Augen) und Wohlgerüche. S. 68. Wichtigkeit der Aegyptischen Mineralien für den Puz. Um Syene gab es Gold- und Silbergruben, noch mehr in Aethiopien; auch Edelsteine, die aber auch durch den Arabisch-Ostindischen Handel eingeführt wurden. 3) Wanderung der Hebräer durch die Arabische Wüste. S. 99. Die Hebräerinnen webten Kamel- und Ziegenhaar und Wolle; schwerlich schon Baumwolle. Von den künstlichen Arbeiten für das Mosaische Gezelt wird nichts erwähnt, weil der Verf. diesen ganzen Abschnitt für später hält, wie er zu Anfang des zweyten Theils zu beweisen sucht; welche Stelle eigentlich hieher gehört hätte. Etwas Unwahrscheinliches liegt doch darin, daß die Hebräerinnen, welche in Aegypten "die feinsten leinenen und baumwollenen Zeuge, die sich mit unserm Batist, Kammertuch, Mouffelin oder Milchflor vergleichen lassen", kennen und nachahmen lernten, S. 62 flg., nun plötzlich diese Gattung von Kunstfleiß hätten aufgeben sollen. 4) Von der Besitznahme Palästina's bis zu Davids Tode, in drey Kapiteln: 1. Blicke in das Arbeitszimmer einer Hebräerinn, wo vom Spinnen und Weben geredet wird, mit einer Abbildung der Spindel, des Weberstuhls u. c.; 2. vom Walken, Bleichen, Reinigen der Kleider und der Wollenfärberey; 3. vortheilhafter Einfluß der Verbindung Palästina's mit den benachbarten Völkern auf den Puz der Hebräerinn. 5) Zeitraum von Salomo bis zum Babylonischen Exil. Hier handelt der Verf. zuerst von dem wichtigen Einfluß des Phönizischen Handels und Kunstfleißes auf den Puz der Hebräerinn, in sechs Abschnitten: 1. von metallenen Zierathen; die Menge des Goldes in diesem Zeitraum kam aus Ophir und Tarshisch, auch wohl von der Ostküste Africa's; Silber und andere Metalle hauptsächlich

aus Tarschisch, oder Kleinasien, Cypem und andern Inseln. Das Beyspiel der Phönizier weckte die Hebräer zu Versuchen in der Metallurgie. Dabey vom Schmelzen und Bearbeiten der Metalle. S. 259 fig. 2. von Perlen, Korallen und Edelsteinen, ihren Arten und ihrem Vaterlande. 3. von Wohlgerüchen und Salben, und der verschiedenen Zubereitung und Anwendung derselben. Die feinsten kamen durch den Arabisch-Ostindischen Handel, andere aus den angrenzenden Ländern und Palästina selbst. 4. von der Wolle und ihren vorzüglichsten Gattungen. 5. vom Purpur und seinen Hauptgattungen, und vom Carmoisin. Tscheket sey nicht sowohl dunkelblau, als vielmehr dunkelviolett. 6. von buntgewebten, goldgewirkten Zeugen und seidenartigen Stoffen. Die Kunst, zu sticken, spricht der Verf. den Hebräerinnen in diesem Zeitraum gänzlich ab, und versteht קרי , nach Böttiger's Vorgang, von bunten Webereyen. Die Figuren, welche man hineinwebte, waren Greife (Cherube), Blumen, Granaten, Palmen &c. Die Hebräerinnen lernten diese Kunst von Phöniziern, Aegyptern und Babyloniern. Hier S. 419 fig. vom Handel Babylons. Schon in diesem Zeitraum bildeten buntgedruckte Indische Cattune einen bedeutenden Handelszweig, und diese sind unter קרי zu verstehen, Ezech. 27, 16. 24. Das dunkle יבם Ezech. 16, 13. 16. versteht der Verf. von feinen, durchsichtigen Zeugen, welche aus dem Gespinnste eines der Seidenraupe ähnlichen Insectes verfertigt wurden, und bey den Griechen Coische Gewänder hießen. Das zweyte Kapitel, S. 460 fig., von den Folgen der Nachbarschaft Aegyptens auf die einzelnen Verschönerungskünste der Hebräerinnen, schließt den ersten Band.

Zweyter Band. Sechster Zeitraum, von der Rückkehr der Juden aus dem Exil bis zur Zerstörung

der Stadt Jerusalem durch Titus. Voraus einige allgemeine Erinnerungen; von dem spätern Alter der Nachrichten von der Pracht des heiligen Mosesischen Zeltes, weil in den Hebräischen Geschichtsbüchern nirgends davon oder von dem goldenen Geräthe desselben etwas vorkomme, sondern bloß die Bundeslade als ein einfacher hölzerner Kasten erwähnt werde; ferner von der größeren Ausbreitung des Luxus; Tyrus, Babylon, und später Alexandria, waren die Hauptmärkte; Luxus der Griechen und Römer. Die Moden dieses Zeitraums werden in 5 Galerien, nach den nähmlichen Rubriken, wie im vorigen Zeitraum, aufgeführt. Sie weichen von den dort erwähnten wenig ab; nur die Kunst, mit Silberfäden zu weben, zu sticken, und die Seidenweberey, sind diesem Zeitraum eigen. — Nun folgt S. 137 flg. der zweyte Abschnitt, die Hebräerinn am Puztische, die in sieben Scenen, mit beygefügtten Abbildungen, dargestellt wird. 1) Erstes Untergewand, Augenschminke, Ohren- und Nasenringe, Hals-, Arm- und Fußschmuck, Schnürsohlen, Schleier. 2) Haarschmuck, Rauchfässer, Salbenfläschchen, Spiegel. 3) Kopfschmuck. 4) Halschmuck, Ohren- und Nasenschmuck, der in die Ringe gehängt ward. 5) Zweytes Untergewand, Gürtel, Beutel, Schleier. 6) Obergewänder. 7) Feuertkleider, Schleppen, Pfauengang. Durchsichtige Gewänder und Sindonen. Eine Beylage S. 349 handelt vom Schminken und Färben des Körpers, wohin auch das Einätzen von Figuren gehört. Die Gründe, welche der Verf. für den Gebrauch der Schminke anführt, scheinen dem Rec. nicht stark genug; wenigstens ist in der Stelle des Josephus nur von Augenschminke (*ὑπογραφ. οὐφαλμους*) die Rede. Auch den Gebrauch der Henna zum Färben der Nägel

möchte Rec. für später halten. — Der dritte Abschnitt, S. 375 flg., schildert die Hebräerin als Braut, in zwey Uebersichten: 1) von der Lage des weiblichen Geschlechts in Palästina, unter den Beduinen sowohl, als bey den Städtern; Blicke in ein Palästinisches Harem. Häusliche Beschäftigungen und Vergnügungen. Beschränkungen und Freyheiten des weiblichen Geschlechts außerhalb des Harems. Noch ein Extra-Blatt von den Hebräischen Hetären, und von Schmeichelnahmen der Liebe bey den Hebräern. 2) Die Hebräerin als Braut; Brautwerbung und Kauf; Vorbereitung zur Hochzeit; Abschied aus dem väterlichen Hause; Heimführung der Braut. Auf letztere bezieht sich das dem ersten Band vorgelegte Kupfer; die übrigen sieben stellen theils die Hebräerin in verschiedener Bekleidung, theils einzelne Theile des Puges dar.

Der dritte Theil enthält, außer einer umständlichen und lehrreichen Erklärung der Kupfertafeln, theils Belege der einzelnen Sätze, und litterarische Nachweisungen, theils ausführliche philologische und antiquarische Erläuterungen einzelner Materien, wovon im Texte nur die Resultate konnten angegeben werden. Dieser Theil wird dem gelehrten Leser um so schätzbarer seyn, je häufiger darin eigene Untersuchungen und Ansichten, welche zur Aufklärung des Hebräischen Alterthums beitragen, anzutreffen sind. Rec. will nur auf einzelne aufmerksam machen. S. 35 zeigt der Verfasser, daß ww und yr nicht nur Baumwolle, sondern auch die feinste Leinwand bedeute. S. 60, daß qr Sprichw. 31, 15. nicht Speise, sondern gekrempelte Wolle sey (doch hatte schon Schultens darauf hingewiesen). S. 84 über verschiedene Edelsteine: krkr sey Granat, qr

Chalcedon, כהן Beryll u. S. 103 flg. über die Wohlgerüche. S. 128 daß כהן violetter Purpur sey. S. 138 כהן bunte Weberen, nicht Stickeren. Den Erläuterungen zum zweiten Theile steht voran eine Untersuchung über das Alter des Abschnitts im Pentateuch, vom heiligen Gezelt und der priesterlichen Kleidung. Der ganze Abschnitt sey nach dem Salomonischen Tempel copirt, von einem Priester, welcher unmittelbar vor dem Babylonischen Exil lebte, und den gottesdienstlichen Anstalten eine feststehende Norm, eine ewige Dauer zu geben wünschte, welches er dadurch erreichen zu können glaubte, daß er im Pentateuch eine Urkunde einrückte, die alle darauf sich beziehende Anordnungen von einem unmittelbaren göttlichen Befehl an Moses ableitete. (Daß auch diese Hypothese nicht geringen Schwierigkeiten unterliege, braucht nicht weitläufig gezeigt zu werden.) S. 192 wird dargethan, daß כהן jede Unterkleidung bezeichne. S. 251 von den verschiedenen Arten des Kopfschmucks; S. 267 vom Halschmuck und den Benennungen desselben. S. 280 über das Wort עט. S. 288 Benennungen des Gürtels. S. 299 über חצוצות und andere Bezeichnungen des Obergewands. S. 319 über כהן, Prachtkleider, dem πεπλος, palla, entsprechend. S. 352 über die Sopha's and Ruhebetten. — Wenn auch der Luxus und die Pracht der Hebräerinnen in diesem Werke, zumahl in der blühenden, oft fast poetischen, Darstellung des Verf., ein wenig zu hoch angeschlagen oder zu allgemein ausgedrückt ist (denn das Meiste kann doch nur von den vornehmsten Ständen in der Hauptstadt gelten); wenn auch einzelne Vermuthungen zu gewagt scheinen dürften: so kann dieß dem Verdienste eines Werks, das so mannigfaltige, bisher noch

1296 G. q. A. 130. St., den 16. Aug. 1810.

nicht in dieser Beziehung angestellte, Untersuchungen enthält, nichts benehmen. Das dreynfache Register, der Sachen, der Hebräischen und Griechischen Wörter, erleichtert den Gebrauch dieses Werks, dessen Aeußeres durch saubern Druck und die zierlichen Kupfer, die sehr zur deutlichen Vorstellung der beschriebenen Gegenstände dienen, der Verlagshandlung Ehre macht.

Jun.

Lyonn.

De aetologia generali Contagii pluribus morbis, v. g. lvi venerea, phthyl (sic) pulmonari, febris nosocomiali, petechiali, variolosae etc. etc. et praesertim pesti orientali ac febre flavae persaepe proprii, auctore Claudio Balme, Bellicano, Exmedico exercitus Gallici in Oriente etc. 1809, 186 S. in Octav, ziemlich saubern Drucks. Nach der Introductio war der Verf. zwey Jahre lang auch in Nordamerica. In einem sechsjährigen Knaben, den er zu Alexandria in Neuengland behandelte, schlug die Pockenimpfung erst nach vier Wochen an. Der Verf. statuirt eine actio centripeta, und eine centrifuga vel expansiva der ansteckenden Krankheiten. Eine seltene Erscheinung bey einem Französ. Arzte ist die ziemlich ausgebreitete Litteratur, mit der diese, durch die Berliner Preisfrage über das gelbe Fieber zunächst veranlaßte, Abhandlung geschrieben ist. Der Vf. citirt fleißig die besten Englischen, Italiänischen und Deutschen Schriftsteller; nur mit dem Richtigschreiben der Nahmen darf man es so genau nicht nehmen. Hin und wieder ist sein Latein etwas unverständlich, welches eine Menge neugeschaffener Wörter eben nicht zieren. Auf den Ruhm, einiges Neue zu sagen, macht der sonst bescheidene Verf. selbst keinen Anspruch.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 18. August 1810.

Hildesheim.

Bey Gerfsenberg 1810. Octav 159 Seiten: **Ab-
 riss der Vortragskunst.** Von H. H. Cludius.
 Ein nöthiges und nütliches Buch über eine nöthige
 und nützliche Kunst, welche so sehr und mit so vie-
 lem Nachtheil verabsäumt wird; und doch müßte
 eine reine Aussprache, deutliche Rede, erträglich
 modulirte Stimme, gleich vom frühern Unterrichte
 an erlernt und geübt werden, nicht zwar so, daß
 Alle Künstler werden, sondern in dieser Kunst nicht
 unerfahren und ungeübt seyn sollen; denn nach
 Verhältniß, Bestimmung und Lage richtet sich die
 Forderung auch hier. Richtig sprechen sollte Jeder;
 schon im Umgange mit Andern, im gesellschaftlichen
 Kreise, sollte Jeder sich gut, schicklich, wenigstens
 ohne widerliche Fehler, auszudrücken wissen; einen
 guten Vortrag sollte jeder Gelehrte, jeder Geschäfts-
 mann, überhaupt jeder gebildete Mensch für seinen
 Kreis, erworben haben: Aber an den, der einen
 Rednerstuhl, der die Kanzel, betreten will, gehen
 die Forderungen noch ungleich weiter; gleichwohl
 hier sieht man sie am wenigsten befriedigt, der Man-

gel guter Muster macht die Bildung der Angehenden um so viel mißlicher und schwerer, da die Studien, besonders die academischen, so selten auf diese Kunst Rücksicht nehmen. Vor allen Dingen müßte das Vorurtheil verübt werden, als lasse sich Wohlredenheit und ein guter Vortrag ohne lange und viele Uebung und zweckmäßige Ausbildung erwerben. Wendete man wenigstens nur hinlängliche Bemühung auf die Vermeidung der Fehler, des Unverständlichen, des Anstößigen! Eigentliche Kunst wollen wir gern erlassen, deren werden sich ohne dem nur Wenige bemächtigen; nur einer Verbesserung der Natur und Ausoildung der Naturanlagen bedarf es. Eine andere Kunst ist, nicht auf eine unrechte Weise und am unrechten Orte Kunst zeigen zu wollen; wie es ein Kunst-Declamator etwa zu thun pflegt, der sich bereits der Schauspielerkunst nähert. — Natur, Beobachtung, Studium, Uebung, sind die beste Lehre; aber die Beobachtungen lassen sich sammeln, ordnen, stellen; so ist auch ein Lehrbuch der Kunst möglich; und unter den Versuchen dieser Art wird das gegenwärtige schwerlich von einem andern an Methode, selbst in gutem Lehrstil und glücklicher Wortbildung, übertroffen werden. Aber gehört nicht zum Lehrer wieder ein Künstler? — Jedoch es genüget, wenn die Lehrer dieser Kunst nur nicht ganz unerfahren und ungeübt sind, dagegen ein wenig Beobachtungsgesinn haben, gleich früh die Naturfehler, und die noch häufigern übeln Angewohnheiten, zu verbessern. So weit sollte jeder Schullehrer fähig seyn, einen practischen Unterricht zu geben, und es wäre in so fern ein allgemeiner Gebrauch des gegenwärtigen Lehrvortrags einzuführen; die Lehrer werden sich mit dem Vortrage selbst besser bilden; nur muß nicht überall von den höhern Stufen der Kunst die

Nede seyn; folglich sind auch nicht alle Hauptstücke des Buchs von gleicher Nothwendigkeit für Jeden; gut aussprechen, deutlich, verständlich, eindringend, angenehm, oder doch nicht unangenehm, zu lesen und zu sprechen, ist allgemein nothig; aus welchen Elementen aber, und wie, dieß hervorgehet, behält der Lehrer und der speculative Kopf für sich. — Ein Recitiren zur Schau ist nicht so nothig, ein Kunst=Deckamiren zur Schau, noch weniger; es kann sogar, am un rechten Orte angebracht, tadelnswürdig seyn. So wie überhaupt zu sorgen ist, daß die Kunst nicht hervortritt, und in affectirtes Wesen übergeht. — Voraus hat der Hr. Dr. eine Hinleitung, dann eine Einleitung, geschickt. Die Theile der Kunstlehre selbst sind: **Die Betonungskunst, die Geberdensprache, die körperliche Redekunst, die Schauspielkunst, die schöne Tanzkunst.** Daß nicht von jedem ein gleich vollständiger Unterricht zu verlangen ist, versteht sich von selbst; da aber einmahl von schöner Vortragskunst die Rede war, so konnte auch von dieser, als dem Höchsten, die Rede seyn. Sonst müßte sogar gerathener seyn, daß die Geberdenkunst, und die körperliche Redekunst, da übergangen werde, wo sie nicht hingehört; nur die mächtigste Andeutung dürfte gut seyn; wie weit zu gehen sey, muß Verstand, Gefühl und Geschmack einem Jeden selbst lehren. Aber ein Begriff von dieser, so wie von der Tanzkunst, konnte billig gegeben werden. Hingegen vom allgemeinsten und nothwendigsten Gebrauch ist die erste, die **Betonungskunst**, deren Ermangelung selbst im täglichen Leben und Sprechen so merklich lästig und doch so allgemein wird, wenn die Worte nicht deutlich abgetsondert, und die Endsylben verschluckt werden;

Dagegen ist die richtige Accentuation der treue Spiegel der Seele, des klaren, hellen Verstandes, der eignen Ueberzeugung, des innern Gefühls, des Gemüths und des Herzens, dessen Sprache die wahre Beredsamkeit ausmacht, so daß sie auch einen Vortrag mit heulender, kreischender Stimme, ungeschickte Gebehrden, erträglich machen kann, wie wir Kanzelredner dieser Art mit Verfall und Andacht anhören gesehen haben. Betonungslehre ist also die wichtigste, und ist auch die ausgearbeitetste. An dieselbe ist auch angehängt, die Art, wie Gedichte vorgelesen werden müssen, S. 83 und S. 94 auch vom musicalischen Vortrag.

Stuttgart.

Die Leidensgeschichte Jesu, exegetisch und archäologisch bearbeitet, mit Rücksicht auf die neuesten Ansichten, besonders für Prediger und Religionslehrer. 1809. S. 174 in Octav. Die von den Evangelisten nur fragmentarisch entworfene Leidensgeschichte Jesu hat so viele exegetische und archäologische Schwierigkeiten, daß der Verfasser dieser Schrift gewiß mit Recht hoffen konnte, eine kurze Anleitung zur Hebung derselben nach den besten Interpreten der ältern und neueren Zeit dürfte manchen Predigern nicht unwillkommen seyn. Dieß machte er sich daher vorzüglich bey seiner Arbeit zum Zweck, bey welcher er sich auch, wie er selbst in der Vorrede sagt, kein weiteres Verdienst erwerben wollte, als das — der Darstellung des natürlichen Sinnes, ohne Vorliebe für alte und neue Rahmen im exegetischen Fache: so gewiß aber dieß Verdienst viel größer ist, als der höchst bescheidene Verfasser selbst dachte, so kann es ihm doch in dem vollsten Sinne zuge-

sprochen werden. Die kleine Schrift enthält eine Auswahl des Brauchbarsten, was die Exegese und die Geschichte zu Aufklärung der dunkeln, und zu Rettung der angefochtenen Stellen in der Leidensgeschichte irgend einmahl aufgeboten hat, und diese Auswahl ist nicht nur mit einer Gelehrsamkeit gemacht, die von dem Reichthum der literarischen Kenntnisse des Verfassers, eines Württembergischen Landgeistlichen, Hrn. Pfarrers Glanz zuheymaden, einen sehr vortheilhaften, sondern auch mit einer Weisheit gemacht, die von seinem Geist und von seiner Beurtheilungsgabe einen noch vortheilhaftern Begriff gibt. Dabey blieb er auch seinem Vorsatz, sich durch keine Vorliebe und durch kein Vorurtheil für alte und neue Nahmen in seinen Urtheilen leiten zu lassen, musterhaft getreu, und nur äußerst selten bekömmt man einen Grund zu dem Verdacht — aber auch nur zu dem Verdacht — daß ihn Etwas von dieser Art an dem Auffassen und Darstellen des natürlichsten Sinnes gehindert haben könnte. Dieß dürfte ihm vielleicht S. 120 begegnet seyn, wo er die neue Storr'sche Erklärung des schwierigen *dia touro* in Joh. 19, 11. zwar nicht ausdrücklich bestimmend, aber doch ohne die Mißbilligung anführt, deren man sich ohne eine Vorliebe für den Nahmen ihres Erfinders schwerlich erwehren kann. Nach dem Gefühl des Rec. wenigstens ist sie unter allen, die man schon davon gegeben hat, die am wenigsten natürliche; aber dieß muß auch der Verfasser selbst gefühlt haben, denn sonst hätte er in der von ihm gegebenen Erklärung dem gewiß natürlichsten Sinn nicht so nahe kommen können. Nach diesem drückte Jesus in diesen Worten, die freylich Pilatus nicht verstehen mochte,

die also auch keine Antwort auf seine Frage seyn sollten, sondern nur durch seine Frage veranlaßt waren — er drückt darin Etwas von der Ansicht aus, die er selbst in diesem Augenblick von seiner Lage hatte, und gesöffentlich festzuhalten strebte. Du würdest — wollte er ungefähr sagen — keine Gelegenheit bekommen haben, deine Gewalt über mich auszuüben, wenn dich nicht die Vorsehung ohne dein Zuthun zu ihrem Werkzeug dabei angesehen hätte. Deswegen — *dux toto* — ist aber auch deine Schuld dabei kleiner, als die Schuld des Verräthers und der Vorsteher der Nation, die sich ihr dabei, durch ihre eigene Bosheit oder durch das Interesse einer selbstsüchtigen Leidenschaft dahingezogen, selbst entgegen drängten. — Als eigenes Verdienst dieser Schrift, und als keines der kleinsten, muß nur noch dieß gerühmt werden, daß der Verf. nichts zu erklären versucht, was keine Erklärung bedarf, und nirgends Gelehrsamkeit anbringt, wo keine nöthig ist: denn dadurch wird sie nicht nur brauchbarer zu ihrem Zweck, sondern auch jedem Leser willkommener, daher auch gewisser nach der Absicht des Verf. gebraucht werden.

Simms

Lyön.

Essai sur le Tétanos rabien. par M. G. Girard, D. M. 1809. III Seiten in Octav. Der Vorrede zufolge hält sich der Verf. überzeugt, daß der Speichel der Thiere **niemahls** (?) giftig sey, und daß er es für ein Unglück für die Menschheit halte, das Gegentheil zu glauben. Schon Galenus habe frenlich behauptet, der Speichel eines nüchternen Menschen, auf ein Thier gespien, sey tödtliches Gift; und dieser Irrthum sey nachgehends nur mannigfaltig modificirt und vergrößert

worden. Vosquillon habe zwar in so weit Recht, daß die, rage genannte, Krankheit nie wirklich existirt habe; allein darin irre er, daß die Zufälle, welche auf einen Biß folgten, nur durch Schrecken und Furcht entstanden. Der Verf. sucht daher zu beweisen: Dans l'affection rabienne la maladie est locale; la salive prétendue vénéneuse d'un animal n'y est pour rien; le desordre de l'organisme qui quelquefois est la suite d'une blessure, n'est causé que par une irritation fixée dans la partie, précédemment affectée par les dents d'un animal. Sein Raisonnement ist kürzlich folgendes: Wie könnte giftiger Speichel 20 bis 40 Tage, ja Jahre lang, mit dem Blute umlaufen, ohne einen Zufall hervorzubringen? Der Schmerz, die Catyündung, die angewendeten Mittel, kurz Alles beweise, daß solche angebliche Gifte nicht ins Blut gelangten, sondern die Krankheit bloß örtlich sey. Die Bißwunden von würgenden Thieren heilten ja eben so leicht, als andere, folglich sey der Speichel unfluide doux, welches keinen Eindruck auf die Theile mache, mit denen es in Berührung kommt; also könne dieser Speichel auch, wenn er so gesäat und mit der Säftemasse vermischt wird, nichts Schädliches veranlassen. Die Behauptung, daß sich der Speichel in einigen Krankheiten, oder durch Zorn, in Wuthgift (virus rabieux) vericandeln könne, widerspreche allen physiologischen und pathologischen Grundsätzen. Der Verf. machte an Hundes Wunden, welche gebissenen Wunden glichen; allein ob sie diesen Thieren gleich gewaltig zusetzten, bewirkten sie doch weder Wuth, noch Tod. Er selbst habe nebst seinem Freunde Vounejoy den Speichel eines 18jährigen, nach dem Biße eines Hündchens an der Wasserseite sterbenden, Mädchens diesem Hündchen ohne Nachtheil eingeimpft. Die nähralichen Zufälle,

welche man dem giftig seyn sollenden Speichel wüthender Thiere und Menschen zuschreibe, sehe man ja auch auf andere Wunden erfolgen. Zwey tausend Jahre lang sey man über diesen Gegenstand ganz im Irrthume. Die Narben von Bissen der Thiere mit langen, spizigen, hakenförmigen Zähnen seyen übel organisirt, und die Natur bemühe sich daher, sie gleichsam als fremde Körper wegzuschaffen. Die Nerven würden gezwickt und gedrückt. Was Wunder also, daß Schmerzen und Zuckungen entstanden? Daher seyen die Bisse eines Wolfes wegen der Größe der Zähne am gefährlichsten. Der Verf. erzählt mehrere Fälle, wo ohne Biß gleiche Zufälle entstanden — und schließt also: *L'hydrophobie n'est pas une maladie mais un accident causé par différentes maladies*, wie auch schon Andry und Bosquillon behauptet hätten: *les dents seules peuvent causer ce qu'on appelle rage par le genre des plaies, qu'elles font, et les parties qu'elles affectent*. Das Wort *rage* sollte dem gemäß aus der Liste der Bezeichnungen ansteckender Krankheiten ausgestrichen, und dafür bloß *tétanos* gesetzt werden. In der Behandlung des *tétanos rabien* par cause externe weicht der Verf. übrigens von dem gewöhnlichen Heilverfahren nicht ab. Er rath zum Brennen, Legen, und selbst zur Gliedwegnahme, besonders wenn die Wunden tief und nicht groß, oder nicht flach sind. Als Postscript erwähnt er noch, daß Percival und Rush, der hier Kuth heißt, dieselbe Meinung schon geäußert hätten. Viele Druckfehler, besonders in Rahmen, entstellen den Druck dieser alle Aufmerksamkeit verdienenden Abhandlung, falls der Verfasser auch zu weit in seiner Behauptung ginge.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 18. August 1810.

Lund.

Rechn.

Jetzt, da aller Handel zerstört ist, und da wegen des unmäßigen Postgeldes fast aller Briefwechsel vermieden werden muß, wird es wohl erlaubt seyn, noch ein paar Bücher kurz anzuzeigen, welche erst jetzt aus Schweden zu uns gekommen sind. Schon im Jahre 1806 hat Hr. Prof. A. J. Rezius zu Lund drucken lassen: *Försköt til en flora oeconomicæ Sueciae, eller Swenska Växterns Nyttä och Skada i Hushållningen*. 2 Theile in Octav, zusammen 792 Seiten. Die Ordnung ist nach dem Alphabet der systematischen Nahmen; die Schwedischen sind in ein Register gebracht worden. Von Büchern, welche, wie dieses, dem allgemeinen Gebrauche, nicht den Gelehrten, bestimmt sind, können letztere keine neue Bemerkungen erwarten; dennoch können sie auch ihnen zur Erinnerung nützen. Den Arznegebrauch hat der Verf. nur selten berührt, in der Botaussetzung, daß er sonst leicht schaden könnte; oft aber sind Warnungen wider den unvorsichtigen Gebrauch beygebracht worden. Die Nutzung der Lichenen ist nur kurz angegeben worden,

mit Verweisung auf des Leibmedicus Westring's Geschichte der Lichenen, welche mit ausgewählten Kupfern seit 1805 ausgegeben ist. Aus Lich. tartareus werde in Deutschland mit Harn Persio bereitet. Es sey noch zweifelhaft, ob Lich. parellus, welche Art man in Bahuslän zu finden meinte, dieselbige sey, welche in Auvergne gesammelt wird. Den Ahornbaum (*A. pseudoplat.*, *Sycomor* Löne. *Zyff* Löne.) hat erst 1770 ein Gärtner aus Holland nach Schweden gebracht, von dem nun schon einige Tausende entstanden sind. Die Wucherblume (*Chry.* *seget.*) hat sich seit 50 Jahren über den größten Theil von Schonen verbreitet. Wermut wächst auch in Schweden, so wie in unsern Dörfern, am häufigsten auf Kirchhöfen. Daß Verberigen dem Weizen schade, glaubt man auch in Schweden. Der Verf. vermuthet, die Ursache sey *Lycoperdum epiphyllum*, welches die Rostflecken auf den Blättern der Staude ausmacht. Es sey falsch, daß Ziegen Schierling fressen; vielleicht können sie einige Blätter ohne Schaden genießen, aber Stängel und Wurzeln sind auch ihnen tödtlich. *Conium maculatum* ist, wenigstens in Schweden, nicht giftig, wesswegen sich Hr. N. auf eigene Erfahrungen beruft. Auch die Wurzeln, welche frisch scharf und unangenehm sind, werden durch Kochen genießbar; werden aber nicht genügt, weil man bessere hat. Die Blutbuche hat der Verf. in Schweden noch nicht gesehen. Alle Versuche, *Rubus arcticus*, wegen der vortrefflichen Beeren, auch außer Dalerne anzubauen, sind mißglückt. Die Staude wird nur mit Mühe ein paar Jahre erhalten, blühet kaum, und bringt keine Frucht zur Reife. Der Verf. selbst hat sich damit vergebens zu Lund bemüht. Die bekannten Verzeichnisse: *Pan suecus*, *Pan apum*, sind, nach der Versicherung des Hrn. N., höchst unzuverlässig.

Am Ende ist die schon 1802 gedruckte academische Abhandlung des Hrn. N. über die Cultur der Aepfel- und Birnbäume angehängt worden.

Ein Brief aus Schweden meldet, daß die Academie der Wissenschaften in Stockholm dem Verfasser dieser Schrift die große goldene Sahlgrensche Preismünze zuerkannt hat.

Flora Virgiliana, eller Försök at utreda de Växter som ensöras uti Virgili eclogar, Georgica och Aeneides jämte Bihang om Romarnes Markväxter af Andr. Jo. Retzius. Lund 1809. 13 Bogen in Octav. Ein so geschickter Botaniker, als Hr. N. ist, würde gewiß die schätzbarsten Beyträge zur Botanik der Alten geliefert haben, wenn ihm alle litterarische Hülfsmittel zur Hand gewesen wären, aber er gesteht selbst, daß sie ihm gefehlt haben. Nicht einmahl hat er die neuesten Ausgaben von den Georgicis, nicht einmahl die mit Martyn's Anmerkungen, gehabt, noch weniger die vielen Beyträge, welche manche, vornehmlich Deutsche, Gelehrte dazu in ihren Schriften beygebracht haben. So hat er denn nur kurz seine Vermuthungen, ohne hialängliche Beweise, geliefert, welche gleichwohl von denen, welche weiter gehen wollen, zu Rathe gezogen zu werden verdienen. Soll jemahls die Botanik der Alten gründlich bearbeitet werden, so müssen alle Prädicate, welche von jeder Pflanze bey den Griechen und Römern vorkommen, vollständig gesammelt, und zur leichtern Uebersicht ungefähr so geordnet werden, wie die Botaniker es bey den Beschreibungen der Pflanzen machen. Erst alsdann wird man das Gewisse vom Ungewissen, das Bestimmliche vom Unbestimmlichen unterscheiden können. Wenn auch ein, oder auch mehr als ein Prädicat auf eine Pflanze passet, so ist

dieß doch kein ganzer Beweis der Identität. Vielleicht schickt sich dieß auf mehre Pflanzen, und vielleicht widerspricht ein anderes Prädicat derselbigen Pflanze der Vermuthung, welche man aus einem einzigen Prädicate hergeleitet hat. Dieser Zweifel ist auch dem Hrn. N. oft vorgekommen; z. B. was Plinius an einer Stelle von Siser sagt, schickt sich ganz gut auf unsere Zuckervurzel, nicht aber, was er an einer andern Stelle meldet: *nemo tres fiores edendo continuaret*. Dazu kömmt dann noch, daß man gewiß seyn muß, daß die Pflanze, welcher man den Griechischen oder Lateinischen Namen zuzerkennen will, dem Schriftsteller habe bekannt seyn können. So gehört denn zur Botanik des Virgils eine genaue Kenntniß der Italiänischen Flora. Deswegen könnte sie am leichtesten von Italiänischen Botanikern bearbeitet werden, aber, außer Pondera, haben sich wenige Neuere darum bekümmert. Weil *Myrica gale* nicht in Italien einheimisch ist, so kann *Myrica* der Lateiner nicht diese Pflanze seyn. Der Verf. hält sie für eine Art *Lamariscen*. *Ligultrum* ist er geneigt, für diejenige Art unserer Rainweiden zu halten, welche weiße Beeren trägt; aber diese Abart mag doch wohl zu allen Zeiten zu selten gewesen seyn, als daß sie der Dichter zur Vergleichung hätte wählen sollen; sie ist von wenigen Botanikern genannt worden. S. Haller *hist. plant.* I. pag. 230. Gewisser ist, daß *Oleaster* der wilde Dehlbaum ist. S. *Aristot. aulcult. mir.* pag. 106. *Avena* ist auch dem Verf. unkenntlich. *Rubra virga Georg.* I, 266 könne keine Brombeer- ranke seyn, weil diese nicht schlant oder biegsam genug zum Flechten sey, auch dazu wegen der Stacheln nicht tauglich; aber Plinius und Columella, an den von H. Heyne angeführten Stellen, sagen, daß sie, *recisis aculeis*, in Ermangelung besserer Ruthen,

zum Binden gebraucht worden, und die langen jährigen Ruthen des Brombeerstrauchs möchten sich wohl zur Noth flechten lassen.

Der Anhang zu dieser Flora ist die Schwedische Uebersetzung der Dissertation: de plantis cibariis Romanorum, welche der Verf. schon 1808 hat drucken lassen. Aber auch da findet man nichts weiter, als leichte, nackte Vermuthungen, ohne genaue Untersuchungen, deswegen es nicht der Mühe werth seyn kann, viel auszuzeichnen. Far sey Spelz, Siligo Winterweizen, Triticum Sommerweizen, Hordeum Gerste, Zea sey Hordeum zeocritum, und Farrago Mengkorn. Aber Columella sagt: Siligo tritici vitium est, und Plinius: Siligo in triticum transit. Hat man es denn für eine Ausartung gehalten, wenn man, was freylich thunlich ist, Winterweizen im Frühjahr, und Sommerweizen im Herbst gesäet hat? Phaeolus sey unsere Türkische Bohne; aber die Stelle des Martials 10, 30 hätte da nicht angeführt werden sollen; denn dort ist die Rede von einem bunt bemahlten Lustschiffe, so wie in Georg. 4, 289. Atriplex scheine doch unsere Melde zu seyn, obgleich Linné dawider erinnert hat, daß diese erst aus der Tatarey zu uns gekommen sey. Hr. R. meint, sie könne früher daher über Persien den Griechen, und durch diese den Römern bekannt geworden seyn. Dieß könnte seyn, wenn nur ein Beweis der Identität hergebracht wäre. Daß Staphylinus unsere Möhre ist, hätte sich durch die gute Beschreibung des Dioscorides zur völligen Gewißheit bringen lassen. S. Beckmann's Beiträge zur Geschichte der Erfindungen 5. S. 135.

Sulzbach.

In der Commerciencrath J. E. Seidelschen Kunst- und Buchhandlung: Systematische Anleitung zur

S. 117

Theorie und Praxis der Mnemonik, nebst den Grundlinien zur Geschichte und Kritik dieser Wissenschaft, von J. Chr. Freyherrn von Arretin. Mit drey Kupfertafeln. XIV und 780 Seiten in gr. Octav. (Mit Lateinischen Lettern.)

Nach den frühern Ankündigungen des Hrn. von Arretin, und den an mehreren Orten abgelegten mnemonischen Proben des Hrn. Duchet, seines Schülers, war die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Erscheinung des Arretinschen Werks außerordentlich gespannt. Alle diejenigen, welchen die Cultur des Gedächtnißvermögens eine wichtige Angelegenheit ist, werden es also dem Verf. Dank wissen, daß er sein Versprechen erfüllt, und sie dadurch in den Stand gesetzt hat, über das Eigenthümliche seiner Mnemonik ein richtigeres Urtheil fällen zu können. Dieß bedeutende Werk begreift vier Bücher: I. Theorie der Mnemonik, S. 1 . . . 32; II. Praxis der Mnemonik, S. 1 . . . 188; III. Geschichte der Mnemonik, und IV. Critik der Mnemonik, S. 1 . . . 560. Die Theorie Buch I. gibt die Definition der Mnemonik, die logischen Gesetze des Gedächtnisses und des Erinnerungsvermögens, nebst einigen fürs Ganze wichtigen Folgerungen, an. Hr. v. Arretin verwirft den Ausdruck Gedächtnißkunst, und will die Mnemonik lieber Erinnerungswissenschaft nennen; aber gegen den letzten Ausdruck erklären sich der Philosoph Jacobi, und der Adjunct bey der Baierschen Academie der Wissenschaften, Markus Waller. In ihren scharfsinnigen Bemerkungen, welche der Verf. S. X u. f. mittheilt, sagen sie: "Als Grundbegriff oder Object der Mnemonik scheint besser Gedächtniß, als Erinnerung vorangestellt zu werden. — — Dieser Grundbegriff ist das Vermögen, einmal aufgenommene Vorstellungen so im Gemüthe zu bewahren, daß sie in der Folge, nachdem sie schon

aus dem Bewußtseyn verschwunden, wieder zum Bewußtseyn gebracht werden können. — Auffassung, Aufbewahrung und Wiederhervorbringung, worauf sich alles Mnemonische bezieht, werden in jenem Begriffe (Gedächtniß) zu einem Ganzen verbunden, welches eben alles Wesentliche derjenigen Eigenschaft unserer Seele enthält, deren Gesetze die Mnemonik aufstellt. — Erinnerung ist eine Thätigkeitsäußerung des Gedächtnisses, mit der besondern Nebenbestimmung der Wiedererkennung ehemahls gehabter Vorstellungen. — Stellte man die Begriffe von Gedächtniß und Erinnerung nicht in oder unter einander, sondern neben oder gegen einander, und nähme dann Erinnerung allein als eigentliches Object der Mnemonik an, so würde das Gebiet derselben unnatürlich zerrissen, weil alsdann die Gesetze des Auffassens und des Einprägens außer die Grenzen der Mnemonik fielen". — Aus diesen Bemerkungen, denen Rec. völlig Beyfall gibt, lassen sich nun die übrigen Annahmen des ersten Buchs näher bestimmen. Für das Gedächtniß, als Vermögen, sich Etwas einzuprägen, nimmt Hr. v. A. S. 20, 21, das Gesetz der Klarheit an: Um sich eine Vorstellung fest einzuprägen, muß man sich dasselbe möglichst klar und lebhaft machen. Das geschehe, je mehr man ihre Quantität und Qualität betrachte, in ihrem ganzen Zusammenhange sie sich einpräge, und dabei auf die Gegenstände des Raums und der Zeit Acht habe, die uns zu derselben Zeit vorschwebten, da wir uns eine Vorstellung einprägen wollten. Für das Erinnerungsvermögen, als das Vermögen, eine gehabte Vorstellung mit dem Bewußtseyn, daß und wie man sie gehabt, wieder zurück zu rufen, stellt Hr. v. A. das Gesetz der Ideenassociation auf: "Vorstellungen, die zu jener Zeit rege waren, da ich diejenige, die ich zurückrufen will, gehabt habe, die-

nen dazu, die letztere neuerdings in uns rege zu machen". — Das Gesetz der Klarheit äußere seinen Einfluß bey der eigentlich von der Denkraft abhängigen Operation des Memorirens oder Auswendiglernens; bey der Operation des Reproduirens selbst (z. B. bey dem Recitiren des Memorireten) wirke hingegen das Gesetz der Ideenassociation. (Aber ist nicht eben so gut das Gesetz der Ideenassociation bey dem Memoriren wirksam?). Doch man mag nun diese Eintheilungen sich bestimmen, wie man will: so haben sie auf die Praxis der Mnemonik keinen besondern Einfluß. Hr. v. A. hat nur Manches, was Andere einzeln aufzählten, mehr zusammengezogen. Die Sache selbst ist dieselbe geblieben. Der Haupttheil dieses Werks, welcher mehr, als die Theorie, das Gebiet der Mnemont erweitert hat, ist **Buch II. die Praxis der Mnemonik**, wovon, so viel es ohne den Anblick der Kupfertafeln geschehen kann, eine genauere Nachricht erteilt werden muß. Hr. v. A. geht von den Gedächtnißbildern und Gedächtnißplätzen (*imagibus et locis* der Alten) aus, mit dem Unterschiede, daß er die letztern in **Ordnungsbilder** umändert wissen will. **Kap. I. von den Stoffbildern**, handelt in 15 Paragraphen von den sinnlichen und übersinnlichen Gegenständen, von unverständlichen Wörtern, von Zahlen, Buchstaben, Tönen und allgemeinen Regeln für die Stoffbilder. — Man soll jeden Gegenstand oder jede Sache, die man behalten wolle, in ein Bild verwandeln. Man mache die Endsyben schwerer Wörter zu Anfangsyben solcher Wörter, die leicht in Bilder verwandelt werden können; z. B. Mnemonik wäre **Mnemoshyne** (die Mutter der Musen), **Mozart** und **Niclas** (irgend Jemand dieses Namens, den wir kennen). — Bey den Zahlen kömmt es darauf an, daß man den Zahl

werth und die Stelle sich genau merkt. Unter mehreren Arten, die der Verf. ausführlich beschreibt, wird zum chronologischen und diplomatischen Gebrauche folgender Typus für den besten erklärt:

a	1	10	100	1000
e	2	20	200	2000
i	3	30	300	3000
o	4	40	400	4000
u	5	50	500	5000
	6	60	600	6000
	7	70	700	7000
	8	80	800	8000
	9	90	900	9000

La	Ta	1;	Le	Te	10;	Li	Ti	100
Na	Va	2;	Ne	Ve	20;	Ni	Vi	200
Ma	Va	3;	Me	We	30;	Mi	Wi	300
Da	Ha	4;	De	He	40			
Sa	5							
Ba	6							
Ja	Ra	Za	7					
Fa	Pa	8						
Ga	Qua	9						

} u. f. w.

Die Ursache, warum die Lateinischen Uncial-Buchstaben gewählt sind, ist, weil sie mit den Zahlen, z. B. M oder W mit drey Strichen, also 3, eine größere Aehnlichkeit haben. Daß mehrere Buchstaben für

Eine Zifer, z. B. J. R. Zy genommen werden, hat in der Mehrheit der zu gebrauchenden Wörter seinen Grund. Die großen Consonanten bedeuten die Zahlen, und die Vocale a, e, i, o oder u die Einheiten; die Zehner, die Hunderter und die Tausender. Wollte man die Zahl 1648 merken, so verwandelt man die entsprechenden Sylben in Wörter und Sätze; z. B. die Westphälischen Friedensgesandten Binden Lorbern auf die Degen und Fahnen. Denn Eintausend ist Lo, sechs hundert-Bi, vierzig De, und acht Fa. — S. 70. . . 47 steht ein Wörterbuch solcher figurlichen Zahlen; z. B. für 900 sind die mit go, gu oder quo, quu anfangenden Wörter, Gold, Goldkäfer, Gummi, Gurgel, Gurke, Gürtel. — Die einzelnen Buchstaben sich zu merken, schlägt der Verf. vor, sie in Bilder zu verwandeln, die mit der Gestalt der Buchstaben selbst formirt werden; z. B. nach Fig. II zu L ein Winkelmaß, zum C ein Mondsviertel zu nehmen. Dieß laßt sich auch auf Löne anwenden, da sie ohnehin mit Buchstaben bezeichnet sind. — Das 2. Kap. ist den Ordnungsbildern gewidmet, deren wir nur dann bedürfen, wenn wir die Aufeinanderfolge gewisser Stoffbilder behalten wollen. Für die leichtesten Ordnungsbilder erklärt der Verf. S. 62 die Zahlenbilder, weil diese zugleich die Reihe jedes Stoffbildes anzeigen, was der Zweck der Ordnungsbilder ist, und weil sie nicht allein Jedermann geläufig, sondern wegen ihrer Einwirkung auf die Einbildungskraft auch lebhaft sind. Fig. III. liefert einen solchen Typus für die Zahlen 1 bis 100; z. B. für die Zahl 77 zwey hinter einander gerade stehende Mannspersonen, welche die Flinten zum Schießen angelegt haben. Um diese Ordnungsbilder bis auf tausend zu bringen, schlägt der Verf. vor, immer nur die Bilder der Zahlen von 1 bis 100 beyzubehalten, aber jedes Hundert entweder durch eigene Kibriten,

oder durch eigne Anfangsbuchstaben auszuzeichnen.
So z. B. könnte man die Benennungen der Bilder
von 1 bis 100 mit A oder B anfangen,

— 101 — 200 — C oder D — — u. s. f. ..

Wer diese Methode zu spielend fände, könne sich solcher Bilder bedienen, die in sich selbst schon ein Zahlenschema führen, wozu die alphabetische Ordnung sich gut eigne. Man nimmt (mit Hinweglassung der Buchstaben K, Q, V, X und Y, als welche theils andern ähnlich sind, theils weniger Wörter haben) die nothwendigsten 20 Buchstaben des Alphabets als die Anfangsbuchstaben gewisser Wörter. Bey jedem solchen Anfangsbuchstaben nimmt man die 5 Vocale, die Diphthongen ebenfalls nach der Reihe, und zwar jeden Vocal und Diphthong als den ersten in dem Worte vorkommenden Vocal oder Diphthong. Auf diese Art erhält man im ganzen Alphabet zwey hundert Wörter nach folgender Ordnung: Aa, Ae, Ai, Ao, Au, Aae, Aei, Aie, Aoe, Aui, Ba u. s. f. Ein Theil der Tabelle S. 66 wird dieß deutlicher machen.

	a	e	i	o	u	ae	ei	ie	oe	ue
A	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
B	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
C	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30
D	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40
...
Z	191	192	193	194	195	196	197	198	199	200

A gehört den Einheiten, B den Zehnheiten, C den Zwanzigern, D den Dreßßigern u. s. f. Die Vocale bedeuten a = 1, e = 2, i = 3, o = 4, u = 5, ae = 6, ei = 7, ie = 8, oe = 9, ue oder ui = 10. Gesezt, man werde gefragt, was kömmt im 33sten

Kapitel vor? Weil die Drenziger dem Buchstaben D entsprechen, 3 aber allemahl durch den Vocal i ausgedrückt wird: so weiß ich, daß der Name des gesuchten Bildes derjenige ist, der mit Di (z. B. Dippel) anfängt. Man braucht also nur auswendig zu lernen, den wie vielsten Platz im Alphabet jeder Buchstabe hat. Die Wahl der Wörter muß so eingerichtet seyn, daß die Bilder, die uns durch diese Bilder vor die Einbildungskraft gebracht werden, uns sehr bekannt und geläufig sind. Der Verfasser empfiehlt dazu die Nahmen von den uns wohl bekannten Mannspersonen, Weibspersonen, Kindern, Verstorbenen, Aemtern und Beschäftigungen, Ortschaften, Häusern, Zimmern, Thieren, Pflanzen und Mineralien, Fabricaten. Auf diese Art hätten wir schon zehnerley Typen oder Tabellen, die uns eine Anzahl von 2000 Ordnungsbildern geben. Auf der zu S. 70 gehörigen Tafel stehen 200 nach der obigen alphabetischen Methode geordnete Nahmen der Mannspersonen. — Der Inhalt von Kap. 3 bis 6, **Verbindung der Stoffbilder mit den Ordnungsbildern**, Art des Unterrichts in der Mnemonik, Anwendung der Artinschen Methode auf Geschichte, Chronologie, Geographie, Statistik, Genealogie, Heraldik, Diplomatie, Numismatik, Archäologie, Litteraturgeschichte, Pädagogik, Erlernung der Sprachen, Musik, Improvisiren und diplomatische Geschäfte, ferner Anwendung der Mnemonik zur gesellschaftlichen Unterhaltung und zu Kunststücken, ist nur kurz angedeutet, und soll in einem künftig erscheinenden größern Werke über die Praxis ausführlicher dargestellt werden.

Das zweyte Buch enthält noch S. 119 . . . 168 einen mathematischen Anhang zum ersten Kapitel mit 20 Figuren (Tabellen) zur Erläuterung, daß es

für die mnemonischen Operationen vortheilhafter seyn, von 1 bis 9, von 10 bis 19 u. s. f. zu zählen. Fig. III. stehen die Ziffern in der ersten Horizontalreihe von 3 bis 11, wo jede folgende Ziffer um 1 wächst. Die zweyte Horizontalreihe gehet von 4 bis 20, wo also jede folgende Ziffer um 2 wächst. Die dritte Horizontalreihe gehet von 5 bis 29, wo also jede folgende Ziffer um 3 wächst. Addirt man die erste Horizontalreihe nach ihrem Werthe, so gibt sie zur Summe 63, welche sich durch 9 dividiren läßt, und zugleich, einzeln addirt ($6 + 3$), wieder 9 gibt. Addirt man die nähmliche Reihe nach dem Nominalwerthe (wo $11 = 1 + 1 = 2$): so bekommt man 45, welche Zahl wieder durch 9 sich dividiren läßt, und, einzeln addirt ($4 + 5$), wieder 9 gibt. Dieß hat der Verf. in XX Figuren durchgeführt, die mannigfaltigen dabey Statt findenden Combinationen bemercklich gemacht, und zum Vortheile seines enneadischen Progressionsystems sinreich angewendet, welches der Kürze wegen hier nur angezeigt werden kann. Die erste Figur oder Tafel ist durch zu viele Druckfehler verunstaltet, welches bey dem Anfange des Lesens die Uebersicht erschwert.

Aus dieser kurzen Anzeige des zweenen Buchs der Mnemonik, welche nur das Nothwendigste enthält, werden die Leser von selbst einsehen können, daß das vorliegende Werk, weil eine so große Mannigfaltigkeit der Methoden darin aufgeführt wird, sich nicht sowohl zum leichten Fortlesen, als vielmehr zur Beschäftigung eines ernstern Studiums eignet. Es entstehen nun die Fragen: ist die Arretinsche Methode gegründet? Leistet sie das Versprochene? Hat die Wissenschaft dadurch gewonnen? Welches ist das Eigenthümliche dieser Methode? Einige Bemerkungen hihrüber mögen

hier eine Stelle finden. Das Aretinische Werk gründet sich auf alle die Gesetze, welche jede Operation des Memorirens und des Erinnerns möglich machen, und auch von allen Mnemonikern zum Grunde ihrer Anweisungen gelegt wurden. Jeder Geschäftsmann pflegt sich, ohne daß er an Mnemonik gerade denkt, bloß durch das Bedürfniß geleitet, gewisse Fächer anzulegen, oder einen Typus zu entwerfen, nach welchem er die Menge seiner zu behaltenden Sachen leichter und schneller übersehen kann. Die ältern Mnemoniker befolgten eben diese Gesetze, und leiteten daraus ihre Regeln, die imagines und locos betreffend, zum Vortheile des Memorirens her. Schon hieraus kann man abnehmen, daß jede auf diese Gesetze der Ideenassociation erbaute und benutzte Methode den Erfolg haben werde, das Gedächtniß zu stärken. Man kann also mit Sicherheit annehmen, daß die Einprägung der Aretinischen Stoff- und Ordnungsbilder, und die fortgesetzte Uebung in den Anwendungen, den Vortheil gewähren werde, jede Sache, jede Zahl, und jedes Wort und jeden Satz, den man will, sich unvergeßlich zu machen. Nach den Proben, die Hr. Duchet in Erlangen (*Compendium der Mnemonik von Lamprecht Schenckel und Martin Sommer*, Aus dem Lateinischen, mit Vorrede und Anmerkungen von M. Joh. Ludw. Klüber. Erlangen 1804. S. 102 . . . 104) abgelegt hat, lehrt eine Thatsache, daß die Aretinische Methode mehr, als das Gewöhnliche, leiste, zumahl wenn man bedenkt, daß Hr. Duchet, nach seiner eignen Versicherung, von Natur ein schwaches Gedächtniß habe. Für diejenigen, welche eine kaum zu übersehende Anzahl kleiner Notizen nach einer gewissen Ordnung sich zu merken hätten, wird die Aretinische Methode gewiß den Vortheil leisten, die Stelle, den Satz und den

Inhalt jeder Abtheilung genau angeben zu können. Dies wäre z. B. bey dem Corpus juris canonici, dessen unzählbare Distinctiones, Causae, Quaestiones, Tituli und Capitula nach der Reihenfolge, dem Anfange und Inhalt nur derjenige genau und schnell angeben wird, welcher einen Arretinschen oder ähnlichen Typus sich habituell gemacht hat. Fragt man, ob die mnemonische Wissenschaft durch das zweyte Buch des Arretinschen Werks gewonnen habe, so findet eine doppelte Rücksicht Statt, indem eines Theils die Mannigfaltigkeit der mnemonischen Methoden nirgends so vollständig und ausführlich dargestellt sind, andern Theils aber auch die Arretinsche Praxis durch etwas Eigenthümliches sich auszeichnet. Das Characteristische besteht nämlich darin, daß sie die Gedächtnisplätze (locos) in Ordnungsbilder umschafft; und sowohl für diese, als auch für die Stoffbilder, die alphabetische Methode gebraucht. Zwar ist Conrad Celtes der Erfinder derselben; aber Hr. v. A. hat das Verdienst, sie so ausgebildet zu haben, daß sich nichts hinzusetzen läßt. Was die genauere Beurtheilung dieser alphabetischen Methode betrifft, so darf es nicht unbeachtet gelassen werden, daß die Ordnungsbilder und die Stoffbilder, im Grunde betrachtet, zusammenfallen. Ferner entsteht die Frage, ob es, was das Memoriren ganzer Reden und das Recitiren derselben betrifft, nicht besser sey, nach dem Muster der alten Redner die Gedächtnisplätze beizubehalten. Denn die alphabetische Methode hält sich an die Zahl, also an eine Begriffsordnung einzelner Bilder, und das Mäxliche, welches der Einbildungskraft mehr zuspricht, wird zu wenig benutzt. — Bey der Beurtheilung des dritten Buchs, welches die Geschichte der Mnemonik enthält, kann nur Eine Stimme seyn. Dieser Theil ist so vollständig, wie

1320 G. g. U. 132. St., den 18. Aug. 1810.

sich von einem so großen Litterator erwarten läßt. Alle Schriftsteller, die entweder ex professo, oder gelegentlich von der Mnemonik redeten, werden nach jedem Jahrhundert aufgeführt, belehrende Auszüge aus den verschiedenen Methoden mitgetheilt, und mit einer Anzeige seltener oder unbekannter Schriften ausgestattet. Bey der Beurtheilung der Mnemoniker verfährt Hr. v. A. mit Billigkeit. Eben diese Genauigkeit, Vollständigkeit und Unparteilichkeit erfährt auch das neunzehnte Jahrhundert, aus welchem als Schriftsteller, oder als solche, die mnemonische Proben abgelegt haben, folgende genannt werden: Gräffe, Aretin, Kästner, Feinaigle, Duchet, Klüber, Brunnër, D. Lettice, Wolke, Guivaud und Mandel. — Den Beschluß dieses für die Wissenschaft und Litteratur der Mnemonik classischen Werks macht von S. 533. . . 560 das vierte Buch: **Critik der Mnemonik**, enthaltend die Grundsätze der rechten Anwendung dieser Wissenschaft, und eine Untersuchung der Einwürfe gegen meine Methode.

Paris.

Paris.

Histoire de l'Eléphantiasis des Arabes, maladie particulière au système lymphatique — par Mr. Alard, D. M. P. — Bey Groullebois 1809. Octav. Wie in einem beygesetzten Avis auch bekannt wird, ist dieß ein und dasselbe Buch mit der vorhin 1808 S. 698 angezeigten Histoire d'une maladie particulière au système lymphatique etc. 1806. Dem Verleger muß der alte Titel nicht auffallend genug geschienen haben; der Verfasser mußte also einen frappanteren an die Stelle setzen; er beruft sich, als dazu berechtigt, auf den Hrn. Pinel.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 20. August 1810.

Paris.

Die Mémoires de Littérature, als die zweite Hälfte des Bandes XLVII. der Histoire de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres (s. oben S. 1281 f.), enthalten sieben Abhandlungen.

1. Nic Freret: allgemeine Beobachtungen über den Ursprung und die alte Geschichte der ersten Bewohner Griechenlands. Diesem gelehrten Alterthumsforscher hat die Litteratur eine beträchtliche Zahl Abhandlungen zu verdanken, welche in den ersten drey Decaden der Schriften der Academie der Inschriften abgedruckt sind. Indessen waren noch einige zurückgeblieben, deren Druck sich (er starb 1749) immer verzogen hatte, bis 1787 die Academie aufs neue ernstlichen Auftrag dazu gab; Nun fand man, daß mehrere der Abhandlungen ihre Neuheit und Interesse verloren hatten, und wählte nur drey aus, die in diesem Bande noch enthalten sind; alle drey sind bereits 1746 vorgelesen worden; davon ist die angeführte die erste, welche doch eben auch darunter verloren hat, daß seit Freret der Gegenstand derselben von An-

E (6)

dem ist ausgeführt worden. Der Rec. selbst fand Manches von dem, was er zuerst bemerkt und berichtigt zu haben glaubte, bereits hier von Freret auch wahrgenommen; Ein deutliches Beispiel, wie unzulässig die Streitigkeiten unter den Gelehrten sind, wenn mehrere behaupten, zuerst eine Wahrnehmung gemacht zu haben; gleich als wenn zu jeder nur Ein Kopf fähig wäre. Gleichwohl behält die Abhandlung ihren Werth, man sieht, wie weit bereits Freret auf dem rechten Wege, den seitdem Andere zum Theil wieder verlassen haben, vorgeedrungen ist. Freret brachte einen freyen philosophischen Gang in seine Forschungen mit, er legte sich, bey dem Lesen Anderer, welche historische Gegenstände behandelt hatten, sein eigenes Gedankensystem an, und folgte seiner Ansicht der Dinge, zimmerte sich allensfalls auch seine eigene Hypothese. Er machte sich bey Forschungen über den Ursprung und das Alterthum der Völker zum Gesetz, zuerst auf die Lage des Landes und die benachbarten Völker, zu achten, die Seiten und Zugänge, wo am leichtesten einzudringen war, zu Lande und zur See, mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten der Schifffahrt in den damaligen Zeiten, da ein breiter Strom, eine Meerenge, den Zug aufhalten konnten. (Vorausgehen muß diese Umsicht allerdings, aber sie allein kann nichts entscheiden, weil der Veranlassungen und der Richtungen der Einwanderungen so mancherley waren, und zu großem Theile von zufälligen Ursachen abhingen, so daß entfernte Länder den nähern vorgezogen wurden, z. B. wie die Phocäenser nach Corsica gingen. Vieles ändert sich auch, wenn von Wanderungen einer oder weniger Familien, oder großer Horden, ganzer Stämme, und endlich ganzer Völker, wie der Ostnordischen, die Rede ist. Freret's Beurtheilung der

irrigen, unhistorischen Ableitungen der Völkerstämme ist übrigens vortrefflich.) Diesen Begriffen und Sätzen zufolge ist die Ausführung in folgende neun Hauptstücke vertheilt: I. Die Beschreibung Griechenlands; II. die Ankunft von Anbauern, und die Veränderungen, die durch sie erfolgten; III. die Zeit der Ankunft; IV. die Religion der Eingewanderten; V. die Mysterien; VI. die Ableitung der Griechen nach Jüdischer Ueberlieferung; VII. nach der Sage der Griechen; VIII. Ursprung der Völker in Kleinasien und ihre Sprache; IX. die Griechische Sprache und ihre Dialecte. Es versteht sich, daß wir hier weder Auszüge vom bereits Bekannten, noch Erinnerungen über das, was seitdem besser und richtiger ausgeführt worden ist, auszukramen Beruf haben; wir wollen bloß Einiges bemerken, was entweder uns neu oder dem Verfasser eigen zu seyn schien. Das Ganze könnte auch jetzt noch in einer Uebersetzung zu einer nützlichen Belehrung über das alte Griechenland dienen, wenn es mit den Verbesserungen und Zusätzen Anderer bereichert würde. Das ist der Fall mit allen alten Völkergeschichten, welche aus Bruchstücken von Sagen und Nachrichten zusammengestellt sind, daß sie durch zufällige Auffindung vorher unbemerkter Stellen, und neue Vergleichung des Einzelnen unter sich und mit andern Verwandten oder Entfernten, immer richtiger und vollständiger gemacht werden können.

Heret führt die frühesten Einwohner Griechenlands von Norden her, faßt aber Thracier, Pelasger und Griechen in einen gemeinschaftlichen Völkerstamm. Der Recensent unterscheidet die beiden ersten Völker als von einer verschiedenen Abstammung, so weit unsere Kenntniß geht, nur sind sie aber nachher in einzelnen abgeleiteten Völkerschaf-

ten häufig mit einander vermischt worden; von vielen läßt es sich genau bestimmen, wie von den Indiern allgemein bekannt ist. — Den Sanchuniathon, wie ihn Philo von Byblus geliefert hat, erklärt Freret geradezu für ein verfälschtes Werk S. 24. Er sucht S. 30 f. die Zeit der Einwanderung des Inachus, Cecrops und Danaus durch die Aegyptische Zeitrechnung zu bestimmen; Das ist ein: Etwas Unbekanntes aus dem andern Unbekannten bestimmen wollen. — Unter den frühesten Eingewanderten nennt er die Telchines, die er aus Aegypten nach Sicyon und Argos führt (nach Apollodor) S. 39 f., so wie er die Ableitung aus Aegypten auf Götter, Cultus, Mysterien, ausdehnt. — In den Abschnitten von den einheimischen Sagen der Griechen kommt Vieles über Pelasger und Hellenen, welche letztern als ein Zweig von jenen zu betrachten sind, vor, was noch manchen Stoff zu weitern Betrachtungen abgeben kann. Wir überlassen ihm seine Hypothese von den Belegern als einer großen Ligue; eine andere vom Zuge des Gesoftris bis in Thracien; ob er gleich diesen Zug, und die Epoche der Einwanderung der Aegyptischen Colonien, nach der Aegyptischen Chronik für Hauptpfeiler der ältesten Geschichte Griechenlands ansieht, so wie er auch S. 134, in einer Addition, einen ganzen Synchronismus der Aegyptischen Geschichte angehängt hat. Gesoftris ist ihm der Pharaos des Moses. — Auszeichnung verdient noch im Folgenden der Abschnitt von den Völkern Kleinasiens. — Ueber die Hellenische Sprache und die Dialecte ist man seit Freret weiter gekommen. Bey der Ableitung oder Verwandtschaft mit andern Sprachen halten wir uns nicht auf. Die Slavonische Sprache hält er für verwandt mit der Griechischen (S. 122),

II. J. J. Barthelemy Essai d'une paléographie numismatique. S. 140 . . . 208. Ueber das numismatische Alterthum, oder über die alte Numismatik, und Kenntniß alter Münzen: Es ist der zweite Theil der Abhandlung, welche im 24. Bande der Memoiren eingerückt ist; und doch ist sie (1784) bey weitem nicht völlig vom Verfasser zu Ende gebracht worden. Er ging von den ältesten Münzen aus, und da kommen unter diesen zuerst die Hohlmünzen (*incusi*). Dieses Hauptstück ist in dieser zweiten Abhandlung fortgesetzt. Aber seit jener Zeit ist dieser Gegenstand aus der frühern unvollkommenen Prägekunst um so viel weiter ausgeführt worden, daß es keines genaueren Auszuges bedarf; über einzelne Münzen enthält die Schrift eine große, mannigfaltige Gelehrsamkeit zur Erläuterung der drey angehängten Münztafeln mit Hohlmünzen. Er gehet alle die Zeiten durch, aus denen sich Hohlmünzen (verschiedener Art) *laire en creux* erhalten haben. Die ältesten Griechischen sind, wie bekannt, von den letzten Macedonischen Königen, von Alexander I an. — Barthelemy gehet von der frühesten Periode des Geldmünzens aus. Das Wahrscheinlichste bleibt, auch nach ihm, die Indier münzten zuerst, aber Figuren und Schrift einzuprägen, erfand erst Phidon von Argos; Aber wann lebte dieser? es sind ihrer zwey, einer aus dem neunten, der andere in dem achten Jahrhundert vor Chr. Geb.; welcher von beiden der Erfinder war, ist nicht zu entscheiden. — Die verschiedenen Schriftzüge dieser ältesten Münzen werden hierauf angeführt und erläutert; sie sind von den Städten in Großgriechenland geprägt. — Von S. 198 an sind noch Bruchstücke von Capua beygefügt; ferner von Münzen

des Anaxilaus von Messana, von den Dariken und Eyzicenen; vom Stater. — Wie gern verweilen wir uns noch länger bey einem der letzten Heroen der Griechischen Litteratur der letztern Zeit, deren Nahmen allein schon Ehrfurcht einflößen! Angehängt ist S. 256 eine kurze Lebensnachricht von ihm, welche man aber vollständiger hat in seiner eigenen Lebensbeschreibung, die dem Anacharsis (Ausgabe bey Didot 1799) vorgesetzt ist, auch schon in den Elogen von Sainte Croix (das den Oeuvres diverses de Jean Barthélémy vorgesetzt ist: s. Gött. gel. Anz. 1799 S. 1281) und vom Duc de Nivernois.

III. Nic. Freret Bemerkungen über die Ursachen und etliche Umstände bey dem Verdammungsurtheil des Socrates. S. 209 . . . 282. Mit vieler Begierde griff der Rec. nach dieser Abhandlung. Ueber den Proceß des Socrates haben wir die schöne Abhandlung unsers Hrn. Inghesen in der Bibliothek der alten Litteratur I. II. St. Indessen bleibt in der ganzen Geschichte der Anklage und der Verdammung noch Vieles dunkel, sowohl wenn man das Verfahren mit der Athenischen Proceßordnung vergleicht, als auch die einzelnen Bruchstücke der Nachrichten zusammenstellt; denn eine vollständige Erzählung des Processes ist nicht auf uns gekommen. Der Haß der Sophisten an und für sich hat dem Socrates das Urtheil nicht bewirkt; die Wolken des Aristophanes noch weniger. Freret sucht wahrscheinlich zu machen, daß der Haß der Democraten gegen den Socrates, der sich wider die Volksgewalt erklärt hatte, und mit Critias, Alcibiades und andern Aristocraten in Verbindung stand, die eigentliche Ursache gewesen sey;

man brauchte das Gericht der Heliasten dazu, das aus gemeinen Bürgern bestand, die man gegen ihn aufgebracht hatte. Die Wahrheit ist etwas tief geschöpft; aber eine politische Cabale war es offenbar. Auf der andern Seite ist das Verfahren des Socrates bey diesem Rechtshandel nicht weniger unbegreiflich. — Noch ist angehängt: Ueber das Alter des Protagoras, und über die Zeitbestimmung seiner Anklage. Man weiß, daß er, in Socrates Lebenszeit als Atheist angeklagt, der Verdammung entwich, aber seine Schrift verbrannt ward. Freret bestimmt dazu das Jahr 411 oder 410 vor Ehr. Geb. — (Die Fortsetzung folgt.)

p. 138.

Amsterdam.

5
 Bey Peter den Hengst und Sohn: *Ovidii Nasonis Heroïdes et A. Sabini Epistolae* e Burmanni maxime recensione editae cura Davidis Jacobi van Lennep, qui et suas animadversiones adjecit. Eine niedliche Ausgabe in Duodez, 1809, I. . . VIII, 323 Seiten, woron der Text 161 Seiten einnimmt, das Uebrige, Davidis Jacobi van Lennep Animadversiones. Alles versetzt uns hier zurück in die Zeit von Heinsius, Burmann, Francius, Behandlungsart, Critik und Philologie; gebildet durch Dichter-Velesenheit, dadurch erworbene Leichtigkeit, zu vergleichen, zu verbessern und zu bestreiten: so daß diese Anmerkungen für junge Philologen ein Fest zum Schwelgen seyn müssen. Denn die Verschiedenheit und Abwechslung der Fabel in den Sendschreiben von so verschiedenen Heroen und Heroinnen, der Nasonische Witz einer regen Phantasie, der zuweilen eben sowohl in Blätter, als in Knospen treibt, die Biegsamkeit und der zufließende Reichthum seiner Dichtersprache, gibt

1328 G. g. A. 133. St., den 20. Aug. 1810.

Veranlassung, den eigenen Sinn und Witz des Interpreten in volle Thätigkeit zu setzen. Nun denke man noch hinzu den reichen Vorrath von Anmerkungen in den bisherigen Ausgaben, insonderheit von Heinsius und Burmann, die mythologischen Erläuterungen von Meziriac; Auf alle diese nimmt der Herausgeber überall Rücksicht, das von Andern Bengebrachte zu sichten, zu billigen, zu berichtigen, zu befreiten und zu bestätigen, nicht bloß das Seinige beizubringen, das an und für sich schon umfassend ist. Auch auf das Griechische ist von ihm Rücksicht genommen, besonders, worin Callimachus dem Doid vorging, wie auch in XX. und XXI, mit Beziehung des Aristanetus, und die ähnlichen Bilder und poetischen Ausdrücke in der Griechischen Anthologie. Die nächste Veranlassung zur Ausgabe war Mangel an Exemplaren für des Hrn. Professors Vorlesungen über diese Sendschreiben; seine eigenen Erklärungen und Anmerkungen des Lehrers veranlaßten die Bereicherung, da es sonst ein bloßer Abdruck von dem Burmannischen Texte seyn sollte. Gleichwohl benachrichtiget uns Hr. van Kennepe von seinem Vorsatze, mit Vergleichung vorräthiger Handschriften zu Leiden und zu Paris noch einst eine größere Ausgabe der Heroiden ans Licht zu stellen; welche also eine wichtige Bereicherung der humanistischen Studien seyn wird. Nur wünschen wir für dieselbe einen den Gebrauch erleichternde äußere Einrichtung. Die Animadversiones stehen jetzt abgesondert, ohne daß auf der Seite oben angegeben wird die Zahl der Gedichte, noch eine andere Andeutung, zu welchem Gedichte die Anmerkungen auf jeder Seite gehören.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 23. August 1810.

Hannover.

Ueber den Einfluss und die Wirkungen des
Zeitgeistes auf die höhern Stände Deutsch-
lands; als Fortsetzung der Betrachtungen über
den Zeitgeist in Deutschland, von Ernst Brandes.
Hannover 1810. Erste Abtheilung 266 Seiten.
Zweite Abtheilung 277 Seiten in Octav. — Es
schien uns zweckmäßig zu seyn, bey dem letzten
Werke eines Mannes, dessen Andenken in mehr-
facher Rücksicht uns werth seyn muß, lieber an-
dere Blätter uns mit der Anzeige und Beurthei-
lung zuvorkommen zu lassen, um den Anschein zu
vermeiden, als wollten wir durch die anrühre viel-
leicht im voraus das Publicum gewinnen. Auch
gegenwärtig kann nicht sowohl eine Critik des vor-
liegenden Werks unsre Absicht seyn, als vielmehr
darauf aufmerksam zu machen, welche Verdienste
der Verstorbene überhaupt sich als Schriftsteller
erworben hat; welcher Platz ihm unter diesen ge-
büht. Er ist aufgetreten als Sittenschilderer,
und als Sittensrichter seines Zeitalters. Dieses
Zeitalter war das einer fast allgemeinen Umfor-

mung der politischen Welt. Es sollte das zu Grunde gehen sehen, dessen Fall noch kurz vorher Niemand geahnet, Niemand für möglich gehalten hätte. Es sollte Erscheinungen hervorgehen sehen, wovon man bis dahin keinen Begriff haben konnte. Der große Haufen sieht die Ursachen davon nur in dem, was ihm zunächst vor Augen liegt; der Einsichtsvollere begreift, daß das, was geschieht, schon lange vorbereitet gewesen seyn muß. Denn keine große Veränderung kann unter Menschen vorgehen, viel weniger bestehen, wozu die Menschen nicht schon im voraus disponirt sind; Ein Jahrhundert früher hätte so wenig ein August das Römische Reich gegründet, als ein Luther die Reformation durchgeföhrt. Die Gründe großer Veränderungen müssen also sehr tief liegen; was wir Ursachen nennen, sind gewöhnlich nur momentane Veranlassungen, die ohne jene wenig oder nichts würden haben ausrichten können. Sollen also große politische Umformungen entstehen, so müssen die Menschen reif dazu seyn; ihr Sinn, ihre Denk- und Handlungsweise, muß einen gewissen Character angenommen haben, der zu der neuen Ordnung der Dinge paßt, der selbst diese herbeiföhrt; mit Einem Wort, ihre Sitten müssen es gemacht haben; Dieser ewige Zusammenhang aber zwischen Sitten und Politik ist kein sogleich sichtbarer Zusammenhang. Es bedarf eines tiefen Blickes, um ihn wahrzunehmen; nicht aus Büchern lernt man ihn kennen; es bedarf der eigenen Beobachtung. Alle eigentliche Sittenschilderung muß von Zeitgenossen ausgehen. Die Werke von diesen können wiederum von spätern Schriftstellern genutzt werden; aber wir geben wenig um die noch so schön ausgestaffirten Sittengemälde, wenn nicht Nachrichten von Zeitgenossen und Augenzeugen da-

daben zum Grunde liegen: Gewiß ist unsre Litteratur nicht reich an solchen Werken; und wie Vieles muß zusammenkommen, um den Schriftsteller dieser Art zu bilden! Er muß vor Allem innern Beruf dazu fühlen, das heißt, er muß eigenen Character haben; ein lebendiges Gefühl für Moralität muß ihn begeistern; er muß sich selber besser fühlen, als der große Haufen der Menschen. Und dennoch muß dieß Gefühl aus dem Umgange mit ihnen hervorgehen. Er muß unter ihnen gelebt haben, oder leben; die Sittenrichter von den Dachstuben mögen es noch so gut meinen; die Welt, die sie schildern, ist nicht die wirkliche Welt. Und was sind jene Vorzüge; wenn nicht der Blick des unbefangenen Beobachters sie begleitet? Dieser unbefangene Blick soll freylich keine Parteylosigkeit, keine Gleichgültigkeit seyn. Wie wäre dieß mit eignere Wärme des Gefühls zu vereinigen? Aber das erwarten wir doch von dem Sittenschilderer, daß er die Dinge um sich in ihrem wahren Lichte sehe. Die Franzosen haben viele vortreffliche Schriftsteller dieser Art dadurch erhalten, daß es lange bey ihnen Sitte war, daß Männer und Frauen aus den höheren Kreisen ihre Mémoires schrieben. Diese mußten gewöhnlich von selber Sittengemälde werden, wenn auch ihre Verfasser nicht zunächst darauf ausgingen; und sie wurden nicht selten die besten Sittengemälde, weil man nicht bey allgemeinen Schilderungen stehen blieb, weil sich Alles individualisirte. Die Schriften unsers Landes gehören zwar nicht zu dieser Classe, da sie allgemeine Schilderungen des Zeitalters sind. Aber zu diesen fühlte er sich mit Recht vor Andern berufen. Er hatte genug in der Welt gelebt, um sein Zeitalter kennen zu lernen. Mit einem gesunden Blick ver-

band er eine seltene Festigkeit des Urtheils. War er: doch in Deutschland der Erste, der, zugleich mit seinem Freunde Burke in England, wiewohl völlig unabhängig von ihm, auftrat, und sich dem einbrechenden Strom der revolutionären Ideen entgegen zu setzen wagte. Wer sich jener Zeiten des allgemeinen Laumels zu erinnern weiß, erkennt darin leicht den Mann, der nicht von fremden Urtheil:ton: abhing. Seit jenen Zeiten wurde es sein stetes Bestreben, die Veränderungen der politischen Welt sich aus dem Zustande der sittlichen Welt aufzuklären. Fast alle seine Schriften seitdem haben darauf Beziehung. Er brachte zu diesem Geschäft feste moralische Grundsätze. Mit den ewigen Grundwahrheiten der Moral und der Politik zu capituliren, war nicht seine Sache. Darin glich er den großen Britischen Schriftstellern. Freylich konnten so seine Schilderungen keine nachsichtsvolle Schilderungen werden; er durfte sich keine Hoffnung machen, der Lieblingschriftsteller des Zeitalters zu heißen: aber dennoch ward er gelesen; und auch die gereizte Empfindlichkeit hat es nicht leicht gewagt, ihn der Uebertreibung zu beschuldigen. Das gegenwärtige Werk zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste entwickelt die allgemeinen Ursachen, welche den Zeitgeist beherrschten; die zweyte geht die einzelnen höhern Classen der Gesellschaft durch: die Fürsten, den Adel, das Militär, die Geschäftsleute, die Geistlichen, die Schriftsteller, die Kaufleute, die Weiber aus den höhern Ständen. — Ob Alle sich in dem Spiegel erkennen werden, welchen er ihnen vorhält, wagen wir nicht zu entscheiden; aber den Ruhm wird ihm Niemand absprechen, Nichts gesagt zu haben, worvon er sich nicht selber überzeugt hatte.

Utrecht.

Auch unter dem Vorsitz des Hrn. Philipp Wilhelm van Heusden, Professors der alten Geschichte, Redekunst und Griechischen Litteratur, ward noch 1809 eine philologische Streitschrift vertheidiget von Anton van Goudoever, aus Utrecht: *de historicis Polybii laudibus*. Octav 124 Seiten. Rühmlich ist es dem Verfasser, daß er den Polybius mit gelehrtem Fleiß durchstudirt hat, als beides, den Lehrer und das Muster der pragmatischen Geschichtschreibung und einer allgemeinen Zeitgeschichte. Die Ausführung ist mit guter Anordnung unter drey Hauptstücke gebracht; Polyb war in der Lage, daß er richtige und genaue Kenntniß von den Begebenheiten haben konnte, die er verzeichnete; er hatte Scharfsinn und Beurtheilungskraft dazu, um das Wahre des Geschehenen mit den Ursachen und Absichten einzusehen, und er verstand es sehr gut, auf welche Art und Weise er seine Erzählung auf das nützlichste für die Leser verfassen könnte. (Diese Absicht verleitete ihn zu den ausführlichen Reflexionen, Maximen, erzeugte das Sentenzenreiche des Schriftstellers, das freylich nunmehr, da Vieles dieser Art zu Gemeinplätzen geworden ist, nicht mehr die Wirkung haben kann, als da, wie es zuerst gesagt ward. Aber für die erste Bildung des künftigen Staatsmannes bleibt Polyb immer der beste Anführer und Lehrmeister, zumahl für unsere Zeit, wenn man sein Zeitalter bedenkt, wo eine Macht, die Römische, im Fortschreiten zur Weltherrschaft war, und ihre Tugenden und Fehler an den Tag legte, so daß der Kluge leicht die Folgen von beiden berechnen konnte.) Das erste der drey Hauptstücke enthält also die Lebens-

umstände des Polybius, und die Verdienste, Glück und Vortheile, die ihm im Vaterlande, dann zu Rom, und nach der Rückkehr, denn auch da noch lebte er in Ansehen (S. 12, 13), zu Theil wurden; die großen Männer, mit denen er lebte; unstreitig die beste Lehrart für das practische Leben und die Weltflugheit; seine Reisen; seine historische Glaubwürdigkeit. Durch die neuesten Ausgaben des Polybius, und durch die Schriften von der pragmatischen Geschichtschreibung, war dem Verfasser der Stoff zu seiner Ausführung erleichtert; aber das Lob des Fleißes und guter Beurtheilung bleibt ihm, wenn auch der lateinische Ausdruck keine vorzügliche Reinheit und Schönheit hat, den wir an einigen andern der bisher angeführten academischen Schriften aus Holland zu rühmen hatten. — Im zweyten und dritten Hauptstücke wird alles das Lobenswürdige in Polyb mit Beyspielen und ausgehobenen Stellen aus seiner Geschichte belegt und dargethan, mit guter Auswahl und Zusammenstellung; auf diese Weise wird gehandelt von seinem eindringenden Verstand (sollertia) in die geheimen Triebfedern der Handlungen, und Grundursachen der Begebenheiten (sehr treffend fand der Rec. die Andeutung des Grundes der Rohheit der Cynäthier S. 40, den Polyb aus Vernachlässigung der Musit ableitet: Scilicet Arcades illi unicum praesidium culturae in sensibus externis habebant; nos item in facultatibus mentis quae ab intellectu et ingenio censentur); seine Menschenkenntniß, die er besonders auch durch allgemeine Anmerkungen an den Tag legt. Von dieser Seite betrachtet, können die hier zusammengetragenen Stellen und Nachweisungen überaus lehrreich, zu

mahl für den jungen Leser, der in die Welt eintritt, und nach und nach die Erfahrung machen soll, werden. — Von Polyb's Staatsklugheit; theils, so fern sie durch Studien sich erwerben läßt, theils in der Beurtheilung der Handlungen Anderer, als Geschichtschreiber, theils auch im eigenen Handeln und Wirken. In diesem allem kommt viel. Lehrreiches vor, auch von der Wichtigkeit des Gleichgewichts der Macht unter den Staaten Griechenlands (S. 73) durch Bundesgenossen: (nicht zu vergessen, dabey, die Treue und Redlichkeit von allen Seiten, daß nicht bloß einer für sich den Vortheil ziehen will); Polyb's geographische und militärische Kenntnisse. — Das dritte Hauptstück betrifft Polyb's Geschichtschreibung, Stil, Vorsatz und Bewegungsgründe; Zweck und Absicht, Plan und Einrichtung seines Werks. Wer den Polybius noch nicht gelesen hat, muß zum Lesen angereizt, und, wer ihn gelesen hat, durch Rück Erinnerung sehr vergnügt und erbauet werden.

Genua.

Sey es Micrologie, was über litterarische und typographische Seltenheiten zuweilen Liebhaber in große Wärme setzt: es ist doch allemahl ein Lebenszeichen von Liebe und Geschmack an den Studien. Unter den Italiänern hält sich noch die Liebe an alten Drucken und an den frühesten Buchdruckerneyen jeder Stadt. Parma, das jetzt die berühmte Druckerney von Bodoni hat, hatte zum ersten Buchdrucker den Portilia, für dessen ersten Druck der Commentar des Filelfo über Petrarca's Trionfi gehalten ward. Nun hat man einen andern Druck von Portilia von 1472 in

1336 G. g. A. 134. Stl, den 23. Aug. 1810.

Quart von drey kleinen Schriften aufgefunden: Plutarchi Tractatus de liberis educandis, Guarino Veronensi interprete, Hieronymi Presbiteri de officiis liberorum erga parentes, Basilii Magni de legendis gentiliū libris oratio ad adölescentes, Leonardo Aretino interprete. Diese Drucke beschreibt ein Hr. A. Pezzana, Director der Bibliothek zu Parma, mit der größten Genauigkeit, und an den Hrn. Ritter und Bibliotheks-Director Abbate Morelli gerichtet. Dann folgt eine andere Schrift, an den Hrn. Abbate Mauro Boni gerichtet, worin von Hrn. Pezzana Nachricht von einer vorhin unbekanntem Ausgabe der Poesien des Petrarca von 1477 bey Caspar und Dominik Siliprandi gegeben wird, zugleich mit abweichenden Lesarten; verglichen mit dem gewöhnlichen Text in der Cominischen Ausgabe: 1752. Unser Correspondent, Hr. Strack, hat die beiden Sendschreiben, aus dem Itallianischen übersetzt, herausgegeben: Notices bibliographiques sur les deux éditions, les plus rares du XV. Siècle par Mr. Ange Pezzana. Genua 1309. Octav.

Von ihm haben wir auch eine Französische Uebersetzung von Burney's present state of Music erhalten; beide Reisen, die nach Frankreich, Italien u. s. w., und die nach Deutschland, von denen uns (bereits vor fast vierzig Jahren) Hr. Professor Ebeling und Bode eine Deutsche Uebersetzung geliefert hatten, de l'Etat présent de la Musique en France et en Italie, dans les Pays-bas, en Hollande et en Allemagne. Gènes. 1810. Octav zwey Bände.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 25. August 1810.

Edinburgh.

(Fortsetzung der S. 1274 abgebrochenen Anzeige
des vierten Bandes vom Medical and Surgical
Journal (s. oben S. 1265.)

A Report on the Influence of a moist Atmosphere in aggravating the form, and retarding the cure of the Infectious Ophthalmia, by *John Vetch*, M. D. Aus einer großen Reihe von Thatsachen folgert der Verf. nicht nur den schädlichen Einfluß von sumpfigen Ausdünstungen, sondern auch von jeder Art feuchten und neblichten Wetters auf die Verbreitung und Verschlimmerung der Aegyptischen Augenentzündung und auf das Entstehen von Rückfällen. Das Periodische des Anfalls von Schmerz hat darin seine Quelle. Selbst Augen, in denen sich schon Staphylome ausgebildet hatten, erfuhren dann solche neue Anfälle. Ungünstige Verhältnisse dieser Art verursachten, daß das Uebel in England so viel bösartiger wurde, als in Aegypten, Gibraltar u. s. w. Durch seine gründ-

S (6)

Kingly

liche Auseinandersetzung dieser wichtigen Wahrheiten bewirkte er endlich, daß man nun auf die Auswahl des Aufenthaltsortes solcher augenkranken Soldaten mehr Sorgfalt in England wendet. — Von demselben Verfasser sind die Remarks on the Difference between the Infectious Ophthalmia, and that produced by the artful Application of Irritating Substances to the Eyes. Im 28sten Fuß-Regimente hat man eine Verbindung entdeckt, sich durch Anwendung reizender Stoffe, welche jedoch nicht näher bestimmt werden, Augenentzündung zuzuziehen, um vom Dienste sich zu befreien, oder gar den Abschied zu erhalten. Beide Arten von Augenentzündungen stellt der Verfasser nun sehr sprechend gegen einander, um diesen Täuschungen und Betriegeren ein Ende zu machen. Wir heben nur aus, was zur Aufklärung der Aegyptischen Augenentzündung dient. Unter tausend Fällen von dieser, die der Verfasser beobachtet habe, wären nicht über sechs gewesen, in welchen nur Ein Auge litt. In der erkünstelten Augenentzündung wäre immer nur Ein Auge krank gemacht worden, meistens das rechte; und in dieser trete das Leiden schnell hervor, in jener nur gradweise und einformig. So bald das Sehvermögen bey der erkünstelten Krankheit vermindert sey, habe sie gewöhnlich ein Ende; bey der ansteckenden dauern die Martern noch Monate lang nach Zerstörung des Auges fort, und Jahre lang nach gänzlichem Verluste des Sehens hält die Eiterung und die Neigung zu Rückfällen noch an. — Ein sehr interessanter Streit zwischen John Bostock und Daniel Ellis über die

gegenseitige Einwirkung der atmosphärischen Luft und des Blutes auf einander in den Lungen unter dem Respirations-Geschäfte. Letzterer läugnet die Aufnahme des Oxygens ins Blut, läßt aus diesem bloß den Kohlenstoff absorbiren, in die Luftzellen absetzen, durch den Zutritt des Oxygens der atmosphärischen Luft in kohlensaure Luft verwandeln, und so in den Dunstkreis treten. Diese Absonderung des Kohlenstoffs reiche zu, das venöse Blut in arterielles zu verändern. Eine unmittelbare Einwirkung der in die Lungen gebrachten Blutmasse und der äußern Luft auf einander finde nicht Statt, da zwischen diesen beiden Stoffen immer Gefäße sich befinden, welche ihr Zusammenstoßen verhindern. Wir bedauern, die Gründe für und wider hier weder herausheben, noch beurtheilen zu können. Beide Verfasser haben schon früher geschätzte Schriften über diese Gegenstände geschrieben. Bostock's Werk, welches Allen's in seinen Vorlesungen vorgetragene Ideen zum Grunde legt, und sich den jetzt allgemein herrschenden Ansichten mehr nähert, hat Hr. Hofrath Nolde kürzlich übersetzt. — *Case of chronic Rheumatism, and Observations on the Exhibition of Arsenic, in the protracted form of that Disease. By George Kellie, Leith.* Der sehr hartnäckige, drey Jahre hindurch allen Mitteln widerstehende, und nun der Anwendung von kleinen Gaben des Arseniks weichende Fall war offenbar gichtischer Art. Er hatte die Gelenke der linken Hand ergriffen, mit desorganisirenden, schmerzhaften Geschwulsten, mit Sichtknoten u. s. w. hatte Fieber im Gefolge, und fing an, die un-

tern Gliedmaßen zu officiren. Solche chronische Formen von Rheumatism (oder Gicht), in welchen die Gelenke und Knochen mehr leiden, als die Muskeln und Aponeurosen, und bey denen die ganze Constitution sehr herunterkömmt, hatte Wardsley schon als den Krankheitszustand bezeichnet, auf welchen der Arsenik einen wohlthätigen Einfluß äußert. Aus anderweitiger Beobachtung stimmt Kellie dieser Beschränkung des Gebrauchs des Arseniks auf Fälle dieser Art bey. Von der bekannten Fowlerschen Auflösung werden zwey bis drey Mahl täglich 7. . . 10 Tropfen gereicht. Kellie gibt sie immer unmittelbar nach dem Frühstücke, Mittags- und Abendmahlzeiten, damit sie nicht in den leeren Magen komme. Er bemerkte dann oft Geschwulst und Steifheit des Gesichts, welche die Augenlieder vorzüglich und zuerst ergriffen, Hitze, Empfindlichkeit und Jucken der Tarli, und ein Erythema, das am untern Augenliede anfang, und sich über das Gesicht verbreitete. Wardsley hat dieses nicht bemerkt. Die Angabe desselben, daß der Mund angegriffen werde, und Speichelfluß sich einstelle, wie dieser öfter fand, habe er nur bey derjenigen Kranken, deren Geschichte hier mitgetheilt wird, beobachtet. Keiner seiner Kranken erhielt vom Arsenik den geringsten Kopfschmerz, oder Schwindel, oder Zittern und andere Nervenzufälle. So bald der Arsenik auf den Magen oder die Zungen zu wirken scheint, hat man Ursache, ihn nicht ferner zu geben, so wie man ihn auf kurze Zeit aussetzt, wenn die oben angegebenen Wirkungen sich zeigen. — Case of Jaundice, occasioned by the pressure

of a large hydatid in the liver. situated in the region of the vena portarum By A. Duncan, sen Professor. Diese merkwürdige Ursache der Gelbsucht und Wassersucht ist durch ein Kupfer anschaulich gemacht. Außer der Bauchwassersucht nahm man im Leben im obern Theil des rechten Hypochondrium eine große unbeschriebene Geschwulst wahr, in welcher eine deutliche Fluctuation zu fühlen war, und die den größern Theil der epigastrischen Gegend nach füllte. Diese Geschwulst war aber nur in einer aufrechten Stellung zu erkennen, und verlor sich im Liegen in die allgemeine Ascites. Bey der Section zeigte sich die Leber als eine ungewöhnliche Masse, und ihre convexe Oberfläche war nach der Mitte mehr hervorstehend. Das kam von einem mit Hydatiden gefüllten Sacke von gelber Farbe, von der Größe einer großen Orange, obgleich von einer ovalen Gestalt, über welchen die vena portarum, die Leber-Arterie und ihre großen Zweige, und ihre vergrößerten und verhärteten Nerven liefen. Alle Gallengänge in dieser Gegend waren so zusammengeschrumpft, daß sie kaum Luft durchließen. — Aus der Recension eines ausführlichen Werkes über den rothen Fingerhuth von William Hamilton, London 1807, heben wir Folgendes aus: Die breitesten und am tiefsten gefärbten Blätter müssen genommen werden, wenn die Blütensträngel aufgeschossen sind. Sie müssen sorgfältig getrocknet, pulverisirt, und in farbigen Flaschen, dem Lichte nicht ausgesetzt, aufbewahrt werden. Das Pulver muß eine schöne grüne Farbe haben, so wie einen durchdringenden Geruch, welcher fri-

ſchem Heu nicht unähnlich, aber ſtärker, iſt. Die cultivirte Pflanze ſey nicht ſchwächer, als die wilde: aber die weißblühende Art ſey zu verwerfen, deren Blätter von einem bläſſeren Grün ſind. Aufgüſſe ſeyen der Wirkung auf den Urin am günſtigſten. In Subſtanz gibt Hamilton das Mittel nicht, was hier mit Recht getadelt wird. Der Recenſent habe oft gefunden, daß dieß die beſte und angemefſenſte Form ſey, und es könne dann leicht ſo mit Calomel in Pillen verbunden werden, oder den Zuſatz von Cremor Tartari erhalten: Verbindungen, welche bey Waſſerſuchten die directiſche Wirkung ſehr erhöhen, und zuſammen häufig ſehr wohlthätig ſind, wenn ſie, getrennt gereicht, ohne Erfolg bleiben. Our author very properly avoids the fooliſh and interminable queſtion, whether the digitalis acts as a ſtimulant or ſedative. Sie vermindere die Thätigkeit des Herzens und der Arterien, und erhöhe die der abſorbirenden Gefäße. In den Krankheiten, in welchen ſie Anwendung leidet, ſeyen beide Arten von Wirkung, oder eine derſelben indicirt. Es ſey ein ſehr auffallender und intereſſanter Umſtand, daß eine erſchlaffte, geſchwächte und niedergedrückte Conſtitution die günſtigſte ſey, um der Digitalis Gelegenheit zu geben, ihre volle Kraft zu zeigen. Withering habe ſchon frühzeitig die Thatſache ausgemittelt, daß ſie Perſonen von geſpannter Fieber und großer natürlicher Kraft ſelten zur Heilung von Bauch- oder Hautwaſſerſucht helfe; daß ſie aber im Gegentheile, wenn der Puls ſchwach oder auſet-

zend, die angeschwollenen Theile weich und nachgebend, das Ansehen bleich, und die Haut kalt seyen, sich als ein mächtiges Diureticum zeige. Der Verfasser und die allgemeine Erfahrung bestätige das. In der Brustwassersucht habe das seine Ausnahme, denn da habe der Fingerhuth auch bey Männern von sehr gespannter Faser und großer körperlicher Kraft alles geleistet, was nur bey Entnervten zu erwarten gewesen wäre. Die Schwierigkeit des Durchflusses des Blutes durch die Lungen und die mangelhafte Einwirkung der Luft auf dasselbe erzeuge hier Schwäche genug, um die dem Fingerhuth günstige Disposition hervorzu bringen. Der Schottische Recensent widerspricht dem Verfasser, daß dieses Mittel immer schnelle Hülfe in jeder noch so weit vorgerückten und verzweifelten Brustwassersucht leiste. In einigen Fällen, in welchen die Brustwassersucht erst von kurzer Dauer, bey noch nicht alten Personen sich plötzlich entwickelt hatte, ward es ohne Erfolg angewendet. Bey drey Kranken dieser Art waren die angeschwollenen Gliedmaßen hart, dem Drucke widerstehend, und bey einem selbst schmerzvoll. Es fand eine phlogistische Diathesis Statt. Diese Bestimmung lasse sich auf alle andere Krankheiten, für welche die Digitalis passe, übertragen. Ein gewisser Grad von Erschlaffung und Schwäche sey zur vollen heilsamen Einwirkung derselben erforderlich. Dr. Hamilton sagt: Eine aufmerksame Erwägung der Ursachen, welche die Wirkung des Fingerhuthes verhindern, was ihn so oft niedergeschlagen habe,

1344 G. g. U. 135. St., den 25. Aug. 1810.

habe ihn überzeugt, daß sie auf Gegenwart von Entzündung oder auf einer Reigung zu einer entzündlichen Thätigkeit der Blutgefäße beruhen. In Lungenentzündung sey derselbe daher nur anwendbar, wenn durch vorhergegangenes Blutlassen der Ton des Systems sehr heruntergebracht sey; und dieselbe Schwierigkeit walte bey der Schwindsucht vor, in Verhältniß zu der entzündlichen Stimmung der Gefäße. "Wenn der Puls hart und prallend, die Gesichtsfarbe sehr roth, Hitze und Durst beträchtlich, und das schwierige Athemhohlen bedeutend und mit Brustschmerzen verbunden sey, so habe man wenig von diesem Mittel zu erwarten, bis diese Symptome erst entfernt sind. Bey ihrer Gegenwart kann die Häufigkeit des Pulschlags nicht leicht, oder gar nicht vermindert werden, man müsse denn die Digitalis in solchen Gaben reichen wollen, welche bedenkliche Zufälle erregen können". Hier müsse ein antiphlogistisches Regimen vorangehen. — History of a Endemic Cynanche Parotideae; on board his Majesty's Ship Ardent, on its Passage to Monte Video. By *Andrew Noble*, Surgeon of the Ardent. Zwischen dem 3. und 20. November wurden 12 erwachsene Personen mit den Mumps befallen. Bey allen wurden, unter der verschiedensten Behandlung der sehr verbreiteten Geschwulst an der Parotis, die Hoden ergriffen, und selbst die spätere Metastasis nach dem Gehirn fand bey einigen Statt. — (Den Beschluß dieser Anzeige s. im nachfolgenden Stück.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 25. August 1810.

Edinburgh.

(Beschluss der S. 1274 u. 1344 abgebrochenen
Anzeige des vierten Bandes vom Medical and
Surgical Journal (s. oben S. 1265).

Cure of Tic Douloureux cured by Calomel
and Opium. By *James Corkindale*, Wundarzt
der Royal Infirmary zu Glasgow. — Obser-
vations on the Effects of Purgative Medicines.
By *J. Cheyne* zu Leith. Eine sehr ernsthafte Ner-
venkrankheit eines 14jährigen Jünglings, welche
eine Art St. Veitstanz war, heilte der Verfasser
nach *James Hamilton's* Weise in Zeit von 2 Mo-
nathen, nachdem sie vom September bis zum De-
cember schon gedauert hatte, mit starken Abfüh-
rungen. Er gab mehrere Wochen hindurch täglich
einen Scrupel Aloe und 10 Gran Gummigutt, ehe
die Stuhlgänge natürlich wurden; und als die
Stuhlausleerungen reichlich, dünn und natürlich
wurden, verließen den Knaben seine Nervenanfalle,
und er kam wieder zum Gebrauch seiner Gliedmaßen.
Am Ende der Cur, wie seine Gedärme ihre gehö-
rige Thätigkeit hatten, war Eine Pille schon zurei-

chend, deren es vorher oft zehn bedurfte. In seinen Bemerkungen über diesen Fall geht der Verf. davon aus, daß andere krampfhafte und convulsivische Krankheiten junger Personen, so wie das schlechende nachlassende Kinderfieber des Dr. Butter, und der Marasmus Hamilton's, einer ähnlichen Behandlung weiche, und daß man bey diesen Uebeln Unreinigkeiten des Darmcanals voraussetze: ein Ausdruck, dessen Schwankendes der Verf. zugesteht, dem er, genau genommen, alle Wahrheit abspricht. Man nehme an, unsere Arzneyen wären nicht im Stande, die Gedärme von solchen Ansammlungen auf einmahl zu befreien. Aber in beiden Krankheiten wurden die critischen Stuhlauscerungen hervorgebracht, indem man die Eingeweide des Unterleibes wiederum in einen gesunden Zustand versetzte. Die abführenden Mittel wären nützlich, nicht in so fern sie Anhäufungen von Unreinigkeiten aus den Gedärmen entfernen, sondern durch den Reiz, den sie in diesen erregen. Durch die fortgesetzte Anwendung dieses Reizes auf die Gedärme wurden die Functionen der Eingeweide des Unterleibes wieder regulirt. Nun werden die gallichten und schleimigen Stuhlgänge ausgeleert, die leichte Nahrung gehörig bearbeitet, und die Residuen des Chylus, unterstützt durch einen verstärkten Zufluß aller der in den ersten Wegen abgefonderten und dahin sich ergießenden Flüssigkeiten, deren Organe einen neuen Schwung erhalten haben, geben nun die reichlichen natürlichen Stuhlausleerungen, und die Krankheit ist geendigt. Wären die Gedärme in einem gesunden Zustand, so würden sie schon in hinlängliche Thätigkeit gesetzt werden durch das, was in allen andern Zeiten ihr zureichender Reiz ist, und die angenommene Anhäufung würde nicht Statt finden können. Entstehen solche Ansam-

lungen, so ist der torpide Zustand der Gedärme ihre Ursache; aber die Krankheit kann da seyn ohne solche Ansammlungen. Es sey nicht nothwendig, daß die Fäces sich anhäufen, wenn die Gedärme in einem Zustand von Unthätigkeit sind, so wie auch eine Art von Anhäufung Statt finden möge, welche Leibesverstopfung nicht begleite. Sehr unpassend wird das durch die Ruhr erläutert. Leibesverstopfung könne entstehen: 1) durch Torpor der drüsigen Körper, die in die Gedärme ihre Flüssigkeiten ergießen, da diese dann mangeln oder fehlerhaft beschaffen seyn werden; oder 2) vom Torpor oder von Verstopfung der Ausführungsgänge dieser Drüsen, oder von einem entgegengesetzten Zustand, von zu großer Erregung; oder 3) von zu großer Thätigkeit der einsaugenden Gefäße der Gedärme; oder 4) von irgend einer mechanischen Verstopfung. In den meisten Krankheiten der Eingeweide ist der Darmcanal entweder torpid, oder zu sehr gereizt, die peristaltische Bewegung beschleunigt, zu langsam oder verkehrt. Der Torpor oder die zu große Erregung könne sich auf alle Theile des Darmcanals erstrecken, oder nur auf einen Theil. Unter den Erläuterungen dieser Sätze wird angeführt, daß gegen das Ende der merkwürdigen Masern-Epidemie des Jahres 1807, welche im Januar und Februar höchst entzündlich war, Ausgang Märzes aber in einigen Fällen einen Typhus-Character mit ruhrrartigen Stuhlgängen annahm, Mittelsalze und Lavemente mit Mohnsaft sehr wohlthätig sich erwiesen. In der Colica pictonum habe er, da er ehemahls Arzt einer weißen Bleifabrik war, Bacter's Heilmethode befolgt, Abführungsmittel gegeben, doch zu Zeiten nöthig gehabt, zum Mohn-

fast zu greifen, ihn in starken Gaben zu reichen, besonders wenn heftiges Erbrechen dabey Statt fand. Krampf sey bey diesem Uebel im Darmcanale nicht, wie Pemberton annehme. Die großen Leibscherzen weisen dahin, daß zu große Erregung in einigen Theilen der Gedärme sey; das Erbrechen, daß die antiperistaltische Bewegung vorherrschend sey; die Leibesverstopfung hänge vom Torpor eines Theils der Gedärme ab, der hier mehr der Lähmung sich nähere. Das Erbrechen in der Bilecolik sey derselben Art, wie bey eingeklemmten Brüchen. In beiden Krankheiten sey ein Punct (der eingeklemmte Theil des Darmes bey Brüchen, der torpide Theil desselben in jener Colik), wo die peristaltische Bewegung gehemmt und durch den Krampf umgekehrt werde. (Der Verf. übersieht hier, daß bey eingeklemmten Brüchen das Erbrechen am häufigsten Folge der Därentzündung ist). Durchfälle sieht er nicht als eine primäre Krankheit an, einzig von verstärkter peristaltischer Bewegung abhängig, in welcher die Absonderungen zu reichlich Statt finden, und an sich nicht entseht sind. Er hält sie für eine sympathetische Affection, und den Mohnsaft für ihr bestes Heilmittel. In den meisten Fällen fange er die Cur mit einem abführenden Mittel an, in der Absicht, eine reizende Ursache zu entfernen. Er glaubt aber, sie ließen eine verschiedenartige Behandlung zu, und obgleich er für Abführungsmittel sey, so hätten die krankhaften Absonderungen doch keine solche Schärfe, um den Gebrauch des Mohnsaftes unsicher zu machen: doch mag dieser im Anfange einiger Arten Diarrhöen oft schädlich seyn. Mit großer Wärme und Einsicht spricht der Verf. gegen die Anwendung der

Purganzen, besonders der der hitzigen Art, als Galappe, Aloe, Gummitutt, Scammonium, in Entzündungen des Magens, der Gedärme und des Peritonäum, wenn diese für sich da sind, oder im Gefolge von eingeklemmten Brüchen, des Volvulus. Er tadelt hierin die Englische Praxis, und er ist offen genug, seinen eigenen Fehler zu gestehen. Wo schon zu viel Reiz vorhanden sey, und gerade die Größe desselben die Absonderungen hemme, da sey es unsinnig, ihn noch zu vermehren. Der Character des Hauptübels sey zu bekämpfen. An bloßer Leibesverstopfung, der Folge desselben, sterbe Niemand. Baillie habe einen Fall angeführt, daß einer 15 Wochen lebte, ohne eine Stuhlausleerung zu haben, welche eine Darmverengerung hinderte. Wenn die Gedärme in einem Zustande großer Erregung waren, und Abführen erzwungen wurde oder von selbst erfolgte, so sey die davon entstehende Schwäche sehr beträchtlich. Die Cholera erzeuge alsbald den höchsten Schwächezustand. Dasselbe habe er nach dem Pleus bemerkt, und Wundärzte hätten beobachtet, daß das oft einen unglücklichen Erfolg der Bruchoperation veranlaßte. Die Purganzen in dem torpiden Zustand der Gedärme, als in der anfangenden Gehirnwassersucht, in dem nachlassenden Fieber der Kinder, in der Chorea, in der Bleichsucht, in den hypochondrischen Beschwerden, könnten nicht zu stark seyn, und müßten fortgesetzt werden, bis eine in die Sinne fallende Veränderung in der Beschaffenheit der Stuhlgänge erfolge. Das dargethan zu haben, sey das große Verdienst Hamilton's, der abgeschmackte Theorien, welche die Ausübung drückten, entfernt habe. Aber um den Erfolg zu sichern, müsse man die Abführungen

geben, wie er es vorschreibe, die der wirksamsten Art, und in kurzen Zwischenräumen. Eine gelegentlich einmahl gereichte Abführung hinterlasse einen Grad von Leibesverstopfung; ein ganzer Curus von Abführungen, der den kranken Zustand der Gedärme verbessert, verseze den Unterleib häufig in eine weit größere Thätigkeit, als je vorher war. Wir wären im Besiz von abführenden Mitteln, welche den verschiedenen Arten von Verstopfung höchst angemessen wären. Entständen sie von Mangel der Galle, so wären Antimonialia und Calomel anzuwenden; bey Unthätigkeit des Magens und der dünnen Gedärme müßten eine Veränderung der Diät, Senffamen, Rhabarber, Jalappe; bey Unthätigkeit der dicken Gedärme Mineralwasser, Schwefel, Aloe. Die Alten hätten die Verschiedenheit der Purganzen bemerkt, wenn auch falsch benannt. Der Constitution'eigene Verstopfung, die nicht täglichen Leibesöffnungen vieler Menschen, zeugen nur von großer Wirksamkeit der einsaugenden Gefäße, verlangen keine Mittel, so langé sie in ihrer regelmäßigen Aeüßerung sich halten. Abführungen schwächen nur im gesunden Zustande des Unterleibes. In der Wahl derselben habe man einige Rücksicht auf das Alter des Kranken zu nehmen. In der Kindheit und Jugend wären die Krankheiten des obern Theils des Darmcanals vorherrschend, im fortrückenden Alter stoße man häufiger auf einen torpiden Zustand der dicken Gedärme. In den chronischen Uebeln, welche fortgesetztes Abführen erfordern, sey eine besondere Auswahl der Behandlung zu treffen. Um die Absonderungen zu verändern, sey Quecksilber angezeigt; um ihr zu starkes Zuströmen zu vermindern, passe Mohnsaft und Kaltwasser; um die

peristaltische Bewegung zu unterbrechen, habe man die Ekel erregenden Arzneyen zu geben; um Säure zu tilgen, Absorbentia. Die allgemeinsten Abführungsmittel wären kleine Gaben von Rhabarber oder von Mittelsalzen. (Recensent theilte deßhalb so Vieles aus diesem Aufsatze mit, weil er diejenige, immer allgemeiner werdende, abführende Behandlung mehrerer Krankheiten, besonders der Schottischen Aerzte, so lehrreich ins Licht stellt, zeigt, welche Gedanken derselben unterliegen, und viele schätzbare Erfahrungen enthält. In vielen Kinderkrankheiten und chronischen Nubeln war Rec. dieser, dem Wesentlichen nach alten, Deutschen Heilmethode immer getreu geblieben, ob er sie gleich auf andere Weise, und mehr begrenzt und modificirt, ausübte. So rohe, heroische, einseitige Purgirärzte, als Hamilton und Cheyne, müssen die Deutschen nicht wieder werden; aber sie können Vieles aus diesen Erfahrungen und Ansichten lernen, zum großen Heil ihrer Kranken und der Kunst. In der dem Brownianism vorangehenden Periode der Deutschen Medicin sündigte man nicht allein mit zu grenzenlosem Auflösen und Abführen, das fast auf alle Krankheiten übertragen wurde, sondern auch, und besonders mit der Auswahl der hierzu geeigneten Mittel, die immer aus der Classe der schwächenden und kühlenden waren, und mißbrauchte besonders die Salze. Die heißen, drastischen Purganzen in kleinen und starken Gaben, haben für manche Fälle entschieden große Vorzüge, die man in jener Periode nicht ihrem ganzen Werthe nach kannte. Aber es ist zu bedauern, daß man bey der Erneuerung des Gebrauchs dieser Mittel in eine Art von grober Empirie verfällt, die Krankheiten oft

nur dem Rahmen nach oder in einigen dürftigen Zügen darstellt, nicht unterscheidet, wann und wie sie zuträglich seyn mögen, und wann sie ausgeschlossen seyn sollten, oder die Verbindung anderer Heilmethode erfordern. Diese Vorwürfe treffen allerdings weit weniger Hrn. Cheyne, als den sonst verdienstvollen Edinburgher Hamilton, von dessen Werke: *Observations on the Utility and Administration of Purgative Medicines in several Diseases*, wir die dritte Ausgabe vor uns haben. Alles das muß uns von ernsthafter Prüfung und von der Bemühung, das Gute und Wahre uns anzueignen, nicht abhalten.) — Eine interessante Schrift ist: *Observations on Emphysema or the Disease which arises from an Effusion of Air into the Cavity of the Thorax, or Subcutaneous Cellular Membrane. By Andrew Halliday.* London 1807. — Von den *Remarks on the Purulent Ophthalmia, which has lately been epidemic in this Country. By James Ware,* London 1808. gibt uns der hier mitgetheilte Auszug keine besondere Erwartung. Er mißbilligt den Rahmen "Aegyptische Augenentzündung", weil sonst schon eine solche Krankheit bekannt sey; aber doch nicht in der Allgemeinheit und Heftigkeit. Er stellt sie mit der Augenentzündung neugeborner Kinder und der Tripperkranken zusammen, und glaubt sie selbst noch jetzt oft von der letztern Art: beides, wie uns scheint, nicht treffend. — In *Sateman's* Bericht der Krankheiten, die im Londoner Public Dispensary vom Anfange März bis Ausgang des Mayes enthalten sind, kommen 17 Fälle von Ruhr vor. Die Nothwendigkeit der die Gedärme ausleerenden Mittel in den frühern Stadien dieser Krankheit unter jedem Character lehren, sagt er,

die besten Schriftsteller. Er fand es wohlthätig, Mohnsaft zuzusetzen, gab ein paar Mahl auf die Nacht eine Pille von Opium und Calomel, und den Tag über eine Auflösung von Magnesia vitriolata mit Laudanum. (Die Winterruhren weichen immer schnell. Aber auffallend ist es, daß alle Englische Schriftsteller zu allen Zeiten so viel Gewicht auf Abführungen in der Ruhr legen, die unsere jetzigen Deutschen Ruhren so wenig vertragen, welche den Mohnsaft in großen Gaben erfordern.) Seit dem Jahre 1802 habe Typhusansteckung in London wenig Statt gefunden. In den Jahren der schlechten Ernte, 1797 . . . 1799, und noch einige Zeit nachher, hätten viele ansteckende Fieber geherrscht. Sie hätten aufgehört, seitdem reichere Kornjahre gefolgt wären. Er verbindet damit Willan's Muthmaßung, daß die Schwigsucht und andere epidemische Uebel in England mit krankem Weizen, der dem Mutterkorn analog sey, Zusammenhang gehabt haben mögen. Diese Meinung Willan's wird in einem besondern Aufsatz: *What was the Cause of the Sweating Sickness?* geprüft, und verworfen. Die Directoren des Small-pox-Hospital haben endlich das Impfen natürlicher Blattern außer dem Hospital untersagt, und nun sey schon lange kein Fall von natürlichen Blattern in London ihm vorgekommen.

Ueber Vergiftungen durch Fische, von Dr. C. Chisholm zu Clifton. Ein ausführlicher, mit großer Gelehrsamkeit geschriebener, Aufsatz, reich an sehr vielen auffallenden Thatsachen, die zwar nicht volle Aufklärung immer erhalten, aber doch die Lehre von Giften sehr erweitern. Mehrere Fischarten werden in den tropischen Ländern zu gewissen Zeiten und an bestimmten Orten für diejeni-

gen, welche sie genießen, zu sehr verderblichen Giften. Einige tödten schon, wenn sie nur in den Mund gebracht werden. Es sind unstreitig die Nahrungsmittel, welche die Fische, ohne solchen Nachtheil für sich selbst, genießen, die ihnen diese giftige Eigenschaft geben. Der Verf. ist besonders geneigt, auf aufaefolertes Kupfer vielen Verdacht zu werfen. Dieser Aufsatz verdient eine Uebersetzung, ist aber hier keines Auszugs fähig. — *Case of Bronchial Polypus, with Introductory Observations.* By *John Cheyne* zu Leith. Er unterscheidet mit vieler lehrreicher Genauigkeit zwey Arten dieser Polypen: eine entsteht bey Blutspenen, und ist bloß eine Bildung aus dem ausgetretenen Blute; die andere ist Folge einer catarrhalischen Entzündung der Luftwege, und der dadurch veranlaßten Ausschwizung einer entzündeten absondernden Oberfläche; analog dem Croup der Art nach, aber bey weitem nicht nach dem Grade, und von chronischer Dauer. — *On the Sensibility of the inflamed Cornea to the Transmission of Light.* By *John Vetch.* — *Cases of Gout in Negroes.* By *Mr. D. Quarrier*, Surgeon of the Princess Charlotte. — Ein einsichtsvoller Wundarzt zu Amersham, *Buck's*, hat kürzlich einen kleinen Aufsatz: *Vaccination vindicated from some prevailing Errors*, in Druck gegeben, der die Resultate seiner eigenen Kuhpocken-Impfung, welche 3000 Fälle begreift, mittheilt. "Nie", sagt er, "in keinem Fall habe et, bey der innigsten Gemeinschaft mit natürlichen Blattern, oder durch das nachmahlige spätere Einimpfen dieser, wahre natürliche Blattern auf Kuhpocken folgen sehen; das heißt, Blattern, die ein bedeutendes Leiden oder Gefahr begleite-

ten". (Durch den Mangel dieser Leiden und Gefahren hören natürliche Blattern nicht auf, wahre, echte, natürliche Blattern zu seyn, so bald sie durch Inoculation diese erregen, oder sich so verhalten, als natürliche Blattern nach Kuhpocken geschildert sind.) "Bey sehr wenigen ehemahls Vaccinirten traten natürliche Blattern ein, aber unveränderlich von der modificirten, gemilderten Art, die sie so bestimmt characterisirt, daß sie mit Recht als die einzige Folge der Vaccination unter irgend einer Zufälligkeit betrachtet werden kann. Sie bestanden nur in einigen Pusteln, mit wenig umgebender Entzündung, die trocknend und absterbend in 3 bis 4 Wochen waren". (Da in Deutschland über Fälle dieser Art keine Bewegung im größern Publicum, sondern wissenschaftliche Discussionen entstanden sind, so ist zu erwarten, daß unsere Aerzte Ereignisse dieser Art genauer und befriedigender darstellen werden.)

Paris.

Le Jour

Von Arthur Bertrand: Voyage des Capitaines Lewis et Clarke, depuis l'embouchure du Missouri, jusqu' à l'entrée de la Columbia dans l'Océan pacifique; fait dans les années 1804, 1805 et 1806 par ordre du Gouvernement des Etats-unis: contenant le Journal authentique etc. etc. rédigé en Anglais par *Patrice Gass*, employé dans l'Expédition; et traduit en Français par *A. J. N. Lallemand*, avec des Notes, deux Lettres du Capitain Clarke, et une Carte gravée par *J. B. Tardieu*. XVIII, 443 Seiten in Octav. 1810.

Dem kaufmännischen Geiste der Betriebsamkeit, der in den vereinigten Staaten von America von

jeher so rege gewesen war, entging die Aussicht nicht, auf jener, der Republik entgegengesetzten, Küste den Gewinn mit den Britten und Russen zu theilen. Auch mochte noch ein besonders nahe liegender Beweggrund die Americaner anfeuern, von der Lage jener Küste genauere Erkundigung einzuziehen; sie konnten nämlich nicht wissen, wie ins künftige ihr inländischer Handel durch die Entdeckung der wahren Beschaffenheit von dem jenseitigen Ufer ihres Continents eine Richtung erhalten, oder in seinen Fortschritten gehemmt werden möchte. Dem zufolge ermunterten sie mehrere Abenteurer, das Innere ihres Landes zu untersuchen, deren Geduld und Beharrlichkeit aber keineswegs mit glücklichem Erfolge gekrönt worden sind. Endlich machte der vorige Präsident, Hr. Thomas Jefferson, im Jahre 1803 dem Congreß den Vorschlag, eine Reise durch das Innere bis zum stillen Ocean unternehmen zu lassen, um die Hindernisse, welche die Natur in diesen Gegenden der Schifffahrt entgegen setzt, näher kennen zu lernen, und vielleicht eine, für den Pelzhandel so wichtige, Verbindung des Missouri und Columbia zu entdecken. Der Congreß bewilligte den Vorschlag, und übertrug das Commando den Herren Meriwether Lewis und Clarke, welche mit ihren Gefährten die Reise von der Mündung des Missouri im May 1804 antraten, und sie nach mancherley Ungemach und Abwechslung im Jahre 1806 glücklich vollendeten. Die officiellen Tagebücher der Herren Lewis und Clarke, welche 3 Quartbände füllen, und mit einem Atlas versehen werden sollen, sind noch nicht erschienen; da aber die Neugier des Publicums sehr gespannt war, so entschloß sich Hr. Patrik Gass, sein Tagebuch ans Licht zu stellen, welches in ge-

drängter Kürze die Haupt-Resultate der Expedition enthält. Die Gesellschaft bestand aus 43 Mann Truppen und einigen Freiwilligen, und verließ den Ort, wo der Missouri mit dem Mississippi sich vereinigt, am 14. May 1804. Sie schifften immer aufwärts, indem sie bald Anker warfen, bald, wo sie keinen guten Grund fanden, ihre Fahrzeuge am Ufer befestigten. Nachdem sie endlich den Missouri, so viel es möglich war, befahren hatten, gingen sie zu Lande nach dem Columbia, und erreichten glücklich die Küste des Oceans. Da die täglichen, oft geringfügigen, Begebenheiten den größten Theil des Tagebuchs ausmachen, so wollen wir nur diejenigen Bemerkungen ausheben, welche ein allgemeines Interesse haben können. Die ganze Gegend an den Ufern des Missouri ist größten Theils ein fetter, reicher Boden, der mit Eichen- und Tannensäldern abwechself. In den Wäldern findet man eine große Menge von Büffeln, Hirschen, Bären, Wölfen und Stachelschweinen. Auch trifft man wilde Hunde (S. 44) und ein Thier an, das der Verf. Parow nennt (S. 25), und einem Schweine und Hunde ähnlich seyn soll. In den entlegenen, von allem Verkehr mit der Seeküste abgeschnittenen, Gegenden fanden die Reisenden viele Stämme von Indianern, welche in einem einfachen, rohen Zustande leben, von der moralischen Seite aber weit besser als diejenigen sind, welche an der Nordwestküste wohnen. Die Stämme, welche sie besuchten, waren die Otos-, Panis-, Zoos- und Siour-Indianer. Diese freueten sich über die Ankunft unserer Abenteurer, und schlachteten ihnen zu Ehren einen Hund. Sie tanzten auch um das Zelt, nach dem Schall einer Trommel und kleiner, mit Steinen gefüllter, Säcke, welche den Ton der Tam-

bourine nachahmen sollen. Sehr wichtig ist die Entdeckung Americanischer Alterthümer, welche nicht weit von dem Ufer des Missouri liegen (S. 40), und auch zwischen dem Ohejo und Mississippi angetroffen werden. Es sind uralte kreisförmige Festungswerke von Stein. Die ältesten Indianer wissen nichts davon zu erzählen; jede Sage von ihrer Entstehung ist erloschen. Unstreitig waren sie das Werk eines Volkes, das einer weit anhaltendern Anstrengung fähig war, als die jetzigen Eingebornen von America, und man begreift es kaum, wie es möglich gewesen ist, sie ohne eisernes Handwerksgeräthe zu erbauen. Das Wichtigste über diese problematischen Monumente hat Barton gesammelt (Transactions of the American philosophical Society T. IV. p. 177) auch findet man in den Americanischen Zeitschriften interessante Notizen, welche, mit philosophischem Geist und ohne Hypothesenjucht zusammengestellt, zu interessanten Resultaten führen würden. Die Frage, welche der Verf. (S. 41 Not.) aufwirft, ist vielleicht nicht so ungereimt, als sie beim ersten Anblick erscheint: "Ce pays" (Nordamerica) "a-t-il été l'Empire Romain du nouveau monde, et comme lui a-t-il été détruit par d'autres hordes barbares, aussi cruels que ceux qui ravagèrent l'ancien monde"? Denkt man an die schönen muskischen Mahlereyen, welche Thomas Ashe vor ein paar Jahren unter den Ruinen an dem Muskingum entdeckt hat, so gewinnt diese Hypothese sogar an Wahrscheinlichkeit. — Unter den mineralogischen Bemerkungen scheint uns die Entdeckung eines 45 Fuß langen versteinerten Fisches, den man zum Theil nach Washington geschickt hat (S. 46), eines versteinerten Baums (S. 115), der vielen heißen Quellen, und des Bimssteins,

wichtig zu sehn. Die Stämme der Nicaris- und Leetons-Indianer waren gegen unsere Reisenden sehr gutmüthig; allein die Weiber, welche sie durch ihre Tänze zu belustigen suchten, hatten dennoch zum Schmuck die Schedel ihrer Feinde vom Stamme der Mandannos (S. 57, 62). Diese begraben die Todten nicht, sondern wickeln sie in Büffelhäute, und trocknen sie auf einem Gerüste an der Luft. Mitten in den Wildnissen fanden die Abenteurer eine Bediente der so genannten Nordwest-Compagnie, welche im Jahre 1784 gestiftet ist, und 1787 mehr Consistenz erhielt, und die Eifersucht der Hudsons Bay-Compagnie rege machte. Die Sittlichkeit der Indianer an den Ufern des Missouri ist sehr gesunken; man findet überall Häuser mit feilen Frauenzimmern. Die Indianer an der Küste des Oceans fanden die Reisenden gerade so, wie sie Vancouver beschreibt. Sie kleiden sich in Raubware und Gänsehäute, und bedecken ihren Kopf mit Hüthen, aus Cedernrinden und Acanthblättern verfertigt, welche sogar wasserdicht sind. Nachdem die Reisenden von dem Missouri bis an den Ocean 3096 Meilen zurückgelegt hatten, kehrten sie wieder um, und kamen 1806 nach ihrer Heimath, ohne großen Verlust an Mannschaft gelitten zu haben.

Koßoc.

In drey mit einander verbundenen academischen Einladungsschriften hat Hr. J. E. Pries, als Rector der dortigen Universität, dem Publicum eine Probe eines neuen Commentars über Milton's verlorne Paradies, 1809, 144 Octavseiten, vorgelegt.

Dieser neue Commentar soll sich an die neue Uebersetzung des Milton, die der Verfasser unter-

1360 G. g. A. 136. St., den 25. Aug. 1810.

nommen und nun beendigt hat, anschließen. Auch außer der Beziehung auf diese Uebersetzung kann er denen nützlich werden, die mit Milton's bewundernswürdigem Werke eine mehr als flüchtige Bekanntschaft machen wollen. Ist gleich die Gelehrsamkeit, mit welcher Milton sein verlorenes Paradies ausgestattet hat, nicht der lobenswerthe Theil des Gedichts, so hängt doch diese Gelehrsamkeit auch da, wo sie in das Pedantische und Phantastische ausschweift, mit Milton's poetischen Vorstellungsarten und mit den Schönheiten, die seiner Poesie eigenthümlich sind, sehr enge, und fast unzertrennlich, zusammen. Ohne Studium und Nachweisung kann man sich nicht einmahl ganz in die anschauliche Vorstellung finden, die sich Milton vom Himmel und von der Hölle machte. Man findet in diesem Commentar neben den Auszügen des Wichtigsten aus den Englischen Commentaren von Newton und Richardson, schätzbare hinzugefügte Erläuterungen. Besonders verdienstlich ist die vorangeschickte und durch citirte Beweisstellen begründete Exposition des Gedichts im Ganzen, der Ansichten Milton's vom Universum, und seiner Engel- und Dämonenlehre. Am wenigsten hat uns befriedigt, was der Verfasser in den Erläuterungen einzelner Stellen über die Aegyptischen Mythen sagt, auf welche Milton öfter anspielt. Der Aegyptische Thierdienst hatte denn doch wohl einen ganz andern Sinn und einen ganz andern Grund, als, daß der Mensch Hunde, Katzen und andere Hausthiere zu Hausgöttern umgeschaffen habe, "weil sie sich ihren Anbetern überall darstellten, und leicht angeschafft werden konnten".

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 27. August 1810.

Paris.

Es war dem Rec. sehr erfreulich, daß unser Studium der alten Litteratur endlich in den letzten Decennien auch an den so lange vergessenen Strabo, diesen um die Nachwelt so hoch verdienten Haupt-
sammler der Bruchstücke alten Geographen, gedacht hatte, leider aber zu einer Zeit, da an äußere Aufmerksamkeit und Unterstützung mit Hülfsmitteln aus dem Auslande wenig mehr zu denken war. Der Deutsche Fleiß beharrte doch, und führte das Werk aus. Die Ausgabe des Strabo, welche von Sieben-
kees 1796 war unternommen, durch seinen frühen Tod aber unterbrochen worden, fand bald ihren gelehrten Fortsetzer, den Hrn. Tschucke, welcher den zweyten Band 1798, den dritten 1801, den vier-
ten 1806, und den fünften 1808 in Druck gegeben hat (es ist von diesen Bänden die Nachricht, so wie sie erschienen, gegeben worden: I. B. 1796 S. 1161, II, 1798 S. 1969, III, 1801 S. 2038, IV, 1807 S. 15, V, 1809 S. 543); sie ist bis zum Schluß des vierzehnten Buchs fortgesetzt, und erwartet ihren

Schluß und letzten Band. Diese Ausgabe setzt uns in den Stand, den Strabo ohne vielen Anstoß, kritisch berichtigt, so gut es bey den bisher den Herausgebern zu Theil gewordenen Hülfsmitteln möglich gemacht war, zu lesen; die Pariser Handschriften waren damahls nicht zugänglich.

Verschieden war der Plan einer andern Bearbeitung des Strabo, welche zu eben der Zeit in Paris im Werke, und mehr auf die Geographie des Strabo selbst gerichtet war; obgleich auch auf den Text eine gehörige Rücksicht genommen werden sollte. Es ward beschlossen, eine Uebersetzung mit kritischem Fleiß, selbst mit Zuziehung der Pariser Handschriften, zu besorgen, und Strabo zu erläutern. Hierzu gehörten Gelehrte aus mehr als Einer Classe von Kenntnissen. Einige der größten Gelehrten, Hr. de la Porte du Theil und Hr. Coray sorgten für die Uebersetzung, und Hr. Gosselin übernahm die Erläuterung der Geographie selbst. Die Erscheinung des ersten Bandes des Drucks aus der Presse verzög sich bis 1805. Das Gouvernement trat selbst hinzu: ein Befehl des Kaisers bewirkte den Druck, und der Minister des Innern ernannte die Mitarbeiter.

Geographie de Strabon, traduite du Grec en Français. Tome premier. De l'Imprimerie Impériale an XIII. (1805.) gr. Quart, ansehnlich gedruckt, S. I. . . 513, mit 5 Karten. Dieser Band enthält bloß die ersten drey Bücher des Strabo (also die allgemeine Geographie, die Erdkunde Homers, Prüfung des Systems des Eratosthenes, des Hipparchus und des Polybius, in den ersten zwey Büchern, und im dritten Iberien und die dazu gehörigen Inseln. Auf diesen Inhalt haben auch die angehängten Karten Bezug; sie sind vom Hrn. Gos-

sellin, und geben die geographischen Systeme, I. vom Eratosthenes, II. vom Hipparch, III. vom mitteländischen Meere, von Polyb, IV. nördliche Halbkugel, nach Strabo's Hypothese, V. das ganze geographische System Strabo's). Voraus gehen, außer Avertissements und Table, noch Observations préliminaires et générales I. . . CXIII S. über die verschiedenen Berechnungen der Reisestadien der Griechen und Römer, mit beygefügtten Tafeln nach den Graden, und von den Windrosen der Alten. Diese Stücke machen den Anfang von einer Einleitung, in welcher eine allgemeine kurze Uebersicht von dem Zustande der Erdkunde vor Strabo, und von den Geographen, die vor ihm gelebt haben, und auf welche er sich beruft; wir sagen, "den Anfang", denn die Fortsetzung soll für die folgenden Bände, oder besser, an das Ende der ganzen Arbeit, aufbehalten bleiben, wo auch vom Leben und von den Schriften des Strabo, von den Bemühungen der neuern Gelehrten, die sich um Strabo's Geographie verdient gemacht haben, auch von den vorzüglichsten Handschriften und Ausgaben, und am Ende von den Hülfsmitteln, welche bey gegenwärtiger Ausgabe sind gebraucht worden, hinlängliche Nachrichten und Notizen gegeben werden sollen. Unter dem übersetzten Strabo stehen reichliche Anmerkungen, sowohl über den Griechischen Text, mit Rechtfertigung der Auswahl der Lesart, zur Verbesserung des Textes, als auch zur Erklärung der Sachen; Alles ist mit einer critischen und historisch-geographischen Gelehrsamkeit, aber so einfach und prunklos, und Alles so zweckmäßig ausgeführt, daß man den damit beschäftigten Gelehrten die größte Hochachtung nicht versagen kann; nichts von muthwilligen Neckereyen, noch von hochfahrenden Macht-

prüchen; der Leser hat einen ruhigen Genuß der großen Einsichten und Kenntnisse jener achtungswürdigen Gelehrten.

Seitdem ist im vorigen Jahre nachgefolget: *Géographie de Strabon, traduite du Grec en Français. Tome second.* De l'Imprimerie Impériale, 1809. gr. Quart I...XVI, 1... 424 S. und 1... 156 Seiten. Diese letztern enthalten *Eclaircissements pour le Tome second de la Géographie de Strabon*; jene, die Uebersetzung vom IV. V. VI. Buch, mit critischen und erklärenden Anmerkungen. Das Uebrige von den *Observations préliminaires* ist, wie schon gemeldet, mit gutem Grunde bey Seite gesetzt; sie waren für das erste und zweyte Buch dringend; allein mit dem dritten Buche, wo die historisch-statistischen Notizen der einzelnen Länder anfangen, fallen sie weg; dagegen erfordern die erläuternden Anmerkungen, die unter dem Strabo stehen, oft eine erweiterte Ausführung, und dazu dienen nun die *Eclaircissements*; sie fangen aber erst mit dem fünften Buche an; für das dritte und vierte fand man die Anmerkungen allein hinlänglich. Vom vierten Buche (es enthält Gallien, das Keltische Aquitanien, Belgien, ferner Britannien, die Alpen und Alpenvölker) ist Uebersetzung und Anmerkungen von Hrn. Coray, außer mehreren von Hrn. Gosselin; vom fünften und sechsten Buche beides, Uebersetzung und Anmerkungen, von Hrn. de la Porte du Theil, außer denen, die mit G. bezeichnet sind, und dem Hrn. Gosselin zugehören. Nun sind wir auf classischem Boden, in Italien; es häuft sich der Stoff zu Anmerkungen nach allen Seiten; und so kommen zu den Anmerkungen V. und VI die *Eclaircissements* noch hinzu, welche großen Theils gee-

graphischen Inhalts sind, aber auch einige historische und antiquarische; zu Rathe sind nun gezogen die neuern Beschreibungen und Reisen von Italien; auch Heyne's Excurse zur Aeneide, und die Programmen über die Colonien und Gesetzgebungen der alten Völker. Es sind daneben mehrere Stellen aus Handschriften verbessert; und es gäbe eine schöne Zahl von Beyspielen zum Beweise, wean Anführungen dieser Art außer dem Zusammenhange gehörig beurtheilt werden könnten; Siebenkees ist dabey nicht übergangen. Als Beyspiel führen wir nur zu p. 171, 172, die Noten, und die Eclaircissemens zu p. 40 f. über das im Strabo so verschieden eorruptirte Aequum Faliscum, an, was, wie wir nicht zweifeln, die Aequi Falisci im Virgil sind; die Aequi, sonst Aequicolae. Weiter hin (S. 82 f. zu S. 210) die ὑπόνοιοι σπυρόμαυ λίθω. Nicht weit davon, wo vom Marsfelde und von den Leibesübungen mit dem Ball und mit der Wurfscheibe gesprochen wird, also δισκω vom Uebersetzer gelesen ist, wird billig in den Eclaircissemens die Verbesserung *κρίκω* statt *κρίκω* vertheidiget, und, da diese Leibesübung, *κρίκω*, vom Oribasius empfohlen ist, so wird p. 87 die ganze Stelle, aus zwey Pariser Handschriften verbessert, beygebracht. — S. 123 über die Verwechslung der beiden Städtenamen, Lavinium und Lanuvium, welche in die Bestimmung der Lage so viel Ungewisheit bringt, wie auch über den Virgil bemerkt ist.

Kiel.

Ueber eine Frage, die Herder gethan hat. Eine academische Rede — gehalten zu Kiel 1810 von Carl Friedrich Heinrich. Quart 30 Seiten.

Auch ohne dem zur Reizung der Neugier gesuchten Titel verdiente die Rede Aufmerksamkeit, und sie konnte sich derselben versichert halten, durch ihren Inhalt und kräftige, schöne Ausführung. Die Frage ist: "Haben wir noch ein Vaterland"? oder, wie hernach die Frage bestimmt wird: "Haben wir noch das Vaterland der Alten"? das ist, ein Vaterland im Sinn der Alten. Der Hr. Prof. behandelt das Ganze als Redner, der in keine logische und grammatische Subtilität hinein-gehen darf, und mehr auf das Herz wirken, und durch Darstellung erwärmen will. Freylich kömmt hier alles auf die Bestimmung des Begriffs von Vaterland an: dieser wird aber auch von ihm genetisch bestimmt: Das Nächste für den Menschen ist Geburtsort, Heimath, weiter hin gesellschaftlicher Zustand, Volk, Bürgerverein, Staat mit seinen Vortheilen, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Vorzüge, Bürgerglück, Nationalruhm, Cultur. Alles dieß zusammen macht uns das Vaterland theuer und werth. Nun gibt es endlich auch einen philosophischen Begriff und Wortgebrauch: "Die ganze Welt ist für den Menschen ein gemeinschaftliches Vaterland". Dieß ist freylich ein anderer Sinn, als derjenige ist, den man hat, wenn man sagt: sein Vaterland lieben, vertheidigen, für dasselbe sterben, die Freyheit desselben gegen Unterdrückung vertheidigen; man müßte sonst auch wieder Metaphern brauchen. Nun gilt dabey die Bemerkung, welche der Redner selbst vorn herein (S. 17) macht, die auch sonst einen gewaltigen Widerspruch enthalten würde, wo er sagt: "in der unendlichen Ausdehnung schwächt sich die Kraft, zusammengedrängt thut sie Wunder". Lebend:

ger Sinn kann nur im Vaterlande im beschränkten Raume seyn; in kleinen Staaten, in Freestaaten, von keinem großen Umfange, wo alle Gefühle, Affecten und Leidenschaften in aller Rücksicht rege und concentrirt sind. Je größer der Staat, vollends durch Provinzen erweitert, ist, desto schwächer wird die Vaterlandsliebe. Nur ein Bürger in Rom konnte sein Vaterland lieben, aber schwerlich der unterjochte Provinzial; für ihn hatte das Wort, und das, was Vaterland der Griechen und Römer in früherer Zeit war, eine ganz andere Bestimmung des Sinnes. Doch dabey durfte der Redner sich nicht aufhalten, der es darauf anlegte, daß für ihn das metaphorische Vaterland, die allgemeine Menschenliebe, der Weltbürger-Sinn, die geistige kosmopolitische Umfassung des ganzen Menschengeschlechts (und doch auch diese nicht als in weitem und engern Kreisen), der eigentliche Gegenstand der Rede seyn sollte. Mittheilung der Erfindungen, Geistesbildung, Künste, Wissenschaften, der Aufklärung, der Vernunft und der Einsichten, ist Weltbürger-Pflicht; allein, Geseze, Eigenthum, Freyheit, vertheidiget der Staatsbürger; wenn wir nicht mit Worten spielen wollen. In den Jahren, da so viel von Kosmopoliten gesprochen ward, gab es manchen Weltbürger, der ein schlechter Staatsbürger war. Beyläufig sind treffliche Winke und Einsichten eingewebt, über Herder'n, über den Begriff des Worts: das Publicum, als geistige Gemeinheit eines Volks. — Daß Cultur durch Künste und Wissenschaften bey uns anders wirken, als bey den Alten. — S. II: Bey den Alten wurde der Vaterlandsliebe sehr selten, und vielleicht nie, absichtlich gedacht. Selbst der Sprache fehlte das

1368 G. g. A. 137. St., den 27. Aug. 1810.

eigenthümliche Wort (aber *Vicit amor patriae!*):
vermuthlich nur ein solch zusammengesetztes Wort,
wie das unfrige; aber *Philopolis* und *Philopatriis*
führt er an. Kräftiger, als alle Nahmen,
ist das *Dulce et decorum est pro patria mori*.

Mürnberg.

4) Französischer Vorbereitungscursus für die
ersten Anfänger im Uebersetzen. Bearbeitet
von Prof. Penzenkuffer, königl. Baiierischem Lehrer
der Französischen Sprache an den Gymnasien-
anstalten und der Unter-Normalschule zu Mün-
berg. 1810. Octav 127 S. Elementarbücher
neuerer Sprachen, zumahl für die ersten An-
fänger, gehören in den Plan unserer gelehrten
Anzeigen nicht. Gern führen wir indessen, aus
Gefälligkeit gegen den Verfasser, dieses Buch an,
welches zur Erleichterung des Uebersetzens seinen
guten Nutzen haben kann; gern tritt man auch
dem Verfasser bey, daß der Anfang zum Ueber-
setzen besser aus dem Französischen in das Deut-
sche gemacht werde, als umgekehrt; aber zu einer
verlangten möglichst baldigen Prüfung können
wir uns nicht verstehen; wir sehen auch nicht,
welche lange Prüfung erst die Schrift erforderte;
der Gebrauch derselben lehrt sich gleich durch sich
selbst; und daß es sich auch ohne erst das vor-
hin vom Verf. ans Licht gestellte Declinations-
und Conjugationschema sehr wohl brauchen läßt,
lehrt wieder die Sache selbst; und daß die Ver-
ba im Uebersetzen mitgenommen werden, deren
Conjugation noch nicht geübt war, ist auch nicht
zu mißbilligen. Alles dieß kann ohne Klang und
Gesang geschehen.

—

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter
der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 30. August 1810.

Paris.

Principes d'Eloquence de Marmontel, extraits de ses Elémens de Littérature; mis en ordre et augmentés de plusieurs articles par Mr. Chapfal, Auteur du nouveau Dictionnaire grammatical. 1809. Octav S. 559.

Dieses Buch verdient darum eine Anzeige, damit man sich durch Ansicht der ersten Zeile des Titels nicht verleiten lasse, zu glauben, es sey etwas Neues aus Marmontel's Nachlasse geliefert. Diese Rhetorik, wie schon die zweene Zeile des Titels besagt, ist nichts weiter, als ein Auszug aus den längst bey M's. Leben herausgegebenen, in der wissenschaftlicher Rücksicht sehr unbequemen alphabetischen Ordnung verfertigten, Eléments de Littérature, deren allgemeine Grundsätze M. bereits noch früher (in den von ihm verfaßten Artikeln in der Encyclopédie und in seiner Poétique Française) vorgetragen hatte. Durch den Herausgeber ist das Werk ein Schulbuch der Rhetorik geworden, und

R (6)

Lm.

von ihm, damit es so vollständig als möglich sey, mit einigen nicht bedeutenden Einschübseln vermehrt.

Hier könnten wir eine sehr kurze, trockene Anzeige schließen: aber es scheint nicht unnütz, Einiges über Marmontel und die Rhetoriken als Schulbücher überhaupt zu sagen. Zuerst von M. Marmontel, nicht ein Stern der ersten Größe, unter den so genannten Philosophen Frankreichs, aber sicher einer der Ersten der zweyten Größe, hat seinen bleibenden Ruhm allein auf seine moralischen Erzählungen und auf die nach seinem Tode erschienenen Memoiren gegründet. Zum tragischen höheren Pathos überhaupt hatte er keine Schwingen, wie seine längst vergessenen Trauerspiele, und (weil diese Niemand mehr liest) seine heroisch seyn sollenden Erzählungen unter den moralischen, hinlänglich darthun, noch mehr aber sein Belisar und seine Incas: Arbeiten in der schlechtesten Gattung des historischen Romans. Mit dem Versbau glückte es ihm auch nicht, und strömender leichter Widerstand ihm nicht zu Gebote. Als Historiograph Frankreichs ward er Geschichtschreiber; allein daß ihn dazu die Natur nicht bestimmte, zeigen die nach seinem Tode herausgekommenen Mémoires de la Régence. Ein achtbarer denkender Litterator unter seiner Nation, welche nur Römer und Franzosen kennt, war Marmontel, wie die oben angeführten Werke, aus welchen das vor uns liegende Buch entstand, beweisen: aber von dieser Seite traf ihn das Unglück, daß nach der Erscheinung seiner *Éléments de la Littérature la Harpe* mit seinem *Cours de Littérature* auftrat. Ungeachtet der Verschiedenheit des Plans zwischen beiden findet sich doch viel Uebereinstimmung von manchen Seiten, und gerade von den Seiten, wo M's. Stärke lag, ¹¹

vernünftigen Urtheilen, und Beobachtungen practischer Art, die in das Einzelne gehen: denn in die höchsten und ersten Principien der Aesthetik hineinzu dringen, das war nicht seine Sache, so wenig, als die Sache seiner Nation überhaupt. Als erstem Criticus seiner Nation kann jetzt la Harpe'n Niemand den Platz streitig machen. Er besaß nicht allein weit mehr acumen ingenii, als Marmon tel, sondern er ließ seinem feurigen Geiste weit mehr freien Lauf. M. hatte den Geist nicht. Die Natur bestimmte ihn zum Mahler seiner Scenen aus dem gebildeten geselligen Leben, und zur Darstellung idyllenartiger Anschauungen, Empfindungen. Daß er aber ein Mann von Genie, ein sehr seltener in den gedachten Gattungen war, davon zeugen seine nachgelassenen Memoiren am besten. Auffallend bleibt es, daß er sein größtes, vorzüglichstes Werk im späten Alter für die Nachwelt schrieb: aber erklärlich, weil ihm die Gegenwart eine Art von Schnürbrust, besonders in allen Arbeiten von größerm Umfange, anlegte. M. gehörte nämlich zu der zahlreichen Classe von Schriftstellern, die in eleganten Gesellschaften leben wollten, auf welche die Stimmen und Urtheile der Salons den bedeutendsten Einfluß erhalten hatten, die in kleineren Zirkeln ihre Arbeiten im Manuscripte vorlasen. Ohne die Stimmen jener Salons den Einfluß des Vorlesens recht zu würdigen, steht ein getreues Bild des Ganges der Litteratur in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris nicht zu fassen. Wo diese Ursachen Statt finden, werden sie wohl allenthalben ähnliche Wirkungen darin hervorbringen, daß sie im Ganzen dem freien Fluge des Geistes Fesseln anlegen, die Werke nach dem Effecte auf bekannte Personen und Gesinnungen be-

rechnet werden: Rücksichten, die hier und da vortheilhaft im Einzelnen zur Vermeidung mancher Beleidigungen des guten Geschmacks zu wirken vermögen, aber im Allgemeinen stets die sehr überwiegende bemerkte nachtheilige Wirkung äußern werden. In kleineren Aufsätzen, in Migniaturgemälden, wie mehrere der Marmontellschen Erzählungen, zeigen sich natürlich die Folgen jener Nachtheile nicht. M's. Manier in diesen Erzählungen ist viel nachgeahmt; allein wir wissen nicht, daß ein Anderer in irgend einer Nation Etwas hervorbrachte, das seinen bessern Erzählungen an die Seite gestellt werden könnte. Mit Voltaire's, mit Boccazens Manier ist die von Marmontel gar nicht zu vergleichen. Daß er aber nicht bloß ein feiner Beobachter, sondern auch ein trefflicher Darsteller war, das zeigen mehrere seiner Erzählungen, von welchen wir nur die *Déjeunés du village* nennen wollen. Die nachgelassenen Memoiren von M's. Leben hat man zwar, wegen angeblicher Ausschmückungen, die darin vorkommen sollen, und wegen einiger Züge wohlgefälliger Eitelkeit, welche bekanntlich sehr Eitle am wenigsten verzeihen, in seinem Vaterlande bitter getadelt, aber doch dem Werthe der Darstellung, des Vortrags und den interessanten Nachrichten des Buchs die verdiente Belobung widerfahren lassen.

Die Rhetoriken, als Schulbücher betrachtet, möchten überhaupt wohl einen gleichüberwiegenden, als unvermeidlichen nachtheiligen Einfluß auf die Bildung junger Leute zur Beredsamkeit äußern, zur Beförderung einer sehr schlechten Gattung von Beredsamkeit wirken. Wird es gleich in einer jeden Rhetorik den Alten sehr vernünftig nachgesagt, das erste unerklärliche Erforderniß des Red-

ners, wie des Schriftstellers, sey dieses: Die Sache zu verstehen, über welche er spricht oder schreibt; wird gleich angeführt, daß ohne Geist und Kraft kein großer Redner war, noch seyn kann; wird gleich, was selten genug geschieht, der Wahrheitsinn empfohlen, ohne welchen wohl blende, fesselnde Declamatoren, beredte Sophisten, doch keine großen Redner, auf die Dauer dieses Namens würdig, sich fanden; wird gleich das Alles, das Erste und Wichtigste, erwähnt: so ist doch das bey weitem nicht einmahl hinreichend. Naturgaben, Stimme, Figur, von welchem Verthe sind nicht diese! nebst Uebung, trefflichen Mustern, lebenden, todt! Dieses längst Bekannte wird frenlich in den Rhetoriken erwähnt. Es wird in ihnen, wie auch in der vorliegenden ganz gut gesehen, der Unterschied zwischen der Beredtsamkeit in den verschiedenen, über Staatsangelegenheiten deliberirenden, größern Versammlungen, der gerichtlichen und der Kanzelberedtsamkeit, aus einander gesetzt. In so weit ist alles nützlich; wenn aber, wie in den meisten Rhetoriken, die Erklärung der Figuren der Kunst den bedeutendsten Raum einnimmt: so scheint der überwiegende Schaden der Rhetoriken, als Schulbücher, unvermeidlich. Diese Figuren der Kunst, mit den fremden gelehrten Nahmen, werden zu Versuchen reizen, sie anzubringen. Vergebens wird man dem Knaben einzuprägen suchen: Das Erste und Wichtigste sey, die Sache zu verstehen, Meister der Sache, die man vortragen, über die man reden will, zu seyn: die künstlichen Figuren werden seinen Verstand beschäftigen, er wird diese practisch in Vorübungen anwenden wollen, sich in einer schlechten Manier gefallen lernen. Wie Mancher, der einen Fehler in

den Sprach= Organen hatte, mochte nicht glauben, ein Demosthenes zu werden, wenn er diesen zu besfern trachtete, uneingedenk, daß die außerordentlichen Gaben des Geistes und der Kraft es waren, welche den Demosthenes unsterblich machten. Auf unwesentliche Dinge hat der Haufen stets das stärkste Gewicht gelegt, und die Köpfe junger Leute dürfen durch die Erklärungen der Figuren der Rhetorik, wenn solche sie nicht einschläfern, auf schlechte Kunststücke der Beredsamkeit unvermeidlich fallen. Genauere Bekanntschaft mit den Regeln irgend einer Kunst brachte allein zwar nie etwas Treffliches hervor. Die Regeln schaffen nichts Schönes; sie lehren nur Fehler vermeiden, und behalten darum ihren hohen Werth: aber die Erklärungen und ausführlichen Hinweisungen auf die recht künstlichen Kunststücke führen den Haufen der Jugend irre; und das Genie wird sie demnächst schon von selbst passend gebrauchen lernen. So wenig Nühmliches sich auch im Ganzen von unserer Deutschen Beredsamkeit sagen läßt, so hat sie doch darin einen großen Vorzug, daß nicht durch den Gebrauch zukünstlicher Mittel eine verdrehte, verkehrte Manier in ihr entstanden ist, die sich am schwersten ablegt. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Grund, daß wir uns von dieser Manier ziemlich rein erhielten, darin suchen, daß wir in vielen unserer Schulen keine Rhetoriken als Schulbücher gebrauchen. Als Sammlung schöner Stellen aus Dichtern, Rednern, als Exempelbücher, behalten die Rhetoriken ihren Werth. Man freuet sich, so viel fremdes Schönes in nuce da zu finden: aber den Zweck, Exempelbücher, eine Auswahl trefflicher Stellen, der Jugend in die Hände zu geben, haben wir Deutsche ohne den Nachtheil gewöhnlicher

Rhetoriken erreicht, uns dabey auch noch ziemlich vor den Folgen der Uebertreibung bewahrt, welche entstehen, wenn man zu häufig aus dem Zusammenhange herausgeriffene Stellen der Jugend in die Hände spielt, sie verwöhnt, nur an der Quintessenz Gefallen zu finden, nicht auf den Zusammenhang zu merken, das Schöne nicht selbst zu suchen. So nachtheilig Rhetoriken als eigentliche Schulbücher zu wirken scheinen, so nutzbar mag eine reifere Jugend Vorlesungen, mit solcher Klarheit und gesunder Vernunft abgefaßt, wie die von Blair *on Rhetoric and belles letters*, gebrauchen. Rhetoriken der Nationen, in welchen die höheren Gattungen der Beredsamkeit über Staatsangelegenheiten verfassungsmäßig angewandt werden konnten, pflegen sich natürlich durch anschaulichere Kenntniß und durch das Gefühl des Wichtigern vom Unwichtigern auszuzeichnen. Die besten Exempelbücher vermögen jedoch die Deutschen zu liefern, weil keine Nation so vertraut, als die unsrige, mit den Schönheiten der Dichter, nicht so der Redner, ist. Da es interessant bleibt, einen denkenden, seine Sprache genau kennenden, Mann, wie Marmontel, über diese zu hören, so wollen wir zum Schlusse ein paar Stellen über seine Sprache und die Accentuation derselben auszeichnen: *La langue Française a dû peut-être les facultés qui la distinguent, à la souplesse, à la mobilité. et en même temps au ressort du caractère national. Le génie Français n'a exclusivement aucun caractère, et de là vient aussi qu'il n'en a aucun éminemment; mais, au besoin, il les prend tous et à un assez haut degré. Il en est de même de la langue Française: sa qualité distinctive et dominante, c'est la clarté: elle s'est donné*

1376 G. g. N. 138. St., den 30. Aug. 1810.

tout le reste à force de peine et de soin. Ueber die Accentuation das sehr Wahre und wenig Bemerkte: L'accent français est peu marqué dans le langage ordinaire, la politesse en est la cause. Il n'est pas respectueux d'élever le ton, d'animer le langage; et l'accent, dans l'usage du monde, n'est pas plus permis que le geste. E. B.

h. j. v.

Göttingen.

Chirurgische Beobachtungen über das Auge; nebst Anhang über die Einbringung des Mannskatheters und die Behandlung der Hämorrhoiden, von James Ware. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Johann Georg Kunde, und mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen versehen von Dr. Carl Himly, Professor zu Göttingen. Erster Band, mit zwey Kupfertafeln. 1809. Bey H. Dieterich. Erster Band I. . . X, 1 . . . 364 Seiten. Zweyter Band. I . . . VIII, 1 . . . 175 Seiten in Octav. Das Englische Original: *chirurgical Observations*, ist zu seiner Zeit, sowohl nach der ersten Ausgabe 1800 S. 649, als die zweite 1805 S. 923 f. in diesen Blättern angezeigt worden. Nach der letztern ist die gegenwärtige Uebersetzung vom Hrn. Dr. Kunde verfertigt; "sie ist treu, und mit Kenntniß und Fertigkeit, sowohl im Fache, als in beiden Sprachen, gearbeitet", wie sich Hr. Professor Himly selbst in der Vorrede ausdrückt, in welcher er von der Einrichtung und vortheilhaft veränderten Anordnung der einzelnen Stücke des Werks, und von den beygefügtten Anmerkungen, Nachricht gibt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter

der Aufsicht der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. Stück.

Den 1. September 1810.

Braunschweig.

Wörterbuch der Deutschen Sprache. Veran-
staltet und herausgegeben von Joachim Heinrich
Campe. Viertes Theil. S und T. 1810. In
der Schul-Buchhandlung. In Quart 940 Seiten.
Der um die vaterländische Sprache so hochverdiente
Verfasser hat die Zufriedenheit erlebt, daß sein
Werk durch die öffentliche Stimme und in einer
feyerlichen Ständeversammlung für ein National-
werk erklärt worden ist. Dieß kann ihn über den
Tadel von Einzelnen über Einzelnes wegsetzen.
Wirkliche Mängel werden alsdann erst erkannt und
berichtigt werden können, wenn man den ganzen
Sprachvorrath vollständig vor Augen haben, wenn
man Alles und Jedes mit dem Andern unter sich und
gegen einander wird vergleichen können; Sprachver-
hältnisse, Natur und innerer Character der Sprache,
Sprachgesetze, werden sich immer mehr entwickeln,
und der Sprachgebrauch, der in so vielen Fällen un-
regelmäßig verfuhr, wird sich unvermerkt zum Rich-
tigern bilden; auch von dem vielen eigenmächtig
Gebildeten unserer Neuern wird bleiben, was blei-

ben kann; denn nur die Zeit kann dem Neueingeführten die Sanction geben, am besten und glücklichsten in einer bereits gebildeten Sprache: denn in einer rohen Sprache ist es offenbar, daß Vieles, aller Sprachregel entgegen, zum Sprachgebrauch wird und geworden ist, selbst dasjenige, wogegen sich anfangs das Sprachgefühl hat sträuben müssen. Das Hauptverdienst fällt demjenigen zu, welcher Muth und Unternehmungsgeist genug hatte, ein solch ungeheures Werk zuerst auszuführen, das den Grund von allem Uebrigen legen mußte. Nun es da stehet, wird die Verbesserung im Kleinen und Einzelnen leicht seyn, und selbst durch das Werk befördert und besser geleitet werden, indem zur richtigen Vergleichung reichlicher brauchbarer Stoff vorbereitet worden ist. Alles dieses liegt in der Natur der Sache selbst. Denn wir bescheiden uns sehr gern, daß ein gewöhnlicher Sprachkennner im Rathe der geschwornen Richter keine bedeutende Stimme haben kann; es läßt sich aber doch auch außergerichtlich unparteyisch und nicht ganz unvernünftig urtheilen. Das Einzelne bleibt immer genauern Beurtheilungen vorbehalten. Nur wird man eingedenk bleiben, daß diese in die Micrologie gehende Beurtheilung auch nicht weiter, als für das Einzelne, von dem die Rede ist, gültig seyn kann. Hr. Campe ist zu bedauern, daß er sich in der Denlage in eine Vertheidigung einzulassen genöthiget gesehen hat, gegen Tadel und Vorwürfe, deren Werth und Unwerth Unparteyische und Billige leicht für sich einsehen und würdigen werden, zumahl bey dem Aufschluß, der in der Schrift selbst gegeben ist. Wir geben indessen gern zu, daß in Beziehung auf eigentliche Sprachkünstler noch eine Verschiedenheit eintritt: Genauere, strenge, selbst harte, Urtheile mögen vielleicht unter Kunstverwandten,

Mitkünstlern, und Wettseifern, eine Stelle finden, wenn sie nur Wahrheitsliebe verrathen, in den Grenzen der Mäßigung, Billigkeit und Sittlichkeit bleiben, Nutzen bezielen und leisten. Ob bey den angeführten Kritikeleyen überall dieß zutrifft, mögen wir nicht bestimmen. Da der Verf. gleich in der Vorrede zum ersten Bande seinem Wörterbuch keine unbedingte Vollkommenheit bengelegt hatte, hingegen sich verbindlich machte, das weiter hin erkannte Fehlende nachzuliefern oder zu berichtigen: so fiel schon dadurch ein großer Theil der Vorwürfe weg.

Das Werk ist nun unter allen Bedrängnissen der Zeit glücklich so weit gediehen, daß es mit dem nächsten Bande sich dem Ziele nähern wird. Wir freuen uns aber nicht wenig, daß wir hören, daß der Verfasser der allgemeinen Stimme nachgeben, und einen sechsten, oder *Ergänzungsband*, hinzufügen wird, welcher die *Abstammungen* darlegen soll; der Verfasser desselben wird der kenntnißreiche Dr. und Professor Vater in Königsberg seyn.

Paris und Lyon.

*Recherches expérimentales anatomiques chimiques etc. sur la physique des animaux mammifères hybernans, notamment les Marmottes, les Loirs etc. Ouvrage qui a remporté le-prix le 4. Janvier 1808 à l'Institut national par M. J. A. Saisy, D. en M. etc. 1808. 98 S. in Octav. Eine gründlich abgefaßte, von mehreren Seiten interessante, Schrift. *Première Partie. Sect. I. De la température des Marmottes, des Loirs etc. 1) dans leur état ordinaire, 2) dans leur engourdissement.* Hr. Saisy stellte seine Versuche in einem beständig offenen Zimmer, meist mit Marmelthieren, Igelu, Haselmäusen und Fledermäusen, an, und ließe Tabellen über den Wärmegrad, welchen er in den Monaten August, September und November bey diesen*

Thieren an den Ohren, im Munde, unter den Achseln, in den Weichen, im Mastdarne, in der Brust, am Herzen, im Bauche und an der Leber bemerkte. Diesen Beobachtungen zufolge haben diese Thiere in ihrem gewöhnlichen Zustande des Sommers, oder wenn man sie reizt, eine beynahe so hohe Temperatur, als der Mensch und die ihm analogen Thiere. 2) steht diese Temperatur in geradem Verhältnisse mit der Temperatur der Atmosphäre, nur jederzeit höher, als die Atmosphäre, selbst bey der größten Sommerhitze, so wie die größte Winterkälte sie nicht bis o herunterbringt; denn wenn diese erfolgt, so kommen die Thiere um. Diese Thiere liegen während des Winterschlafes zusammengefaltet, ihre Augendeckel sind geschlossen, ihr Athmen ist schwach, ja im tiefsten Schlafe hört es, so wie der Kreislauf des Blutes, gänzlich auf, und sie fühlen sich kalt an. *Sect. II. Du degré de froid nécessaire à l'engourdissement des Marmottes, des Loirs etc.* 2) *Du temps, qui leur faut, pour reprendre leur température ordinaire, lorsqu'on les réveille.* Die meisten dieser Thiere schlafen ein, wenn die Temperatur 5 Gr. über zero steht. So wie man sie erweckt, nehmen das Athmen und der Kreislauf des Blutes augenblicklich ihre Thätigkeit wieder an, und ihre Temperatur kommt in einigen Stunden aufs Maximum. Man könne Thiere zu verschiedenen Mahlen aus ihrem Winterschlafe erwecken, ohne daß es ihrem Leben schadet. Der Igel zeigt sich zum tiefen Einschlafen am fähigsten oder empfänglichsten (*susceptible*). Spallanzani's Behauptung, daß Haselmäuse bey einer Temperatur von 10 Grad Reaum. einschließen, sey nicht richtig. Stört man sie nur nicht nach dem Einschlummern, so schlafen sie vollends tief ein. Die Murmelthiere schlafen nur bey einer sehr strengen Kälte ein, und, wie die Hamster, vielleicht dazu nur in einer Höhle. Denn zwey Murmelthiere blieben, in einem offenen Zimmer, den ganzen

Winter hindurch wach, während daß die Igel, Haselmäuse und Fledermäuse in den tiefsten Schlaf versinken. Der Winterschlaf der Murmelthiere und Igel scheint fester, als der der Fledermäuse und Haselmäuse. Ein Murmelthier erwacht erst in 8 bis 9 Stunden, eine Haselmaus schon in zweyen. Um diese Thiere aus der Lethargie zu bringen, ist es eben nicht nöthig, sie in eine milde Temperatur zu bringen; wenig Schütteln, leichtes Reizen, Versetzen in eine kältere Temperatur als diejenige, in welcher sie einschließen, reicht hin, ihre Temperatur aufs Maximum zu bringen, wiewohl es nicht lange dauert, weil sie gleich wieder einschlafen. *Sect. III. De la quantité du gaz oxygène, que les Marmottes, les Lèvres etc. consomment pendant un temps donné, soit dans l'état ordinaire, soit dans l'engourdissement.* Der Verbrauch des Oryngengases von diesen Thieren steht in geradem Verhältnisse zu ihrer Temperatur. Nimmt die Temperatur ab, so wird auch der Verbrauch des Oryngengases geringer; ist der Winterschlaf mäßig, so ist er fast unmerklich, ist der Winterschlaf vollkommen, so hört er völlig auf. Auch vermögen diese Thiere in einer Atmosphäre zu leben, in welcher ein Licht verlischt, und andere Thiere umkommen. *Sect. IV. De la respiration des Marmottes etc.* 1) dans leur état ordinaire, 2) dans l'engourdissement. Das Athmen der Winterschlaf haltenden Thiere ist beschleunigt oder verlangsamt, je nachdem die Temperatur der Atmosphäre mehr oder weniger erhöht ist; Nachts und Sommers thätiger, als des Tages oder in der Kühle des Herbstes. Sind sie tief eingeschlafen, so hört, wie schon bemerkt worden ist, die Respiration gänzlich auf. Man kann sie alsdann, ohne ihnen zu schaden, in sehr mephitisches Gas bringen, sie ohne Gefahr sogar unter Wasser tauchen, les submerger même sans aucun accident. Hr. S. öffnete die Brust solcher eingeschlafenen Thiere, und bemerkte

keine Bewegung in den Lungen. *Sect. V. De la circulation du sang des Marmottes, des Loirs etc.* 1) dans leur état ordinaire, 2) dans l'engourdissement. Der Kreislauf des Blutes, so wie die natürliche Wärme und das Athmen, stehen bey diesen Thieren unter dem Einflusse der Temperatur der Atmosphäre. Denn wirklich ist ihr Puls im Sommer frequent, im Herbst merklich seltener, sehr schwach und langsam, sowohl wenn sie einschlafen, als wenn sie erwachen. Der Kreislauf des Blutes ist suspendirt, die Gefäße sind wie abgestorben, wenn der Schlaf tief ist. Unterdeffen scheinen die Reste der Vitalität und des Kreislaufs des Blutes sich ins Herz und die großen Blutgefäße zurückgezogen zu haben. Hr. S. unterband die Arterien und Venen eines Murmelthiers, öffnete sie, und le sang sortit lentement et d'une manière passive, gerade, als käme es aus einem toten Theile. Die Gefäße dieser Theile scheinen halb leer, und das Blut in einem Zustande von Stockung. Die Gefäße in der Brusthöhle frozten von Blut, und schienen ganz unthätig, das Blut ohne Bewegung. Das Herz und die großen Arterien schlugen 10 bis 12 Mal in einer Minute, nach angebrachter Wirkung einer Voltaischen Säule 20 Mal. Doch ist das Blut nicht, wie Einige behaupteten, selbst in der allertiefsten Lethargie, figé, sondern nur in scheinbarer Stockung. *Sect. VI. De la sensibilité et de l'irritabilité des Marmottes, des Loirs etc. dans l'état d'engourdissement.* Der Torpor vernichtet, scheinbarlich nach dem Grade, auf welchem er steht, die Sensibilität der Theile, selbst in den mit ihr am meisten begabten Theilen; die Reizbarkeit dagegen widersteht weit mehr dem Einflusse der Kälte: denn so tief auch das Einschlafen seyn mag, so entwickelt sie sich mit mehr oder minderer Energie, der Natur des Agentis gemäß, welches man zu ihrer Erweckung anwendet. Der Zinkpol, an den Nerven, der Kupferpol, an den Muskel gelegt,

erregte Zuckung, wenn umgekehrt der Zinkpol, an den Muskel, der Kupferpol, an den Nerven gelegt, keine Zuckung bewirkte. — *Seconde Partie.* Quelles sont les causes de l'engourdissement hivernal auquel sont sujets certains animaux — et pourquoi est-il propre à ces animaux? *Sect. I.* Différences anatomiques qui distinguent les Marmottes, les Loirs etc. d'avec les animaux de la même espèce, mais qui ne sont pas sujets à l'engourdissement. 1) Ihre Lungen sind kleiner, als bey ihnen ähnlichen Thieren; 2) ihr Herz, ihre Arterien und Venen im Innern der Brust und des Bauches sind (die Lungengefäße ausgenommen) von ansehnlicherer Capacität; 3) die Nerven am Aeußern des Körpers sind größer. Hr. S. liefert darüber schätzbare Tabellen, indem er das Murmeltier mit dem Kaninchen, den Igel mit dem Meerschweinchen, die Haselmaus mit der Ratze, die Fledermaus mit der Hausmaus vergleicht. *Sect. II.* Examen du sang et des autres humeurs des Marmottes, des Loirs etc. Sind diese Thiere eingeschlafen, so ist ihr Blut kalt (nach S. 81 fünf, ja nur drey Grade über zero), braunroth, und gar nicht geronnen (fixé). Die Galle ist von der Galle anderer Thiere durch ihren süßlichen Geschmack verschieden. Das Fett ist schmierig, wie Schweineschmalz, und nicht durchs Einschlafen erhärtet. Das arteriöse Blut der nicht eingeschlafenen Marmotten, Igel, Haselmäuse und Fledermäuse war etwas wärmer, als das venöse. Das Blut dieser eingeschlafenen Thiere behält seine Flüssigkeit, ungeachtet es seine natürliche Wärme und Beweglichkeit verliert. Es enthält an $\frac{2}{3}$ weniger Faserstoff (fibrine), und die Hälfte weniger Eyweißstoff, aber $\frac{1}{4}$ mehr Wasser et quelques millièmes de gélatine. Es gleicht dem Blute der Fische. *Sect. III.* Quelles sont les causes prédisposantes ou primitives de l'engourdissement des Marmottes, des Loirs etc.? 2) Comment cet en-

gourdissement est - il déterminé par le froid? 3) Pourquoi est-il propre à ces animaux? 4) Enfin quels en sont les phénomènes? Buffon und Spallanzani, welche eine Erkältung des Blutes, oder eine Uebersättigung der Gefäße des Hirns für die Ursache des Winterschlafs ansahen, nahmen die Wirkung für die Ursache. Die Blutgefäße des Gehirns fand Hr. S. keineswegs strotzend angefüllt, sondern im Gegentheile halb leer. Auch John Hunter irrte, wenn er den Mangel an Nahrung für die Ursache hielt, indem man diese Thiere neben ihrem liebsten Futter eingeschlafen findet. Die primitiven oder prädisponirenden Ursachen des Winterschlafs einiger Säugthiere sind folglich nach dem Vf.: 1) da die Winterschlaf haltenden Thiere kleinere Lungen als andere Thiere haben, so haben sie auch um einige Grade weniger Wärme; 2) die Blutgefäße der äußern Theile sind klein, das Herz hingegen nebst den Gefäßen der Brusthöhle und des Unterleibes groß oder weit, daher das Blut hier gehörigen Raum findet, wenn es durch die Kälte nach innen getrieben wird; 3) die fast haargleiche Dünne der Blutgefäße des Aeußern des Körpers macht, daß die mindeste Kälte eine bedeutende Wirkung auf sie äußert; 4) die dicken und vielfachen Nerven des äußern Körpers, vereinigt mit der Kleinheit der Blutgefäße, machen, daß die Kälte eine ansehnliche Gewalt auf diese Thiere auszuüben vermag (so wie die nervenreichen, aber nur wenig Blutgefäße habenden Finger, wenn sie von der Kälte ergriffen werden, erstarren und erblaffen, während der Rücken der Hand violett wird, so wird bey den Winterschlaf haltenden Thieren eine gleiche Einrichtung zur Ursache ihrer Erstarrung); 5) das wenig gerinnbare Blut unterhält größten Theils die schwachen Reste eines weniger als vegetabilischen Lebens; 6) endlich macht die süßliche Galle, daß diese Thiere bey eintretender Kälte durch den Hunger nicht gereizt werden.